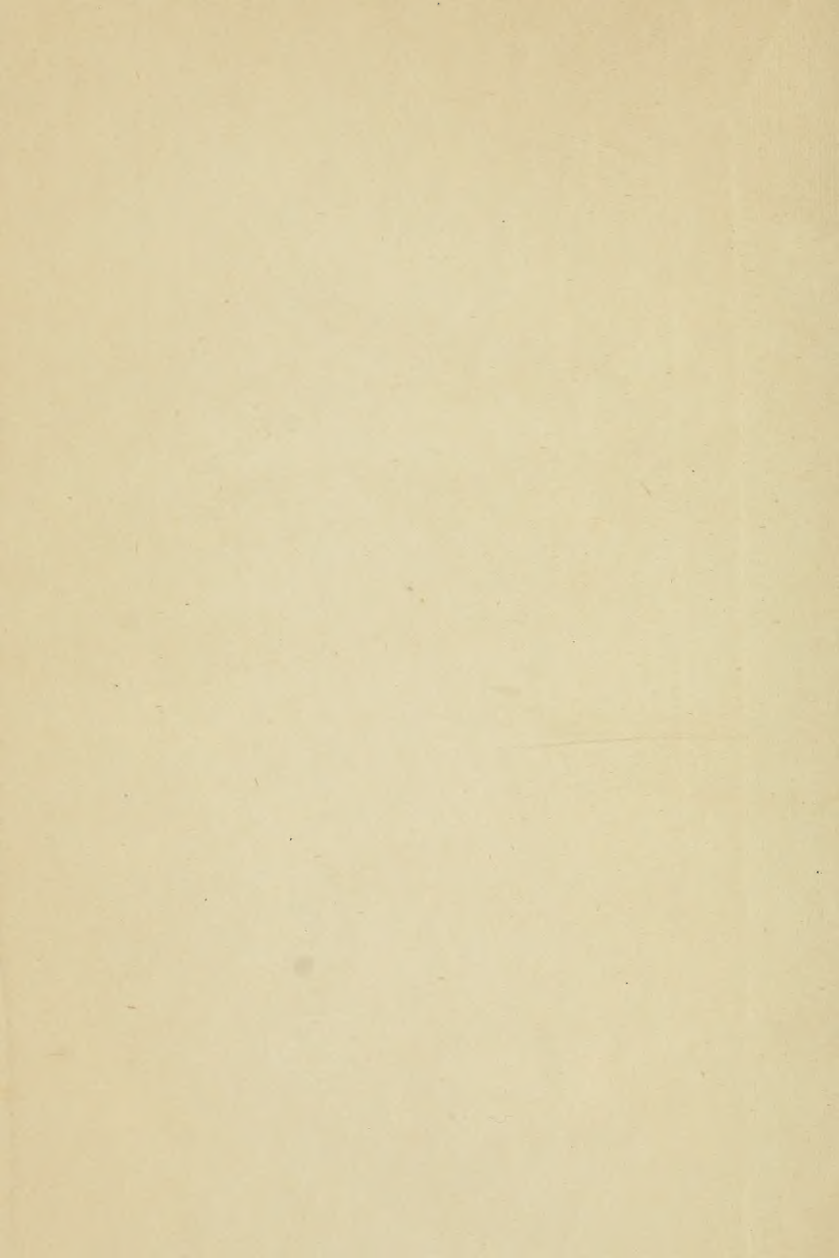
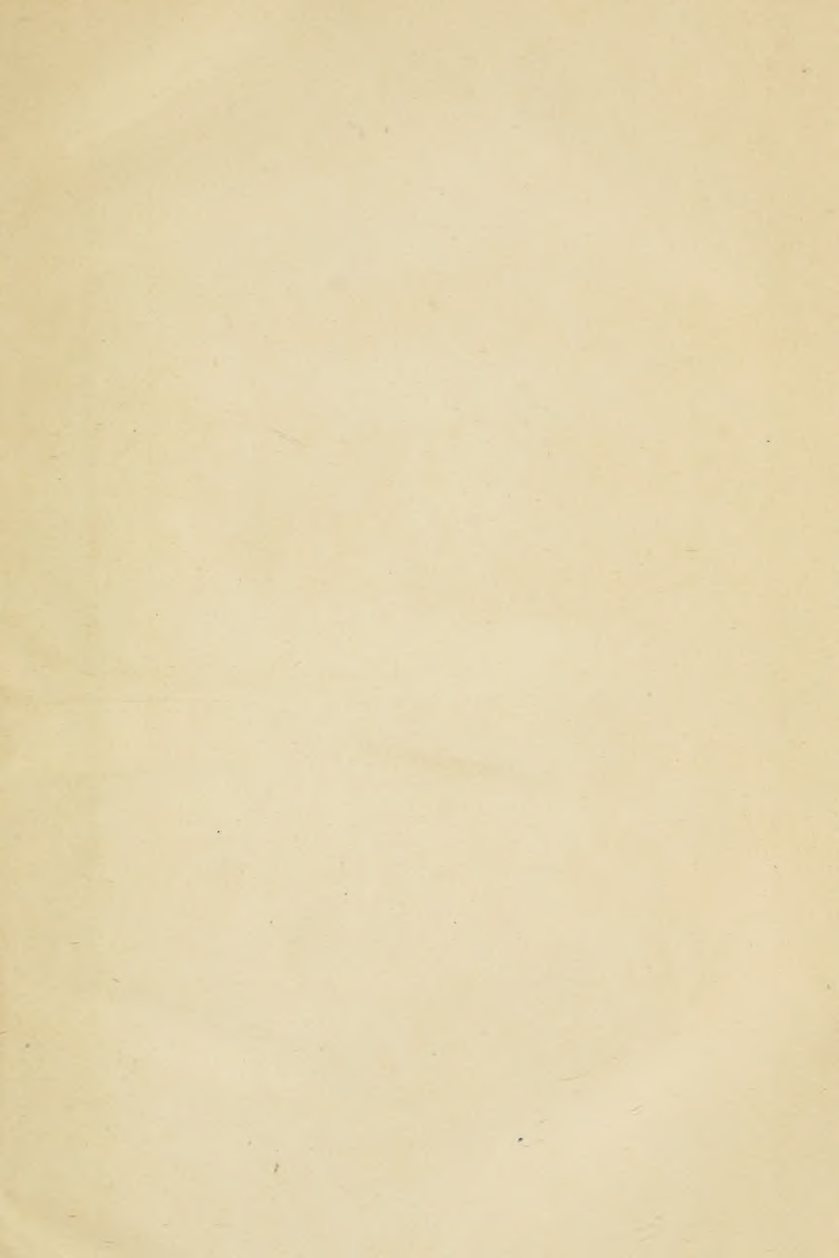
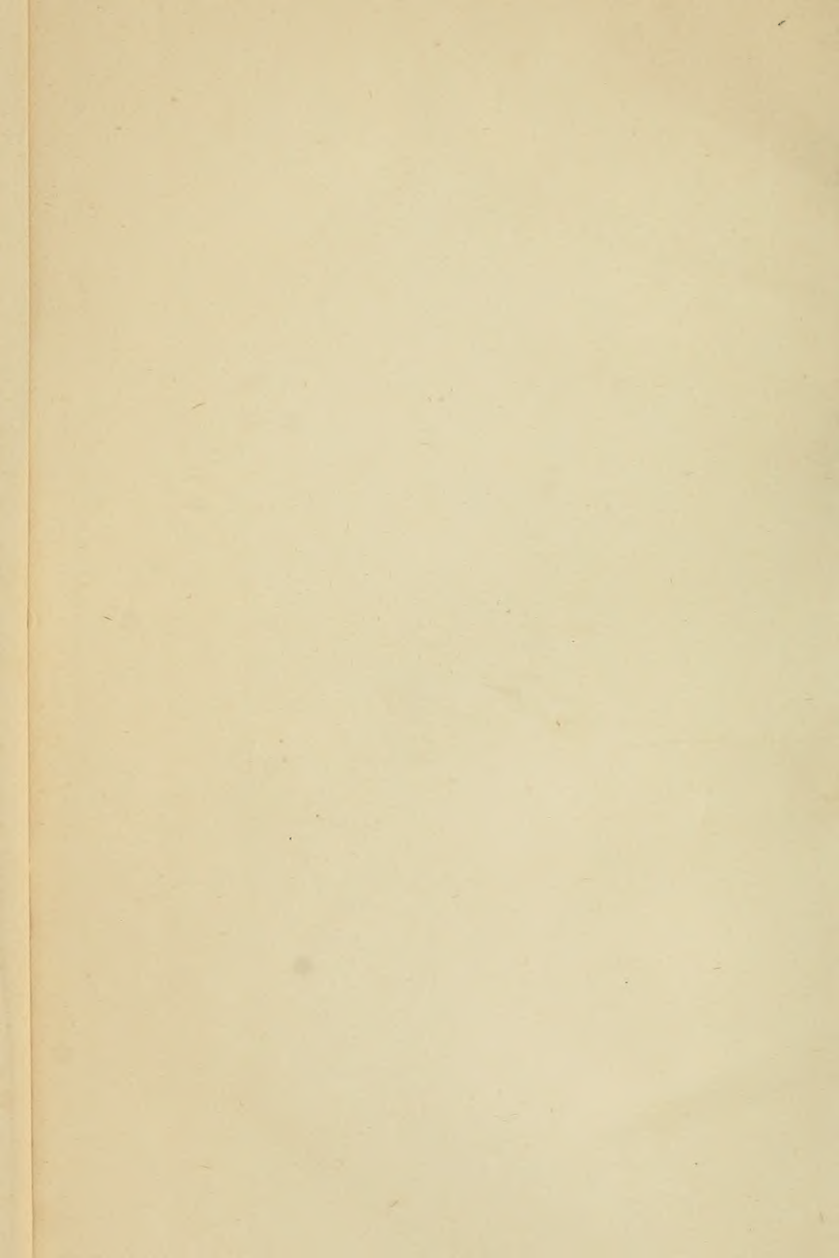
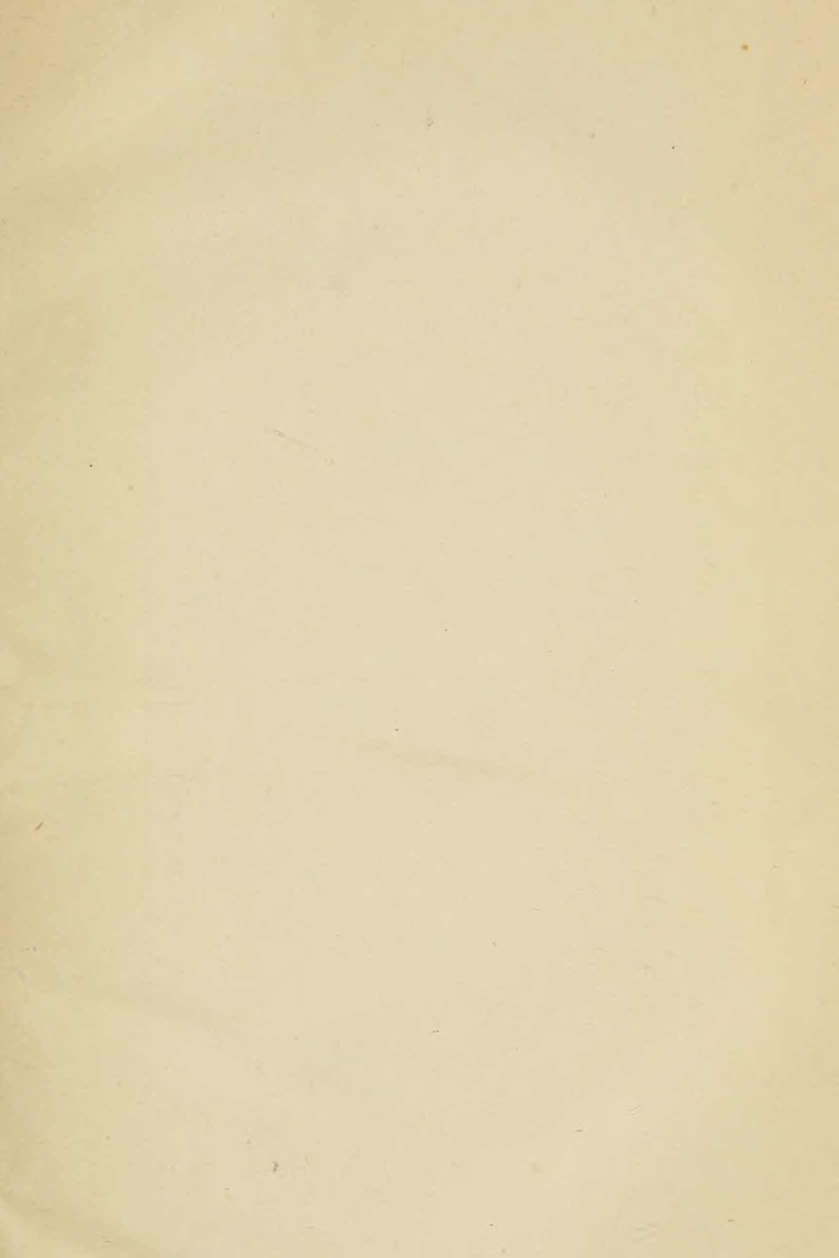












Friedrich von Raumer's

Vermischte Schriften.

Dritter Band.

Vermischte Schriften

von

Friedrich von Raumer.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Vorrede.

Wenn die Mehrzahl der gedruckten Bücher nach wenigen Jahren fast vergessen ist, so scheinen Beurtheilungen derselben dies Schicksal noch weit mehr zu verdienen. Die Recensionen, welche zum Theil den dritten Band meiner „Vermischten Schriften" ausfüllen, betreffen indessen theils werthvolle Bücher und enthalten, zur Zeitersparung, in aller Kürze deren wesentlichen Inhalt; theils führen sie Uebersehenes vor die Augen, und zeigen wie manches Buch bei seiner Erscheinung betrachtet, gebilligt oder bekämpft wurde. Einzelne Recensionen endlich handeln von selten gewordenen lehrreichen Werken.

Die erste der aufgenommenen Beurtheilungen, über Lombard's „Denkwürdigkeiten", hatte auf meine Lebensschicksale erheblichen Einfluß. Der Freiherr von Hardenberg las sie in den „Heidelberger Jahrbüchern", erkundigte sich nach dem Verfasser und zog mich demnächst in seine Nähe.

Die Anzeige der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (welche vor Allem verständlich sein sollte) hat Hegel sehr genau durchgesehen und nach Form und Inhalt gebilligt.

In den musikalischen Aufsätzen und Kritiken habe ich viel, und insbesondere fast Alles gestrichen, was sich auf die einzelnen Aufführungen bezog. Nur Frau Schröder-Devrient erhob sich durch ihr großes dramatisches Genie über die bloße Tagesgeschichte, und verdient eine dankbare Anerkennung in der Geschichte der echten, dauernden Kunst.

Die anonym, und in einem sehr ungünstigen Augenblicke (Februar 1848) erschienene „Spreu" ist (mit wenigen Veränderungen und Zusätzen) wieder abgedruckt. Sie ward niedergeschrieben vom 15. October bis 20. November 1847. Schriftsteller haben bekanntlich oft die größte Vorliebe für die schwächsten ihrer Werke. Vielleicht irre ich in derselben Weise, indem ich vermuthe, daß wenn dereinst meine größeren Arbeiten durch bessere ersetzt, oder ganz vergessen sind, sich noch einiges „allerkleinstes Leben" in der „Spreu" erhalten wird!

Berlin, 14. Mai 1854.

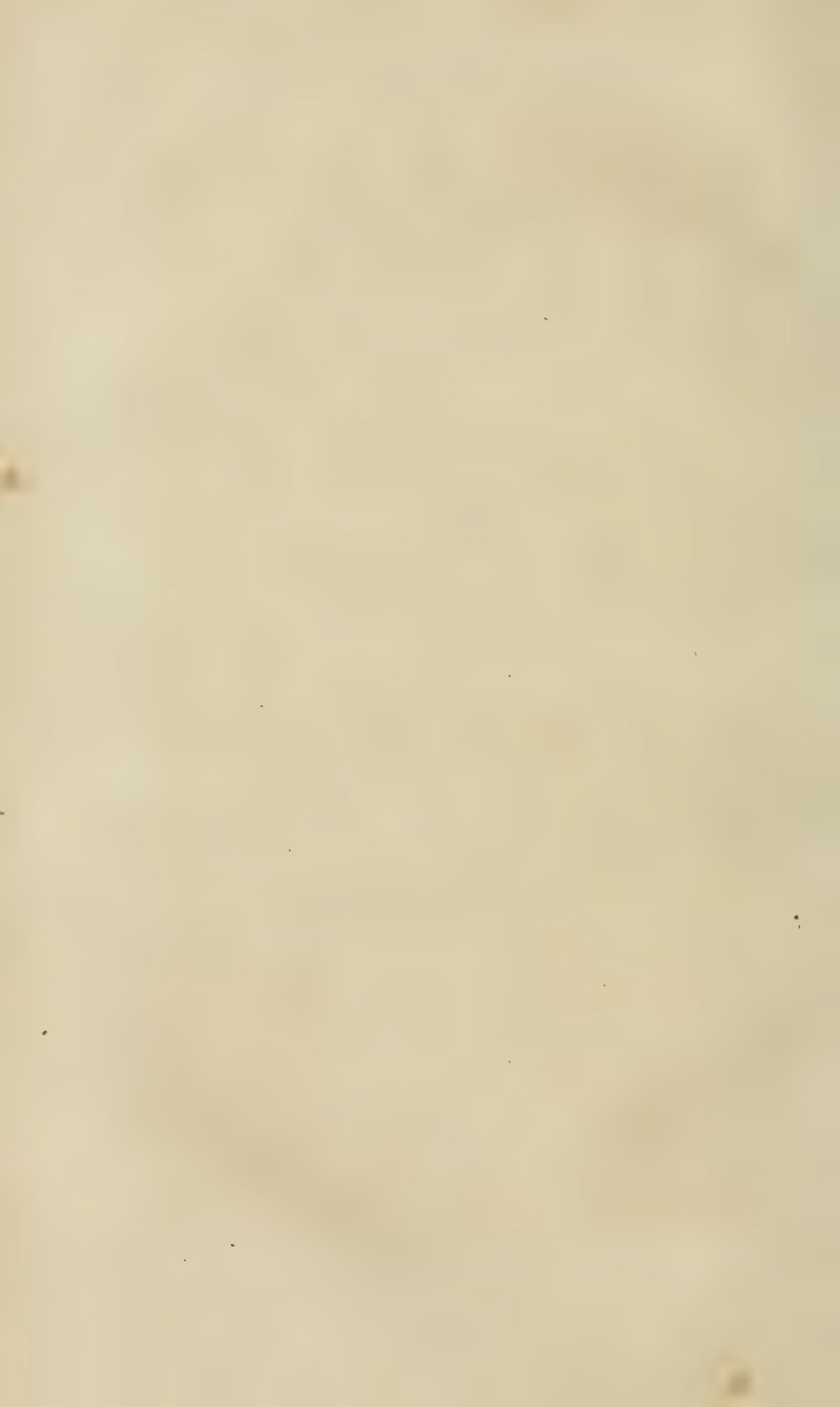
Inhalt.

VII. Theater und Musik.

Briefe, Berichte, Beurtheilungen.

VI.

Recensionen.



1.

Matériaux pour servir à l'Histoire des années 1805, 1806 et 1807. Dedié aux Prussiens par un ancien Compatriote. (Lombard.) Neue Ausgabe. Frankfurt und Leipzig, Fr. Nicolai. 1808.

Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Seinen Landsleuten zugeeignet von einem Preußen. Berlin und Stettin, Fr. Nicolai. 1808.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1809, II, 193.)

Erst von der Nachwelt erwartet Napoleon unbefangenes Urtheil über die jetzigen Weltbegebenheiten; die Parteiung der Leidenschaften scheint ihm natürlich und in diesem Augenblick unvertilgbar. Der Verf. vorliegenden Werks hat aber nicht etwa blos den Muth, einen Versuch solcher Aussöhnung anzustellen; sondern er überspringt vielmehr alle Schwierigkeiten, indem er, den gewöhnlichen historischen Standpunkt beseitigend, uns das Buch des Schicksals selbst langsam entfaltet und beweiset, daß weder Weisheit noch Verzweiflung gegen die Beschlüsse der Vorsehung etwas ausrichten könne, noch solle. (S. 115, 127, 205.)

Es ist gewiß, daß uns die tiefste geschichtliche Kenntniß, sowie die Unbefangenheit des religiösen Gemüthes in dem Gange der Weltbegebenheiten keine furchtbar-schreckliche, sondern natürlich erfreuliche Nothwendigkeit zeigt; allein es ist die sonderbarste Verwegenheit und, wie man sich auch das Unbegreifliche erklären möge, nimmer zu dulden, daß sich einzelne Personen mit ihren Ansichten und Rathschlägen anmaßlich wie Stellvertreter und Organe der Vorsehung hinstellen und in jener Appellation ihre Rechtfertigung finden wollen. Sie schlendern (mit Goethe zu reden) ohne Ueberlegung hin, lassen sich durch Zufälle bestimmen und geben endlich den Ergebnissen eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung!

Gesinnungen dieser Art müssen alle eigenen Kräfte untergraben, weil sie keine beharrliche Uebung und Richtung begreifen und dulden; sie führen zu Widersprüchen weil sie, unfähig das Gegebene zu gestalten, allen Einwirkungen leidend sich hingeben; sie stürzen Staaten und Einzelne ins tiefste Verderben und geben der Nachwelt ein abschreckendes Beispiel. Auf wenigen einfach großen Grundsätzen, die aus einer einigen ewigen Wurzel emporsprossen, beruht alle Sittlichkeit und menschliche Größe; jene haben sich bewährt im Glück wie im Unglück, im Aufstreben wie im Hinstreben, an Rom wie an Numantia, an Kaiser Friedrich I. wie an Mailand; sobald aber die Eitelkeit des menschlichen Verstandes jene ursprüngliche Lebenswurzel verschmäht, durch künstliche Conjecturalpolitik sich Phantome bildet und diese mit unnatürlicher Liebe hegt, so ist die tiefste Unsittlichkeit eingebrochen und es wird zur heiligen Pflicht, solcherlei Frevel nicht als Werke Gottes mit seichter Philosophie darstellen zu lassen.

Das Buch beginnt mit Charakterisirung des Königs: wir glauben den unglücklichen Monarchen, den in einer schweren Zeit die Geburt zum Throne berief, besser zu ehren durch unser Schweigen, als der Verf. durch seine Worte; aber auch in der Charakterisirung der übrigen Personen vermögen wir weder eine unbefangene Ansicht zu erkennen, noch können wir das Bemühen sie von schwerer Schuld zu befreien, als überall gelungen anerkennen.

Wenn auch von einem Cabinetsrath (Beyme) behauptet werden kann, er habe gesetzlich keine Theilnahme an den politischen Verhandlungen gehabt, so wird doch die Geschichte an ihn die schwere Frage richten: warum er bei dem bestimmtesten mächtigsten Einwirken auf fast alle Staatsangelegenheiten und dem großen Vertrauen, welches der König zu ihm hegte, nicht begeistert für große Ansichten die Männer um sich sammelte, welche voll Einsicht und Entschlossenheit den Staat retten konnten; warum er die schwankenden Verhältnisse der obersten Instanz, welche im vorliegenden Buche mit lächerlicher Naivetät beschrieben werden, nicht zerbrach; nicht glorreiche Uebung aller Kräfte, und hätte sie auch zu persönlichen Aufopferungen geführt, dem bedächtlichen Maßhalten vorzog, welches so, immer noch zu wenig oder zu viel, gewiß nicht das Beste und Trefflichste war.

Den Einfluß eines andern Cabinetsraths (Lombard) setzt der Verf. herab, und wir sind mit ihm einverstanden, daß es besser gewesen, wenn der obscure Secretair Friedrich's II., dem jede classische Bildung mangelte, der von Friedrich Wilhelm III. lange aus dem sehr zureichenden Grunde zurückgewiesen ward, weil er seines Vaters Favoriten Lebenswandel mitgeführt —

nimmer das Vertrauen seines Königs erworben hätte. Wir haben uns gewundert, daß ein Mann an den ersten Helden unserer Zeit bei Uebernahme der ersten Würde auf Erden gesandt wurde, von dem hier geschrieben steht, er habe einen ungesunden Leib, sei faul und deshalb nicht ehrgeizig. So konnte also ein Antheil an der Lenkung der Begebenheiten Europas die Faulheit nicht überwinden und begeistern? — Wir gestehen, daß einem Cabinetsrath vielleicht etwas Schändlicheres, aber unmöglich etwas Erbärmlicheres nachgesagt werden könnte.

Obgleich ein Minister gepriesen wird (Schulenburg-Kehnert), weil er nach und nach fast allen Departements vorgestanden (S. 59), so halten wir ihn doch so lange, als man uns auch nicht eine auf tiefen Einsichten beruhende, von ihm herrührende große Veranstaltung oder Besserung im Staate nachzuweisen vermag, für einen misrathenen Schüler Friedrich's II. Zur Erhöhung des Postgeldes und der Stempelsätze, oder zum Verbote der Geldausfuhr, gehört keine große staatswirthschaftliche Weisheit.

An die Stelle der Schilderung des Ministers (Haugwitz, dessen Vertheidigung als der Mittelpunkt des ganzen Werks betrachtet werden kann) würden wir auch eine ganz andere setzen, wenn wir uns hier überhaupt auf eine vollständige Berichtigung der Charakteristiken des Verf. und der Thatsachen, auf welchen sie beruhen sollen, einlassen könnten.

Wie waren aber die Zustände? Aeußerlich freilich (S. 39) Alles wie unter Friedrich II., innerlich aber die größte Unthätigkeit. Es war nicht unnatürlich daß die Militair- und Civilverfassung durch lange Ruhe veraltete, es war nothwendig daß Einrichtungen, welche lediglich auf die Federkraft des ersten Bewegers berechnet worden, sich beim Mangel derselben auflösten; und die Behauptung, das Heer sei dasselbe gewesen, wie unter Friedrich II., ist der gleich daß der Körper nicht geändert sei, wenn ihm das Haupt abgeschlagen worden. Nicht über die Unmöglichkeit solch Haupt zu ersetzen, klagen wir, sondern daß bei der klarsten Einsicht von den ungeheuern, unbedenklich abzustellenden Fehlern (S. 38), aus Faulheit, Geiz und anderen erbärmlichen Lastern und Vorurtheilen sogar nichts zur Besserung geschah, daß kein einziger großer Kopf oder Charakter auftrat und, dem redlichen Willen des Königs zu Hülfe eilend, die Köpfe jener Hydra niederbrannte: daß hingegen eine Sippschaft von beschränkten und eigenliebigen Menschen sich becomplimentirte, damit Jeder in seinem Kreise ungestört fortvegetire, und selbst manchem Besseren zuletzt die Hoffnung genügte, er werde den Umsturz des Ganzen nicht erleben.

Mit mehr Pathos wendet sich der Verf. zur Aufzählung

Dessen, was zur innern Verbesserung des Landes geschehe, und ruft wie ein Athenienser dem Demosthenes entgegen (Olynth. 2): „o Freund, wenn unsere äußeren Verhältnisse schlecht sind, so ist dagegen unsere innere Verwaltung desto vorzüglicher.“ — „Und welche Gründe (entgegnet der Redner) führt man dafür an? Die Mauern die wir übertüncht, die Straßen die wir ausgebessert haben, die Brunnen, die Gossen und Possen?“ — So hat man auch hier sich mit Verbesserungen dieser Art getröstet, man hat gutmüthig Sonntagsschulen und Bürgerrettungsinstitute und andere moralische Fuchsschwänzereien für den Triumph des Fortschritts und der großen Gesinnung der Nation gehalten, ohne zu ahnen, wie echte Kraft des Geistes und des Willens in ganz andern Thaten sich erweiset: — wenn diese vorangehen, so fallen jene Einrichtungen wie Brosamen von des Reichen Tische; wo sie fehlen, zerstreut der erste unabwendbare Sturm dies Kartengebäude bis auf die letzte Spur.

Nehmen wir an, sagt der Verf. (S. 41), daß ein Mann weniger in der Welt sei, und alle Vergleichungen fallen zu unserem Vortheile aus. Diese Annahme führt zu nichts, als daß der Rückgang, welcher im Preußischen unverkennbar war, allgemein gemacht würde, wovor der Himmel uns behüte. Was hülfe es euch, entgegnet Demosthenes den Atheniensern (Philippica, 1), wenn Philippos nicht mehr lebte, ihr würdet euch doch bald einen zweiten Philippos schaffen, wenn ihr eure Angelegenheiten wie bisher betreibt.

Preußen hat vom Frieden zu Hubertsburg an bis zum Frieden zu Basel (S. 65) nicht die erste Rolle gespielt; denn an den wichtigsten Begebenheiten, den englisch-amerikanischen und russisch-türkischen Kriegen nahm es wenig oder gar keinen Theil; man kann nur behaupten, daß Friedrich II. unter allen Herrschern in Europa am meisten verehrt wurde. Als nun Mangel persönlicher Größe und schlechte innere Verwaltung den Staat von der künstlichen Höhe herabgezogen hatte, fehlte die Einsicht ganz, welche Politik man einschlagen müsse und welche Stelle die natürliche sei. Jene ging unter Friedrich Wilhelm II. auf Vergrößerung bei steter Unruhe und Zersplitterung der Kräfte; später (eine natürliche Folge) bezweckte man Vergrößerung auf Unkosten Anderer bei eigener Unthätigkeit. Die letzte Methode ist unbedenklich die geistloseste, unmoralischste und unnatürlichste, die nur ausgesonnen werden kann. Wenn Tapferkeit und Heldenmuth, selbst bei verletztem, strengem Rechtsprincipe, Länder gewinnt, so entstehen vielfache Vorzüge in der ganzen siegenden Nation; es wächst die innere Kraft und die Möglichkeit ist vorhanden, daß ein organisches Ganze sich aus dem alten Besitze

und den neuen Erwerbungen bilde; wenn dagegen bloße Berufung auf ehemalige Tugend, ohne die geringste Entwickelung leiblicher und geistiger Kräfte, durch List und Bethörung Länder erwirbt, wenn mit Federstrichen Völker vertilgt werden, so ist dieser Gewinn die Wurzel alles Verderbens: das von außen Angeschossene, Angelöthete kann sich niemals mit dem Gegebenen organisch vereinigen, es ist eine moralisch und physisch danieder-ziehende Last; der Staat ist schwächer geworden, statt zu erstarken, und niemals bleibt die Strafe aus für solchen Frevel. Die Theilung Polens, das erste große verdammliche Beispiel der Erwerbungen letzterer Art in der neuern Zeit, hat sich furchtbar gerächt, und noch ist nicht das Ende dieser Begebenheit erreicht.

Friedrich Wilhelm III. hatte viel herzustellen bei seiner Thronbesteigung; es war nicht unnatürlich, daß er erst zur Besinnung kommen wollte; allein Paul's heftiges Ansinnen beim Ausbruche des zweiten Coalitionskrieges hätte die Minister doch über die Lage der Dinge aufklären können. Haugwitz soll auch (S. 17) um diese Zeit und früher schon die Folgen der Vergrößerung Frankreichs vorausgesehen haben, welches bei den von ihm fortdauernd angenommenen Grundsätzen ein Lob ist, welches seine Einsichten und seinen Charakter in den bestimmtesten Widerspruch setzt. Geschickt muß hier beigebracht werden, daß der König Feind aller weitläufigen Calculs gewesen, und man nicht Böses um des Guten willen thun dürfe; da doch gerade die unwiderleglichsten Beweise vorhanden sind, daß die Minister mit Unrecht in unüberzählbare Möglichkeiten hineincalculirt und die einfachen Grundsätze verkannt haben, welche hier und immer allein entschieden. Die ganze Probabilitätenweisheit lief darauf hinaus: Rußland ist doch auch gefährlich, auf Oestreich kann man sich nicht recht verlassen; daher ist's am besten, still zu sitzen und zu sagen, es geht uns nichts an. Darauf mögen zuerst Demosthenes, Livius und Thucydides antworten:

Wenn man einem Gegner aus Verachtung nicht Widerstand thut, dem andern aus Furcht in Allem nachgibt, welchem Feinde soll man sich denn entgegenstellen? Die Gerechtigkeit zum Vorwande zu nehmen, um nichts zu thun, ist nicht Gerechtigkeitsliebe, sondern weibische Verzagtheit (Demosthenes, Rhod.). Der gemeinsame Nutzen ist das größte Band aller Bündnisse (Livius, 36); ein Staat aber, der an öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, muß schnell dem Verderben entgegeneilen, sobald er sich der Unthätigkeit ergibt (Thucydides, 6, 18). — Freilich Demosthenes, Livius und Thucydides können Staatsmänner nicht decontenanciren, welche sie nicht gelesen haben, und nur wissen, wie sie selbst es so herrlich weit gebracht; aber Mallet du Pan's

kassandrische Weisheit im „Mercure britannique" hätte sie doch aus dem Traume wecken sollen, der die künftige Operationslinie zwischen Russen und Franzosen an die Weichsel setzte und nicht den albernen Glauben hegte (S. 80), Europa sei in einem ordinairen, unbedeutenden Kriege begriffen. Das Neutralitätssystem des Minister Haugwitz ward schon damals richtig gewürdigt, und es erscheint lächerlich (S. 81), sich zu wundern, daß in der französischen Revolution der Talentvollste zuletzt Herr geworden sei, da dies eine innere Nothwendigkeit war und, auch abgesehen von Napoleon, sich immer Einer finden mußte, der klüger war, als das sonderbar zusammengesetzte preußische Cabinet.

Wenn dies aber auch Mallet du Pan dem gehässigen Emigranten nicht glaubte, warum nicht Dem, was Friedrich II. in seinen Werken über den Plan sagt, welchen das französische Ministerium schon vor 60 Jahren zur Theilung der österreichischen Monarchie entworfen hatte. Und doch freute sich, wie wir genau wissen, ein Mitglied des Cabinets seiner Meinung auf gut altpreußisch über die Schlacht bei Marengo, weil sie für Preußen die Gefahr von Oesterreich her vertilge. Steterunt comae!

Der Negerfürst in Domingo war weit klüger, ihm war (S. 81) die question nicht indécise, die stets wiederholte Klage unsers Verf., welche beweiset daß er keine Ahnung hat, wie politische Fragen zu prüfen und zu entscheiden sind. Sobald dem Einzelnen oder dem Staate die unmittelbare Gewißheit über seinen Beruf, die Klarheit über Das, was er zu thun und zu lassen habe, verläßt, und er die Bestimmungsgründe von außen abwartet, bald ein wenig dafür, dann ein wenig dagegen auffindet, und nimmer aus dem Schwanken zur Ruhe, Gleichgewicht und Bestimmtheit gelangt, ist sein geistiger Tod schon eingebrochen. Jene Sicherheit des Entschlusses und Freudigkeit der Ausführung ist das ewig Bewunderte in der Geschichte der Staaten und der Einzelnen; es gilt dabei gleich, ob der Sieg gegen den Probabilitätscalcul errungen worden, wie in Athen, Rom, den Schweizern, den Niederländern; oder ob der Untergang nach dem Probabilitätscalcul stattgefunden, wie in Carthago, Numantia, Saragossa. Von Denen aber, welche die physische und moralische Kraft nicht brauchen, um zu erkennen und zu handeln, gilt, was in der Offenb. Joh. Cap. 3, V. 15 ꝛc. von der Gemeine zu Laodicea geschrieben steht: „ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst, ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts; und

weissest nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß."

Die Unbedeutsamkeit des preußischen Staats, welche nur durch die Verkehrtheit der Principien entstand, sucht der Verf. nicht darin; sondern malt sie S. 82 ꝛc. physisch so gründlich kläglich, Frankreichs Vorzüge und Uebermacht dagegen so gründlich erhaben aus, daß wir nicht begreifen würden, wie er 50 Seiten nachher, als es in seinen Kram diente, das Entgegengesetzte aufs bestimmteste behaupten konnte: wenn nicht diese Widersprüche beim gänzlichen Mangel echter Grundsätze, als folgerecht durchgeführte Verkehrtheit natürlich und nothwendig wären.

Das von Preußen ergriffene, laue Système d'intelligence sage avec le grand empire empfiehlt der Verf. S. 89 auch Oesterreich: 1807 weiß er auch nicht, wohin es führen mußte; er weiß nicht, daß nur da Freiheit ist, wo sie auf eigenen Kräften beruht und nicht von fremder Willkür abhängt (Livius, 35, 32); er hat nicht gehört, was Hannibal in ähnlicher Zeit besser wußte, daß man mit den Römern, welche nach Weltherrschaft strebten, kämpfen und siegen, oder rühmlich fallen mußte (Livius, 36, 41).

Man lese selbst nach (S. 90, 91), wie kläglich der Verf. anräth, von der Zeit Wohlthaten, Abänderungen, Zufälle zu erwarten, wie er hofft daß Ruhe, Gewohnheit, Leidenschaft u. s. w. die französische Uebermacht untergraben solle, wie er die vielleicht aufeinander stapelt, um Napoleon hinweg zu skeptisiren, oder wenigstens glauben zu machen, das System der Unthätigkeit würde auch ihn, den Thätigsten aller Menschen, sicher ergriffen haben, wenn nur Alle es hübsch sorglos und folgerecht beobachtet hätten. Zuletzt wird dann ein Gemeinplatz als letzter Trumpf hingeworfen: die menschliche Weisheit könne die Zukunft nicht vorhersehen, also auch nicht wissen, was räthlich sei zu unternehmen. S. 92 hat jedoch der Verf. seine Meinung schon wieder geändert, da ist es ihm einleuchtend, daß Frankreich noch nicht den Gipfel seiner Macht erreicht habe; S. 93 oben lobt er das preußische System, Frieden zu vermitteln — nennt aber dennoch die Erreichung dieses Zwecks ein Wunder, — wahrlich so groß, als wenn die ersten Naturgesetze aufgehoben würden; S. 93 unten hat die Sache — freilich ist in der Historie alles Bewegung — schon wieder ein anderes Ansehen; — da ist das Zusammenstoßen Frankreichs und Rußlands unvermeidlich, und nach mehren Examinationsfragen über Möglichkeiten folgt dann mit einem Pathos, das beim Aufgeben aller eigenen Kraft und Würde unendlich widrig erscheint, das Resultat: Ja

die Natur der Dinge hat es so gewollt! Welchen Weg wir auch einschlugen, eines Tages mußten wir vielleicht untergehen, oder abhängig werden. Aber indem man eine strenge Neutralität beobachtete, fügte man wenigstens keine Fehler zu den Unglücksfällen, man versuchte dem Geschick zu entspringen (d'échapper à sa destinée!), man appellirte zu anderweiter Entscheidung, man erhielt einen Schein von Kräften, den wenig Menschen zu beurtheilen verstanden (auch Napoleon nicht?). Zufälle, trauriger Trost, wenn man keine andere Hoffnung hat, beseitigten vielleicht einen Theil unserer Furcht, — Umwälzungen hatten uns verderbt, Umwälzungen konnten uns retten u. s. w.

So sah der Staatsmann, dem alle Triebfedern und Verhältnisse bekannt waren; — so sah Demosthenes, doch auch ein Staatsmann, in ähnlicher Zeit nicht; wir werden ihn weiter unten hören.

Beim neuen Ausbruche des Seekrieges wollte der Kaiser Napoleon das Hannöversche einnehmen, oder dem Könige von Preußen die Besetzung verstatten, wenn Großbritannien für Preußen in die Aufhebung seines Seecodex willigte. Dies geschah nicht, aus den sehr natürlichen Gründen, weil die Landschaft für den König von England doch verloren ging, und jene Aufhebung, wie der Verf. selbst nicht leugnen kann, den Franzosen unter fremder Flagge den freien Handel erworben hätte, worüber ja der ganze ungeheuere Kampf hauptsächlich geführt ward. Auf die ungründlichste Weise folgert nun der Verf.: weil England Preußens Anträge nicht bewilligte, so mußte man die Franzosen einmarschiren lassen; also gab es gar kein tieferes, eigenes Interesse zur That? Also sah man voraus (S. 99), daß von diesem Augenblicke die Discussionen mit Frankreich ganz unendbar waren, und saß doch still? Wahrlich dieser Augenblick entschied selbst für den Blödsinnigsten, daß man Preußen Alles bieten könne, und was kann Größeres verloren gehen, als Achtung und Zutrauen!

Ueber die völlige Verkehrtheit der preußischen Politik im Jahre 1805 hat die Mitwelt bereits entschieden, die Nachwelt wird — sowie über Philipp von Macedonien und Antiochus von Syrien — noch bestimmter urtheilen, sodaß es fast unnöthig scheint, deshalb ein Wort zu verlieren. Weil aber der Verf., anstatt aufrichtig die Fehler einzugestehen, sie künstlich zu verdecken sucht, so müssen wir schon etwas länger bei der Prüfung verweilen. Der Verf. beginnt mit der ihm so geläufigen, so faßlichen Lehre, daß Oesterreich hätte still sitzen sollen, beweiset, daß im Glücke nichts zu gewinnen, Rußland ein entfernter, unsicherer Verbündeter — von Frankreich aber der Umsturz des

alten Systems des europäischen Gleichgewichts zu befürchten war. — Wenn nun aber wirklich der Krieg begann und darüber zu klügeln nichts mehr half, so erscheint es dem Verf. keineswegs gerathen, sich dem Furchtbaren entgegenzustellen oder sich ihm zuzugesellen, sondern neutral zu bleiben und (S. 103) beiden Theilen durch eigene Macht zu imponiren. Es liegt dem Glauben an eine solche Möglichkeit eine ganz unbegreifliche Kurzsichtigkeit zu Grunde; wäre doch den Machthabern wenigstens im Schlaf Livius' Ausspruch (B. 35, Cap. 49) über die Neutralen: sine gratia, sine dignitate, praemium victoris eritis, in glühenden Buchstaben erschienen; wo alle Vernunftgründe nicht Eingang finden, muß man von Wundern, wie der Verf. selbst, etwas hoffen.

Die Anhänglichkeit an jene thörichten Meinungen, welche S. 110 ein System genannt werden, führten, ohne Einsicht in die Sachverhältnisse selbst, zu dem thörichten Marsche gegen Rußland. Preußen war durch den Vertrag, keiner fremden Mannschaft den Einmarsch ins Hannöversche zu gestatten, im Bunde mit Frankreich, und mußte (dem Worte gemäß) mit Rußland kriegen, wenn Napoleon nicht durch das Anspachische marschirte. Dieser Durchmarsch war, wenn man Preußens System, nichts zu thun, als das non plus ultra der Weisheit ansieht, gar nicht besonders bedeutend; hielt man aber Frankreichs Macht für gefährlich, so war es verkehrt auf einen äußerlichen Vorwand zu innern Entschließungen zu warten. Die Note, welche alle Verhältnisse mit Frankreich für abgebrochen erklärte, sollte nach des damaligen Ministers Meinung wol schon vorläufige Kriegserklärung sein; allein die Gegenpartei wußte die Sache, dem Grundsatze der Nichtigkeit gemäß, so zu drehen, daß man nach allen Weltgegenden marschiren ließ, wer Lust hatte, keinem Freund war, und in dieser furchtbaren Vereinzelung noch Lebenskraft und Festigkeit zu sehen glaubte.

Mögen die Stimmen jener großen Alten uns befestigen, erheben und den Weg zeigen, wie in diese beispiellose Verwirrung von Ideen und Thaten Licht und Ordnung zu bringen sei:

„Wenn sich irgend ein Gott bei euch verbürgte — denn ein Mensch vermöchte diese Bürgschaft nicht zu leisten —, daß, wenn ihr euch der Ruhe ergäbet und Alles geschehen ließet, Philippos nicht endlich auch euch überfallen würde, so würde es zwar bei Zeus und allen Göttern schimpflich und der Macht des Staats und der Thaten eurer Vorfahren höchst unwürdig sein, aus bloßer Trägheit die anderen Hellenen der Knechtschaft preiszugeben, und ich möchte, bei Gott, lieber sterben als so etwas rathen, aber wenn ein Anderer es riethe und euch

beredete, so sei es, hindert ihn nicht, gebt Alles preis! Wenn aber Niemand so etwas glauben kann, wenn wir vielmehr Alle überzeugt sind, daß jede Eroberung, die wir ihm verstatten, den Feind mächtiger und gefährlicher macht, wie können wir zaudern, oder wann werden wir uns entschließen, unsere Pflicht zu thun? (Demosthenes über den Cherson.) Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende Noth zwingt? Und wie soll man Das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine dringendere Nothwendigkeit geben kann, als die ihnen die Scham über ihr Betragen auflegt (Demosthenes, Philippica, 1). Hütet euch also, euch einen Herrn zu geben, indem ihr einen Krieg vermeiden wollt (Demosthenes, Philippica, 2) und nur zeigt, daß ihr den Muth verloren habt, und doch in der Hauptsache unterzuliegen glaubt (Philippica, 3)."

„Philippos sah ein, daß alle vorliegende Plätze gleichsam Preise sind, die für den Sieger bereit liegen; und daß der Natur nach die Güter der Entfernten dem Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen dem Thätigen und Kühnen zufallen müssen. Diesen Gesinnungen gemäß hat er sie alle in seine Gewalt bekommen und besitzt sie zum Theil nach Kriegsrecht als Sieger, zum Theil hat er sie sich als Freunde und Bundesgenossen zugeeignet (Philippica, 1). Wir aber sitzen still und unthätig, ohne daran zu denken, daß der Träge nicht einmal seinen Freunden zumuthen kann etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern. Es ist also kein Wunder daß ein Mann, welcher selbst zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen ist und keinen günstigen Augenblick versäumt, daß der uns übermeistert, da wir nichts thun als zögern, Decrete machen und nach Neuigkeiten fragen (Olynth. 1). Der Krieg wird bald von dort her zu uns kommen, und wir werden das Schicksal Derer haben, die auf hohe Zinsen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren sehen (Olynth. 3). Wir sollen vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht sein daß wir nicht hinter unserem Glücke zurückbleiben, denn es ist schimpflich, ja die höchste Schande, nicht nur die Städte und Plätze, welche wir vormals besaßen, offenbar aufzugeben, sondern auch die günstigen Verhältnisse und die Bundesgenossen, welche das Glück uns anbietet, zu verschmähen (Olynth. 1). Der Wohlstand eines Staats liegt meines Bedünkens in der Treue, in dem Wohlwollen, in der Menge seiner Bundesgenossen; und daran seid ihr ausnehmend arm. Dadurch, daß ihr Alles so leichtsinnig nehmt und um euch her preisgebt, ist er glücklich, groß und allen Griechen und Nichtgriechen furchtbar geworden, ihr aber seht euch verlassen und herabgewürdigt,

reich zwar an Allem, was man kaufen kann, aber in den Anstalten zur Erreichung nothwendiger Zwecke ein Gegenstand des Gelächters (über den Cherson.). Denn, sobald die That fehlt, so scheinen alle Worte eitel und leer, vornehmlich wenn sie von uns kommen; und je rüstiger wir sie gebrauchen, desto weniger finden sie bei den Menschen Glauben (Olynth. 1). Reicher an Leuten, an Einkünften, an Vorräthen als je wird Alles unnütz, weil ihr es nicht gebraucht, wie es einem Staate von unserem Range gebührt. Selbst nur gerettet zu werden ist Alles, was kleinere Staaten wünschen können; euch aber liegt ob dieses zu thun. Euch haben die Vorfahren mit vielem Schönen und großen Gefahren dies Ehrenamt errungen, auf euch haben sie es fortgeerbt. Wenn aber jeder müßig sitzt und nur darauf sinnt wie er die Arbeit vermeide, so fürchte ich daß sich Niemand finde, der sie übernehme, und daß wir in die Noth gerathen, Alles thun zu müssen, was wir nicht wünschen (Philippica, 3). Keineswegs auf Zufälle, oder auf Fehler der Feinde dürfen wir unsere Hoffnung richten, sondern auf eigene Thätigkeit und Einsicht (Thucydides, 6, 11. 1, 84). Nicht der Wunsch nach Herrschaft ist tadelnswerth, sondern die Bereitwilligkeit nach Knechtschaft (Thucydides, 4, 61), und Derjenige, welcher die Freiheit bei dazu hinreichenden Kräften nicht beschützt, ist weit mehr Urheber der Unterwerfung als Der, welcher ohne Hehl seine Macht auszudehnen sucht (Thucydides, 1, 69)."

So großgesinnt waren atheniensische Staatsmänner, als das Volk schon verderbt war, doch gab es Demosthenes nach dem schrecklichsten Unglück eine goldene Krone, einsehend, daß sein Rath edel und trefflich gewesen sei: solcher Weisungen bedurften unsere Staatsmänner, als im Volke noch Leben und Kraft war, aber nachdem sie das Verderben herbeigeführt, mangelt Erkenntniß des eigenen Fehlers, und statt dem Volke zu bekennen, daß sie misgehandelt, klagen sie freventlich dies an. Was thaten sie, was that das Volk?

Schon am 11. Juli 1805 erging eine preußische Note an den französischen Gesandten Laforest über die Abreise Novosiltzoff's, man konnte am Ausbruche des Krieges nicht zweifeln, es geschah nichts zur Rüstung oder Parteinehmung; am 1. September 1805 kam Duroc nach Berlin, man blieb still; am 19. September verlangte Rußland den Durchmarsch, man schickte das Heer nach Preußen; am 3. October marschirten die Franzosen durchs Anspachische, und erst am 14. erließ man die Kündigungsnote aller Verhältnisse; erst am 3. November schloß man sich an Rußland an; erst am 14. November gingen Haugwitz und Lombard nach Wien; erst am 15. December, wird grundfalsch behauptet,

hätten preußische Truppen wirken können; am 15. December schloß Haugwitz den Tractat zu Wien und kam erst am 25. December damit in Berlin an, über welche Zögerung wir auf die öffentliche Erklärung des Ministers Hardenberg vom 10. April 1807 in den berliner Zeitungen verweisen. Wir müssen diese alles verderbende Unentschlossenheit und diese Zögerungen ganz dem Neutralitätsminister und seiner Partei zuschreiben, weil der Verf. sie sonst gewiß nicht vertheidigt hätte; wir übergehen die S. 125 geäußerte sonderbare Hoffnung, sich durch enge Bündnisse mit beiden Kaiserhöfen zu retten, und kommen zur Prüfung des vom Verf. als den Triumph des Glücks und als ein Meisterstück der Politik gerühmten wiener Tractats. Er ist ihm eine Wohlthat, ein glänzendes Arrangement, der Verstand steht ihm still, daß viele Preußen so blind waren, nicht einzusehen, daß das Glück dem Könige durch seinen Minister Haugwitz (S. 139, 129), an dem Napoleon selbst, als einem weisen Manne, Geschmack fand (?), endlich lächelte und ein Federzug ihm erwarb, was Siege vergeblich verdient hätten, nämlich ein Land fünfmal größer als das verlorene, Hülfsquellen und eine Grenze gegen Frankreich, ausschließliche Herrschaft über die Elbe und den Handel von Deutschland u. s. w.

Der Verstand steht still, wie man sich so großen Täuschungen überlassen konnte; so dachten gottlob nicht die Anspacher in der an den König gerichteten Bittschrift, nicht das britische Parlament, die ehrwürdigste Versammlung Europas, nicht das preußische Volk; sondern mit einfach edlem Sinn fühlte dies, was wahre Ehre und Gerechtigkeit geboten. Es ist das Entsetzlichste, was wir uns je erinnern gelesen zu haben, daß der König (S. 120, 122) durch seine Minister (welche es gern der Vorsehung zuschieben möchten) nach dem eigenen Geständniß dahin gebracht war, den Staat durch unverständige Maßregeln stürzen, oder sich der öffentlichen Verachtung aussetzen zu müssen. Nachdem es als höchste Moral gepriesen worden, sein Pfand zu vergraben, tritt nun plötzlich (S. 140, 149) Verachtung alles Völkerrechts, Schelten auf blöde, ängstliche Moral, Begründung eines Raubsystems auf die unverschämteste Art hervor. Freilich, der Buchstabe hat nirgend gehalten und soll nirgend halten, sondern große Tugenden haben allein Herrschaft erworben und erhalten, aber Uebertretung des Buchstabens des Gesetzes bei innerer Verderbtheit und Nichtigkeit hat allemal den gänzlichen Untergang nach sich gezogen.

Lange hatte das Volk gewahrt, wie Gewitterwolken allmälig den Horizont umzogen, Aengstlichkeit bemeisterte sich der Gemüther in dieser drückend schwülen Zeit; noch aber hoffte man,

die Machthaber möchten auf unbekannte Weise Alles bedacht, ausgewirkt haben; endlich fiel die Binde von den Augen. Da entstand der allgemeine Ruf um Krieg; und was der Verf. sich nicht entblödet als fanatisch dumme Wuth einer in die Mysterien (!) uneingeweihten Faction darzustellen, war Zeugniß des echt moralischen Sinnes im ganzen Volke, und dafür wird die Nachwelt es anerkennen. Allgemein war der Wunsch des Krieges, allgemein nicht die Hoffnung des Sieges, wol aber des ehrenvollen Untergangs. Wenn das Volk nicht den günstigen Augenblick kannte, wer mag es darüber tadeln, da doch selbst der Verf. aus Gründen, die in jedes Kundigen Augen längst widerlegt sind, behauptet, 1806 wäre der Zeitpunkt so günstig gewesen als 1805; da sind ohne Oesterreich, Rußland, England auf einmal schöne Hülfsquellen vorhanden, da kommt's nicht mehr auf Unverhältnißmäßigkeit der Macht an, da ist die Ehre Alles werth, da muß die Stimmung, welche schon 1805 und noch besser war, benutzt werden u. s. w.

Wunderlich erscheint's, daß in dem preußischen Manifest Frankreich vieljährige verderbliche Politik und Ungerechtigkeiten, selbst einer ganz andern Regierung, vorgeworfen werden, ohne in dem Stillsitzen und Dulden derselben härtere Gegenbeschuldigungen zu finden; daß nach der dort aufgestellten Entwickelung der Verf. S. 156 und 158 behaupten kann, Abwarten des Bruchs der Unterhandlungen mit England hätte Preußen gerettet, es sei blos eines Irrthums über die Disposition mit Hannover willen gefallen! Wie bei manchen Krankheiten des Leibes selbst der Sterbende die Größe und den Grund des Uebels noch verkennt, so scheinen Mängel der Einsicht und des Charakters unter den gräßlichsten Folgen noch nicht geahnet zu werden.

Wie ein Marktschuh war der Minister allen Füßen, die nur hineintreten wollten, gerecht: er hat für Bündniß, für Neutralität, für den Krieg gestimmt. Ohne Ahnung eines großen, festen, beharrlichen Berufs hat er nur sich gesehen, nicht die Sachen erkannt. Wie ganz anders in Großbritannien! Es ist unerhört, und würde, wie es auch bei wahrem Charakter ist, für einen und denselben Mann unmöglich gehalten werden, entgegengesetzte Systeme durchzuführen und ihnen gemäß zu wirken. Wer große Ansichten mit Kraft und Würde vertheidigt hat, kann mit Würde zurücktreten wenn Andere das Uebergewicht gewinnen: wo innere Haltung fehlt, erscheint das Schwanken, die Unthätigkeit als gar weises Anschmiegen an den Augenblick, bis irgend ein schreckliches Ereigniß die gänzliche Nichtigkeit furchtbar enthüllt!

Der Untergang unserer Unabhängigkeit ist ähnlich, aber auch verschieden von dem Untergange der griechischen Freiheit: gleich ist die Größe der Kraft und Thätigkeit der Sieger; nur Leidenschaft mag blind tadeln, aber unter den Griechen leuchten die Machthaber weit hervor über die Masse; hier sind sie tief versunken unter das Volk hinunter an Einsicht und Moralität. Deshalb möge das Volk sich aufs Aeußerste bemühen, die ursprünglichen Tugenden der Menschheit zu erhalten, zu wahren, darauf vertrauen und bedenken, daß gänzliches Verderben Aller nur von Allen bereitet und herbeigeführt werden kann. Der Krieg und die schwere Zeit haben Jeden zur Besinnung gebracht über Das, was an ihm mangelhaft sei; wenn Jeder sich wendet zur Besserung, so wird zwar nicht gleich der Einfluß auf Weltbegebenheiten wiederkehren, aber Einsicht, Kraft und Geschicklichkeit zu Dem nie fehlen, was der Beruf und die künftig eintretenden Verhältnisse vom Einzelnen oder dem Volke verlangen könnten.

2.

Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreiung des heiligen Grabes. Von Joh. Christ. Ludw. Haken. Erster Theil. Mit einer Karte. Frankfurt a. O., Akademische Buchhandlung. 1808.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur“, 1809, II, 22.)

Es ist erfreulich eine Regsamkeit, ein gründliches Studium unter den deutschen Geschichtschreibern für die Zeit zu bemerken, welche so lange unter dem unbestimmten Namen des Mittelalters ohne Kenntniß getadelt, und fast ebenso oft ohne Kenntniß gelobt worden ist. Mehr als für irgend einen Abschnitt der Weltgeschichte gehört aber auch mühsamer Fleiß und eine seltene Unbefangenheit dazu, wenn hier nicht die Erzählung unrichtig und die Ansicht schief und einseitig werden soll. Der Sinn der alten Geschichte ist bei so trefflichen Quellen und so vielfacher Bearbeitung leichter erfaßt; die neuere Geschichte bleibt, bei manchem Hinderniß einer vollen Unparteilichkeit, doch dem Forscher zugänglicher und die Ansichten sind denen seiner Zeit ähnlicher; wogegen die sehr große Zahl jener Chroniken des Mittelalters

so Manchen nur zu den abgeleiteten Quellen führte, welche fast immer unwahr zurückspiegeln und der an sich schon fremden Welt nur noch mehr entfremden. Ueber keinen Zeitraum ist aber für unsere Literatur binnen kurzer Frist eine so reichliche Ernte gewesen, als über jene Züge der Christen zur Befreiung des Heiligen Grabes. Zuerst trat Maier auf mit einer Geschichte der Kreuzzüge; dann Spalding, welcher jedoch in seiner Geschichte des Königreichs Jerusalem das höhere Ziel verfehlte, durch Mangel an Genauigkeit in den Beweisen und durch einen undeutschen Styl. Hierauf erschien Wilken's Werk, welches alle Vorgänger weit zurückließ und in Hinsicht auf Gründlichkeit und Vollständigkeit — bis auf ganz unbedeutende kleine Flecken — durchaus tadellos genannt werden kann.

Wenn Herr Haken, nach solchem Vorgänger, dennoch das zur Beurtheilung vorliegende Buch, welches mit der Königswahl Gottfrieds von Bouillon schließt, herausgab, so ist dies löblich weil jeder seine eigene Ansicht hat, und die Sache selbst nothwendig durch eine mehrfache Behandlung gewinnt: man muß sich freuen, daß keine falsche Bescheidenheit der Literatur ein Buch entzogen hat, welches verdient gekauft und gelesen zu werden. In der Voraussetzung also, daß bei dem Uebergewichte des Guten Keiner davon hier einen Auszug verlangt, sondern es selbst aufsucht, mag es der Verf. als einen Beweis der Achtung ansehen, wenn wir uns sogleich zu Dem wenden, was wir gegen ihn zu erinnern finden. Schon der Titel zeigt, bestimmter aber die Vorrede, von welchem Gesichtspunkte aus der Verf. sein Werk und sein Verhältniß zu Wilken betrachtet wissen will. Er sagt: dieser wußte den geometrischen Plan mit dem Gemälde zu vereinigen, indem er eine Geschichte der Kreuzzüge in der Vogelperspective vor uns aufstellte, wo die Gegenstände Umriß, Gestalt und Farbe gewonnen, und auch die topographischen Verhältnisse ihre Rechte behauptet haben; er selbst hingegen entwerfe ein reines G e m ä l d e jener denkwürdigen Scenen, wo neben gewissenhafter Treue im Wiedergeben des Empfangenen, die Darstellung zunächst auf den Effect und die Haltung des Ganzen berechnet bleibe.

Wir können diese Aufstellung eines Gemäldes keineswegs unbedingt billigen: ja es ist uns, ungeachtet der Bemühung des Verf. darüber Aufklärung zu ertheilen, ungeachtet der Erinnerung an einige deutsch-französische und französisch-deutsche Werke noch nicht die Ueberzeugung entstanden, daß sogenannte historische Gemälde eine eigene, echte, selbstständige Gattung ausmachen könnten. Es gibt hier nur ein einiges letztes Ziel, — ein geschichtliches Kunstwerk zu liefern, oder noch kürzer, schlechthin

Geschichte zu schreiben. Auf einer Seite liegt der Abweg des bloßen Chronisten, der das Einzelne ohne lebendige Verbindung, die es allerdings hatte, vor uns hinstellt; auf der anderen der des Pragmatisten im niederen Sinne, dem die Thatsachen nur zu moralisch und technisch hausbacknem Gebrauche da zu sein scheinen, und der Abweg des Malers, welcher die Historie historischer, das Lebendige lebendiger machen, die stille Flamme zum Feuersprühen im Sauerstoffgas verwandeln möchte. Wir wollen der damit so oft verbundenen Ungründlichkeit nicht erwähnen, da sie im gewöhnlichen Sinne den Verf. nicht trifft: es trifft ihn aber allerdings der Vorwurf der Verrückung der Dimensionen des Raums und der Zeit. Das Wichtigere nimmt von selbst und von Rechts wegen den größern Raum und die größere Zeit ein, ohne daß es nöthig wäre durch künstliche Mittel das Eine zu verlängern, das Andere zu verkleinern; und dies muß der Maler der Geschichte thun, eben weil er ihren Begriff verändert und Das, was nur in der Aufeinanderfolge möglich und natürlich ist, in einem Augenblicke zu seinen Zwecken darlegen will. Historische und musikalische Malereien beruhen in der Regel auf derselben Verwechslung der Kunstgebiete: — wir wollen lieber Gemälde sehen als beschrieben lesen, aber lieber geschriebene als gemalte Geschichte studiren. Nicht richtig scheint es uns, daß Wilken's Werk in der Vogelperspective aufgestellt sei, sobald wir nämlich dies kunstmäßig so verstehen, daß er von einem festen Punkte hinabgesehen habe, wo die Mitte groß, die Seiten aber verkürzt erscheinen. Von dem Punkte aus, wo der Geschichtschreiber sein Buch anhebt, blickt er rückwärts um in gehörigen Verhältnissen die Vorzeit anzureihen; aber von hier an ist nun sein Bemühen ein stetes Wandeln, kein Stehen und Malen. Findet er eine Gegend, wo Nebel seinen Augen die Gegenstände entzieht, so mag er nahen, so viel als möglich und aus dem Gegebenen vorsichtig weiter schließen; allein das Wolkengebilde zu verkörpern ist unerlaubt. — Warum hatten die Alten keine Historienmaler, sondern nur Historiker, warum sind die größten Neuern so durchaus dieser Methode fremd? Warum hingen jene so fest an der Zeitfolge, daß Thucydides, um nur die Scheidepunkte recht einzuprägen, die Erzählung oft unterbricht, daß Livius die Abschnitte der Consularregierung als Stützen und Pfeiler zwischen den Darstellungen unwandelbar feststellt? — Weil sie wußten, daß hauptsächlich durch Festhalten der Zeitfolge die Geschichte verständlich wird, und jedes willkürliche Vorgreifen, Zusammendrängen, Auseinanderziehen undeutlich macht, daß der Geschichtschreiber nur durch richtige Verhältnisse den Charakter entwickeln und einen Totaleindruck hervorbringen könne.

Mit Unrecht wird also S. VII behauptet, daß vorzugsweise der Maler der Geschichte für den ästhetischen Sinn große Ueberblicke zusammenfasse — dies thaten alle großen Geschichtschreiber von jeher.

Wir würden gern behaupten, Hr. Haken habe zuletzt nichts gewollt, als ein solches historisches Kunstwerk aufstellen, allein es finden sich Beweise, daß ihn jene falsche Ansicht allerdings auch zu Fehlern verleitet hat. Dahin rechnen wir einen äußeren Glanz der Darstellung, welcher weit unter jener großen Einfachheit steht, mehr blendet als erleuchtet, mehr täuscht als erhebt und stärkt. Aus diesem unechten Bemühen Effect zu machen, zu malen, scheinen uns Ausdrücke folgender Art entstanden zu sein: S. 79 „Urban warf Petern als einen verlornen Feuerbrand in den Holzstoß"; S. 81 „seine nackte Brust dröhnte dumpf von den gepreßten Seufzern"; S. 84 „aber wie gewaltig auch die Wehen sein mochten, womit der gährende Vulcan des Fanatismus in sich selber aufkochte"; S. 87 „eine unabsehliche Saat von Menschenköpfen reihte sich um ihn her"; S. 91 „das Hallen zerschlagener Brüste"; S. 93 „ehe der Menschenknaul sich abwinden konnte"; S. 105 „vom Garne der irdischen Liebe umstrickt, entzog er sich dem Netze, das der Himmel nach ihm auswarf"; S. 116 „10,000 Mann zucken auf der Wahlstatt im Blute"; S. 124 „der Damm, welcher von einer Saat von Pfeilen bestrichen wurde"; S. 127 „100,000 Besessene (die Kreuzfahrer) straft man nicht so leicht"; S. 134 „er erneuerte die vertilgende Blutarbeit"; S. 135 „mit ebenso viel Thränen über den Triumph der Ungläubigen, als über den Untergang der Streiter Gottes im Auge"; S. 235 „wie demnach Flüge von Geiern hinter einem Kriegsheere darein zu ziehen pflegen, um sich an den Leichnamen und der weggeworfenen Beute zu äsen, so — die Griechen hinter den Kreuzfahrern". Solche, theils schwülstige, theils pretiöse Ausdrücke werden mit dem Titel eines Gemäldes keineswegs gerechtfertigt, und wir brauchen nicht die Namen der Meister herzuzählen, welche sich vor ähnlichen Abwegen aufs sorgfältigste gehütet haben: auffallender wird es aber, wenn dann der Verf. dreinschlagen und, sei's auch nur einem Bären (S. 232), den Rest geben läßt. Gleich tadelnswerth erscheint uns der übermäßige Gebrauch im Präsens zu erzählen; man sehe von mehren Beispielen nur S. 112, 114, 115, 124, 130, 132, 133 oder 217, 220, 224, 227, 230, 231, 234, 236, 240, 241 u. s. w. Auch dieser Fehler entsteht aus der Bemühung zu malen, die Lebendigkeit zu erhöhen und einen gleichzeitigen Totaleffect hervorzubringen: allein der Zweck wird verfehlt, — statt der großen

maßhaltenden Bewegung entsteht eine kleinliche ängstliche Unruhe, ein kurzathmiges Abhaspeln; statt des Gemäldes glauben wir nur ein Schattenspiel an der Wand mit beigefügter Inhaltsanzeige zu sehen. Der musikalische Rhythmus der Perioden leidet durch dieses Ueberspringen von einem Tempus, von einer Taktart zur andern, gleich als wenn man aus dem feierlichen Gange einer Seb. Bach'schen Sarabande augenblicklich in eine moderne Ecossaise hinüberhüpfen wollte. Nur bei höchst mäßigem Gebrauche und bei räthlicher Steigerung kann das Präsens wirken, in der Regel bleibt es von geschichtlichen Darstellungen ausgeschlossen; seine Stelle ersetzt das Perfectum, — und selbst mit dem Imperfectum läßt sich die Raschheit der Bewegung vereinigen, wie der Verf. z. B. S. 140 bei Erzählung des Zweikampfs Gottfried's selbst gezeigt hat. Diese Bemerkungen mögen hinreichen, zu beweisen, daß, wenn Hr. Haken nicht von dem irrigen Begriffe eines historischen Gemäldes ausgegangen wäre, und sich als einiges höheres Ziel das historische Kunstwerk vorgesteckt hatte, er unfehlbar auch für die Darstellung mehr erreicht haben würde.

Wir wenden uns jetzt zu der, bei einem historischen Gemälde nach des Verf. Meinung vorzüglich wichtigen zweiten Seite, den Standpunkten und Ansichten selbst, und müssen hier wiederum gleich anfangs behaupten, daß der echte Historiker darüber tief, wahrhaft und vollständig sein müsse, daß der Chronist aus Mangel zu wenig sieht, und der Maler eigentlich zu viel sehen muß, weil er sonst nicht Maler, sondern nur das Rechte — Geschichtschreiber — wäre. Die Ansichten des Verf. erscheinen uns bisweilen zu grell, zu eckig, gleichfalls der höhern ruhigen Würde entsagend und dem Effecte nachstrebend; wir wollen versuchen Beweise zu geben. Die Einleitung, das Schwerste fast an jedem geschichtlichen Kunstwerke, soll alle geschichtlichen Vorbedingungen, die zum Verständniß der eigentlich behandelten Zeit gehören, vollständig darlegen, damit nichts unerklärlich bleibe; es darf, es muß aber in derselben, wie wir schon oben bemerkten, das Thatsächliche in verkürztem Maßstabe auftreten. Allein dadurch wird jede Aeußerung, jede Reflexion gleichsam die Wurzel aus der im Leser unzählige Zweige treiben; weshalb hier mit der größten Besonnenheit und Genauigkeit verfahren werden muß, wenn nicht für ganze Regionen unrichtige Ansichten entstehen sollen. Hiezu scheinen leicht folgende Aeußerungen über das Lehnswesen Veranlassung zu geben; S. 10 „der Staat zählte (durch die Lehnsverfassung) um so viel mehr kleine Tyrannen, und der Wille guter Regenten ihre Unterthanen zu erleichtern, mußte an dem unbeugsamen Trotz

ihrer widerstrebenden Regierungsinstrumente zerscheitern"; ferner S. 16, wo der Verf. klagt, daß dadurch dem freudenlosen Throne gesetzlich enge Schranken gesetzt und die wahre Souveraineität fast aufgehoben worden wäre. Er ist aber hier zu sehr von dem augenblicklichen Zeitgeiste befangen, welcher fälschlich für jede Zeit in der unbeschränkten Herrschaft eines Einzelnen etwas allein Treffliches sieht; während wir zwar Alexander und Cäsar und alle echt monarchischen Genien bewundern, die allgemeinere größere Wirksamkeit der schönsten menschlichen Kräfte aber nicht minder in Zeiten der sogenannten Unruhen, Verwirrungen u. s. w. erblicken, wie sie Athen, wie sie Rom in früherer Zeit und die neuere Geschichte bis zur Entstehung allein überwiegender Staaten zeigt. Die großen, überwiegenden Massen bieten, wenn ihre ersten Sonnen untergegangen sind, nur Todtenstille; jene ewigen Reibungen, worüber wohlwollende Gemüther täglich Jammer führen, sind dagegen die Krone höherer Ethik. Deshalb würden wir auch nie mit dem Verf. S. 20 sagen, daß die Rivalität Englands und Frankreichs beider Wohlfahrt unheilbare Wunden geschlagen hat; da wir darin im Gegentheil die Wurzel höherer Größe erblicken, welche gegen unbestimmte fromme Wünsche von Friede, Ruhe und Hühnern in den Töpfen nicht ausgetauscht werden kann. Zur Unterstützung seiner Meinung über das Lehnswesen führt Hr. Haken S. 34 an: „wenn sogar das 18. Jahrhundert, das sich mit dem Ehrennamen des philosophischen brüstet, die Wunden nicht ganz vernarben kann, welche das Feudalsystem in seinen vereinzelten Ueberresten ihm zu schlagen fortgefahren hat, um wie viel mehr mußte dann das 11., welches dasselbe in seiner vollen Kraft auf sich lasten fühlte, unter seinen Streichen sich winden": allein wir glauben diese Schlußfolge gegen ihn wenden zu müssen, denn wenn Ausartungen, wenn der Leichnam des Lehnswesens jetzt mit Recht vertilgt wird, so ist zurückzuschließen daß einst ein wahres echtes Leben darin vorhanden war und kein Jahrtausend hindurch ein böser Popanz das Abendland gequält habe. Mit gleichem Rechte könnte man sagen, wenn die Uebel der römischen Republik zu den Zeiten der Triumvirate noch solche Wunden schlugen, wie mag's nicht zu den Zeiten der punischen Kriege gewesen sein! Es ist nicht bewiesen, und kann nicht bewiesen werden, daß diese Wurzel des halben Lebens im Mittelalter an sich verkehrt und unbedingt tadelnswerth gewesen sei; sie hatte ihre große Seite, welche gleich der S. 13, 14 u. s. w. sehr schroff gezeichneten Kehrseite hätte herausgehoben werden sollen.

Ebenso wenig können wir beistimmen, wenn S. 37 in

Uebereinstimmung mit S. 46 behauptet wird, daß Unsittlichkeit in ihrer höchsten Ausdehnung die Frucht der Mängel und Misbräuche des rechtlichen Verfahrens der Kirche gewesen sei, und diese sich überhaupt damals der höchsten Misbräuche schuldig gemacht habe. Glaubt der Verf. wirklich, daß die Hierarchie und alle Christen in der Zeit von Gregor VII. bis zu Innocenz' III., oder zur Zeit Alexander's VI. unsittlicher gewesen sind? Geben die Briefe jener großen Päpste (besonders Innocenz III.), abgesehen von ihrem Streite mit Kaisern und Königen über die Weltherrschaft, nicht Muster der höchsten Rechtlichkeit des Verfahrens bei der höchsten Klarheit und Genauigkeit der Darstellung und Prüfung. So wenig das Lehnswesen mit fauler Wurzel hätte wachsen können, so wenig die Hierarchie; und beide hatten damals ihre Blüte, ihre gesunde Zeit, womit keineswegs geleugnet wird, daß sie auch schon den Keim ihrer Ausartung deutlich in sich trugen. Nachdem der Verf. dem 11. Jahrhundert alles nur denkbare Böse aufgebürdet hat, schließt er S. 42 mit der Aeußerung: „und kann man endlich mehr zu seiner Bezüchtigung sagen, als daß es die tolle Wuth der Kreuzfahrten erzeugte." Wir können weder diese Ansicht, noch diesen Ausdruck billigen: jene entsteht aus der niedern moralischen Bemühung an ganzen Zeiten, ganzen Völkern ein Aergerniß zu nehmen; eine solche verkehrte Ansicht muß, wenn sie nicht inconsequent werden will, eigentlich in der ganzen Historie nur Verwirrung und Abscheulichkeit entdecken.

Wir verlangen gar nicht, daß man mit einem jetzt so oberflächlich und wohlfeil gewordenen Pantheismus alles gleich und eben streiche, alles Leben und alle Individualitäten verwische; wir verlangen im Gegentheil ein viel schärferes Eindringen in diese Individualitäten, eine viel vollständigere Begründung gesammter Zeitansichten. Indem dann jegliches in seiner organischen Bildung dasteht, fallen jene Vorwürfe größtentheils dahin. Wer kann die Heroenzeit über Fehden anklagen, über ihre Gewalt? Ist's möglich ein Gerippe aller Tugenden alphabetisch von derselben Zeit, von derselben Person zu verlangen? Müßten vor unseren Richterstühlen nicht Agamemnon und Ulysses hingerichtet und die Spartaner ins Zuchthaus gebracht werden? Wie durfte nun der Verf., damit die Unverständigen das scharfe, der Historie unwürdige Wort auffassen möchten, jene Züge t o l l nennen, da ihm der geschichtliche Ueberblick ihre Natürlichkeit und innere Nothwendigkeit bewiesen haben mußte. Tollheit erblicken wir nur, wenn uns jede Verbindung von Ursache und Wirkung zu fehlen, ein Herausreißen aus allen Verhältnissen einzutreten scheint; und für den Historiker kann es in diesem Sinne wahr-

haftig gar keine Tollheit geben. Ebenso müssen wir tadeln, daß der Verf. das Concilium in Clermont und Urban's Bemühungen S. 87 eine heilige Farce nennt: dieser Ausdruck würde ihm nicht entschlüpft sein, wenn er sich mit höherer Ruhe in jene Zeit versetzt und nebenbei (S. 4) nicht irrig geglaubt hätte, daß die Kreuzzüge hauptsächlich durch die kalte, berechnende Politik weniger Schlauköpfe entstanden wären. Setzen wir den Fall: ein Begeisterter jener Zeit hörte einen Begeisterten unserer Zeit von der Nothwendigkeit und Herrlichkeit des Unternehmens sprechen, Aegypten zu erobern, damit man von daher Pfeffer oder Gewürz beziehe; oder gar Indien, um ein dort jetzo herrschendes christliches Volk zu stürzen, das allein noch Kraft und Geschicklichkeit gehabt hat, sich und seine Verfassung zu erhalten; würden sie sich dann nicht gegenseitig ihre Tollheit vorwerfen, und so, wenigstens in ihrer beschränkten Reflexion, die ganze Weltgeschichte vernichten? Diese innere Unsicherheit verdirbt dem Verf. bisweilen seine gelungensten Bemühungen; so entwickelt er S. 141 trefflich das Gemüth Gottfried's und sein hohes Ziel, die Befreiung der Christen im Orient und des Heiligen Grabes; und dann nennt er doch S. 137 seine Annahme des Kreuzes ein Vorurtheil, wodurch der herrliche Mann gleich wiederum in Stücken gebrochen und seine Eigenthümlichkeit unverständlich wird. Das, was die Grundlage des Daseins ausmacht, kann ja nicht Vorurtheil genannt werden, und das Bemühen zu Aller Zufriedenheit ein allerwärts passendes Mittleres zu finden oder anzudeuten, ertödtet gerade das Leben und die Individualität.

3.

Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis zum 14. October des Jahres 1806. Von dem Verfasser des Neuen Leviathan. (Buchholz.) Zwei Theile. Berlin und Leipzig, Historisch-politisch-militairisches Institut. 1808.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1809, I, 341.)

Es ist schwer zu entscheiden, ob der künftige Geschichtschreiber sich weiter von der Wahrheit entfernt, wenn er den

Inhalt des vorstehenden Werkes ganz annimmt, oder wenn er ihn ganz verwirft. Wir finden darin scharfsinnige Ansichten und oberflächliche Behauptungen, tiefe Wahrheiten und lächerliche Paradoxien, Bescheidenheit und Anmaßung, Ruhe und Leidenschaft auf die sonderbarste Art zusammengestellt. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verf. ein großes Talent besitze; aber um desto höher sollte ihm die Pflicht sein, sich durch die große Zahl halbreifer, übereilter Werke nicht selbst zu behindern etwas über das Interesse des Tages hinaus Dauerndes, Classisches zu liefern. Die Vielschreiberei fürs Publicum, welche er beiläufig in diesem Buche vertheidigt, gibt nur eine gewisse Gewandtheit sich zu zeigen, die sehr weit von der echten Vollendung entfernt ist. Uebungen, welche nicht zahlreich genug sein können, behalte Jeder für sich, dem an bleibenden Ruhm etwas liegt. Vor allem gefährlich ist die Sucht, Neues und Auffallendes zu sagen; auf den unzeitigen Kitzel folgt nur zu oft der Ausruf: wäre das Wahre nur neu, wäre das Neue nur wahr. Einfachheit und Wahrheit hat einen mildern, aber ewigen Reiz; dem sollte der Verf. nachstreben, nicht Ungeahnetes, Absonderliches auftischen, was man anfänglich erstaunt besieht und dann als unbrauchbar bei Seite schiebt.

Wir befinden uns in Verlegenheit, wie eine Recension des vorliegenden Werkes einzurichten sei, denn die Aushebung des Richtigen sowie die Aushebung des Unrichtigen würde, weil die Sonderung in große Massen fast unmöglich ist, ins Einzelne eingehen und übermäßig weitläufig sein müssen; vielleicht ist aber diese Durchdringung, dies Verwachsen des Echten und Unechten, des Trefflichen und des Verkehrten bei einem gelesenen politischen Schriftsteller Deutschlands gerade das Merkwürdigste und ein die Zeit selbst erklärendes und erleuchtendes Zeichen. Nützlicher für das Abscheiden des Wahren scheint es uns jedoch, über wichtige Punkte unsere Abstimmung als über andere unsere Zustimmung darzulegen; deshalb sprechen wir zuerst von der im ersten Buche enthaltenen Schilderung der verschiedenen Klassen der Bewohner im preußischen Staate.

Dem Bauer hat der Verf. (siehe S. 10, 18, 200) so viele herabsetzende Beinamen zugefügt, daß deren Abschreiben fast zu lang ist; wir können nur aus mehrjähriger Erfahrung kürzer entgegnen, daß der preußische wohlhabende Bauer von dem wohlhabenden, der ärmere von dem ärmeren anderer Länder eben nicht zu unterscheiden war; nicht verworrener in sich als Mancher, der über ihn reflectirte; nicht gröber als es seine unverzärtelte Natur mit sich brachte; nicht knechtischer als es seine Pflichten und Rechte, die er genau kannte, verlangten. Die

Wurzel, warum dies im Preußischen ärger als anderswo gewesen sei, ja die Wurzel fast aller Ereignisse und Schicksale des Staats, sieht der Verf. in der Erbunterthänigkeit der Unterthanen, einem Verhältnisse, das ihm ärger ist als die Sklaverei der Neger. Trotz dieser Declamationen erfährt man aber dennoch nicht, was denn eigentlich jenes Verhältniß besagen wollte, und wie es in der Wirklichkeit, ohne Rücksicht auf etymologische Ableitungen, sich gestaltet hatte. Warum erzählt der Verf. nicht, daß Erbunterthänige und freie Eigenthümer in derselben Gegend, in demselben Dorfe sehr häufig seit vielen Jahren neben einander wohnten, ohne daß in Absicht des Wohlstandes und der persönlichen Beschaffenheit, bei gleichem Betrage des Besitzthums, der geringste Unterschied sichtbar geworden ist? Warum hat er übergangen, daß König Friedrich II. schon allen seinen Unterthanen die Rechte und Pflichten freier Eigenthümer antrug, daß aber die Wenigsten sein Anerbieten annahmen? Dies würde ihn dahin geführt haben, genauer und richtiger nachzuweisen, wo und wie Besserung allerdings möglich und nöthig sei; es würde ihn aber auch behindert haben, durch das bloße Wort Erbunterthänigkeit, wie durch ein Abracadabra solchen Riesenpopanz herbeizuzaubern.

Wie unterscheidet sich der Wirklichkeit nach der freie Eigenthümer vom Erbunterthänigen im Preußischen? Jener kann sein Gut vererben, aber den Nachkommen des Letztern darf auf gleiche Weise Niemand ohne zureichende Gründe das Gut nehmen; und weil bei ihm die zureichenden Gründe seltener eintraten, war er eigentlich sicherer im Besitz als jener. Sobald nämlich irgend ein Sohn oder Tochtermann, oder sonst zur Ackerwirthschaft tauglicher Verwandte, der Herrschaft vom Erbunterthänigen präsentirt ward, mußte sie ihn annehmen; der Versuch einer Weigerung hätte sogleich zur Klage berechtigt, die bei dem Sinne der Regierung und der Justizhöfe (denen es fast Gesetz geworden war, gegen den Fiscus und die Herrschaft zu präsumiren) allemal gewonnen ward. Man exmittirte unbedenklich eher zu wenig Laßbauern als zu viel: denn der Hauptgrund, warum Eigenthümer den Besitz verlieren (Schulden und liederliche Wirthschaft), konnte fast gar nicht bei jenen zur Anwendung kommen, weil ihnen 1) bewiesen werden sollte, daß eigene Schuld und kein Unglücksfall sie zurückgebracht habe, 2) die Herrschaft gesetzlich zu Unterstützungen verpflichtet war, auf welche Eigenthümer niemals Anspruch machen können.

Der Laßbauer empfing fast durchgehends von der Herrschaft freies Bauholz, er erhielt bei Unglücksfällen mehrjährigen Erlaß seiner Abgaben; und war gar nicht so dumm, wie der Verf.

ihn schildert, wenn er Denen, die ihm das Eigenthum antrugen, antwortete: aus dem Gute darf uns doch Keiner treiben, was gewinnen wir am Eigenthume? wir wollen unsere Privilegien behalten. Daher wünschten Beamte, daß alle Unterthanen Eigenthümer würden, blos weil gegen diese der Rechtsgang leichter und strenger war. Es ist eine leere Täuschung, daß allein der theoretische Begriff des Eigenthums die Kräfte verdoppeln und die Production sehr erhöhen werde; im Gegentheil hat es guten Grund, wenn man behauptet, daß der gleichzeitig gefoderte überaus bedeutende Verlust jener Begünstigungen an freiem Bauholz, Unterstützungen und an Steuererlaß (wozu gar noch die Abnahme der bisher freien Hütung in königlichen Forsten kommen soll) durch die Erwerbung des Namens eines Eigenthümers nicht ausgeglichen wird. Wir dringen deshalb auf Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse, von denen sich keiner etwas träumen läßt, der das grausige Wort Erbunterthänigkeit ausspricht; wir verlangen, daß man nicht unter dem Vorwande, den Bauer zu beglücken, nur den Fiscus und die Herrschaften bereichere; daß man seine wichtigen, geldwerthen Rechte anerkenne und die Veränderungen seines Zustandes nicht nach bloßer Theorie gewaltsam durchsetze, ohne auf den Sinn, die Bedürfnisse und die von Zeit zu Zeit bei außerordentlichen Vorfällen nothwendige Hülfsleistung Rücksicht zu nehmen. Es liegt in der Natur der Dinge und ist durch vielfache Erfahrung, besonders für unfruchtbarere Gegenden, bewiesen worden, daß die feierlichsten Entsagungen außerordentlicher Unterstützungen entweder nicht berücksichtigt werden konnten, oder das zu theuer erworbene Eigenthum bei jedem Unglücksfall auf eine für die Familie und den Staat gleich nachtheilige Weise zum Verkauf gestellt werden mußte.

Ein Umstand wird gewöhnlich als Ersatz jedes Verlustes bei Ueberlassung des Eigenthums herausgehoben: nämlich die Möglichkeit auf den Bauergütern Schulden zu contrahiren. Wir wissen nicht, ob er dem Verf. bei seinem Haß gegen das Creditwesen erheblich scheint, und bemerken blos daß uns ein Bauer hierauf antwortete: „Herr, wir danken Gott daß das Schuldenmachen nicht erlaubt ist, sonst wären alle Güter schon wüste, oder in fremden Händen.“

Mit all dem Gesagten keineswegs im Widerspruche, behaupten wir dennoch: die Lösung der Verhältnisse zwischen Gutsherren und Unterthanen in Hinsicht auf Gerichtsbarkeit, Dienste und Erbunterthänigkeit, die allgemeine unbedingte Gleichstellung im Staate und unter den Staat, ist an der Zeit, und keine Gewalt kann und wird sie aufhalten. An die Stelle

von tausend ehemaligen Verkettungen, inneren Beziehungen und Lebensregungen tritt der Begriff von der Einheit des Staats und die Foderung einer unmittelbaren, gleichen Unterordnung aller Bewohner unter dem souverainen Staatsoberhaupte.

Sowie im ersten Abschnitt aus der Erbunterthänigkeit Alles zu entstehen scheint, was den preußischen Staat betroffen hat, so im zweiten aus dem Besitze der Domainen. Dieser Ueberfluß im Erklären zeigt die Unzweckmäßigkeit des Verfahrens. Es gibt zu jeder Erscheinung nur einen vollkommen zureichenden Grund; es kam darauf an, das Gewicht der Bestandtheile aller Gründe anzugeben, nicht jede Quote als das Ganze zu behandeln und so zu bezeichnen. Zu sehr vielem Richtigen, was der Verf. über Domainen und ihre Verwaltung sagt, bemerken wir, 1) daß keineswegs das Agriculturinteresse stets im Preußischen die Oberhand gehabt hat, sondern länger und häufiger das viel erkünsteltere, unnatürlichere Fabrikinteresse; daß weit mehr (gegen alle Theorie von Freiheit des Verkehrs) durch die mannichfaltigsten Beschränkungen des Getreidehandels dahin gewirkt worden, um der Fabrikanten und Soldaten willen die Preise niedrig zu halten, als diese in die Höhe zu treiben. Freilich aber bringen thörichte Maßregeln immer das Entgegengesetzte von Dem hervor, was man bezweckt. Es war ein großer Fehler des Staats, überall zu einseitigen Zwecken lenken und leiten zu wollen, aber selbst der Verf., der sich mit Recht als Anhänger des großen Smith erklärt, wird ihm an einigen Stellen (S. 79, 93, 107, 115, 122) untreu: so schwer ist's, sich folgerecht zu bleiben, wenn man jede Veranlassung pikant zu scheinen vorzieht. 2) Ein zu schneller Verkauf der Domainen würde nachtheilig auf den Werth des gesammten Grundvermögens zurückwirken; auch ist zu bedenken, welche große Schwierigkeiten zu beseitigen sind, wenn man an die Stelle einer bisher sichern, sehr großen, obgleich staatswirthschaftlich nicht ganz tadellosen Einnahme eine neue, an sich bessere, aber ungewohnte, und deshalb doppelt drückende Besteuerung einführen will. Möchte man sich doch hierbei ja vor den durch Theorie und Erfahrung widerlegten Physiokraten hüten, die ihre Stimme wieder gar ungeschickt hören lassen.

Im dritten Abschnitte vom Adel ist das dritte allgemeine Alles erklärende Princip dasjenige $1/4$ Procent, welches zu allgemeinem Verderben über 5 Procent Zinsen bei den Pfandbriefen erhoben ward. Wären nur 5 Procent erhoben worden, so war das Creditsystem dem Verf. vortrefflich; bei $5\,1/4$ Procent mußte aber der preußische Staat untergehen. So auf jegliches wirkte dies unglückliche $1/4$ Procent, daß die Individualität der

Künstler davon abhing (S. 138), daß sie sich deshalb mit Arbeiten übereilten. Wir überheben uns der Mühe auf diese vornehm thuende Ansicht Ernstliches zu erwidern; es genügt des Ministers Struensee Abhandlung über das landschaftliche Creditsystem in Schlesien nachzulesen. Ebenso merkwürdig ist die (leicht umzukehrende) Behauptung, daß im Kriege gegen Frankreich alles die Dinge, nichts die Personen gethan haben, und diese Dinge sind die Kornpreise, und diese Kornpreise entstehen wiederum von dem $\frac{1}{4}$ Procent.

Höchst unrichtig ist die Behauptung (S. 81), daß die hohen Kornpreise nicht zur Emporbringung des Ackerbaues gewirkt hätten. Zur Zeit König Friedrich's II. stand auf dem churmärkischen Domainenkassenetat eine bedeutende Summe, um Kleesamen anzukaufen und unentgeltlich den Unterthanen zu vertheilen. Niemals konnte man das Quantum los werden und die Bauern zum Aussäen bewegen; kaum aber ließ Schlaffheit, oder verständige Einsicht den Grundsatz fahren (S. 79), die Preise künstlich von Staats wegen auf einer gewissen Höhe halten zu wollen, kaum zeigte sich einige Freiheit im Getreidehandel, so stieg die Lust im Unterthanen und der Lohn, sodaß vor dem Ausbruche des Krieges wol tausendmal so viel Kleesamen von den Bauern aus eigenen Mitteln angekauft und verwandt wurde als ehemals — nicht verschenkt werden konnte! So triumphirt überall nur Freiheit des Handels und des Verkehrs.

Die Handwerker im Preußischen sind, obgleich nicht erbunterthänig (S. 107), dem Verf. Sklaven, weil sie ihrem Verderben nur durch List und Betrug entgehen können. Nichts ist aber gewisser, als daß auch diese durch die größere Freiheit des Handels in den letzten Zeiten gewonnen hatten, und der scheinbare Verfall einzelner kleinen Städte durch allgemeinen anderweitigen Gewinn vielfach ausgeglichen ward.

Wie der Künstler im Preußischen von dem $\frac{1}{4}$ Procent abhing und von dem Verhältniß der Unterthanen zu den Grundherren — darüber ist nicht nöthig mehres beizubringen, wol aber, daß der Verf. alle Kunst von der äußern Wohlhabenheit abhängig macht, und für Frankreich (nach Englands Untergang) Künstler weissagt, welche die Welt in Erstaunen setzen werden. Warum England jetzt solche Künstler nicht besitzt, ist nicht bemerkt. Die Blüte der italienischen Kunst wird vom universalmonarchischen Impuls der Päpste und dem daher entstandenen Reichthum hergeleitet; warum half denn aber dieser Impuls dem alten Rom nicht? In Griechenland und den Niederlanden hat also keine Kunst existirt, weil jener Impuls und der Reichthum fehlten? Die Theilung Deutschlands in viele kleine Staaten ist

dem Verf. ferner eine Ursache des niedern Standes der Kunst — ein Satz, der für Griechenland und Italien umgekehrt werden kann und also gar nichts beweiset.

Der Abschnitt über Universitäten ist voller Unrichtigkeiten; wir verweisen der Kürze halber an Schleiermacher's Werk und fügen, weil es nicht oft und bestimmt genug ausgesprochen werden kann, nur hinzu: daß die Errichtung hoher Schulen für einzelne Facultäten in getrennten Orten den Grund zur schädlichsten Einseitigkeit und zum Ruin aller höhern Bildung unfehlbar legen würde. Möchte doch der Verf. nicht von dem höhern Culturgrad anderer Länder sprechen, wo die Universitäten aufgehört haben; in England besteht ihre alterthümliche Form strenger als hier, — und in Frankreich? — Ein Beispiel statt allgemeiner Behauptungen: „Für neu aufgefundene Scholien zum Thucydides möchten sich in Frankreich kaum drei Menschen interessiren, darum lasse er sie nicht abdrucken"; erklärte letzt ein pariser Philolog: hätten sich in Deutschland nicht wenigstens 300 Liebhaber gefunden? Gar merkwürdig ist folgende Stelle, zur Begründung der Verlegung der einzelnen Facultäten in verschiedene Orte: „Will der Theolog der Freund des Juristen, dieser der Freund des Mediciners, dieser endlich des Philosophen oder Philologen bleiben, so kann dies nur auf Kosten der Wissenschaft geschehen, welcher jeder Einzelne obliegen sollte." Hienach mag jeder solche verunglückte Freundschaften abbrechen und sich, wenn es ihm recht um die Wissenschaft zu thun ist, zeitlebens von Allen, die nicht gleiche Collegia hörten, absperren.

Wir kommen zum zweiten Theile des Werks. Es ist nichts Neues, daß der Staatschef keineswegs Grundeigenthümer zu sein braucht, ja, daß dies nach gewissen Theorien im Gegentheil zu verwerfen sei; allein so milde ist der Verf. nicht in seinen Urtheilen: ihm müssen in jenem Fall (S. 13) die Bürger sogleich durchaus den Charakter der Sklaven annehmen. Mithin sind seit tausend Jahren fast lauter Sklaven in Europa, und in Algier wahrscheinlich die meiste Freiheit. Frankreichs Größe (S. 43) beruht darauf, daß Napoleon nicht Edelmann oder Manufacturist ist, jene Größe geht aber wahrscheinlich nach dem Verf. zu Ende, seitdem eine strenge Tabacksadministration dort eingeführt ward. Gleich überraschend ist die Neuigkeit, daß die Bestimmung der bürgerlichen Cabinetsräthe gewesen sei, ihren Stand zu repräsentiren, und ihr Einfluß mit der Zahl des dritten Standes und der Größe des Staats in einem nothwendigen Verhältniß stehe. Bisher ahnete man davon nichts, sondern glaubte, ein Secretair, der nur Privatbriefe für den König schrieb, sei ursprünglich eine unbedeutende Person gewesen; der

Einfluß habe aber mit der Schwäche der Herrscher zugenommen, sowie selbst bürgerliche Lakaien oft Einfluß gewinnen können, ohne ihren Stand zu repräsentiren.

Noch wunderbarer erscheint's, daß alles Verderben entstanden sei, weil drei Cabinetsräthe da waren: „Ein dreifacher Einwirkungspunkt taugt nicht, er darf nur zweifach sein. Geht er über die Zahl Zwei hinaus, so verwirrt er und führt zur Polyarchie; bleibt er hinter dieser Zahl zurück, so zerstört er das Wesen der Monarchie."

Wir müssen abbrechen, um nicht zu weitläufig zu werden, und wünschen nur, durch diese Andeutungen die Leser des Werks überzeugt zu haben, daß der Verf. allerdings manche Theile des Staatslebens richtig bezeichnet hat; daß ihm aber das Meiste, weil er es unter Wasser, oder nach seiner pikanten Art vielmehr unter Spiritus setzte, schief und verdreht ward. Sobald er über sich gewinnen kann, die Dinge ohne fremdes Medium nur im Lichte der Wahrheit ruhig zu betrachten, so wird er den Beifall seiner und der künftigen Zeiten gewinnen und nicht wie die in Platon's Höhle von falschem Lichte Geblendeten glauben, er wandele schon in ewiger Klarheit.

4.

An essay on the principle of Population or a view of its past and present effects on human happiness, with an inquiry into our prospects, respecting the future removal or mitigation of the evils which it occasions, by *T. R. Malthus* a. m. late Fellow of Jesus College Cambridge. Zwei Bände. Dritte Ausgabe. London 1806.

Versuch über die Bedingungen und die Folgen der Volksvermehrung, von Malthus. Aus dem Englischen von Dr. F. H. Hegewisch. Zwei Bände. Altona 1807.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1809, Jurisprudenz, 337.)

Seit Adam Smith's unsterblichem Werke haben wir kein staatswirthschaftliches Buch gesehen, welches dem vorliegenden an eigenthümlicher Tiefe und an praktischem Reichthume gleichkäme.

Es hat großes Aufsehen in England erregt; es wird in Deutschland, sobald es erst bekannter geworden, angestammte Vorurtheile niederwerfen und richtigere Ansichten begründen. Wir glauben durch Aufzählung der Hauptgrundsätze am besten Aufmerksamkeit zu erregen, und anzuspornen die Beweise selbst nachzulesen. An der Spitze des ganzen Werkes steht (Licht in das weit verbreitete Dunkel werfend) der folgenreiche Grundsatz: daß die Bevölkerung ihrer innern Kraft nach in größerem (geometrischem) Verhältniß zu wachsen strebe, während die Nahrungsmittel sich nur in geringerem (arithmetischem) Verhältnisse mehren. Das ganze erste Buch benutzt die Geschichte der rohesten, wie der gebildetsten, der ältesten wie der jüngsten Völker, um die Wahrheit desselben darzuthun; dahin verweisen wir die Zweifler und fahren fort.

Bevölkerung und Nahrungsmittel stehen im nothwendigen Gleichgewichte; die stärkere Zunahme jener führt zum Mangel, der Mangel zur Sterblichkeit, die Sterblichkeit zu rascherem Anwachsen der Menschenzahl, und so fort im steten Wechsel. Doch ist dieser Wechsel nur geringes Schwanken um den festen Punkt.

Die Hindernisse der Bevölkerung sind präventiv (zuvorkommend) oder positiv; zu jenen gehören moralische Rücksichten, z. B. keine Ehe zu schließen, ehe man im Stande ist Kinder zu ernähren, ferner Laster mancher Art; — zu diesem Elend: oft sind diese Hindernisse vermischt. Die langsamere Mehrung der Nahrungsmittel, welche stets Elend erzeugt, offenbart sich nicht immer als Hungersnoth, sondern sie bewirkt Sitten, Gebräuche, Gesetze, welche den Anwachs der Bevölkerung hindern. Mangel entsteht nicht aus innerer Unmöglichkeit mehr Nahrung zu erzeugen, nicht aus absoluter unbedingter Uebervölkerung, sondern aus dem verhältnißmäßigen Ueberschuß des Verbrauchs über die Erzeugung; so war der Norden bei der Völkerwanderung nur verhältnißmäßig übervölkert: so entsteht Dürftigkeit bei rohen Völkern trotz der Möglichkeit unendlich mehr zu erzeugen, weil nichts langsamer und schwerer sich ändert als die Lebensweise, des Jägers z. B. oder des Hirten. Die Bevölkerung wächst schnell, wo Gesetze, Sitten u. s. w. so sind, daß die Zahl Macht, und die Macht Mehrung herbeiführt; sie läßt sich aber schlechterdings nicht über die Mittel zur Nahrung und ohne die Mehrung dieser befördern: jede dahin zielende künstliche Vorkehrung erzeugt Elend.

Die Bevölkerung kann aber unter dem Durchschnittssatze der von der Natur erzeugten Nahrungsmittel bleiben; man gedenke an rohe Völker, die für den Winter nicht Vorkehrungen

treffen. Nur bei Sicherheit des Eigenthums und Industrie ist Mehrung der Volksmenge nützlich und heilsam.

Die Wohlfeilheit der Lebensmittel und deren leichte Erzeugung erhöht aber noch nicht allein die Bevölkerung, sobald Absatz der Lebensmittel und dadurch Mittel fehlen, die nöthigen Betriebscapitale (und wären sie noch so klein) herbeizuschaffen. Es müssen Märkte, Manufacturen, Geschmack an denselben, oder fremde Betriebscapitale eingeführt werden. (Vortrefflich bewiesen am Kaptschak, wo bei der ungeheuersten freien Production der Natur der Mangel an Betriebscapital unbeschreiblich hemmt.)

Positive Mittel die Heirathen zu befördern, sind Zeichen eines Mangels, nicht eines Ueberflusses an Bevölkerung, auch bewirken sie diesen nicht. Mittel, wodurch mehr Kinder erzeugt werden (Belohnungen, Polygamie), dienen deshalb noch nicht zur Vermehrung der dauernden Bevölkerung. Das Verhältniß der Unverheiratheten zu den Verheiratheten kann etwa zeigen ob die Bevölkerung steigt, still steht oder fällt, es beweiset nichts für absolute Bevölkerung; erst alle positiven und negativen Hindernisse derselben lassen darüber etwas festsetzen. Ursachen, welche auf die Zahl der Geburten und Todesfälle Einfluß haben, verändern nicht immer den Durchschnitt der Bevölkerung, wol aber Ursachen, welche auf Menge und Vertheilung der Lebensmittel Einfluß haben. Findlingshäuser schaden der Moral und der Bevölkerung, dieser direct und indirect. Neue Heirathen werden gewöhnlich in der Zahl geschlossen, als der Tod alte auflöset. Bei Ausmittelung der Zahl der Verheiratheten zu den Gebornen müssen die zweiten Ehen, etwa ein Sechstel der geschlossenen, berücksichtigt werden: bei Vergleichung der Geburten und Todesfälle sind diese so viel Jahre später zu nehmen, als die mittlere Dauer des menschlichen Lebens beträgt; desgleichen die Heirathen um das mittlere Heirathsalter später als die Geburten. Das Heirathsalter ist näher dem Tode als der Geburt, doch gibt's Ausnahmen, wo die Bevölkerung sehr schnell anwächst. Drei Ursachen befördern den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle. 1) Fruchtbarkeit der Heirathen, 2) das Verhältniß der Gebornen zu den Verheiratheten, 3) der frühe Abschluß der Ehe. Das Verhältniß der Gebornen zu den Verheiratheten gibt keinen Maßstab für die Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung: das Verhältniß der Zahl der Ehen zur Bevölkerung beweiset nichts, wo Fruchtbarkeit und Abschlußalter verschieden sind. Auswanderungen sind zu Zeiten ein gutes Mittel die Bevölkerung mit der Nahrung in besseres Verhältniß zu setzen; allein das Mittel ist beschränkt und die Schwierigkeiten sind groß

(vortrefflich entwickelt). Es ist falsch, Entvölkerung durch Auswanderungen zu befürchten, ungerecht und unverständig, diese zu behindern.

Unterstützungen in baarem Gelde an die Armen erhöhen nicht die Menge der verzehrbaren Gegenstände, sondern ihren Preis, besonders zum Nachtheil der unmittelbar über den Armen stehenden Classen. Gesetzliche Erhöhung des Arbeitslohns ist um nichts klüger als Feststellung des Maximums der Waarenpreise: diese Erhöhung vermehrt nicht allein die Preise im Verhältniß des Mangels, sondern auch, bei unwirthschaftlichem Verbrauche, den Mangel selbst. Armengesetze müssen nie die Heirathen der Armen so nützlich machen, daß sie gesichert des Arbeitens vergessen können, und die Kinder den Fleißigen zur Last fallen. Der Grundfehler, welcher die Masse des Wohlseins im ganzen Volke nothwendig herabdrückt, ist die Bemühung, Bevölkerung über die Nahrung hinaus zu erhöhen. Das gerühmte Gesetz Elisabeth's, welches die Aufseher der Gemeinen verpflichtet, den Armen in der Gemeine Beschäftigung zu verschaffen, ist unausführbar, denn unmöglich können so viel beschäftigt und ernährt, als geboren werden; also liegt Armuth in der Natur der Dinge, wogegen directe Unterstützungen im Allgemeinen nichts helfen. Alle Bemühungen müssen (jedoch nicht zwangsweise) vom Staate aus dahin gehen, die Menge der verzehrbaren Gegenstände zu mehren; die Bevölkerung findet sich dann von selbst.

Die Armengesetze (englische) haben mehr Leben gestört als erhalten; sie führten Heirathen, Kinder herbei, die aus Mangel direct oder indirect umkommen mußten. Mit den Kapitalien eines Volkes erhöht sich die Möglichkeit der Beschäftigung, aber nicht der Nahrung; mithin kann das Kapital mehr anwachsen und mehr Hände erfodern, als das Land Lebensmittel erzeugen kann. Wenn aber mit dem Kapitale und der Arbeit auch die Erzeugung oder Zufuhr der Lebensmittel sich mehrt, so erhöht sich der Volksreichthum in jeder Beziehung. Nennt man den Bruttoertrag des Bodens Reichthum, so kann Bevölkerung und Masse des Reichthums sich mehren, aber das Volk arm und ohne disponibles Kapital bleiben: nennt man den Ertrag des Bodens und aller Arbeit Reichthum (Smith), so mag dieser wachsen ohne Mehrung der Bevölkerung und der Nahrungsmittel. Versteht man einen Ueberschuß des Landertrags (Oekonomisten) darunter, so können die Quellen für Nahrungsmittel wachsen, ohne Mehrung des Reichthums, und umgekehrt Reichthum ohne Nahrungsmittel. Immer hängt vom reinen Ueberschusse des Landbaues die Möglichkeit des Daseins aller nicht

Ackerbau treibenden Menschen ab. Uebermaß an Kapital und Maschinen ist ein monopolischer Vorzug, den man verlieren kann. Englands Reichthum ist keineswegs Folge des Handels allein, sondern der reine Ueberschuß vom Landbau, welcher dort verhältnißmäßig größer ist als irgendwo in der Welt, machte erst den Handel und den Umstand möglich, daß nur ein Drittel der Bevölkerung Ackerbau treibt. Frankreich wird niemals wie England Handel und Manufacturen treiben können, so lange der hohe Ueberschuß des Ackerbaues zum Unterhalt gewerbtreibenden Menschen fehlt.

Weil jeder vom Ertrage des Ackerbaues in gewissem Sinne abhängig ist, und ein Theil des Landes gleichsam seinem Dasein zum Pfande dient, so kann man sagen, daß alle Abgaben aufs Land fallen; keineswegs aber allein auf die Landeigenthümer, welche durchaus nicht allein den reinen Ueberschuß des Landbaues empfangen und die Abgaben zahlen können.

Smith *) behauptet, eine Prämie auf die Ausfuhr des Getreides erhöht den heimischen Kornpreis in günstigen, wie in ungünstigen Jahren; kurz die Durchschnittspreise.

Malthus: dies geschieht zwar in günstigen, aber nicht in unfruchtbaren Jahren, weil die Vorräthe keineswegs so lange aufgehoben werden und durch die Prämie höhere Production bewirkt wird.

Smith: die erhöhte Production und Ausfuhr erfolgt auf Unkosten des heimischen Markts: jeder Scheffel, der ohne Prämie nicht hätte ausgeführt werden können, würde den Verbrauch im Innern vermehrt und den Preis verringert haben.

Malthus: der heimische Verbrauch ist stets durch die heimische Bevölkerung begrenzt.

Smith: die erste Auflage, welche die Zahlung der Prämie selbst erfodert, und die zweite, welche im höhern Getreidepreise versteckt liegt, mindern die Möglichkeit größerer Bevölkerung, und auf die Dauer den heimischen Markt, sowie den Verbrauch.

Malthus: der Anwachs des innern Verbrauchs durch Aufhebung jener Taxen reicht nicht zu die Ackerbauer zu entschädigen, sie würden unter dem Preise verkaufen müssen. Wenn der heimische Preis durch die Prämie erhöht wird, so ist dies Beweis der Ausdehnung des Markts, und die größere, äußere Nachfrage überwiegt den innern Ausfall. Die wichtigste Folge

---

*) Sowol die Grundsätze von Smith wie von Malthus sind durch neuere Forschungen vervollständigt und berichtigt worden. Doch bleibt es lehrreich, jene in aller Kürze nebeneinander zu stellen.

aber ist, daß Mangeljahre leichter von den Armen überstanden werden.

Smith: Die Preise fast aller Bedürfnisse richten sich nach dem Kornpreise; was also der Landbauer scheinbar hier an der Einnahme gewinnt, geht ihm dort bei der Ausgabe wiederum verloren.

Malthus: Die Preise und das Arbeitslohn richten sich nicht allein nach dem Getreidepreise, und dieser ist nicht genauer Maßstab des Silberwerths in einem Lande.

Smith: Immer könnte die Prämie nur den Pächtern auf die Dauer der Pachtzeit nützen, nachher schlägt sich der Gewinn (ohne Vortheil für den Ackerbau) zur Rente.

Malthus: Wenn die Prämie den Markt erweitert hat, so wird die vortheilhafte Wirkung fortdauern.

Smith: Der Realwerth des Getreides ändert sich nicht durch den Geldpreis; kein Mangel, keine Prämie kann den Realwerth erhöhen.

Malthus: Richtig; aber der Gewinn des Landbauers ändert sich. Es wird mehr Kapital zum Ackerbau hingetrieben und festgehalten, als ohne die Prämie möglich ist, was zuletzt auch die Preise erniedrigt.

Smith: Es ist eine durchaus falsche Maßregel, Kapital auf ein Gewerbe hinzudrängen: nur die freieste Concurrenz, ohne Begünstigung, erzeugt das wahre Gleichgewicht und die vortheilhafteste Anwendung der Nationalkräfte und des Nationalkapitals.

Malthus: Die Rücksicht auf größere Sicherheit des Staats, auf Unabhängigkeit von Fremden in Absicht des ersten Bedürfnisses begründen Ausnahmen.

Smith: Der Staat wird am sichersten und unabhängigsten durch die heilsamste Anwendung seiner Kräfte, und der freie Getreidehandel führt in weit vorzüglicherem und richtigerem Maße Alles herbei, was man durch die Prämie bezweckt.

Malthus: Die freie Einfuhr wird vom Auslande vielleicht oft beschränkt werden.

Smith: Die freie Ausfuhr ist hier das Wichtigere zur Mehrung des heimischen Gewerbes, und schwerlich je gehemmt.

Malthus: So lange das Mercantilsystem für den Handel nicht unbedingte Freiheit und Aufhebung aller Begünstigungen erlaubt, muß auch etwas für den Ackerbau geschehen, um nicht zurückzustehen. Sobald Alles frei und gleich ist, bleibt nichts gegen Smith's Ansicht zu erinnern, es soll aber, weil die Praxis einmal falsch ist, jetzt nur etwas Analoges, Aehnliches für das wichtigste aller Gewerbe festgesetzt werden.

Die Behauptung: das Land sei reich und mächtig, weil es bevölkert; die Bevölkerung sei Ursache des sich hebenden Ackerbaues; die Bevölkerung sei Quelle des Einkommens, sind irrig und umzukehren.

Keuschheit vor der Ehe und Aussetzen der Heirath bis zu der Möglichkeit eine Familie zu ernähren, ist das beste Mittel, überschießende Bevölkerung, d. h. Armuth zu verringern und durch geringere Zahl der Bewerber den Preis des Arbeitslohns zu erhöhen. Besserung des Zustandes der Armen führt zu mehrer Kinderzeugung; sobald nun diese Kinder heirathen und ebenfalls Kinder zeugen, ehe sie fähig sind sie zu erhalten, so ist die Noth und die größere Sterblichkeit erneut vorhanden. Wenn nur Diejenigen heiratheten, welche Familien zu erhalten im Stande sind, so würden 1) die Lebensmittel wohlfeiler, weil die Nachfrage seltener den Vorrath überstiege, 2) fiele die große Last der Armenbeiträge weg, 3) entstände für das Volk eine große Ersparniß, weil weniger Kinder vor den mannbaren Jahren umkämen, 4) würden die Unverheiratheten sparsamer, in Hinsicht auf künftige Ehen. Belehrungen durch Unterricht über gesellige Verhältnisse, Armuth, Getreidepreise u. s. w. sind sehr wichtig und nutzbar; allein der Staat muß Naturgesetze nicht durch positive Zwangsmittel umstoßen wollen, und dadurch das Uebel noch erhöhen. Condorcet behauptet, der Fortschritt der Sitten, Wissenschaften u. s. w. würde das Leben der Menschen ins Unendliche verlängern. Ebenso kann man sagen, daß Oekonomen, welche dahin trachten Schafe mit kleinen Köpfen und Füßen zu ziehen, es so weit bringen können, daß die Schafsköpfe ganz verschwindende Größen (evanescent quantities) und die Lämmer ohne Köpfe geboren würden.

Raynal behauptet, vor allen anderen gesellschaftlichen Gesetzen habe der Mensch das Recht zu existiren. Ebenso gut hätte er sagen können, daß vor der Einführung bürgerlicher Gesetze jeder Mensch das Recht besessen, hundert Jahre zu leben. Ohne Zweifel hat er dies, und wol auf tausend Jahre, unter der einen Voraussetzung: daß er kann. — Es ist aber thöricht, ein Recht anzunehmen über die Möglichkeit der Naturgesetze hinaus: und wächst die Bevölkerung rascher als die Masse der erforderlichen Nahrungsmittel, so mehren die Mittel, welche dies umgehen und ändern sollen, das Uebel. Deshalb ist alle Verpflichtung der Gemeinen, für die nahrungslosen Kinder und für die Armen zu sorgen, aufzuheben, wenn diese thätiger und besonnener werden sollen. Die Festsetzung, daß der Arme ein Recht habe, sich vom Wohlhabenden ernähren zu lassen, mehrt die Armuth allmälig bis ins Unermeßliche zur Zerstörung aller

Thätigkeit und gesellschaftlichen Verhältnisse; erzwungene Mildthätigkeit widerspricht dem Begriffe und hat für den Geber, wie für den Empfänger, selten heilsame Folgen: nur freie Mildthätigkeit gegen schuldlos Unglückliche hebt Noth auf, ohne sie andererseits durch schädliches Vertrauen auf gewisse Hülfe bei Leichtsinnigen und Schlechten zu mehren.

Für uneheliche Kinder wird dadurch schlecht gesorgt, daß man den Vater zur Ehe zwingt, gewöhnlich werden dann noch ein Paar Hülflose erzeugt: ebenso wenig wird dadurch der moralische Werth des Mannes oder der Frau erhöht. Man muß den natürlichen Unterschied der Lebensbequemlichkeiten zwischen Unverheiratheten und Verheiratheten nicht durch Gesetze und Besteuerung aufheben, weil dies Strafe oft löblicher Vorsicht ist, und immer als unverständige Prämie aufs Kinderzeugen wirkt.

Allgemeine Einführung künstlicher, wohlfeiler Nahrungsmittel (Rumford'sche Suppen) würde den Arbeitslohn mindern, aber beim Anwachs der Bevölkerung und dem geringsten Ausfalle an dem Minimum der erforderlichen Lebensmittel die schrecklichste Noth erzeugen. Wo der Lohn nach solchem Minimum bestimmt ist, wird Industrie, Wohlstand und Wohlsein nicht entstehen und wachsen, und es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß man dadurch wohlfeiler verkaufen und Fremde vom Markte verdrängen könne.

5.

Die Armenassecuranz, das einzige Mittel zur Verbannung der Armuth aus unseren Communen. Von Leopold Krug. Berlin 1810.

Ein von dem Elend der Armen gerührter Mann wird durch Erfahrung und den Rath seiner Freunde Bernhard, Daniel, Carus u. s. w. überzeugt, daß die jetzigen Methoden zur Abstellung der Armuth unzureichend sind; er macht, weil er vom Herrn Carus leider nicht ein Haus weiter zu Herrn Malthus gegangen ist, folgenden neuen Plan. Jeder Mann, welcher heirathen will, muß ein Einkaufsgeld und einen monatlichen Beitrag zur allgemeinen Assecuranzanstalt für seine Frau

erlegen, jedes neugeborne Kind muß in dieselbe wegen des Unterhalts bis zum 16. Jahre versichert werden, jede Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, muß sich im 20. Jahre in die Altenhülfskasse einkaufen, bis zum 51. Jahre bezahlen, dann empfangen, sodaß also das sichere und bequeme Dasein aller Menschen (die zwischen dem 16.—20. Jahre allein ausgenommen) versichert ist. Jeder Geistliche, der ein unversichertes Kind tauft, muß hohe Strafe entrichten. Aeltern, die länger als sechs Wochen die Taufe anstehen lassen, werden für wahnsinnig erklärt, Personen, die trotz angewandter Zwangsmittel die laufenden Beiträge für Frau und Kinder nicht entrichten, sind ehrlos, ihre Ehe ist dadurch sogleich getrennt; später erzeugte Kinder sind unehelich, und die Strafen für unehelichen Beischlaf anwendbar. Alle Pathen haften für die Beiträge in Solidum, wenn die Aeltern nicht gezahlt haben und ehrlos geworden sind. Wer sich diesen Anstalten nicht unterwirft, wird im Lande nicht aufgenommen. Entweichen Vater und Mutter, und reicht das der Anstalt Gezahlte nicht zur Unterhaltung der Kinder, so müssen die Huren das Erfoderliche einsteuern. — Wer im Anfange des 21. Jahres anfängt zu zahlen, erhält im 51. Jahre monatlich 22 Gr. 3 Pf., wer im 28. Jahre anfängt, erhält monatlich 12 Gr. 11 Pf. u. s. w. Herr Malthus würde hierauf (beschränkt durch den Raum dieser Blätter) kürzlichst antworten: „glaubt ihr armen Bewohner des Continents denn wirklich, daß der Staat sich um alle Verhältnisse bekümmern und sie leiten dürfe und könne; erscheinen euch Gesetze in der vorgeschlagenen Art nicht als Willkür und Tyrannei? Nicht Tyrannei, die Trennung heiliger Verhältnisse, wenn ein Beitrag zu einer thörichten Anstalt ausbleibt? Habt ihr so wenig Ehre, daß ihr euch aussetzt, in Masse ehrlos zu werden? Seht ihr nicht, wie die Anstalt nur zweierlei mehrt: die Zahl der unehelichen Kinder und die Zahl der Huren? Oder meint ihr, eine monatliche Pension von 12 Gr. 11 Pf. gebe eine Sicherheit des Daseins? Sobald dies Minimum nun noch ausbleibt, kann man sich dann an den Ehrlosigkeitserklärungen satt essen? Wenn eine Feuerassecuranz die Brände vermehrte, wie die Armenassecuranz, wenn sie assecurirte, das Kinderzeugen mehren müßte, wo sollten die Beiträge zuletzt herkommen? Bedenkt nur ein Einziges: alle Lebensmittel, die jährlich erzeugt werden, werden auch jährlich verzehrt; — es können nur in dem Maße mehr Menschen leben, als mehr Nahrung hervorgebracht wird. Wenn ihr auch alles Vermögen jährlich zu gleichen Theilen ausspendetet, so könnte darum auch noch nicht ein Mensch mehr satt werden, es würden sich blos die Preise aller Dinge ändern. Alle Geldassecuranzen,

die keine Nahrung hervorbringen, sind unfähig, das Naturgesetz aufzuheben, wonach die Bevölkerung sich in der Regel schneller mehrt als die Nahrungsmasse. Ebenso kann die Arzneikunde zwar das Leben Einzelner erhalten und verlängern, allein sie möge sich vervollkommnen über Maß, immer können nur so viel leben, als Portionen Nahrungsmittel der Erde abgewonnen werden: die überschießenden Menschen müssen sterben, ist's nicht an den Pocken, dann an anderen Krankheiten; nöthigenfalls auch an der Armenassecuranz."

6.

Effects du blocus continental sur le commerce, les finances, le crédit et la prospérité des isles britaniques par Sir *Francis d'Ivernois.* London 1809.

Wenn die Häupter der Staaten die Trüglichkeit der Geldbalance über den Vortheil oder Nachtheil des Handels einsähen, wenn sie nur nach gegenseitigem Verwenden und Ersparen der Arbeitskräfte abwögen, so würden sie begreifen, daß der Handel zweien Völkern gleichzeitig nützen könne und müsse. Daraus leitet der Verf. die Schädlichkeit und Unzweckmäßigkeit des Blockadesystems her. Verhältnisse behindern uns, näher in seine Schlußfolgen einzugehen, wir ziehen aus dem seltenen Buche blos Zahlen aus, welche die Folgen jenes Systems für Großbritannien nachweisen sollen.

Großbritannien führte im Durchschnitt der

Jahre 1804—7 aus (valeur officielle) . . .	25,378,558 Pfd.
Im Jahre 1808	26,692,208 "
Mehr während der Blockade	1,313,560 Pfd.

Die Einfuhr ist gefallen im Verhältniß von 250 zu 237. Der unermeßliche Handel nach Südamerika und das rasche Steigen des Wohlstandes von Irland ersetzte den Verlust in Europa.

Die Bruttoeinnahme war:

	Zölle.	Accise.	Stempel.	Summa dieser und aller Einkünfte.
Vor der Blockade 1806	12,769,243.	25,518,710.	4,618,691.	56,902,099.
Nach der Blockade 1808	12,337,114.	26,940,988.	5,000,508.	60,354,782.

Die Zinsen der Anleihen betrugen in den Jahren

1777:	4 Pfd.	5 Schill.	2 Pence Proc.
1778:	4 =	18 =	7 =
1779:	5 =	18 =	10 =
1796:	4 =	12 =	2 =
1797:	5 =	14 =	1 =
1798:	6 =	6 =	10 =
1804:	5 =	9 =	2¼ =
1805:	5 =	3 =	2¼ =
1806:	4 =	19 =	7 =
1807:	4 =	14 =	7 =
1808:	4 =	14 =	6½ =
1809:	4 =	12 =	10 =

Die Einkommensteuer trug 1808 . . . 11,175,595 Pfd. Sterl.
Frankreich kaufte sonst von England für 1,250,000 = =
Amerika nahm 1808 für . . . . 10,461,564 = =

England verkauft weniger Zucker, und kauft weniger Getreide; jener wird zu Rum destillirt, die Consumtion der Flotte an Rum, statt der französischen und Kornbranntweine, stieg seit der Blockade von 250,000 auf 1,563,000 Gallonen.

Irlands Ausfuhr betrug
1806: 9,314,854 Pfd.
1807: 10,110,385 =
1808: 12,577,101 = (valeur réelle).

Das Durchschnittsquantum der Ausfuhr Irlands betrug für 1797—99: 5,650,853 Pfd.

Die Bruttoeinnahme von Irland betrug

	1806:	1808:	Mehr nach der Blockade.
Douanen	1,920,359,	2,823,919,	903,560 Pfd. Sterl.
Accise . .	1,980,623,	3,000,110,	1,019,498 = =
Stempel .	696,480,	769,333,	72,851 = =
Post . . .	164,023,	195,175,	31,158 = =

Die Einnahme aller Douanen von ganz Frankreich betrug
1806: 58 Millionen Francs,
1807: 60 = =

Mehr 2 Millionen Francs.

Die Nettoeinnahme von Irland betrug im Durchschnitt:
für 1797—99 1,678,271,
= 1807 5,604,153,
= 1808 6,174,561.

Die Zinsen für die inländische Anleihe betrugen:
vor der Union 1799: 6 Pfd. 4 Schill. 9 Pence;
nach der Union 1809: 4 = 15 = 1½ =

Wir müssen Jedem überlassen, die Schlüsse aus diesen Angaben zu ziehen, oder im Buche nachzulesen. Sehr interessant sind die Nachrichten über die Linderung der französischen Gesetze für die Ausfuhr mehrer Gegenstände, sowie die Entwickelung der Nachtheile, welche Rußland an seinem Handel empfindet. Dem letztern Reiche widmet der Verf. das Motto: haud facile emergunt quorum virtutibus obstat res angusta domi.

Das Motto des ganzen Werkes lautet:

Votre blocus ne bloque point,
Et grâce à votre heureuse adresse
Ceux que vous affamez sans cesse
Ne périront que d'embonpoint.

7.

Annalen der Politik. Herausgegeben von Dr. Theodor Schmalz, königl. preuß. geh. Justizrath. Erstes Heft.

(„Heidelbergische Jahrbücher der Literatur", 1809, Jurisprudenz, 362.)

Der Zweck dieser Zeitschrift ist nach der Vorrede: „die Grundsätze der Politik überhaupt zu entwickeln, über die inneren und äußeren Handlungen ehemaliger oder jetziger Staaten, über ihre Verfassung, ihre Rechtspflege, ihre Finanzen und ihre Polizei Nachrichten zu sammeln, welche für jene Grundsätze lehrreich sind, und deshalb auf ihre Resultate hinzudeuten: kurz die gesammte Wissenschaft des Staats soll hier umfaßt werden." Nach diesen großen Versprechungen eröffnet das erste Heft ein Aufsatz mit der Ueberschrift: Die Politik. Wir erfahren aus demselben: daß der Streit über den Zweck des Staats zum Wortstreit geworden sei, weil die Standpunkte aus denen man stritt so verschieden waren, daß Alles, was sich auf den Staat bezieht, Gegenstand der Politik ist, also unter andern auch Statistik und Rechtskunde, welche auf Geschichte gegründet werden müssen. Nur das Rechte sei gut, klug, weise und wahr, die Rechtmäßigkeit also höchster Grundsatz der Politik, und eine grobe Lüge, daß durch Redlichkeit ein Fürst oder Staat untergegangen sei; diese hätten im Gegentheil blos dem Schicksale unterlegen. — Wir begreifen nur wenig von diesen Behauptungen;

zuvörderst nicht, wie ein Streit dadurch zum Wortstreit herabsinkt, wenn dabei von verschiedenen Standpunkten ausgegangen wird: wir glauben im Gegentheil daß dies geschieht, wenn man von demselben Punkte ausgeht und sich alsdann in Worten und Reden verwirrt. Es kam darauf an nachzuweisen, ob verschiedene Standpunkte nützlich und erlaubt sind, aber hierüber schweigt der Verf. Die übermäßig weite Definition der Politik nimmt zuletzt die ganze Historie unter ihre Flügel, will in Gemeinschaft mit ihr auch die künftige Geschichte in die Welt setzen, uneingedenk daß das neugeborne Kind alle jene, ohne tiefere Begründung ausgesprochenen Worte von gut, recht und weise u. s. w. abschütteln und zu einem unantastbaren Riesen schnell heranwachsen könnte. Wenn bloße Formeln jener Art irgend ausreichten, so wären Platon's und Aristoteles' Meisterwerke nur unnütze Commentare handgreiflicher Wahrheiten. Das Verhältniß der Historie zur Ethik und die unerschöpflich tiefe Lehre von der Individualität der Einzelnen und der Staaten ist dem Verf. nirgend klar erschienen. Die Gründung der Rechtskunde auf Geschichte hätte ihn zu Zweifeln (über das Neue, was geschieht, über Entwickelungen, Aufstrebungen u. s. w.) führen und eine genügende Grundlage für die scheinbar unzweifelhaften gewiß aber nicht tiefsinnig erörterten Behauptungen nachweisen sollen.

Das Staatsrecht untersucht nach dem Verf., was recht, die Politik im engern Sinne, was vortheilhaft sei; nichts aber sei vortheilhaft, als das Rechte. Ist aber nach dieser Zusammenstellung die Sonderung in zwei Disciplinen nicht überflüssig und verwirrend?

Beiläufig erfahren wir für die Finanzwissenschaft, daß, wo gethan wird, statt gegeben, z. B. bei Landfrohnen, sich Polizei und Finanz den Ideen zuwider mischen, und ein Verstoß wider die Kunde vom Verkehr der Menschen sei. Dagegen gegeben soll auch oft werden statt des Thuns. Der letzten Meinung sind jetzt die Holländer, welche lieber Geld zahlen, als Soldatendienste thun wollen. Ist hiebei kein Verstoß?

Der zweite Aufsatz enthält Quesnay's arithmetische Formel, bekannte physiokratische Ansichten. Die Formel selbst ist todt, es kommt darauf an, nachzuweisen, wie das Leben die Formel modificirt, die Antheile der Grundeigenthümer, die Rente, die Einnahme der sogenannten sterilen Classe u. s. w. verändert. Nichts ist unrichtiger, als die stereotypische Normalvertheilung der Einnahmen und Ausgaben.

In den Bemerkungen (Nr. 3) gegen einen Aufsatz des geh. Finanzraths Borgstede streitet der Verf. als Physiokrat

gegen den Anhänger des Mercantilsystems. Unserer Ueberzeugung nach sind beide Doctrinen irrig.

Nr. 4. In den Exempeln politischer Arithmetik werden statistische Narrheiten mit Recht beleuchtet; sonderbar aber, daß der Verf. aus falschen Tabellen, sobald es seiner Ansicht zu frommen scheint, beweisen will, daß die Manufacturisten (S. 54) weder etwas ersparen könnten, noch zu besteuern wären.

Nicht minder inconsequent läßt er sie S. 66 reicher werden, wenn der Wohlstand des Landmanns wächst, da doch seinen Grundsätzen gemäß wol ihre Zahl, nicht aber ihr Wohlstand zunehmen könnte. Die vornehmen Seitenblicke auf Adam Smith übergehen wir, sowie die Behauptungen über die Nutzbarkeit der einen physiokratischen Grundsteuer.

Nr. 5 enthält Fragmente über den Nationalreichthum Hollands nach Metelerkamp, an sich lehrreich, verwirrend aber durch die beigefügten Anmerkungen. So ist dem Physiokraten weder Arbeitslohn, noch Kapitalgewinn Quelle des Einkommens, weil dies schon bei der Landrente zur Anrechnung gekommen sei. Wäre dies auch für das erste Jahr richtig, wo ein Kapital etwa aus der Landrente entsteht, dann doch nicht für die folgenden, wo es anderwärts verwandt wird. Die Holländer wären sehr übel daran gewesen, wenn die Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien wirklich keine Einnahme gebracht hätten. Ebenso, fährt der Verf. fort, ist es bei dem, was ein Volk durch auswärtigen Handel zu gewinnen scheint. Er bringt nichts, als was vorher schon da war; das Ausländische tritt nur an die Stelle des weggegebenen Inländischen, welches bei seiner Erwerbung schon angerechnet worden ist.

Daß die Handelsbilanz nach gewöhnlicher Ansicht nicht unbedingter Maßstab der Zunahme und der Abnahme des Nationalreichthums sein könne, darüber sind die Verständigen einig; allein ganz neu ist die Behauptung, daß beim Handel gar kein Gewinn, also auch keine Erhöhung der Nationaleinnahme, und umgekehrt auch kein Verlust stattfinde, sondern das Empfangene schlechthin mit dem Weggegebenen aufgehe und gänzlich aus den Berechnungen des Nationalreichthums wegbleiben müsse.

Hiermit stimmt die Behauptung S. 58 überein, daß aus einem Lande ohne Bergwerke durch den Handel nicht mehr Metall herausgehen kann, als hereinkommt; oder soll dies nur heißen, wenn schlechthin gar kein Metall mehr in einem Lande sei, könne nichts herausgehen? Dies wäre aber so trivial als jenes parador.

8.

Kleine Aufsätze meist historischen Inhalts, von Heinrich Luden, Professor in Jena. Zwei Bände. Göttingen, Danckwerts. 1807 und 1808. (Der zweite Band auch unter dem Titel: Sir William Temple, Biographie von Heinrich Luden.)

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1810, 30.)

Der erste Band enthält sechs Aufsätze, 1) Venedig, Entstehung, Blüte, Verfall. 2) Werther und Ortis. 3) Freiheitssinn. 4) Ruhm und Geschichte. 5) Ueber historisches Richten. 6) Ueber den Vortrag der Universalgeschichte. Wir überlassen diesmal Anderen die Prüfung nach der Reihenfolge, und sprechen vom Totaleindruck. Mit großer Freude lasen wir: Was wir nicht zu erfassen vermögen in bestimmter Gestalt, das spricht nicht unser tiefstes Wesen an (S. 102): jedes Kunstwerk spricht Jeden an nach dem Maße seiner Bildung, daß ein Jeder von seinem Standpunkte aus sie deuten, und aus ihnen machen kann was er will; sie aber stehen da unverändert, wie die ewige Sonne, immer kraftvoll, jugendlich, schön (S. 112). Jedes Volk als Ganzes betrachtet, ist der Verfassung werth, unter welcher es lebt, und der Regierung, welcher es gehorcht. Die Verfassung eines Volkes ist sein Geist, es stellt sich selbst in ihr dar, und mag aus ihr beurtheilt werden (S. 143) u. s. w.

Andere Stellen zeigen dagegen nicht den festen, kernhaften Standpunkt des lebendigen Seins und Erkennens in der Geschichte; es scheint uns das Erklären aus der Philosophie und Eingreifen in die Philosophie den Verf. bisweilen in ein unsicheres Schwebeln und Nebeln hineingezogen, und unkräftiges Umtreiben in Formeln erzeugt zu haben. Dahin rechnen wir z. B. Aeußerungen, wie: die allgemeine Versöhnung mit dem Leben in seiner Gesammtheit ist die Tendenz jedes Kunstwerks.

Die Idee der Universalgeschichte als eines einigen, untheilbaren, großen Ganzen, als einer unmittelbaren Offenbarung Gottes, ist erhaben und die Grundlage aller religiösen Ansichten. Allein nur für Gott ist eine solche Universalgeschichte möglich. Wenn wir Menschen uns aber einbilden, mit dieser Ueberzeugung (S. 292) von aller Persönlichkeit gelöset zu sein, so täuschen wir uns selbst, und ein Geschichtschreiber der auf diese Weise sich und die Welt stellte und darstellte, würde entweder

in der Totalität verschwinden, oder sich und sein Werk fälschlich als ein organisches Fragment der göttlichen Ansicht unterschieben wollen. Der Standpunkt der Geschichte ist rein praktisch: wer sie nicht unmittelbar versteht, wird niemals durch philosophische Demonstrationen ihr Wesen begreifen. In dem unmittelbarsten Leben ist das höchste Leben, der größte Reichthum, und der Glaube, man müsse nothwendig mit einem philosophischen Systeme angefüllt, an die Geschichte gehen und sie danach zustutzen, man könne nur durch eine philosophische Brille sie begreifen, ist falsch. Wir halten es für ein übles Zeichen, daß die Fähigkeit sich an fremden Sitten, an einer andern Zeit zu ergötzen, abnimmt, daß das Vertiefen in den Charakter historischer Personen, das in und mit ihnen leben seltener wird, und dagegen die Sehnsucht nach allgemeinen Reflexionen, wissenschaftlichen Schubkasten und generellen Noth- und Hülfslehren überhand nimmt. So ist Manchem der abdestillirte Kornbranntwein lieber als die frische wogende Saat, das eau de mille fleurs lieber als die Pracht des reichen Blumenflors; und so irrt der Verf., wenn er unser Beschauen der griechischen Herrlichkeiten für etwas Höheres, Genußreicheres, Intensiveres hält, als das griechische Leben selbst.

Das Leben der mehresten Menschen ist jetzt von zweierlei Natur: einige kleben an sogenannter Praxis, sie fröhnen todten Götzen; andere vom Unbedingten überfüllt, tragen das ganze Universum in sich, sind aber deshalb unfähig, die einfachste Gestaltung zu würdigen. Es gibt eine echte Art, seine Persönlichkeit zu entäußern, die keineswegs mit argem Egoismus und bloßem Formelwesen vereinbar ist:

> Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
> War der Betrachtung zweier Männer heilig,
> Und Alexander in Elysium
> Eilt den Achill und den Homer zu suchen.
> O daß ich gegenwärtig wäre, sie
> Die größten Seelen nun vereint zu sehn!

Daß der Verf. schon hat, was er im ersten Theil mühselig und bisweilen unklar sucht, zeigt die Biographie William Temple's im zweiten Theile. Der Geschichte gehört der Verf. an, möchte er allein in und mit ihr leben, und alle Bangigkeit fahren lassen, die wahre Philosophie entgehe ihm dadurch. Die Biographie ist sehr brav, meist aus Temple's Werken, und dadurch um so individueller; es finden sich in Bezug auf unsere Zeit treffliche Bemerkungen ausgesprochen, die tiefer wirken, weil sie echt praktisch erscheinen, und deshalb gewiß auch echt philosophisch sind. Eine Nachweisung der Verwandtschaften und der Ver-

knüpfung der Ansichten hätte das Lebendige gewiß ausgelöscht. Die Vorliebe für pantheistische Behandlung der Weltgeschichte hat den Verf. zu einer übertriebenen Skepsis über die Beurtheilung historischer Personen, zu einer Empfehlung untauglicher, historischer Neutralität (S. 252) verleitet. Freilich bleibt jede Charakteristik, jedes Urtheil gewissermaßen problematisch: allein es ist deshalb nicht zu umgehen, sondern (weil der Historiker nicht allwissend ist, oder wird) darzulegen nach bester Einsicht, ohne innere Unsicherheit. Diese Unsicherheit über die Charaktere mindert sich mit dem tiefern Studium; sie muß verschwinden, wenn irgend ein historisches Kunstwerk entstehen und die Umrisse nicht durcheinander laufen sollen. Ob die Charakteristik bestimmt ausgesprochen ist, oder aus der Erzählung des gesammten Thuns hervorgehen soll, entscheidet der Zweck des Werks; und Vellejus hatte für jenen, Livius für diesen Ausweg hinreichende Gründe. Das Richten der Handlungen und der Herzen (S. 257) ist unzertrennlich und eigentlich dasselbe. Rom moralisch, oder bürgerlich, nach den gewöhnlichen Bedeutungen zu würdigen, reicht nicht aus: ich muß die innerste Lebendigkeit der Personen und Staaten ergreifen, ihre Jugend, ihr Heldenalter, ihre Schwäche mitleben, dann wird Alles von innen heraus klar, und aller scheinbare Widerspruch zwischen Kraft und Masse, Gesetz und Willkür gelöset.

Wir haben in Einigem widersprochen, weil das Beipflichten für das Meiste zu langweilig wäre, weil wir das Talent des Verf. hochachten, weil es uns schien, als wenn folgendes Bruchstück aus dem Briefe eines großen Abgeschiedenen an den Recensenten, von ihm wiederholt zu beherzigen wäre: „Ich will Sie nicht durch Schmeicheleien verführen, welche weder mir, noch Ihnen geziemen: und also insistire ich, daß Sie ferner und immer einige der großen Muster studiren, um Ausdruck und Manier sich anzueignen: es ist noch etwas Unvollendetes, zu Excerptenmäßiges im Styl, als schrieben Sie zu schnell, ohne jedes Wort zu wägen. Hüten Sie sich wie vor der Pest, vor den Schriften einer neuern Schule, der ich Ideen gar nicht abspreche, die aber immer Schule bleibt, und mit der hyperbolischen Metaphysik ihrer Formeln wol kein Decennium überleben wird. Lesen Sie selbst Tacitus nicht vorzüglich, schon da ist stoische Affectation. Vielmehr Cäsar, Sallust, die ältesten Griechen, Macchiavelli und Davila. Als Staatsmann, nicht als Professor, soll der Geschichtschreiber erscheinen; alles mit möglichster Vollkommenheit, in majestätischer Einfalt, ausgebildet, ohne daß Mühe merkbar sei. Ich selbst entspreche diesem Ideal höchstens nur stellenweise, aber ich fühle was fehlt, und rufe es am

Eingange der Laufbahn Ihnen zu. Lassen Sie sich durch keine Concurrenz abschrecken: Lesen wir nicht mit gleichem Vergnügen die verschiedensten Alten? Jeder hat seine Art, seinen Blick, ist Er. Das Feld ist weit, mannichfaltig. Aber wählen Sie sich eine Gegend, nicht die Universalhistorie. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn man zu viel sich verbreitet, keine Vollkommenheit erreichbar, und so auch für den Forscher keine sichernde Befriedigung zu hoffen ist. Nehmen Sie eine Epoche, oder ein Volk, oder eine Ansicht der Geschichte aufs allergenaueste zu erforschen, aufs allersorgfältigste zu überdenken, und mit menschmöglichster Vollkommenheit darzustellen. Meine universalhistorischen Arbeiten haben mich das halbe Leben gekostet; ich hoffe auch, es soll ein gutes Buch geben, aber unter anderen Umständen kann ein besseres werden; hingegen wer von der Schweiz wissen will, kann meine Geschichte nicht wohl vorbeigehen. Alles dieses beweise Ihnen meine Theilnehmung und Freundschaft, und daß das Lob, welches ich Ihrer Arbeit gebe, ganz ungeheuchelt ist. Kraft des Geistes ist vorhanden, Fleiß sehr viel; die letzte Feile wird sich finden; Sie werden schon lernen, schwer arbeiten."

9.

Histoire de France pendant le dixhuitième siècle par *M. Lacretelle* le jeune. Erster bis dritter Theil. Paris 1808 und 1809.

Lacretelle's des Jüngern Geschichte von Frankreich während des 18. Jahrhunderts. Aus dem Französischen übersetzt, mit Erläuterungen, Zusätzen und Berichtigungen begleitet, auch mit einem vollständigen Register versehen von J. D. Sander. Zwei Bände.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1810, 187.)

Wir sind gewohnt, diejenigen historischen Werke ungründlich zu nennen, wo Citate als Beweise fehlen, und mit Recht soll diese Ansicht (besonders für die Darstellung entfernter Zeiträume) vorwalten, damit keine lose Seichtigkeit uns zierliche Lügen statt

tüchtiger Wahrheit auftische. Allein es gibt auch Werke, welche Ergebnisse theils vielfachen Lesens, theils des Hörens, theils des eigenen Beschauens sind, wo nicht jedes Wort urkundlich belegt werden kann, die aber durch ihre innere Haltung das Gepräge der Wahrhaftigkeit offenbaren.

Zu diesen zählen wir das vorliegende Buch. Es begreift die Geschichte Frankreichs in politischer, finanzieller und literarischer Hinsicht, vom Anfange des 18. Jahrhunderts bis zum pariser Frieden. Die Darstellung ist klar, verständig und übersichtlich fortschreitend; die Erzählung würdig, der Sinn fern von Frivolität oder falscher Philosophie. Die Bemerkung, daß ein Deutscher dies und jenes wol noch anders betrachtet und gesagt haben würde, ist kein Tadel: wir wünschen, daß ein Deutscher, daß ein Brite für sein Land das Gleiche unternähme: bei aller Verschiedenheit wäre die Dreieinheit doch möglich, ja eben dadurch nothwendig.

Lacretelle's Werk wird trefflich als Einleitung zur Geschichte der französischen Revolution dienen, denn für die, welche mit dem Jahre 1789 ihre Forschungen beginnen, möchte mehr als die Hälfte ein Geheimniß bleiben. Lehrreich und lebendig gehen an unseren Augen vorüber der matt verlöschende Glanz der Regierung Ludwig's XIV., die heuchlerisch fromme Zeit der Maintenon, äußere Sitte bei innerer Anbrüchigkeit und Leblosigkeit: dann alle Schranken durchbrechend die gemeinste Sittenlosigkeit unter dem Regenten, Toleranz aus Gleichgültigkeit, Ansprüche von allen Seiten ohne innere Kraft sie zu begründen, oder durchzusetzen; des Herzogs von Bourbon leeres, unbedeutend prunkendes Ministerium; hierauf Fleury's häusliche Regierung, Verstand ohne Genius, zeitliche Mittel ohne tiefe Reformen, hierauf Mangel an Kraft unnutzen Krieg zu vermeiden, oder ihn tüchtig durchzuführen; endlich der König zur gemeinsten Trägheit, zur verächtlichsten Wollust hinabsinkend; ein launisches, nur ihn zu amusiren fähiges, sonst für Größe, für Edelmuth, für wahren Genius, für das Wohl des Staats fühlloses Weib; das königliche Ansehen sinkend, Geistlichkeit und Parlament im Streite; halsstarrige Vertheidigung abgestorbener Privilegien, dabei im Volke rastlose Thätigkeit, Umlauf neuer Ideen über Religion, Königthum, Staat; Lösung und Umgestaltung aller alten heilig geachteten Bande; wir stehen noch beim Jahre 1763, und bereits scheint die ungeheuerste Revolution unabwendbar einzubrechen.

Mittelmäßige Geister wollen oft entweder nur das Alte erhalten, als sei es ewig unantastbar; oder sie wollen Alles neu gestalten, des Frühern Werth gänzlich verkennend. Kommt so

das Versteinerte mit dem zwecklos Kreisenden in Berührung, so kann keine echte neue Erzeugung stattfinden, es wird Auflösung eintreten, und unter gewaltsam schmerzlichen Kämpfen müssen höher stehende Genien endlich die zerrissenen Fäden verknüpfen, lenken, regieren; so wie es die Zeit gebeut, und so wie es die Größe, oder die Kleinheit der Völker erheischt. Das Volk erzieht die Herrscher, und die Herrscher erziehen das Volk; wer vermag zu behaupten, hier sei nur auf einer Seite die Schuld, oder das Verdienst?

Histoire de France pendant le dixhuitième siècle; par *Charles Lacretelle,* Professeur d'histoire à l'université impériale. Vierter und fünfter Theil. Paris 1810.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1812, V[b], 633.)

Wir haben die drei ersten Theile dieses Werks früher in diesen Blättern, kurz, aber mit gebührendem Lobe angezeigt, wir wollen etwas länger bei diesen beiden Theilen verweilen. Zuvörderst bestätigen wir von Neuem jenes Lob; denn es ist in dem Verfasser eine Unparteilichkeit, welche nicht allein aus gutem Willen (der oft das Ziel verfehlt), sondern auch aus Einsicht entsteht; es ist eine sittliche Kraft des Gemüths in ihm, welche wir Deutsche bisweilen in übereilter Eitelkeit unsern Nachbarn allgemein absprechen möchten, statt uns die Thaten und die Worte zur Warnung, zur Lehre und zur Besserung dienen zu lassen. Der Verf. verbindet die Kunst, durch allgemeine Züge den Charakter der Personen scharf und lebendig zu zeichnen, mit einer geordneten übersichtlichen Erzählung der einzelnen Begebenheiten selbst.

Der vierte Band beginnt mit der Geschichte der Verfolgung und der Vernichtung der Jesuiten. So verlangte es die Zeit, und der frühere Geist hatte jene selbst verlassen; aber die Gründe des Verfahrens gegen sie lagen nicht blos in der Ueberzeugung von ihrer Verderblichkeit, noch in dem reinen Eifer für das Gute, sondern weit mehr bestimmten Haß und Parteiung. Selbst dem ruhigen d'Alembert mußte Friedrich II. schreiben: (Oeuv. posth. II, 185) Tant de fiel entre-t-il dans le coeur d'un vrai sage? que diroient les pauvres Jésuites, s'il apprenoient comme dans votre lettre vous vous exprimez sur leur sujet!

Und noch thätiger waren die Parlamente; nur Ludwig XV. wußte nicht was er thun oder lassen sollte, als ohne ihn zu fragen schon in der That Alles gethan worden.

Was war es auch für ein Hof, wo zuletzt die Pompadour noch das würdigste air hatte und den Anderen imponirte (S. 42), wo sie nach der réputation d'un grand caractère streben konnte, weil kein großer Charakter sie zu Boden trat! Der gutmüthige Quesnai freute sich, sie mit seinen Träumen von Menschenwohl begeistert zu haben: wo der Staat nur durch eine Abgabe alle streng bestimmten Bedürfnisse befriedigen, alle Commis und Schmarotzer entfernen, wo die Zeit Heinrich's IV. schöner wiederkehren würde. Und dann ging das Weib von ihm und verlangte unmäßige Zahlungen aus den Staatseinkünften für sich und ihre Genossen, widersprach aus Menschenliebe allen Beschränkungen bei Hofe, beruhigte den König über den Anwachs der Steuern und deren schlechte Verwaltung! — Der Dauphin war finster, in sich gekehrt; eine ermattende Frömmigkeit übermannte alle anderen Kräfte; man hoffte am meisten von ihm, nachdem er gestorben war; ihm folgte sein würdiges Weib, sein ältester Sohn, bald dann die Königin: Ludwig XV. schien sich zu freuen, daß er seinen Lüsten noch ungestörter nachhängen konnte.

Choiseul ward allmächtiger Minister, weil er sich zu schicken wußte; keiner nannte ihn einen großen Mann, jeder sagte: c'est un homme brillant, und damals war dies in Frankreich eine vollgültige Empfehlung. C'était le régent avec de la sobriété, und es erschien als Gewinn, wenn man in solcher Zeit noch in Lastern Maß hielt *).

— — — Die Umgestaltung, welche Turgot mit Maß begann, ward muthwillig gehemmt; daß der Adel die Wege mit bessern sollte, auf denen seine Carossen fuhren, erschien als himmelschreiender Frevel, und der Adel siegte, denn er war ein Corps, der König nicht fest, Maurepas hörte lieber von Chansons und Logogryphes, als von Staatsmängeln und Staatsreformen; die Parlamente glaubten, die höchste Würde zeige sich im Widerspruch gegen die höchste Gewalt. Dieser Sieg ward aber dem Adel verderblich, denn ohne Anwendung positiver Heilmittel war das innerlich fressende Uebel nur übertüncht, und die Zeit nahte, wo es ausbrechen mußte, ohne daß ein Mensch es mehr bändigen konnte. Solche Belehrungen scheinen aber nicht Eingang zu finden, tagtäglich geschieht um uns herum

---

*) Ich habe hier viel weggelassen, und verweise auf meine „Geschichte der französischen Revolution".

noch das Aehnliche; man denkt Zeit gewonnen, Alles gewonnen; anstatt Zeit verloren, Alles verloren.

— — Die Eile, mit der man Alles aufhob, was mühsam von Turgot's laut angekündigtem Systeme durchgesetzt war, mußte das königliche Ansehen äußerst bloßstellen: doch ist es nicht unerhört, daß ein König mit Recht System und Minister ändern muß. Hr. Lacretelle wird uns beistimmen, daß es noch weit mehr zu verwundern wäre, wenn Turgot selbst, der Minister, das entgegengesetzte System angenommen, und versucht hätte es mit Widerlegung des frühern durchzuführen: und doch gibt es auch dafür leider Beispiele, besonders in kleineren Staaten, wo die Minister nicht selbständig sein können oder wollen. —

— — Wenn man einmal Krieg für Amerika gegen England führen wollte, so that Necker dadurch, daß er Anleihen zu Stande brachte, für den Augenblick das Höchste, was man verlangen konnte; allein auf die Dauer ist Anleihen zurückzahlen noch größer und schwieriger, und sobald er sich dem Edelmuthe, der sittlichen Kraft vertrauend und sie anregend, Maßregeln näherte, die denen von Turgot ähnlich werden mußten, fand er denselben Widerstand.

— — Am Schlusse des vorliegenden fünften Theils deutet der Verf. auf den jetzigen Krieg mit England, und äußert: „selbst der Geschichtschreiber könne ein Vaterland wie Frankreich nicht vergessen.“ Dem treten wir gern bei, da auch uns die Anfoderung einer unbedingten Objectivität übertrieben zu sein scheint, aber wir erwarten, daß er den Heldentod Nelson's ebenso würdevoll erzählen werde, als er den Ausgang Chatham's erzählt hat, als er den von Desaix erzählen mußte; wir erwarten, daß er die Größe Britanniens im Nichtrevolutioniren keineswegs übersehen, daß er die Ansprüche auf Land- und Seeherrschaft, und die Fortschritte beider parallel und gleichmäßig darstellen und stets sich erinnern werde, daß der größte, würdigste Gegner uns selbst erst groß und würdig macht.

10.

Histoire de France pendant les guerres de Religion par *Charles Lacretelle.* Zwei Bände. Paris 1814.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1815, I, 399.)

Herrn Lacretelle's Bearbeitung einzelner Theile der französischen Revolutionsgeschichte zeigte eine schöne Anlage, seine Geschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts überraschte durch die großen und gediegenen Fortschritte der Ansichten wie der Darstellung, und Rec. nahm deshalb die beiden ersten Theile dieses dritten Werks mit großen Erwartungen in die Hand. Allein diese allerdings hochgespannten Erwartungen sind nicht befriedigt worden. Die Geschicklichkeit unmittelbar Gesehenes oder Gehörtes lebhaft darzustellen, scheint sich bei den Franzosen öfter zu finden als der eiserne Fleiß, ferne Zeiten ganz zu durchforschen und dann mit ernster Begeisterung darzustellen. Allerdings hat der Verf. Quellen nach deutscher Bedeutung gelesen, aber für deutsche Foderungen noch lange nicht genug, und was soll man sagen, wenn er von Davila — als wäre es Brantome — urtheilt (I, 314): er sei kein écrivain distingué, gehe darauf aus, Katharina von Medicis überall zu rechtfertigen, und würde die Bartholomäusnacht bewundern, wenn man nicht so viele Protestanten hätte entwischen lassen. Freilich ist im ganzen Davila kein empfindsamer Ausruf, kein betrachtendes Urtheil, aber wer seine meisterhafte Erzählung nicht durch sich selbst begreift, der wird an den Krücken äußerlicher, angeblich moralischer Hülfsmittel nicht weit eindringen. Nach solch einem Vorgänger darf und soll man viel fodern: auf wenigen Seiten führt uns Davila in das Innerste der Sachen und Personen, während Hr. Lacretelle viel weiter ausholt und allerlei bunt durcheinander erzählt, ohne eine sichere und klare Wirkung hervorzubringen. Die kleinen Anekdoten, Duellgeschichten und was sonst in der Einleitung den Blick erweitern und nach allen Seiten richten soll, zieht ihn nur von der Hauptsache ab und verkümmert den Eindruck. Zu solch einem Geschichtsabschnitte soll man durch ein großes erhabenes Portal geführt werden, nicht wie durch viele Fuchslöcher in einen Fuchsbau. Wenn Davila Herrn Lacretelle misfiel, so hätte er bei Sarpi sehen können, was das höchste Muster einer Einleitung sei, und wie man nicht mit Aufsetzen von Schönpflästerchen oder mit Einstreuen von allerhand wunderlichen Gewürzen die Darstellung und den Geschmack

veredelt. Ueberhaupt hat Hr. Lacretelle sich den festesten Grund und Boden selbst unter den Füßen hinweggezogen, indem er sein Werk zwar Geschichte der Religionskriege (nicht wie der getadelte Davila, Geschichte der bürgerlichen Kriege) nennt, aber das Religiöse ganz zur Seite schiebt. Allerdings hat die Kirchenverbesserung in Frankreich einen ganz andern Gang genommen als in Deutschland, aber es ist verkehrt zu äußern (I, 326): sie sei dort eine Mode gewesen. So arm ist die französische Sprache doch nicht, daß man den Heldenmuth sich für seine religiöse Ueberzeugung verbrennen zu lassen, und die Schwäche sich gegen seine Ueberzeugung vom Schneider einen Rock ändern zu lassen, mit dem einen Worte: Mode benennen müßte. Weder das Tüchtige, was die Altgläubigen für sich anführten, noch das Verwerfliche, was die Reformatoren an ihnen rügten, ist irgendwo klar und nachdrücklich dargethan. Die Furcht, das pariser Publicum zu langweilen, hat fast von jeder Erwähnung der nicht blos politischen Streitpunkte abgehalten; oder ist dem Verf. selbst wegen der einzelnen Auswüchse das unendliche Tiefe jener religiösen Untersuchung verborgen geblieben? Ein einziges Mal wird eine Aeußerung Beza's über das Abendmahl angeführt, welche in dieser Vereinzelung selbst nicht weiß, was sie soll: wie könnte man bei dieser Dürftigkeit rügen, daß Zwingli's und Calvin's Ansicht ganz zusammengeworfen ist. Von diesen, von Luther bekommt man keinen großen Eindruck; und auf der andern Seite gibt die bunte Aufzählung der Thaten Karl's V. auch nur ein haltungsloses Bild.

Daß der Verf. seinen Abscheu vor den Nichtswürdigkeiten jener Zeit ausdrückt, kann man ihm nicht zum besondern Verdienst anrechnen, wer könnte jetzt darüber zweifeln; aber wenn sein Werk echten Werth bekommen und seine Vorgänger wahrhaft übertreffen soll, so muß die zerstückelnde Anordnung einer davon verschiedenen Platz machen, welche größere Massen zusammenstellt; so müssen alle falschen Schmuck- und Reizmittel verschmäht werden, und eine religiöse Sonne muß endlich noch ganz andere Schatten und ein ganz anderes Licht über das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens verbreiten; jetzt thut Jeder, der sich über jene Zeit unterrichten will, noch immer besser, den Davila oder Thuanus zur Hand zu nehmen, als den von ihren Schultern nicht selten herabgleitenden und von den kleineren Memoirenschreibern ungenügend gestützten Lacretelle.

11.

1) Aristides, oder über die Aufhebung der Steuerfreiheit und eine gleiche Vertheilung der Reallasten im Königreiche Sachsen, sowie über die Mittel, dieselben zu erleichtern. Von einem sächsischen Patrioten bei Gelegenheit des Landtags. Dresden 1811.

2) Statistische Bemerkungen über die Steuerfreiheit der Rittergüter und die bestehende Steuerverfassung in Sachsen. Zur Unterhaltung bei bevorstehender Landtagsversammlung. Leipzig 1811.

3) Auch ein Wort aus den Nebenlanden über die vorseiende Union sämmtlicher Provinzen des Königreichs Sachsen. Von einem stiftnaumburgischen Hintersassen. 1811.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1812, V[a], 329.)

Sowie es Menschen gab, welche durch die französische Revolution Alles neu machen und den ererbten Schatz väterlicher Weisheit und Macht muthwillig vernichten wollten, so gibt es jetzt viele Andere, welche meinen: durch die Herstellung einer erblichen Herrschaft in Frankreich sei der freventliche Turnus der Umwälzungen beschlossen, und nun Alles wieder auf den guten alten Fuß gesetzt. Desto verkehrter erscheine deshalb in Deutschland das Treiben zum Reformiren, man sollte doch ruhig sein und Gott danken, ohne jenes böse Uebel mit dem Alten gemächlich fortleben zu dürfen.

Wenn ein gründlicheres Studium aber unwiderleglich beweiset: daß das neue Frankreich von dem alten, trotz oberflächlicher Aehnlichkeit, so verschieden sei als die Schlacht bei Roßbach von der bei Jena; wenn behauptet wird, man müsse reformiren, damit Revolutionen nicht eintreten, so entgegnen Viele: das Neue sei nicht das Bessere, und die vorgebliche Reformation verletze Recht und Gesetz und Alles, was zeither heilig und ehrwürdig gewesen sei.

Es ist lehrreich, mit solchen Privatreden das Verhalten der deutschen Staaten selbst zusammenzustellen. Westfalen mit fast durchgehends französischen Einrichtungen, das folgerechteste Reich; doch wird man hoffentlich nicht müde werden, jene ausländische herbe Consequenz durch Milde und Rücksicht für deutsche Unterthanen

zu versüßen. Baiern steht in einer scheinbar glücklichen Mitte zwischen den alten und neuen Gesetzgebungen; möge nur die Ausführung dem Buchstaben und dem Geiste der Verordnungen entsprechen. Preußen nahm schon mehre Male einen Ansatz, sich neu und doch eigenthümlich zu gestalten; allein so lange die Grundlagen des im October 1810 ausgesprochenen Systems noch nicht zur Ausführung gekommen sind und neuere Gesetze, der Wahrheit nach, keineswegs mit jenen Grundlagen in Uebereinstimmung zu bringen sind, wollen wir nicht aburteln, sondern nur abwarten wie das Endergebniß sein werde.

Sachsen stand noch ungestört in der alten Form, aber der Uebertritt zum Rheinbunde und die geistigen und Geldbedürfnisse der Zeit erweckten die Vermuthung und den Wunsch, der neueste Landtag werde sehr Vieles neu ordnen. Die genannten Schriften sollten dazu beitragen, drei Fragen, die zu den wichtigsten gehören, näher zu beleuchten: 1) Sollen die sächsischen Staaten, mit Aufhebung der provinziellen Absonderungen, ein Königreich unter gleicher Verfassung bilden? 2) Soll die bisherige Repräsentation umgeformt werden? 3) Soll eine allgemeine Steuergleichheit, insbesondere eine Ausgleichung der Grundsteuer und eine Herbeiziehung der bisher befreiten Grundstücke eintreten?

Die dritte der genannten Schriften berührt vorzüglich den ersten Punkt und beweiset gründlich (so viel sich aus der Ferne beurtheilen läßt), daß die älteren Staaten in pecuniairer Hinsicht dabei wol nicht gewinnen dürften. Dies ist aber auch nicht Zweck der Unternehmung, sondern Vereinfachung der Verwaltung, Vertilgung der oft so nachtheilig wirkenden landschaftlichen Scheidungen, Hinweisung zu einem Mittelpunkte und Erweckung des Interesse an dem Wohle des Ganzen. Wir wissen sehr gut, daß es Frevel ist, eigenthümliches Leben unter dem Vorwande einer Einverleibung in ein größeres Ganze zu vernichten und Staaten zu verzehren, wie der Mensch Tauben und Hühner ißt; wir wissen, welche schöne Erscheinungen die Geschichte solchen kleinen Abgrenzungen in jeder Hinsicht verdankt; wir wissen, daß der Mittelpunkt, daß größere Ganze, nicht sehr begeistern können, wenn man fürchtet, daß das Centrum nächstens an dem Umkreise liegen möge; allein desungeachtet müssen wir behaupten, daß solche landschaftliche Sonderungen, sobald sie nicht mehr auf wahrhaft verschiedener Eigenthümlichkeit beruhen, nachtheilig wirken, die Gemüther gegenseitig mit Argwohn und Abneigung erfüllen, mehrfache Verbesserungen im Innern unmöglich machen und die Regierungen bald zu einseitigen Maßregeln zwingen, bald dazu verleiten. Es ist hier nicht der Ort hiefür umständliche Beweise zu geben.

Mit der ersten Frage hängt die zweite nothwendig zusammen; aber wie weit sind wir entfernt, aus Ständen und Repräsentation den gehörigen Gewinn zu ziehen? Und doch, bei aller Mangelhaftigkeit der Ausführung, wie heilsam haben die Repräsentanten, die Stände, oft gewirkt. Wenn wir auch mit dem Verf. von Nr. 3) annehmen, daß es eine fehlerhafte Verfassung ist, „nach welcher selbst die Ausschußcollegien aus Mangel an Mitgliedern selten und fast nie vollzählig, nach welcher ganze Kreise in der allgemeinen Ritterschaft durch zwei bis drei Stimmen vertreten sind, und sehr leicht in den Fall kommen können, gar nicht repräsentirt zu werden", wenn wir zu diesem Gebrechen auch noch mehre hinzufügen könnten, so müssen wir dennoch Sachsen Glück wünschen, daß es Stände hatte, welche so manche Willkür, Verschwendung u. s. w. hemmten, zum Guten und Rechten oft mit Erfolg ermahnten, welche die öffentlichen Angelegenheiten nie ganz aus dem Gesichte verloren, und eben deshalb auch Geschicklichkeit behielten, über sie zu sprechen und für sie zu wirken. In andern Staaten, welche keine Stände hatten, oder seit Jahrhunderten nicht befragten, haben die landschaftlichen Behörden sie oft zu ersetzen gesucht; aber wenn diese erst durch angebliche Reformen aller Art erschüttert, oder gleichgültig gemacht sind, so zeigt sich das Uebel doppelt groß; und leer erscheint die Hoffnung, ohne Grundreform, ohne Theilnahme des Volkes, ohne angemessene Vertheilung nach einem echten Grundsatze, ohne Vorübung von einem oder dem andern (der Zahl, oder dem Reichthum, oder der Geburt, oder der Anmaßung nach, sich auszeichnenden, bei den Verhandlungen vorwaltenden) Stande das wahre Wohl a l l e r Stände — urplötzlich zu erkunden. Die Repräsentation ist uns nicht ein Divisionsexempel in Menschenzahl, oder Quadratmeilen eines Staats; wir haben erlebt was auf diesem, aber wir haben auch erlebt, was auf dem entgegengesetzten Wege geschieht.

Unsere gesammte Zeit krankt am Geldmangel, steuern und einzahlen ist die allgemeinste Loosung; und so hat denn auch die dritte Frage bei weitem die umständlichste Erörterung erfahren. Wir fanden in der zweiten Schrift sehr lehrreiche statistische Angaben, es sind die Irrthümer, welche sich die Widersacher der Steuerfreiheit der Rittergüter zu Schulden kommen lassen, bescheiden, aber in bestimmten Zahlen gerügt; vor Allem aber müssen wir jedoch auf die erste Schrift aufmerksam machen, welche wissenschaftliche Kenntnisse und örtliche Kunde, Achtung des Bestehenden und verständige Nachweisung des Bessern verbindet, und dabei des Namens Aristides nicht unwürdig, ohne Leidenschaft spricht und einen Mann von ehrenwerthem Cha-

rakter zeigt, mit dem wir (es sei erlaubt, den entstandenen Wunsch zu äußern) gern in nähere, uns belehrende, vielleicht auch ihm nicht unwillkommene Verhältnisse träten.

Die Schrift beginnt mit einer lehrreichen geschichtlichen Darlegung der Steuern, und insbesondere der Grundsteuern in Sachsen, spricht dann (man kann sagen erschöpfend) von den Gründen wider, und den überwiegenden Gründen für eine Steuerausgleichung, und schließt mit Vorschlägen wie die zeither Befreiten für die verlorene Steuerfreiheit zu entschädigen sein dürften. Es würde die Grenzen einer Recension weit übersteigen, wenn wir zu jedem berührten Punkte unsere Zustimmung oder Abstimmung geben wollten; wir erlauben uns deshalb nur einige allgemeinere Bemerkungen.

1) Der einzige wahre Stein des Anstoßes gegen die Ausgleichung der Grundsteuer und die Herbeiziehung der Befreiten liegt in der bösen Eigenschaft aller Grundsteuern, unmittelbar den Kapitalbetrag der Abgabe zu vernichten und den Werth des Bodens um so viel zu verringern. Mithin verliert der neu Besteuerte den Kapitalbetrag; der, dessen Steuer ermäßigt wird, erhält dagegen das Geschenk eines solchen, von ihm bei Kauf, Erbtheilung u. s. w. schon abgezogenen Kapitals. Wenn indessen die Ritterschaft nach S. 32 der zweiten Schrift schon mehr an anderen außerordentlichen Steuern einzahlt, als bei einer Steuerausgleichung auf sie fallen würde, so kann sie als Genossenschaft nicht leiden, sondern nur der Einzelne gewinnen oder verlieren. Denn die Ungleichheiten der Steuern sind bei den (auf andere Weise angezogenen) Rittergütern so groß, als bei den mit Schocken und Quatembern belegten Grundstücken. Alles hat jedoch sein Maß, und wenn die Steuerunterschiede so groß sind, daß sie an einer Stelle $1/_{10}$, an der zweiten $1/_{125}$ des Werths betragen, so muß man jene Schwierigkeiten in irgend einer Weise überwinden und dabei nicht vergessen, daß jede neue Besteuerung (auch die indirecte) verschieden trifft.

2) Ein Hauptfehler, wodurch das Uebel so groß wird, liegt darin, daß man die alte Befreiung auch auf neue Lasten ausdehnt und nach einem falschen Maßstabe immer getrost fort vertheilt. Die hiebei in Sachsen begangenen Versehen sind gerügt; aber bei dem Ausgleichungsmittel durch die Quatember, bei den mit der Zeit angewachsenen Donativgeldern der Ritterschaft sind die Uebelstände nicht so groß als z. B. in einigen Theilen der preußischen Monarchie.

3) Die Idee für den Verlust der Steuerfreiheit vollständig mit Gelde zu entschädigen, enthält einen Widerspruch: denn alsdann bliebe im Grunde die Sache beim Alten, und nur der Schein wäre

zur Gewinnung der öffentlichen Meinung gerettet. Dagegen gibt es viele Mittel, durch eine angemessene Staatsverwaltung den neu Besteuerten zu Hülfe zu kommen, welche oft mehr einbringen als die neue Last kostet, z. B. Aufhebung des Lehnsverbandes, Freiheit im Absatz der Producte, Aufhebung des Zwangs für die Erhaltung einer gewissen Zahl bäuerlicher Familien und ihre Prästationsfähigkeit zu sorgen. Diese und ähnliche Verpflichtungen sind mit Recht im Preußischen erlassen, aber Grundsteuer, die Erwähnung verdiente, zahlt der Adel bis jetzt nur in Schlesien.

4) Gegen die Meinung, Pächter und hypothekarische Gläubiger bei der Grundsteuer anzuziehen, müssen wir uns erklären, obgleich wir weniger dagegen haben, jene auf andere Weise, und die Kapitalisten, wenn es einmal sein soll, allgemein, aber nicht eine Klasse derselben zu besteuern. Immer aber sind die Gründe gegen eine solche directe Besteuerung der Kapitalisten noch nicht widerlegt: man muß ihnen auf andere Weise beizukommen wissen, und wir treten der Ansicht der bairischen Regierung bei, welche die Untersuchungen über den Kapitalienbestand der Privatpersonen ganz zurückgewiesen hat. (Verordnung vom 25. Novbr. 1808 über das Familienschutzgeld.)

Der letzte sächsische Landtag hat mit großen Geldbewilligungen (durfte man abschlagen?) geendet, sonst ohne bedeutende Ergebnisse. Wir haben dies nicht wie Manche getadelt, sondern für jetzt durchaus natürlich gefunden: allein es möchte nicht räthlich sein, die unentschiedenen Sachen als für immer abgethan zu betrachten; wir müssen im Gegentheil sehnlichst wünschen daß allmälig und milde, aber unausgesetzt gebessert werde, und durch Regierung und Volk selbst geschehe, was von außen gebracht nie so heilsam fruchten kann. Wir möchten zum Himmel flehen daß ohne Haß, Parteiung und Gewalt, und ohne Vernichtung des wahrhaft Ehrwürdigen, der Uebergang zu dem erfolge, was unabwendbar die Zeit verlangt.

Was dies sei, soll voraussehend der Staatsmann erkennen, und es ist hohe Klugheit, den Augenblick nicht zu verfehlen wo die verlangte oder dargebotene Aufopferung noch als freiwilliges Verdienst erscheint und genügt. Später tritt Zwang ein, jenes Verdienst verschwindet, und statt einer erfreulichen neuen Einigung und Verjüngung des Volkes entsteht anarchisches oder despotisches Verderben. Das beweiset die Geschichte von den gracchischen Unruhen bis auf unsere Zeiten.

12.

Die Staatshaushaltung der Athener. Vier Bücher, von August Böckh. Mit 21 Inschriften. Zwei Bände. Berlin. (Die Grundtexte der Inschriften befinden sich in einem besondern Foliohefte.)

(„Jahrbücher der Literatur", 1808, II, 230.)

(Unter Weglassung der Auszüge aus dem Werke.)

„Die lang vernachlässigte, jetzt so rasch fortgeschrittene Wissenschaft von der Staatshaushaltung und Staatsverwaltung, weiset aufs Bestimmteste nach, welche Fragen man sich vorlegen, welche Tiefen man ergründen und in welcher Ordnung man forschen solle. Der Verf. hat diesen, von der reinen Wissenschaft vorgeschriebenen Weg nicht eingeschlagen, auf die jetzt so allgemein bekannten Foderungen keine genügende Rücksicht genommen, manches Unbedeutende erörtert, viele wichtige Fragen dagegen nicht berührt, und mit einem Wort, in seinem Werke das nicht geleistet, was wir erwarteten."

So könnten und sollten Diejenigen sprechen, welche a priori aufs Bestimmteste wissen, wie der Staatshaushalt aller Zeiten und Völker eingerichtet sein müsse, und nach den Sätzen ihrer Theorie ohne Mühe Alles und Jedes beantworten. Gerathen diese Allwissenden (was selten geschieht) an einen Geschichtschreiber, so machen sie dieselben Foderungen und werfen ihn bald zur Seite, da sie seine Ausbeute gewöhnlich ungenügend, allemal aber anstößig finden. Ob wir nun gleich an dieser Stelle keineswegs etwas über die wechselseitige Würde und Unentbehrlichkeit der Theorie und Praxis in anmaßlicher Kürze festsetzen wollen, so müssen wir doch jenen Standpunkt für die Beurtheilung dieses Werkes als verwerflich bezeichnen. Hier kommt es vor Allem darauf an: was hat der Verf. mit dem ihm gegebenen, sehr beschränkten Stoff anzufangen gewußt, und wie verhält sich seine Ausbeute, sein Werk, zu der Ausbeute und den Werken seiner Vorgänger.

Und da hat es, auch bei der billigsten Würdigung des früher Geleisteten, gar keinen Zweifel, daß der Verf. diesen wichtigen Theil der Alterthumskunde viel weiter gebracht, den so beschränkten Stoff mit großem Scharfsinn benutzt, das unbedeutende Zerstreute durch seine Anordnung in Gehaltvolles verwandelt, und mit einem Worte ein in seiner Art höchst treffliches, im Allge-

meinen schwerlich je zu übertreffendes Werk geliefert habe. Ueber Einzelnes läßt sich streiten und wird gestritten werden, aber auch der Parteilichste wird nicht neben Böckh's Werk beiweg zu anderen Büchern hinweisen können, welche nur die Erläuterung einzelner Theile bezweckten, den ganzen Gegenstand also nicht einmal erschöpfen wollten.

Nach diesem allgemeinen Urtheile könnten wir den Versuch machen, nachzuweisen, wo der Verf. von seinen Vorgängern abweicht: allein da er die Wahrheit unmittelbar aus den Urquellen entwickelt, ohne vorsätzlich viel Streit zu suchen oder zu führen, so kann uns und Anderen noch weniger daran liegen, Verschiedenheiten herauszuheben und auf eine unangenehme Spitze zu stellen. Ebenso wenig wollen wir durch Einreden den falschen Schein zu erwecken suchen, als könnte der Verf. so viel von uns lernen, als wir von ihm gelernt haben. Dagegen möchte eine Uebersicht der Ergebnisse des ganzen Werkes manchen Liebhaber willkommen sein, da es sich trotz seiner Verdienste nicht unbedingt als bequemes Lesebuch empfehlen wird. Der Verf. konnte nämlich jene Ergebnisse nicht absprechend hinstellen, sondern er mußte den ganzen Gang der Untersuchung vorlegen, welche aus dem höchst Vereinzelten erst etwas Allgemeines und Wichtiges erzeugte. Wer selbst etwas Aehnliches versucht und keine Mühe bei Erforschung von Urkunden erspart hat, wird dem Verf. mit großem Ergötzen auf seinem Wege folgen, über die Behandlungsart Belehrung und in der oft unerwarteten Ausbeute Hoffnung und Trost für sich selbst finden. Auch Diejenigen, welche einer solchen esoterischen Lust zwar nicht fähig sind, aber um eines ernsten Zieles willen einige Anstrengung nicht scheuen, werden das überreiche Werk selbst lesen und sich nicht mit einem höchst unvollständigen Auszuge und unsern gelegentlich beigefügten, zur Unterscheidung eingeklammerten Anmerkungen begnügen.

[Seine Annahme über die Bevölkerung hat der Verf. mit vielem Scharfsinn zu begründen gesucht, aber wir zweifeln dennoch sehr daß das, zum Theil unfruchtbare Attika fast doppelt so viel Einwohner auf einer gevierten Meile gezählt habe, als die fruchtbarsten Theile der bevölkertsten Länder im neuern Europa. Noch weniger glauben wir, daß auf der Insel Aegina, einer Fläche von 1—2 Quadratmeilen jemals 470,000 Sklaven lebten. Mit Einschluß der Freien würde alsdann die Insel gegen 600,000 Einwohner gezählt, oder eine einzige große Stadt dargestellt haben, zu welcher durchaus kein verhältnißmäßiges Reich gehörte. Eine solche Erscheinung ist aber in der Weltgeschichte nirgends anzutreffen und, soviel man auch auf Handel und Zufuhr rechnet, in der That unmöglich. Zum Landbau fehlte es

an Grund und Boden, mithin mußte jeder Lebensbedarf eingeführt und fast ganz mit dem Ueberschusse aus städtischen Gewerben bezahlt werden. Aber ganz Hellas konnte vor den Perserkriegen (neben den unmittelbar an Ort und Stelle nothwendigen, nicht verlegbaren Handwerkern) schwerlich 600,000 städtische Arbeiter beschäftigen oder ernähren, und diese Zahl würde man ja noch ganz ins Ungeheure erhöhen müssen, da kein Grund abzusehen ist, warum das städtische Gewerbe sich ausschließlich sollte in Aegina zusammengedrängt haben. Zur Schlacht von Platää sandte jene Insel nur 500 Krieger, welches entweder zu der Annahme zwingt, ihre Bevölkerung sei auf eine nicht genügend erklärliche Weise geschmolzen, oder die andern, ungleich mehr Soldaten darbietenden Städte seien auf eine noch unglaublichere Weise bevölkert gewesen. Der Einwand, daß sich wahrscheinlich neben der großen Zahl Sklaven nur eine sehr geringe Zahl von Freien vorfand, hebt die Schwierigkeit nicht ganz: denn jene Sklaven mußten entweder heirathen und den Abgang durch Fortpflanzung ersetzen, was in Hellas keineswegs allgemeiner Gebrauch war, und wozu auch auf der kleinen Insel der Raum fehlte; oder man mußte den Abgang durch Ankauf ersetzen, welcher sich nach mäßigen Berechnungen jährlich auf 25,000 Sklaven belaufen hätte. So viel konnte aber das Inselchen wol so wenig auftreiben, als bezahlen. Aus diesen leicht noch vermehrbaren Gründen hegen wir die Ueberzeugung, daß man jene Angaben ermäßigen muß, so gewaltig auch der Buchstabe des Textes entgegensteht. Wer glaubt noch an die Zahlen, sobald von 100,000 gebliebenen Feinden und zehn gebliebenen Bürgern die Rede ist? Und doch wäre dergleichen durch Zufall noch eher einmal möglich, als daß sich die Natur der Dinge bei dauernden und überall eingreifenden Verhältnissen gänzlich ändern sollte. Schreibfehler, Fehler der Unwissenheit und des bösen Willens liegen viel näher, und wir möchten uns endlich in solchen Fällen auf die sogenannte höhere Kritik berufen, so wenig wir auch dieser, nach so manchen von ihr ausgeübten Willkürlichkeiten sonst geneigt sind.]

[Das Verhältniß der Handwerksbürger zu den Vornehmen in Athen halten wir für mangelhaft. Denn weil diesen nicht verboten war, Handwerke durch Sklaven betreiben zu lassen, so erschienen jene einerseits fast nicht besser als Sklaven, und sollten doch andererseits in staatsrechtlicher Hinsicht Keinem nachstehen. Während die Bewilligung des Richtersoldes den Unruhigen eine falsche Wichtigkeit und ungenügende Hülfe darbot, wurde (so scheint es) die Mehrzahl der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt. Die

Einrichtungen des so verschrieenen Mittelalters scheinen hierin, sowol den ältesten als den neuesten voranzustehn. Damals verachteten die kriegerischen, Land besitzenden Edelleute allerdings auch den städtischen Handwerker, aber sie waren weit entfernt ihre Dienstleute in Fabrikmaschinen und sich in unwissende Fabrikherren zu verwandeln und dadurch den städtischen Bürgern das Brot zu verkümmern. Umgekehrt stellten sich die Bürger mit dem Adel keineswegs ganz auf dieselbe Stufe, verlangten keineswegs dieselben Rechte; hatten und behielten nun aber die, ihnen eigenthümlichen und damals oft natürlichen, auch desto sicherer. Das treffliche Verhältniß des freien geehrten Meisters zu seinen freien kräftigen Lehrlingen und Gesellen konnte sich in Athen nicht genügend ausbilden, und verschwindet, aus unüberwindlichen Gründen, auch in unseren Tagen, wo es als eine Besserung angekündigt wird daß die geistlosen und verkrüppelten Maschinen, welche man Kinder nennt, täglich nur elf Stunden in englischen Fabriken arbeiten sollen.]

[Es finden sich in Athen, sowie überall, viele Handelsgesetze, welche der Theorie als unbedingt verwerflich erscheinen, und wir sind weit entfernt, deren Rechtfertigung zu übernehmen. Doch scheinen uns diese auch in unsern Tagen so laut beklagten Misgriffe nicht so verderblich, als wenn unter Landbauern, Städtern und Vornehmen große Uebelstände einreißen. Auch ist der Vorwurf, in diese Labyrinthe zu gerathen, härter, weil Staat und Volk dabei nur von sich selbst, und nicht wie bei den Handelsverhältnissen auch von anderen Staaten abhängen. Wenn es dagegen heißt: der und der hat sich dafür erklärt, daß in dem und dem Staate Freiheit des Handels eintrete, so ist es natürlich daß Viele, im beharrlich guten Glauben an das Wort Freiheit, Beifall zurufen; uns dagegen ist jene Aeußerung ohne weitere Erläuterung unverständlich. Will der Staat die Millionen, welche er zeither durch Handelsabgaben erhob, erlassen? Oder anderen Zweigen des Erwerbes auflegen? Oder jegliche Einfuhr fremder Erzeugnisse und Fabrikate gestatten, während alle anderen Staaten ringsum gegen ihn sperren? — Nach unserer Ueberzeugung kann kein einzelner Staat ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Nachbarstaaten über den Handel etwas Genügendes festsetzen, und Handelsabgaben werden erst aufhören nach Abschaffung der stehenden Heere: vielleicht aber auch dann noch nicht, weil man ja das Geld zu unzähligen anderen Dingen gebrauchen, oder misbrauchen kann.]

[Solon kannte die Gefahr sehr wohl, welche aus zu großem Reichthume und aus zu großer Armuth Einzelner für den Staat entsteht, und trat diesem Uebel, welches Moses und

Lykurg durch die ungenügenden und mechanischen Mittel des Jubeljahrs und der Ackertheilung beseitigen wollten, seinerseits besser entgegen, indem er von den Reichern schwerern Kriegsdienst und größere Steuern verlangte!]

[Allerdings sind Staatsbankerotte, wie wir sie in neueren Zeiten leider so häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn sie stehen mit den anmaßlichen, überkünstelten Finanzsystemen und der erst dadurch möglich gewordenen Verschwendung im genauesten Zusammenhange; allein es wäre doch wol nicht ganz richtig, wenn wir dies dem Alterthume als einen reinen Vorzug anrechneten, denn an die Stelle der Staatsbankerotte traten die Bankerotte der Einzelnen. Diese führten zu öffentlichen Umwälzungen und beweisen die Mangelhaftigkeit des Steuersystems, der Schuldgesetze und der Rechtsanwendung. Aus den unnatürlichen und übertriebenen Schulden der Aermeren ging die solonische Verfassung und so manche römische Umwälzung hervor; auch flossen die Vorschläge zur Ackertheilung mit den Vorschlägen zu neuen Schuldtafeln fast aus derselben Quelle. Wenn sich aber in unseren Tagen zu dem Staatsbankerotte unmittelbar der Bankerott der Einzelnen gesellt und in übertriebenen Indultgesetzen ausspricht, so ist dies Beweis eines doppelten Uebels, dessen Abstellung man nicht allein von ungewissen Glücksfällen erwarten, sondern welches man an der Wurzel angreifen, und dessen etwaige Wiederkehr man unmöglich machen sollte. Uns ist aber nicht bekannt geworden, daß in den Staaten, welche dadurch sehr litten, irgend etwas in dieser Beziehung Vorbeugendes, von Seiten der Gesetzgebung ausgesprochen wäre.

Wir sind weit entfernt, die übeln Folgen mancher athenischen Verschwendung zu leugnen, allein es scheint uns nicht billig, wenn Einige den Perikles für das, keineswegs in den ersten Zwecken liegende Uebel allein verantwortlich machen, gegen welches er bei längerem Leben gewiß am meisten selbst angekämpft haben würde. Was in monarchischen Staaten als eine unsinnige Begünstigung des Pöbels erscheinen müßte, war in Athen keineswegs so außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des souverainen Volks zu seinen Kassen im Auge, läßt man sich den Grundfehler einer gänzlichen staatsrechtlichen Gleichstellung Aller gefallen, so folgt ganz natürlich, daß die Souveraine in ihrem eigenen Theater auch Freibillets haben wollten. Athen war reich genug ein Theater zu erhalten, und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, ausgeschlossen, so gewann man immer nichts als — Platz, woran es in den alten Schauspielhäusern nicht fehlte. Also ging das Uebel nicht aus dem unentgeltlichen Zulassen der Aermeren,

sondern daraus hervor, daß diese außerhalb des Theaters in der Volksversammlung mit solchem Gewicht auftreten, und ihre Schauspiel- und Festlust auf Unkosten der Reichern und des ganzen Staats befriedigen konnten. In einer gemäßigten Aristokratie wäre aus dem ersten perikleischen Beschlusse nichts Erhebliches weiter gefolgt, eine unbeschränkte Demokratie mußte über das natürliche und billige Maß schnell hinausgehen. Das ist der große Ruhm des Perikles, daß er für Alles was zur Kriegführung gehörte eifrigst sorgte, und gleichzeitig für alle edeln und herrlichen Zwecke, welche die Menschheit durch äußere Mittel zu erreichen fähig ist. Seine Vorgänger und Nachfolger verstanden, oder wollten in der Regel nur das Eine oder das Andere, und daher ward ihm statt einer allseitigen Würdigung fast immer nur einseitiges Lob oder einseitiger Tadel zu Theil. Sollten wir kritteln, so würden wir eher in ihm eine etwas beschränkte Aengstlichkeit erblicken, als unbesonnenes, demagogisches Treiben und blindes Verschwenden. Hätten seine Nachfolger, denen er nur der Zeit nach ein Vorgänger war, das Rechte gethan, so würden sich die Veranlassungen zu Misbräuchen nicht in nothwendige Ursachen derselben verwandelt haben, und noch weniger diese als unabänderlich erschienen sein. Endlich gibt es allerdings eine zum Untergang führende Vernachlässigung der Kriegsmittel, aber es gibt auch eine zum Untergang führende Ueberschätzung derselben. Athen hat vielleicht Sparta um jenes Fehlers willen nicht erobert, aber er hat auf der andern Seite zu dem großen Siege mitgewirkt, den es nicht blos über Sparta, sondern über alle Länder und Völker davongetragen. Die Zeiten, wo nicht blos der Krieg ein hitziges Fieber, sondern der Frieden durch die steten, angeblich unentbehrlichen Kriegsvorbereitungen auch ein schleichendes, alle Kräfte erschöpfendes, alle anderen Zwecke vereitelndes Fieber ist, mögen ihre Gesundheit und Herrlichkeit preisen; ob sie aber der Nachwelt ein Vermächtniß hinterlassen werden, so reich als das perikleische Zeitalter, das kann erst diese Nachwelt richtig würdigen und entscheiden. Zum mindesten, so scheint es uns, würde Perikles, wenn er aufstände, selbst ohne olympische Beredsamkeit über seine Vertheidigung hinaus, auch eine strenge Anklagerede halten können.

Wir kommen zu einigen andern Bemerkungen:

1) Die religiösen und kirchlichen Einrichtungen waren in Athen großentheils vom Staate unabhängig und auf sich selbst gegründet, welches wol besser ist, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt und die Geistlichen und Priester in bloße Söldner des Staats verwandelt sind.

2) Der Hauptfehler der Gerichtsverfassung bestand nicht darin, daß man die Richter bezahlte (was ja fast überall und ohne Schaden geschieht), sondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Beisitzer auf eine ungebührliche Weise ausdehnte, das Rechtsprechen allmälig in die Hände der Armen brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmälig an Nichtsthun, anmaßliches Geschwätz und zweideutige Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengesetzte dieser demokratischen Volksgerichte ist unsere Einrichtung, wo blos wissenschaftliche Rechtsgelehrte untersuchen und urteln, was allerdings eben fürs wissenschaftliche Recht das Beste sein mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entfernt, von allen Rechtsansichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beistände, sondern als habsüchtige Gegner der Menge erscheinen läßt. Gewiß stand die altdeutsche Einrichtung, welche wissenschaftliche Richter mit den, nicht aus den Hefen des Volks, sondern aus den rechtlichsten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichsten und gesundesten Mitte.

3) Die Bezahlung der, in den Volksversammlungen Regierenden werden Freunde der Demokratie nicht anstößiger finden, als Freunde der Monarchie die sogenannten Civillisten; doch folgt daraus, sowie aus manchem bereits erwähnten Umstande, daß die Demokratie keineswegs immer eine wohlfeile Verfassung ist, und daß viel bewilligen und verschwenden auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthschaften.

4) Die Kosten der Kriegsmacht im Frieden waren höchst unbedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil das Geld zu so vielen anderen lobens- und tadelnswerthen Ausgaben noch schneller gefehlt haben würde. Und mit diesem finanziellen Vortheile stand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falschen Uebergewichts, oder gar einer Herrschaft von bloßen Soldaten, gar nicht eintreten konnte.

— — — Der Grundsatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sei, stand also in Athen fest; aber man reichte damit (ungeachtet der sehr verständigen, anderwärts keineswegs immer beobachteten Abstufungen der Pflicht) nicht aus, sobald der Staat sich eine kriegerische Höhe erkämpft hatte, welche zur natürlichen Grundlage in keinem ganz richtigen Verhältnisse blieb. Auch hier entstand das Uebel nicht aus dem Besolden der Krieger, vielmehr wäre der unbesoldete Kriegsdienst die härteste, einseitigste Steuer gewesen; sondern das Uebel entstand aus der allmäligen Entwöhnung der Bürger von persönlichem Kriegsdienste oder, in der letzten Wurzel, aus

den fast ununterbrochenen heillosen Kriegen selbst. Höchstens läßt sich die Frage aufwerfen, ob man ohne die eingeführte Besoldung weniger gekriegt hätte, oder der Staat schneller untergegangen wäre?

— — — Wir beschränken die bei Betrachtung der Einnahmen Athens sich darbietenden Bemerkungen auf folgende:

1) Der Verf. widerspricht der Ansicht Schneider's, welcher den Zwanzigstel für ein erhöhtes Hafengeld, und Manso's, welcher ihn für einen erhöhten atheniſchen Zoll hält, und könnte seine Ansicht: er sei ein in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten erhobener Ein- und Ausfuhrzoll gewesen, noch damit unterstützen, daß man zur Erhebung dieses neuen, gewiß verpachteten Zolles keine neuen Beamten brauchte, sondern die bisher den Zins Einziehenden auch zur Beitreibung der Zollpacht genügten. Allein so triftig auch die Gründe des Verf. sind, so bleiben dennoch aus Mangel vollständigerer Nachrichten einige Zweifel übrig. Athen wollte durch die Verwandlung der unmittelbaren Steuer in einen Zoll, nach den ausdrücklichen Worten des Thucydides (VII, 28) gewinnen; aber welche Schwierigkeit mußte es haben, in dem Augenblick, wo man nicht einmal offenen Abfall mancher Bundesgenossen verhindern konnte, den hiedurch und durch den Krieg entstehenden Mangel den übrigen Verbündeten aufzulegen und obendrein das einfache Steuersystem in ein weit verwickelteres, in der Regel überall gehässiges zu verwandeln? Sollten ferner die Athener in dieser Noth nicht zunächst ihre einheimischen Zollsätze erhöht und wenigstens den Schein gleicher und erneuter Anstrengung erweckt haben? Endlich ist es nie gerathen, in Fällen wo man schleunig Geld bedarf, ein geordnetes Steuersystem umzuwerfen und ein ganz neues einzuführen, statt jenes etwas strenger zu behandeln. Freilich wissen wir nicht genau, wie die einzelnen Bundesgenossen den Zins für Athen aufbrachten, daß es aber wol nicht durch Zölle geschah, zeigt jene Aeußerung des Thucydides. Aus diesen und anderen verwandten Gründen möchten wir bezweifeln, daß jener Plan schnell und wirksam und dauernd zur Ausführung gekommen sei.

2) Das System, öffentliche Güter zu verpachten, und nicht auf Rechnung bewirthschaften zu lassen, verdient in jedem größeren Staate den Vorzug; auch vertragen sich Domainen, trotz aller Einreden, sehr wohl mit jeder Form der Verfassung. Mehr läßt sich aber mit Recht gegen das Verpachten aller anderen unbestimmten Einnahmen anführen, ob es uns gleich scheint, als habe die Verwaltung derselben durch eigene Beamte in Demokratien größere Schwierigkeiten, als in Monarchien. Ueber-

haupt tritt die Staats- und Geldwirthschaft in jener Zeit weniger heraus, und deshalb reihen sich an die niedrigen Steuern mehre unmittelbare Leistungen an.

3) Man hat den Athenern die allmälige Erhöhung des Zinses von den Bundesgenossen fast allgemein zum Vorwurf gemacht, aber zum Theil mit Unrecht, weil der Geldwerth im Ablaufe der Zeit sehr gesunken war. Eben deshalb und bei den auch für Athen sich ungeheuer mehrenden Kriegslasten konnte man diese nicht als gänzlich abgekauft betrachten, ohne die Billigkeit zu verletzen, und das ganze Verhältniß zwischen Athen und den Bundesgenossen aufzuheben. Vielmehr lag der Fehler gutentheils darin, daß die Zwecke derselben nicht, wie zur Zeit der persischen Kriege, schlechthin zusammenfielen; sondern mit arger Grausamkeit eine äußere Uebereinstimmung bei innerlicher Spaltung erzwungen wurde. Endlich finden wir hier, wie in fast allen Republiken, ein unbegreifliches Ungeschick, für Bundesgenossen die natürliche staatsrechtliche Stellung aufzufinden. Wenn in Monarchien neugewonnenen Landschaften nicht mehr Rechte eingeräumt werden als alten, nämlich keine, so erscheint dies so ziemlich folgerecht und ist kein Gegenstand der Verwunderung; wenn aber Republiken die eroberten oder frei sich anschließenden Länder von allen Staatsrechten ausschließen, so ist dies folgewidrig und doppelt beleidigend. Hätte Athen statt einer unbegrenzten Herrschsucht nachzustreben, einen echten Bund, eine Föderation gebildet, wie Perikles wollte, es wäre für alle Theile heilsamer gewesen, und auf ähnliche Weise hätte Rom die zerstörenden Kriege wider die Bundesgenossen vermieden. Aber wir dürfen jene Alten kaum tadeln, weil ja selbst da, wo Staatenbündnisse vorhanden waren, wie in der Schweiz und den Niederlanden, für die Unterworfenen das richtigste Verhältniß nicht gefunden, oder verweigert wurde.

Aus dem Ausgesprochenen und Angedeuteten gehen die Mängel der athenischen Einrichtungen klar genug hervor; um aber doch nicht überall zu tadeln, bemerken wir: 1) Wenn ein Staat außerordentliche Bedürfnisse schnell befriedigen will, so wird er, wie Athen, in der Regel seine Zuflucht zu Vermögens- und Einkommensteuern nehmen müssen; aber alle regelmäßigen Bedürfnisse für immer auf diese Weise, oder durch eine Classensteuer decken zu wollen, ist ein von der Oberfläche abgeschöpfter, scheinbar einfacher und zuletzt kaum ausführbarer Einfall. 2) Den größten Mangel werden diejenigen Finanzmänner, welche à la hauteur du siècle stehen, darin finden, daß Athen das Anleihesystem nicht ausbilden wollte oder konnte; wir sind aber nicht dieser Meinung! Denn ob wir gleich sehr gut wissen,

daß in entscheidenden Augenblicken der Staat lieber Schulden machen, als untergehen soll, so scheint uns doch die Theorie, welche Schulden als Reichthum darstellen, in Reichthum verwandeln will, ein leeres, sophistisches Geschwätz, im Vergleiche mit welchem der alte hausväterliche Satz: „wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Umstände", viel mehr wahre Weisheit enthält. Manche werden zwar einwenden: es könne nur einzelnen Thoren einfallen, Schulden als etwas unbedingt Gutes darzustellen, wol aber sei es ein relatives Glück, Schulden im Fall der Noth machen zu können, die man ja auch sobald als möglich bezahlen wolle. Dieser Berichtigung treten wir gern bei, aber sie greift das Uebel nicht in der Wurzel an, ja sie kennt das Uebel nicht einmal. Es ist hier keineswegs von einer einzelnen Erscheinung, von einem durch danebenstehende Besserungsmittel leicht vertilgten, oder gar überbotenen Misverhältnisse, sondern von einem Uebel die Rede, welches die Staaten wie die Einzelnen ergriffen hat, überall öffentlich oder insgeheim mit unermeßlicher Macht und Eile fortwirkt, die Ansichten und das Thun der gegenwärtigen mit den Ansichten und den Thaten unserer Vorfahren in schroffen Widerspruch stellt, und den Fluch unserer Kinder auf uns laden wird, wenn uns die Schuppen nicht bald von den Augen fallen.

So tief und ernst nun auch unsere Ueberzeugung von dieser dunkeln Seite der Gegenwart ist, so verehren wir doch gern das viele Gute ihrer lichten Seiten, und stimmen, ohne mit uns selbst in Widerspruch zu gerathen, in vielen Hauptpunkten folgender Schlußbetrachtung des Verf. bei:

„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unseren Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande: aber Vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthume; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig blos in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet, oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es gibt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne allen Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Lebens eingedrungen finden. Wenn ihre freien Staatsformen

und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannichfach aufregten, wurden sie zugleich Anlaß unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten: und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüthes eine Welt einschließend, sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher als die meisten glaubten; sie trugen den Keim des Untergangs in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatenmassen in Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner ein geringerer Spielraum vergönnt, eine größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht und mehr Sicherheit von außen und Ruhe von innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des Menschengeschlechts; wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen wird. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Axt auch an seine Wurzel gelegt."

Wir würden uns hier von dem vortrefflichen Werke trennen, wenn uns nicht folgende inhaltsreiche Worte der Vorrede noch zu einigen Bemerkungen aufreizten: „Die Kunde der hellenischen Alterthümer steht noch in ihren Anfängen; großer Stoff ist vorhanden, die Meisten wissen ihn nicht zu gebrauchen. Wenige Gegenstände sind genügend abgehandelt, weil, wer Einzelnes einigermaßen erschöpfen will, das Ganze kennen muß: ein Entwurf des Ganzen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, und nach festen Begriffen geordnet, nicht wie die bisherigen ein roher und unzusammenhängender Wust, nicht von einem Zusammenträger, sondern einem Forscher und Kenner, ist um so mehr ein Bedürfniß des gegenwärtigen Zeitalters, je mehr sich die Masse der Alterthumsgelehrten, der jüngern vorzüglich, in einer an sich keineswegs verächtlichen, aber meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung, und kaum mehr Wort-, sondern Silben- und Buchstabenkritik selbstgenügsam gefällt, bei welcher die echten Philologen früherer Jahrhunderte ihre Beruhigung nicht gefunden hatten, und wodurch Diejenigen, die ihrem Namen zufolge des Eratosthenes Nachfolger, im Besitz der ausgebreitetsten Kunde sein sollten, in der Form untergehend zu vornehmen Grammatisten einschrumpfen,

und unsere Wissenschaft dem Leben und dem jetzigen Standpunkte der Gelehrsamkeit immer mehr entfremden."

Diese Aeußerungen sind nicht blos ein hingeworfener Fehdehandschuh, sondern das ganze Werk ist eine für die Ansicht des Verf. gewonnene Schlacht. Seine Gegner könnten aber einwenden: diejenige Erklärung der Philologie, wonach sie die Kenntniß von Allem und Jeglichem sein sollte, was das Alterthum je gedacht, gethan, gefühlt, geschrieben habe u. s. w. stelle sich zwar sehr vornehm hin, aber sie sei wo nicht thöricht, doch unbillig, und gehe über menschliche Kräfte hinaus. Die Sache erscheine einfacher und klarer, wenn man die Kenntniß der Sprache, als solcher, Philologie nenne, und dann werde auf dem freiwillig so beschränkten Boden auch eine Meisterschaft möglich, welcher man auf jenem ungebührlich erweiterten, vergeblich nachstrebe. — An sich mag zuletzt nicht viel darauf ankommen, ob man die Philologie nach dieser neuen Weise enger, oder nach der alten Weise weiter, oder vielleicht theologisch noch umfassender erklärt; desto erheblicher aber dürfte es sein, wie man in Bezug auf eine solche Definition lernt, lehrt und zu lernen und zu lehren zwingt. Wer sich von Natur zum Sprachforscher berufen fühlt, möge mit Zurücksetzung der Sachkenntnisse sein ganzes Leben darauf verwenden; aber ihm dürfte alsdann die Sprachkenntniß des Griechischen und Römischen nicht genügen, sondern er müßte sich auch um die übrigen großen und reichen Sprachstämme bekümmern, welche ja so abweichende und eigenthümliche Erscheinungen darbieten. Eine echte Kenntniß der Sprachen bleibt aber ohne Rücksicht auf die Geschichte der Sprache unmöglich, und dieses führt, trotz jener engern Erklärung der Philologen, wieder zu der Nothwendigkeit vieler sachlichen Kenntnisse. Niemand wird diese Kenntnisse den Häuptern der grammatischen Bestrebungen absprechen, allein der übertriebene Nachdruck, welchen sie auf die letzten legen, hat böse Folgen.

Erstens vernachlässigen einige ihrer Schüler die sachlichen Kenntnisse fast gänzlich, und zeigen, neben einer großen grammatischen Gewandtheit, eine unglaubliche Unwissenheit in der Geschichte und allen das Alterthum sonst umfassenden Wissenschaften.

Zweitens entsteht ein Götzendienst mit Kleinigkeiten. Manche meinen, ihre dicken Abhandlungen und Bücher über einzelne Partikeln und einzelne Verse wären eben der wahre Silberblick der verklärten Alterthumswissenschaft. Allerdings ist vollendete Geschicklichkeit im Kleinen mehr werth, als Stümperei an großen Gegenständen; allein dieser Satz darf nicht so weit ausgedehnt werden, daß man das Kleine groß und das Große klein nimmt.

Diese Pedanterei, welche auch schon in manche Bestrebungen für das deutsche Alterthum so eingebrochen ist, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht, verdiente den Lohn, welchen der großmüthigste aller Herrscher, der macedonische Alexander, in einem ähnlichen Falle zubilligte: er gab nämlich dem Manne, welcher Erbsen, ohne zu fehlen, durch ein kleines Loch warf — einen Scheffel trockener Erbsen.

Das Hauptübel, welches aus jener Richtung hervorgeht, trifft endlich nicht die eigentlichen Philologen, deren immer nur eine geringe Zahl sein kann, sondern in erweiterten Kreisen diejenigen, welche sich auf Schulen und Universitäten bilden, aber Sprachforschung keineswegs zu ihrem Lebenszweck machen wollen. Wenn sich das vielseitige Studium des Alterthums in die grammatische Auslegung weniger Schriftsteller zusammenzieht, wie kann man es da noch an die Spitze aller Ausbildung stellen wollen? Dieses große Vorrecht durfte man ihm nur einräumen, sofern man den Knaben und Jünglingen die Kraft, das Gemüth, die Einsicht, die wissenschaftliche Vollendung, die bürgerliche Tugend jener Zeiten in einem durch die Form der besten Schriftsteller verklärten Spiegel begeisternd vorhielt: verläßt man aber diese Weise, so bleibt nur der trockenste, für die Jugend ganz unbrauchbare Niederschlag übrig, und Manche möchten den (im Angedenken an das echte Verfahren mit Recht als thöricht verworfenen) Vorschlag wieder hervorsuchen: eine Summa der Theologie und eine Auswahl von Pandektenstellen schon auf Schulen zu lesen. Wenigstens ließe sich durch eine echt geschichtliche, sittliche und religiöse Auslegung derselben ein jugendliches Gemüth noch eher ergreifen und beleben, als durch ein blos grammatisches Zergliedern und Abtödten der größten Classiker. Doch wir brechen ab, denn es kommt uns nicht zu, diese durch die Schüler der dritten oder vierten Potenz (oder vielmehr Impotenz) verbreiteten Uebelstände zu rügen und ihnen für die Zukunft vorzubeugen, sondern dies ist das Recht und die Pflicht derjenigen Meister, welche sie mittelbar durch ihre bewundernswerthe Virtuosität veranlaßten.

13.

Tableau des révolutions du système politique de l'Europe, depuis la fin du quinzième siècle, par *M. F. Ancillon.* Neue verbesserte Ausgabe. Vier Theile. Paris 1823.

(„Hermes", 1824, 204.)

Die erste Ausgabe dieses Werkes, welche in den Jahren 1803 bis 1805 erschien, ward damals mit vielem Beifall aufgenommen. Man rühmte die Einsicht, das Urtheil, die Auswahl, die Darstellung und richtete Einwendungen nur gegen Einzelnes. Der Verf. hat sich (was wir ungern vermissen) über das Verhältniß dieser neuen Ausgabe zur frühern nicht ausgesprochen; wir glauben daher recht zu thun, wenn wir annehmen: das Werk sei im Ganzen dasselbe geblieben und die Besserung beziehe sich nur auf jene gerügten Einzelheiten. Sollte es, bei der Gleichheit alles Wesentlichen, auf diesen oder jenen Leser jetzt einen andern Eindruck machen, so würde es zunächst ihm und den veränderten Weltverhältnissen zuzuschreiben, dann aber allerdings zu prüfen sein: ob das frühere Lob oder der allerneueste Tadel einseitig und übereilt war. Wenn ein Recensent sich hierüber nach bester Ueberzeugung ausspricht, thut er nur seine Schuldigkeit; bringt ihn aber die Verschiedenheit seines Standpunktes dahin, abweichende Ansichten von vorn herein als Ergebnisse eines kalten Herzens oder verdorbenen Gemüths darzustellen, so setzt er sich nicht nur der Gefahr aus, ebenso mishandelt zu werden, sondern hat, wenn auch der Verf. es ruhig duldet, gewiß sein Recht und seine Pflicht überschritten. Wir hoffen, Hr. Ancillon wird nicht finden, daß eine feindselige Gesinnung unsere Urtheile erzeugt und unseren Ausdruck bestimmt hat, ob wir gleich in manchem von ihm abzuweichen veranlaßt sind.

Jedem der vier Bände ist eine Abhandlung vorangeschickt. Aus ihnen ergibt sich, wie der Verf. über Inhalt und Form der Geschichte und insbesondere seines Werkes denkt. Die vierte Abhandlung, welche wir zuerst erwähnen, handelt von dem Nutzen der Geschichte. Diese befriedigt eine natürliche und löbliche Wißbegier des Menschen, ist eine Schule der Sitten, eine Vorrathskammer heilsamer Erfahrungen und schützt am besten gegen den Misbrauch allgemeiner Ansichten und verführender Theorien. — Daß der Verf. jedoch mit der falschen Philosophie

nicht zugleich die wahre verwirft, ist aus anderen seiner Schriften bekannt. Philosophen und Geschichtforscher müssen ihm beistimmen, wenn er sagt: allen Völkern dieselben staatsrechtlichen Formen aufdringen wollen, und behaupten daß es nur eine einzige Verfassung gebe, welche zur Regel und zum Muster dienen könne und solle, heißt die Natur quälen, und beweisen daß man sie nicht kennt, heißt das Unermeßliche dem kleinen Maßstabe eines beschränkten Geistes unterwerfen und die Völker auf das Folterbett des Prokrustes bringen.

Die zweite Hälfte der Abhandlung enthält eine scharfsinnige Gegeneinanderstellung des Geschichtschreibens bei den Alten und bei den Neuern: und mit Recht behauptet der Verf., daß die Schwierigkeiten für unsere Tage sehr zugenommen haben. Doch kann Rec. unmöglich den Stab über sich selbst brechen und mit Hrn. Ancillon erklären: die Geschichte des Mittelalters sei aussi douteuse, que rebutante. Es fehlt keineswegs so sehr an Quellen, daß man über die Hauptereignisse nicht bis zur geschichtlichen Wahrheit gelangen könnte, man müßte denn diese vorzugsweise auf gewisse Anekdoten, Curiositäten, Hofränke und dergleichen gründen wollen, was manchem Theile der französischen Geschichte einen eigenthümlichen, gewiß aber nicht den höchsten und echtesten Reiz gibt. Denn der Blick wird dadurch nur zu oft von dem Wichtigeren abgelenkt, der höhere Gesichtspunkt aus den Augen verloren und der irrige Glaube erzeugt: die Schicksale des menschlichen Geschlechts hingen nicht von großen Menschen, und in der letzten Stelle von der Vorsehung Gottes ab, sondern von kleinen Leuten und ärmlichen Zufällen. In jener, wie in so mancher andern Zeit fehlen zwar Geschichtschreiber des ersten Ranges: allein die von Hrn. Ancillon so hart getadelten Chroniken wurden zum Theil von sehr gebildeten, genau unterrichteten Männern geschrieben; und Otto von Freisingen, Villeharduin, Joinville und Aehnliche führen weit gründlicher und angenehmer zur Wahrheit, als das parteiische Geschrei des „Constitutionel" und „Drapeau blanc". Allerdings findet sich, wie der Verf. sagt, hier Gift und Gegengift nebeneinander gestellt: aber beides ist zuletzt Gift, was von zwei Seiten her den gesunden Nahrungsstoff verdirbt. Auch können wir nicht einräumen, daß der Satz: Concurrenz erzeuge die Vollkommenheit der Arbeit, selbst hier und überhaupt auf alle geistige Bestrebungen und Erzeugnisse unbedingte Anwendung finde. Sollte sich aber jener Ausdruck „rebutante" nicht auf die Quellen und die Beschäftigung mit denselben, sondern auf den Inhalt der Geschichte des Mittelalters überhaupt beziehen, so würden wir noch bestimmter widersprechen. Die Gründung der germanischen Reiche,

die Ausbreitung des Christenthums, die Kriege mit den Muhamedanern, der Kampf zwischen Kirche und Staat, die Erneuerung der Künste und Wissenschaften, dies, und wie vieles andere, scheint uns vielmehr von höchstem Interesse zu sein; und wenn einseitige Vorliebe uns nicht zu sehr verblendet, so möchte man wenige Abschnitte der Geschichte finden, die anziehender und reicher wären, als die Zeit der Hohenstaufen.

Nicht minder lehrreich als die erste Abhandlung, ist die dem zweiten Bande vorgesetzte, über geschichtliche Unparteilichkeit; wo sich der Verf. zunächst und mit Recht gegen die Meinung erklärt: daß der Geschichtschreiber in dem Maße vollkommen werde, als er sich seiner Persönlichkeit entäußere, oder vielmehr keine habe. Nur eine oberflächliche Entgegensetzung des Subjectiven und Objectiven, eine untergeordnete Ansicht über das Wesen der Wahrheit, führt zu so leeren Abstractionen, welche die lebendigste That des Menschen in das Geschäft einer bloßen Maschine verwandeln möchten. Ist Raphael minder wahr und schön, weil bei ihm die Gestalten anders erscheinen als bei Leonardo? Mozart ein Stümper, weil er die Töne anders zu einander gesellt wie Händel? Tacitus unwahr, weil er die Ereignisse anders behandelt als Livius? Jede echte Aufgabe der Kunst und Wissenschaft verlangt eine eigenthümliche Lösung, und diese wird nicht minder bestimmt durch die Persönlichkeit des Künstlers, als durch den sachlichen Inhalt. Suchen wir die geschichtliche Wahrheit nach jenen untergeordneten Begriffen und negativen Kennzeichen, so stehen Geschichtschreiber wie Ferreras, le Bret und Wagenaer weit über Thucydides, Livius und Davila.

Die Weisungen, welche der Verf. hinsichtlich der zu erwerbenden Unparteilichkeit gibt, gegen oberflächliches Forschen, Vorurtheile, leidenschaftliches Absprechen u. s. w. sind sehr richtig und verständig; nur kann auf diesem Wege das Ziel nicht erreicht werden, sobald das punctum saliens, das historische Genie fehlt. Dies erkennt und ordnet, vermöge des göttlichen Funkens, leicht die sonst erdrückende Masse von Thatsachen, vertreibt durch allseitig ausströmendes Licht die falschen Schatten, und stellt wie mit einem Zauberschlage ein lebendiges Bild der Wahrheit hin: während Unbegabte graben und suchen, kitten und flicken, auftragen und abwischen, ohne irgend eine deutliche Gestalt zu Tage zu fördern. Allerdings wird, wie der Verf. sagt, die Beurtheilung leichter und die etwaige Parteilichkeit minder gefährlich, wenn der Geschichtschreiber den Geist und Standpunkt seines Werkes selbst angibt: allein völlig gerechtfertigt ist durch die bloße Angabe keins von beiden, sowie die Darstellung selbst sich

über die ausgesprochenen Grundsätze erheben, oder hinter ihnen zurückbleiben kann.

Die erste und dritte Abhandlung des Verf. haben den eben angedeuteten Zweck und dürften sich, ihrem wesentlichen Inhalte nach, auf folgende Hauptsätze zurückbringen lassen. Der sogenannte Stand der Natur ist, in dem gewöhnlichen Sinne, nie allen geselligen Verhältnissen vorausgegangen; wol aber gibt es einen Zustand der letzten, wo die Rechte und Pflichten durch keine physische Gewalt (force physique) verbürgt sind. Kraft (force) und Recht sind Ideen, die sich zurückstoßen; eine kann nie die andere begründen. Indeß ist die Kraft die natürliche Bürgin des Rechts, sie gibt ihm Wesenheit und schützt sein Dasein; ohne dieselbe ist das Recht unsicher und nichtig (précaire et nul), ein leeres Wort, ein wahres Phantom. Die Sittenlehre sichert nicht gegen den Misbrauch, welchen die Menschen von ihren Kräften machen können; nur das Dasein einer öffentlichen Gewalt läßt Recht und Gerechtigkeit herrschen. Für die verschiedenen Staaten besteht keine öffentliche Gewalt dieser Art; jeder ist alleiniger Richter und Vertheidiger seiner Rechte. Ebenso wenig kann eine überwiegende, alle andern zwingende Macht, oder ein höchster für alle Staaten gebildeter Gerichtshof, oder irgend eine bestimmte Form der Verfassung diese Uebel ausrotten. In der Politik ist aus dem, was jemand thun kann, immer darauf zu schließen, was er thun wird. Wer uns Böses zufügen kann, will es uns zufügen, oder wird es wollen. Man darf sich nicht auf die Tugend verlassen: sie ist zweifelhaft und zweideutig, oder geheim und unbekannt (ou douteuse et équivoque, ou secrète et inconnue). Daher liegen und lagen folgende, schlechthin natürliche Sätze aller Politik zum Grunde: Wer durch die Ueberlegenheit seiner Kräfte und nach seiner ganzen Lage uns Böses zufügen kann, ist unser natürlicher Feind: wer hingegen nicht uns, wol aber nach Maßgabe seiner Kräfte und Stellung unserem Feinde Schaden zufügen kann, ist unser natürlicher Freund. Nur Gleichheit der Interessen begründet (II, 351) richtige und dauerhafte Verbindungen. Das Maß der Macht (puissance) eines Volks ist der einzige Maßstab seiner äußern Sicherheit; die Macht allein verbürgt das Dasein, die Freiheit, die Rechte der Völker. Jene zu erhöhen, auszudehnen, zu befestigen, sollen sie alle und jede Mühe und Sorgfalt anwenden; und im Fall es ihnen auf diesem Wege nicht gelingt, der Masse (la masse) ihrer Gegner das Gleichgewicht zu halten, so müssen sie durch geschickte Bündnisse eine ungefähr gleiche Masse zu bilden suchen. So entsteht das System des Gleichgewichts, oder vielmehr (um den Gedanken des Unbeweglichen,

Stillstehenden auszuschließen) das allein richtige und zureichende System der Kräfte und Gegenkräfte, forces et contreforces.

In diesen wichtigen Sätzen scheint uns Wahres und Falsches so vermischt zu sein, oder doch die Möglichkeit der Misdeutung so nahe zu liegen, daß wir sie einer nähern Prüfung unterwerfen müssen. Einverstanden sind wir mit dem Verf., daß weder das Traumbild des Naturstandes, noch ein äußerer Gerichtshof, noch eine einzelne Verfassung, noch die alle Formen zerstörende Uebermacht irgend eines Staats vollkommene Gewähr für die Würdigkeit und Dauer der geselligen Verhältnisse gibt. Wir sind ferner überzeugt, daß die Vernachlässigung der Kräfte eine schwere Sünde ist, die sich immerdar straft, und Sitte und Tugend nur zu oft von den Staaten hintangesetzt worden sind. Allein dies Alles berechtigt den Verf. nicht, die Lehre von den Kräften so alleinherrschend in den Vordergrund zu stellen und von ihr die einzige und alleinige Hülfe zu erwarten. Mit großem Unrecht wird das Streben nach Macht für Alle als das unbedingt richtige und höchste an die Spitze gestellt: denn auf diesem Wege muß zuletzt einer der Mächtigste werden und die übrigen in Fesseln schlagen; nach dieser Ansicht werden viele der schönsten Erscheinungen, der trefflichsten Staaten als unbedeutend zur Seite geschoben, ihr Bestreben als ein verfehltes bezeichnet, oder ihnen ein Ziel vorgesteckt, das ganz unerreichbar, also thöricht ist. Statt der mannichfachsten Eigenthümlichkeit, der verschiedenartigsten Zwecke, soll eine Richtung allein vorherrschen, den Werth, die Freiheit, die Sicherheit bestimmen; S. Marino und Hamburg sollen sich mit Frankreich und Rußland in einen Wettlauf der Macht einlassen, oder während diese Riesen im Sturmschritte zuschreiten, sich unter einander anfassen, um ebenso schnell vorwärts zu kommen. Solche Multiplication durch allerhand kleine Verbindungen führt, ohne höhere Grundsätze und Bürgschaften, nie zum Ziele, und erst durch diese entscheidet sich: ob und in wie weit das Streben nach Macht, die Verbindungen, die Zwecke natürlich und preiswürdig, oder frevelhaft und nichtswürdig sind. Den Satz des Verf. ohne Kraft ist das Recht unsicher und nichtig, ein leeres Wort, ein wahres Phantom, könnten wir, im Angedenken an den plötzlichen Sturz der kolossalen Macht Napoleon's, umkehren und sagen: ohne Recht ist auch die größte Kraft hinfällig, und die Begeisterung für das Recht vervielfältigt die Kräfte auf eine, oberflächlicher Beobachtung fast unglaubliche Weise.

Die Wahrheit liegt aber gewiß an einer mittleren Stelle, und wenn es der Raum verstattete, würden wir den strengen Beweis versuchen: daß jedes Gebäude echter Politik schlechter-

dings auf der Dreieinheit der Kraft, des Rechts und der Religion beruht, und die Vernachlässigung irgend eines dieser Elemente, sowie das übertriebene Vertrauen auf dasselbe mit Zurücksetzung der andern, schlechterdings nachtheilig und zerstörend wirkt. Nach unserer Ansicht wird die Kraft nicht blos durch die Kraft geregelt und verklärt (welche homöopathische Cur überhaupt nicht anschlägt, sondern nur zerschlägt), sondern sie findet in Recht und Sittlichkeit ihr besseres Reinigungsmittel; und wenn diese während der Stürme überhört werden, so hebt die Religion in höhere Regionen empor, wo sie nicht treffen, und sichert vor kleinmüthiger Verzweiflung wie vor eitlem Hochmuthe. Nur auf diesem Wege wird sich finden lassen, was das wahre Interesse sei und ob nicht zwei, bei gleichem Streben, gleich sehr im Bösen befangen sind; es wird die Natürlichkeit der Verbindung nicht nach der bloßen Dauer und am wenigsten nach den Grundsätzen bestimmt werden, welche dem Verf. als die schlechthin natürlichen erscheinen. Die unbedingte Annahme, daß Jeder, der uns Böses thun könne, es wolle und werde, ist in solcher Ausdehnung nicht wahrer als die, daß Jeder, der uns Gutes thun könne, es wolle und werde. Zuletzt löset sich aber der Gegensatz, dem der Verf. so viel Gewicht beilegt, unsers Erachtens in Nichts auf, weil Jeder, der uns nützen kann, uns auch schaden kann, und umgekehrt. Oder wenn sich hingegen einige scheinbar widerlegende Beispiele herbeikünsteln ließen, so ist doch die daraus ganz allgemein hervorgehende Lehre, daß alle und jede Nachbarn immerdar natürliche Feinde sind, von der Art, daß man sie sowol im Privatrechte, als im Staats= und Völkerrechte unbrauchbar und verwerflich nennen muß.

Sollten diese Einreden den Verf. gar nicht treffen und unsererseits auf Irrthum beruhen, desto besser: wir würden dann nur den Wunsch doppelt lebhaft äußern, daß durch eine Umarbeitung dieser Abhandlungen allen Misverständnissen selbst geneigter Leser vorgebeugt, und ihnen durch Berücksichtigung aller neuern Erfahrungen und Ereignisse doppelter Werth gegeben werde. Auch behaupten wir, daß der Verf. ungeachtet häufiger Beziehungen auf diese ungenügende Theorie sehr oft, im Widerspruche mit derselben, die höhern und unsers Erachtens richtigen Ansichten und Grundsätze im Laufe der Geschichtserzählung (z. B. II, 222) geltend macht und von solchen Stellen aus sich allerdings rechtfertigen, nicht aber zugleich Inhalt und Ausdruck jener Abhandlung unbedingt festhalten kann.

Die Eintheilung eines geschichtlichen Werkes in größere und kleinere Perioden, in Bücher und Capitel gehört zu den schwie-

rigsten und wichtigsten Aufgaben eines Geschichtschreibers. Ist sie vernachlässigt oder mislungen, so helfen alle übrigen Mittel nicht, Klarheit und übersichtlichen Zusammenhang in die Erzählung zu bringen; ist sie mit Geist entworfen und festgehalten, so verschwinden unzählige Anstöße dergestalt, daß man glauben könnte, es finde sich alles von selbst, ohne Mühe und Nachdenken. Und doch zeigt die Erfahrung, daß es mehr Geschichtschreiber gibt, welche fleißig forschen, sorgfältig ihre Sprache bilden und eine edle Gesinnung zeigen, als solche, die einer künstlerischen Auffassung ganzer Zeiträume, einer sinnvollen Gruppirung des Zerstreuten, einer organischen Gliederung des Mannichfaltigen fähig sind. So wie etwa in den Logen des Raphael jedes einzelne Gemälde ein geschlossenes Werk bildet, und wiederum die ganze Reihe ein großes, in sich einiges Gedicht ist: so sollen die einzelnen Hauptstücke eines geschichtlichen Werkes eigenthümlich begrenzt und kleinere Kunstwerke sein, aus denen das große Ganze erwächst. Was in einem von jenen zur Seite oder im Hintergrunde steht, oder perspectivisch verkürzt ist, tritt nächstdem in den Mittelpunkt und Vordergrund; und so wenig der Maler alles wie an einer Schnur, ohne Abstufung und Gruppirung nebeneinander hinstellen darf, ebenso wenig der Geschichtschreiber. Allerdings gibt die Zeitfolge eine sehr wichtige Regel der Anordnung, und wer sie vernachlässigt, wird sich und Andere täuschen, ja belügen; wer aber die Thatsachen allein nach jener Sand- und Wasseruhr ablaufen läßt, wird aus seiner Ebene nie zu den Höhen echter, geschichtlicher Kunst gelangen. Schon um deswillen, weil ja vieles zu gleicher Zeit geschieht, was nicht auf einmal erzählt werden kann, tritt die Forderung einer höhern Anordnung unerläßlich hervor, und es muß z. B. in der neuern Geschichte entschieden werden, ob der Norden oder Süden, der Osten oder Westen voranzustellen sei, oder wie man sie, um ein volles Licht des Tages zu erzeugen, verbinden müsse.

Der Verf. hat, unsers Erachtens, hinsichtlich all dieser schwierigen Aufgaben ungemeine Geschicklichkeit und echt historisches Talent gezeigt: wir sind mit seinen Hauptabtheilungen, den kleinern Abgrenzungen, dem Zusammenhalten großer Massen, dem Abkürzen der Kriegsgeschichte u. s. w. ganz einverstanden. Jedes Capitel gibt eine Anschauung, ein Bild, hat, wie wir verlangten, einen Mittelpunkt, und schließt sich doch wiederum als Glied dem größern Ganzen zweckmäßig an.

Dieses bedurfte einer Einleitung; deshalb wird kurz an das Wesentliche der Völkerwanderung erinnert, mit Lebhaftigkeit Arabien und Muhamed geschildert, Karl's des Großen

Person und Wirksamkeit angemessen gewürdigt und hierauf von der Hierarchie, dem Lehnswesen und den Kreuzzügen gesprochen.

Mit Recht erkennt der Verf. an, daß die Hierarchie, sofern ihre Macht nicht auf der äußern Gewalt des Schwertes beruhte, eine höchst merkwürdige, ja erhabene Erscheinung war, daß sie in jenen Jahrhunderten die Christenheit zusammenhielt und oft gegen Barbarei und weltliche Tyrannei schützte; daß sie durch die Ausbildung der einzelnen Theile und ihre Verknüpfung zu einem Ganzen ein Meisterstück aller Systeme ward. — Auch den Klöstern läßt der Verf. die, ihnen in neuern Zeiten oft versagte Gerechtigkeit widerfahren, wogegen wir einige Einwendungen gegen seine Darstellung des Lehnswesens und der Kreuzzüge nicht unterdrücken können.

Wenn er von jenem behauptet: es habe keinem Volke erlaubt, mächtig und furchtbar zu werden, so ließe sich mit nicht minderer Wahrheit sagen, es habe keinem Volke und keinem Fürsten erlaubt, seine Nachbarn erobernd anzufallen. Und so verwandelt sich der Tadel in ein Lob, welches der Verf. selbst einräumt, indem er äußert (I, 182): daß die gegen Ende des 15. Jahrhunderts eintretenden Veränderungen zu jener unseligen Neigung hindrängten. — Ueberhaupt ist die Ansicht ganz irrig: zur Zeit des Lehnswesens habe nur die Gewalt statt des Rechts (I, 107) regiert, in den folgenden Jahrhunderten sei das Licht aufgegangen, seit dem 16. der Sonnenschein immer heller und heller geworden, bis (man wisse nicht, wie und warum?) die Sonnenfinsterniß der französischen Revolution eingebrochen. Eine nähere Forschung zeigt, daß gar viele Verhältnisse im Staat, Kirche, Sitten u. s. w. im 12. und 13. Jahrhundert besser, gesunder, trefflicher waren, als im 14. und 15., und an Schattenseiten der spätern Jahrhunderte fehlte es doch wahrlich auch nicht. Wollen wir Friedrich I. und II. nicht über Friedrich III. setzen, Innocenz III. über Alexander VI.? War Deutschland mächtiger zu den Zeiten der Hohenstaufen, oder während des 30jährigen Krieges? Frankreich glücklicher unter Ludwig dem Heiligen, oder zur Zeit der Ligue? Italien tüchtiger in seinem einfach-großen Widerstande gegen Friedrich I., oder zur Zeit seiner künstlichen, ja frechen Politik beim Anfange des 16. Jahrhunderts? Spanien gerechter in seiner offenen Fehde wider die Mauren, oder in der nichtswürdig hinterlistigen Verfolgung und Ausrottung unter Philipp? — Mit diesen leicht zu mehrenden Fragen wollen wir keineswegs den unbedingten Vorzug jener früheren Jahrhunderte erweisen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß Verdammungen und Seligsprechungen, so kurzweg

und allgemein gefaßt, für den Kenner keinen Werth haben und den Liebhaber nur irre leiten.

Gegen die Declamationen wider das Lehnswesen, nach Art der französischen philosophisch-politischen Schule, und gegen die übertriebenen Lobpreisungen desselben, nach Art ihrer Gegenfüßler (die ihnen doch nahe verwandt sind), schützt nichts so gut, als eine gründliche geschichtliche Kenntniß. Aus derselben folgt aber auch, daß, wenn der Verf. das Lehnswesen in Polen dans son intégrité (I, 242) findet, er es unmöglich in den germanischen Staaten als gleich betrachten und beurtheilen kann. Wenigstens ist nach unserer Ueberzeugung ein himmelweiter Unterschied zwischen den deutschen und slavischen Einrichtungen, und in Polen nur die verkehrte Alleinherrschaft eines Standes, eine Adelsdemokratie, nie aber Das vorhanden gewesen, was wir echtes Lehnswesen nennen.

Aus ähnlichen Gründen sind wir nicht mit der Darstellung der Kreuzzüge einverstanden. Der Verf. nennt sie maladie, manie, fanatisme, folies longues et sanglantes, pieuses folies, Erscheinungen, hervorgehend aus einer idée fausse, même absurde, unternommen ohne vernünftigen und zureichenden Grund pour des intérêts chimériques. — Zuvörderst scheinen uns manche dieser Ausdrücke, besonders in ihrer Wiederholung, der Würde und Ruhe der Geschichte nicht angemessen; dann aber gehen sie, was freilich noch wichtiger ist, aus der althergebrachten Ansicht hervor, welche, abgesehen von deutschen Darstellungen, selbst in Frankreich durch Michaud's Werk fast allen Credit verloren hat. Wenn wir, sagt der Verf. S. 159, unsern Maßstab bei Beurtheilung jener Zeiträume anlegen, so verfallen wir gewiß in Uebertreibungen: allein diese Regel ist von ihm keineswegs überall befolgt worden. Nur ein moderner Maßstab erlaubte, das Sein und Wesen der Kreuzzüge in der geschehenen Art als verwerflich zu bezeichnen; nur ein solcher konnte es als Hauptgewinn aufzählen, daß man des lumières précieuses sur les productions der Küsten des Mittelmeeres erwarb, und als eine Wohlthat, daß man neue Bedürfnisse kennen lernte (S. 159, 161, 165, 176); nur ein solcher ließ den größten Nachdruck auf die Lehre von der Arbeit und ihrer Theilung legen und den politischen Gesichtspunkt als den allein richtigen aufstellen.

Daß uns dieser Gesichtspunkt, wie ihn der Verf. entwickelt, nicht genügt, haben wir schon oben bemerkt, und seine Unzulänglichkeit beweiset sich auch an der diesmaligen Anwendung. Wenn wir auch zugeben wollten, daß nach dem System der contre-forces weder Gottfried von Bouillon, noch Friedrich I., noch Richard Löwenherz, noch Ludwig IX. Grund hatten, eine

Hand aufzuheben, daß für Deutschland, Frankreich, England damals so wenig von den Türken zu fürchten war als 1823: gäbe es denn nun gar keine andere Aufregung des Geistes, keine Stimmung des Gefühls, keinen Grund des Handelns als jenen calcul de haute politique? Schlug Gott wirklich in seinem Grimm Millionen mit bloßem Wahnsinn, als sie die unendlichen Leiden ihrer asiatischen Mitchristen beendigen wollten? Ist es nichts als absurder Aberglaube, Christi Geburtsland den Ungläubigen entreißen zu wollen? Ist die Ausbreitung des christlichen Glaubens nichts als ein intérêt chimérique? Stehen denn die Eroberungskriege Ludwig's XIV. und Napoleon's auf höherer Stelle? Oder die unzähligen Handelskriege, unternommen um eine Zucker- oder Pfefferinsel zu gewinnen? — Wir kennen die Kehrseiten der Kreuzzüge sehr genau: aber man gebe uns welchen Zeitraum der Geschichte man wolle, wir machen uns anheischig ihn nach jenem Maßstabe als nichtig und nichtswürdig darzustellen, und der Geschichtschreiber darf dann nicht die neuesten Jahrhunderte in ein Prachtgemälde verwandeln, sondern er müßte aus Verzweiflung lieber in die Wüste gehen und schweigen, als die Thaten der Menschen erzählen.

Doch wozu dies so eifrig behaupten? Der Verf. ist ja ganz unserer Meinung: denn was er (I, 30) so wahr als kräftig gegen die falschen Ankläger der neuern Geschichte sagt, gilt ganz allgemein von der Beurtheilung jedes Zeitraums, und erst nach der Beseitigung der untergeordneten Ansicht, welche überall nur Dummheit und Laster sieht, kann man sich (wie wir dem Verf. gern einräumen) mit dem menschlichen Geschlechte versöhnen, sich selbst achten und der Geschichte Würde und Interesse geben.

Der genauen Prüfung jeder Einzelnheit in der Einleitung können wir uns nicht unterziehen; doch bemerken wir (I, 167): daß die italienischen Städte keineswegs alle guelfisch gesinnt waren und die Bemerkung über den langsamern Fortschritt derer im mittlern Italien (234) einer Berichtigung bedarf, wie schon die Vergleichung mit einer andern Stelle (166) beweiset, wonach Pisa und Lucca schon früh in hoher Blüte standen. — Keineswegs sind alle Universitäten (200) nach dem Muster der pariser gebildet worden, sondern viele erhielten die davon ganz abweichende Verfassung Bolognas. Die Schließung des großen Rathes in Venedig gab, wie neuere Forschungen erweisen, den Mitgliedern nicht plötzlich und mit Zurücksetzung aller übrigen ein lebenslängliches Anrecht und ihren Kindern ein Erbrecht.

Mit dem Zuge Karl's VIII. nach Italien beginnt die umständlichere Erzählung. Sie kann indeß bei dem zugemessenen Raume nicht alles Einzelne erwähnen, obgleich mit großer Ge-

schicklichkeit überall das Hauptsächlichste berührt und in das rechte Licht gestellt ist. Jene nothwendige Kürze hat nicht unnatürlich zu Charakterschilderungen der Personen geführt, über deren große Zahl der Verf. sich rechtfertigt. Wir klagen ihn um so weniger deshalb an, da Jeder seiner Neigung und seinem Talente nachgeht, und das letzte bei Hrn. A. gar nicht zu verkennen ist; ob wir gleich die Gegensätze, Lichter und Schlagschatten, einige mal grell und in der Art gestellt finden, welche durch den geistreichen Vorgang des Cardinals Retz bei Manchem zu viel Beifall gewonnen hat. Im ersten Bande gehören die Charakteristiken Ferdinand's des Katholischen *) und Isabellens zu den gelungensten, und gern haben wir unsere Ansicht über Gonsalvo von Cordova und den Cardinal Amboise bestätigt und das bei einigen Erzählern übertriebene Lob ermäßigt gefunden.

Der häufige Wechsel der politischen Verhältnisse, vom ersten Hinabziehen Karl's VIII. nach Italien bis auf die Schlacht bei Marignano, macht auf den Unbefangenen (abgesehen von aller Mühe des Erforschens und Behaltens) einen widrigen Eindruck. Während man z. B. die Höhe der italienischen Wissenschaft und Kunst anerkennen muß und in der Theilung des Landes unter mehre Herrscher einen Hauptgrund dieser Vollkommenheit findet, so sank Das, was für Weisheit in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten galt, oft unter die gemeinste Klugheit hinab. Dies künstliche System des Gleichgewichts oder (weil der Bewegung nur zu viel war) der contre-forces, entbehrte so aller echten Grundlagen, ward so nach den äußerlichen Machtverhältnissen zugeschnitten und umgestellt, stürzte so haltungslos bei der ersten Gefahr zusammen, suchte gegen Mängel und Unglück die Hülfe nur in noch künstlicherer Thorheit und Afterweisheit, daß dagegen die einfach großen Verhältnisse des 12. und 13. Jahrh. bewundernswürdig sind und nur im 18. Jahrh. ähnliche Erscheinungen wiederkehren. Daher möchten wir auch nicht von dem esprit chevaleresque du siècle reden (S. 292), nicht behaupten (S. 321), Ludwig XII. sei stets loyal et généreux gewesen. Vielmehr stimmen wir Zurita bei (welcher Ferdinand den Katholischen wegen seiner Treulosigkeit damit zu entschuldigen sucht, daß alle Fürsten in solchen Sünden befangen gewesen) und dem ehrlichen Mezerai, welcher (IV, 29) äußert: tous ces potentats avoient aussi peu de religion les uns que les autres, et professoient par leurs actions et leurs discours

*) Ferdinand ward nicht, wie der Verf. S. 352 sagt, durch seine Gemahlin Isabelle von der Regentschaft über Castilien ausgeschlossen, sondern bis zur Großjährigkeit Karl's V. zum Reichsverweser ernannt.

un athéisme vilain et brutal, mais pourtant se piquoient d'une profonde sagesse et d'une fine politique.

Der Bund von Cambrai gegen Venedig gehörte zu den größten Thorheiten und Schändlichkeiten, die in der Weltgeschichte vorkommen, und den schärfern Tadel, welchen der Verf. über die spätere sogenannte heilige Ligue ausspricht, würden wir vielmehr jenem zugewandt haben. Auch scheint uns mit Unrecht der Papst als Haupturheber bezeichnet zu sein: denn der Vertrag ward am 10. December 1508 in Cambrai geschlossen und Julius trat ihm erst am 22. März 1509 bei, nachdem Trevisani nicht blos, wie der Verf. sagt, schändenden Bedingungen, sondern auch einer vernünftigen Nachgiebigkeit gegen den Papst widersprochen und in Venedig obgesiegt hatte. Ludwig XII., Maximilian und Margarethe waren am eifrigsten für die Zerstückelung Venedigs. Diese schrieb, zum Beweise, daß Julius in ihren Sinn nicht einging: Nous sommes, Msr. le Légat et moi, cuidé prendre au poil (Lettres de Louis XII., I, 132). Maximilian hielt es in seiner Phantasie für leicht, ganz Venedig zu zerstören (en su fantasia, antes de aver ganado una almena. Çurita VIII, 182) und weil der Cardinal Amboise nicht fähig war geschickt zu täuschen, log er frech. Wäre die Absicht gelungen und das venetianische Gebiet unter Julius, Maximilian und Ludwig vertheilt worden, so hätten sich die forces und contre-forces unter diesen Mächten ungefähr so gestellt wie früher; weshalb zur Beurtheilung und Verurtheilung dieser Ereignisse höhere Grundsätze ebenso nöthig sind als bei ähnlichen, nur gelungenern Planen des 18. Jahrhunderts.

Die Zeit Karl's V. und Franz I. trägt, selbst abgesehen von allen religiösen Bewegungen, einen größern, gehaltenern Charakter als die zunächst vorhergehende, und es mag bei einer kürzern Uebersicht am besten sein, die politische Hälfte bis zum Frieden von Crespy 1544 ungetrennt voranzuschicken und die Erzählung der Reformationsgeschichte dann erst folgen zu lassen. Hr. A. hat diesen Plan mit unverkennbarem Streben nach Unparteilichkeit befolgt und der lichtvollen Erzählung so manche scharfsinnige Betrachtung eingeflochten, daß wir vielleicht vor einigen Jahren unsern Beifall fast unbedingt hätten aussprechen können. Ein genaueres Studium der Urquellen hat indeß seitdem unsere Ansichten in manchen Beziehungen geändert und, wie wir glauben, berichtigt. Es sei erlaubt hievon Einiges mitzutheilen, und die Prüfung einiger politischen Aeußerungen des Verf. daran anzureihen.

Die Geschichte Karl's V. ist meist nach französischen und protestantischen Ansichten betrachtet und geschrieben worden, und

ungeachtet des Vorsatzes, strenge Kritik dieser Quellen nicht fehlen zu lassen, dem Ganzen hiedurch dennoch eine einseitige Farbe zu Theil geworden. Insbesondere haben die Franzosen durch stetes Lobpreisen ihrer Thaten ein lauteres oder schwächeres Echo herbeigeführt, das seit Jahrhunderten Europa täuscht und, wie es scheint, so lange täuschen wird bis man, ohne Rücksicht auf zierliche Redensarten, die zwischen den Zeilen stehende Wahrheit anerkennt und vertheidigt. Sleidan, obgleich Protestant, ist viel gerechter als die Franzosen, und Sandoval, ein Hauptwerk für die Geschichte des Kaisers, wird in der Regel viel zu sehr vernachlässigt.

Die Charakterschilderungen Karl's und Franzens sind auf diesem Wege fast stereotyp geworden, und auch der Verf. hat Lichter und Schatten grell einander gegenübergesetzt. Vergleicht man indeß diese allgemeinen Sätze genauer mit dem Gange der Ereignisse, so findet man daß unzählige nähere Bestimmungen und Mitteltinten nöthig werden, und jene Schilderei sich mit der Beleuchtung des Opernlichts französischer Memoiren zwar sehr glänzend ausnimmt, bei ehrlichem deutschen Tageslichte aber in eine Caricatur verwandelt. Wenn auch kein Fehler des französischen Königs unerwähnt bleibt, sind sie doch so gestellt daß man sie nur für Folgen größerer Tugenden des Herzens und Gemüths halten soll; wenn auch kein Vorzug des Kaisers verschwiegen ist, so behandelt man sie doch als verwachsen mit größeren Mängeln, ja Lastern; und so fällt dann natürlich das Urtheil des gewöhnlichen Lesers allemal zum übertriebenen Vortheil des ersten, zum übertriebenen Nachtheil des letzten aus. Franz ist der Edle, Tapfere, Großmüthige, Unbefangene, Dankbare, Liebenswürdige, Loyale, der Kämpfer für die Erhaltung der Selbständigkeit seines Reichs und der Freiheit Europas: Karl hingegen kalt, versteckt, arglistig, gemüthlos, ehrgeizig, habsüchtig, un hypocrite profond, un perfide!

Niemand leugnet, daß Franz bei Marignano und Pavia une valeur brillante zeigte: aber hiemit war das Jugendfeuer auch völlig verraucht; Lüste und Vergnügungen schlechter Art hielten ihn seitdem fest, während Karl vor Algier und Tunis gegen Solyman und vor Metz denselben glänzenden Muth bewies und außerdem die höhere geistige Tapferkeit besaß, welche Franzen nur zu sehr fehlte. Jene Ansicht und des Königs Großmuth und Dankbarkeit beruht zuletzt auf ein paar untergeordneten Anekdoten; wogegen sein Benehmen wider Bourbon, Doria, Semblançay, Lautrec, Montmorency, Brion u. A. das Gegentheil in großen Zügen darthut. Selbst Gaillard (IV, 85) sagt für die spätern Jahre: le roi sembloit de dégoûter de tous

ses amis, und eine Erzählung bei Vieilleville (Mem. XXVIII, 194) zeigt, wie er in seinen Verhältnissen zum Dauphin aus Neid und Eifersucht alles natürliche Gefühl des Vaters und alle Würde des Königs vergaß.

Eine gewisse heitere, so oft unter den Franzosen sich findende Liebenswürdigkeit kann man ihm nicht absprechen: wie aber seine Neigung zu den Frauen allmälig den ritterlichen Charakter (welchen Heinrich IV. festhielt) ganz verlor und er, in Liederlichkeit versunken, seiner Pflichten vergaß und sich dem Tode entgegenführte, davon sprechen selbst die französischen Zeugnisse deutlich genug. Beaucaire sagt (476, 177): er war voluptatibus immersus, er hatte insanam ad fruendas libidines libidinem. Tavannes (XXVI, 8) berichtet: le roi ne tient le gouvernail qu'autant que ses favoris et voluptéz lui permettent, und dergleichen mehr.

Daß Franz in allen Kriegen mit Karl der Angreifende war, hat der Verf. eingeräumt und mit Scharfsinn im elften Capitel die Ursachen entwickelt, warum diese Kriege keine für Frankreich günstigere Wendung nahmen. Indeß könnte man sagen: ist der Kaiser nicht im höheren Sinne der Angreifende gewesen und mußte Franz nicht den Buchstaben scheinbar verletzen, während das größte Recht auf seiner Seite stand? Wir leugnen auch dies, obgleich es hier an Raum fehlt, umständlich den Beweis zu führen. Die folgenden Bemerkungen, welche sich dem Buche und der Zeitfolge wiederum näher anschließen, werden indeß unsere Ansicht verdeutlichen.

Bei der Erzählung von Karl's Wahl zum Kaiser würden wir neben dem Hinblick auf Geld, Geschenke, Gesandtenkünste u. s. w., den unsers Erachtens wichtigsten Grund mehr hervorgehoben haben: daß Franz (wie Mainz und Sachsen laut behaupteten) durch das Gesetz ausgeschlossen und Karl ein Deutscher war.

Die Geschichte des spanischen Aufstandes im Jahre 1520 hat der Verf. nur kurz berühren dürfen; wir fürchten indeß, seine Darstellung werde Unkundigen nicht ganz die richtige Einsicht gewähren, weil frühere und spätere Forderungen und Zwecke zu wenig gesondert erscheinen, und der Schluß im Jahre 1521 nicht als voller Schluß und als wahre Wiederkehr der Ordnung (retour de l'ordre) betrachtet werden kann. Allerdings zeigen jene Bewegungen binnen sehr kurzer Frist die meisten Kennzeichen und Stufen des unseligen revolutionairen Fiebers und wir räumen ein, daß ohne den Sieg bei Villalar noch schreckliche Umwälzungen eingetreten wären; andererseits handelten anfangs nicht die Städte, sondern der S. 350 zu sehr vom Verf. gelobte

Chièvres und die niederländischen Räthe im revolutionairen Sinne, und verletzten auf alle Weise Herkommen und Recht. Damals verlangten die Städte keineswegs im Widerspruch mit dem König de nouvelles formes municipales, sondern nur die Erhaltung der bestehenden und bewilligten; sie forderten nicht die réduction des domaines de la couronne, sondern daß der Adel die widerrechtlich in Besitz genommenen herausgebe. Noch am 30. Januar 1521 antwortete Valladolid im Namen der Städte (Sandoval, I, 421) dem Adel: „Immerdar sind die Bürger den Königen treu gewesen und auch jetzt wissen wir, daß Das, was wir thun, zum Wohle des Königs und Reiches dient, nicht aber was der Adel erwählt und vollbringt. Die Geschichte Spaniens zeigt nur zu viele Beispiele, wo die Könige von den Großen beschränkt, verfolgt, eingesperrt, abgesetzt wurden, während die Gemeinen sie schützten, befreiten und herstellten. Immer war der Gehorsam in den Bürgern, der Ungehorsam in den Adligen. Ebenso sind es die Völker, welche das Einkommen der Könige vermehrten und herstellten, während sie und das Reich durch den Adel arm wurden. Nicht blos frei von Abgaben ist dieser, sondern die Rechte, Einnahmen und Besitzungen der Könige sind auf gar mancherlei nicht zu rechtfertigende Weise in seine Hände gekommen. Daher wurden die Könige zu neuen Steuern gezwungen, und nicht sowol diesen widersprechen die Gemeinen, als daß sie verlangen, unrechtmäßig Erworbenes sei herauszugeben und der alte rechtmäßige Zustand herzustellen. Wo der Adel dem Könige diente, geschah es aus Eigennutz, und auch jetzt wird der Ueberrest seines Reichs zur Bezahlung der angeblich großmüthigen Hülfe kaum hinreichen. Wir wünschen, daß der König reich und mächtig sei, daß weder Große noch Geringe sich ihm widersetzen dürfen, und dazu, daß der Adel seine übertriebenen Ansprüche fallen lasse, dazu dient unser gerechter Krieg. Nichts Unbilliges werden und sollen unsere Bevollmächtigten fordern; vereinigt in Milde und Güte eure Stimmen mit denselben, dann wird das Reich blühen und nirgends Friede und Gehorsam fehlen."

Daß nicht blos Sucht der Empörung und Liebe für Verwirrung die Gemüther bewegte, beweiset noch der Heldenbrief, welchen Padilla vom Blutgerüste an seine Vaterstadt Toledo schrieb; aber freilich würde er bei längerem Leben (wie Don Pedro Lasso und Andere) bald von den ärgern Revolutionairen gestürzt worden sein. Wenige Wochen vor der Schlacht bei Villalar, als er die Hand zu milden Verhandlungen bieten wollte, ward er bereits von den Frevlern überstimmt und überschrien, welche, um nicht ihren Einfluß zu verlieren, die Dinge

aufs Aeußerste treiben wollten (Petrus Martyr, Epist. 718). — So bringt der geschichtliche Ueberblick des Ganzen zu der wehmüthigen Ueberzeugung, daß nach beiden Seiten gefehlt und fast nur zerstört ward. Die Gemeinen gingen anfangs im richtigen Gefühle des vorhandenen Unrechts und der Mängel vor, griffen aber dann in den Mitteln fehl und überschritten weit das billige Maß; die Könige schlugen nachmals die wahre mit Gehorsam verträgliche Freiheit aus übergroßer Furcht vor der Willkür mit zu Boden und erzeugten die Erstarrung des Todes, aus Abneigung vor den Bewegungen des Lebens.

Der Verf., hierin gewiß unserer Meinung, hätte durch einen kurzen, dem Inhalte nach aber gewichtigen Zusatz etwaigen Misverständnissen leicht vorbeugen können, wogegen uns seine Aeußerungen über die unter Franz I. veränderte Gerichtsverfassung eben nicht zweideutig erscheinen. Wenn er nämlich sagt: die Gerichtshöfe wurden dadurch zu unabhängig vom Könige, so geht seine Meinung (wie auch eine andere Stelle, III, 127 zeigt) gewiß nicht dahin, dessen Willkür über das Gesetz zu erheben, sondern enthält nur einen Tadel des neueingeführten Verkaufens und Vererbens der Richterstellen. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die französischen Parlamente seitdem ihre Forderungen übertrieben, und daß ein Dutzend rechtsprechender Behörden keineswegs geeignet waren, die Geschäfte der Reichsstände angemessen auszuüben. Insoweit hatte der Hof Recht gegen die Parlamente, und sie selbst hatten Recht, wenn sie kurz vor der Revolution dieser Ansicht beitraten: aber freilich gerieth man beim Verbessern in viel größere Irrthümer und Mängel. Noch bemerken wir, daß die spanische Junta 1520 ausdrücklich vom Könige verlangte, die Richterstellen sollten nicht für immer vergeben werden. (No sean perpetuos. Sandoval, I, 321 — 324.)

Der Ausdruck, daß Wolsey (375) vom Kaiser zwei mal sei betrogen worden, scheint uns viel zu hart: denn wenn es gleich nicht zu bezweifeln ist, daß dieser jenem sein Fürwort bei den Papstwahlen versprach, so steht nicht minder fest, daß die Wahl Hadrian's VI. ganz ohne seine Mitwirkung, durch einen bloßen Zufall zu Stande kam und daß sein Einfluß bei der von Clemens VII. keineswegs entschied. Wolsey war also nur in der Hoffnung betrogen, daß es allein von dem Willen des Kaisers abhänge, ihm oder irgend jemand unfehlbar auf den päpstlichen Stuhl zu verhelfen.

Mit Recht erklärt sich der Verf. gegen das Benehmen Franzens hinsichtlich des Vertrages von Madrid; doch scheinen uns auch hier noch zu starke Schatten auf den Kaiser zu fallen. Zuvörderst war jede Haft dem Könige natürlich höchst drückend;

daß er aber sans humanité behandelt sei, muß man entweder bezweifeln, weil Franz im madrider Vertrage ausdrücklich sagt: er sei sehr gut gehalten worden (Sandoval I, 636); oder man muß annehmen, er habe auch hier eine Unwahrheit bezeugt — und wie bezeugt und beschworen? — nach Gesetz, gutem Glauben, bei dem Worte eines Königs, auf seine Ehre und das Evangelienbuch!

Ferner waren die Bedingungen des madrider Vertrags allerdings hart, im Vergleich mit den glänzenden Planen und Hoffnungen des Königs: in Wahrheit aber besaß Karl, mit Ausnahme Burgunds, bereits Alles, was er sich zusprechen ließ, und die Anrechte der Franzosen auf dies Land hielt man keineswegs über alle Zweifel erhaben. Zugegeben aber, daß der Kaiser hiebei hinsichtlich der Klugheit und Mäßigung fehlte, so treffen diese Vorwürfe in noch weit härterem Maße seine Feinde, welche bei Schließung des sogenannten heiligen Bundes vom Mai 1526 seine Länder vertheilten, sogar dem Könige von England und Wolsey Renten auf neapolitanische Güter anwiesen und den Kaiser auffoderten, — diesem Bunde beizutreten!

Wenn Karl den Papst, welcher auch die billigsten Anerbietungen zurückwies, aufs eifrigste bekriegt hätte, so könnte man sich darüber nicht wundern: es ist aber gewiß, daß er den Zug Bourbon's gen Rom weder wußte, noch billigte, über die Frevel erschrak und die Freilassung des Papstes anbefahl. Von den Anführern und Soldaten ward aber sein Befehl keineswegs befolgt, welche (Sandoval I, 821, 822) verlangten, daß Clemens erst Geld zur Bezahlung ihres Soldes herbeischaffe. Im Fall jedoch dem Kaiser diesmal der Ungehorsam willkommen war und die Einstellung aller Siegesfeste u. s. w. hauptsächlich geschah, um die Stimme des Volks nicht wider sich aufzuregen, so scheint er bei der Benutzung dieses Glücksfalls nicht in dem Maße ein hypocrite profond gewesen zu sein als Franz, der (uneingedenk des edeln Beispiels, welches ihm sein Vorfahr, König Johann, gegeben hatte) Wort- und Eidbruch auf die Einreden der burgundischen Stände schob.

Merveille war keineswegs ein anerkannter Bevollmächtigter Franzens; und wenn bei seiner Verurtheilung alle Formen verletzt wurden, so scheint es uns kühn, zu vermuthen, man habe durch solche Thaten Karl's Beifall gewinnen können. Noch weniger dürfen wir beistimmen, wenn es S. 385 heißt: Nach dem Tode von Sforza macht Karl Franzen Hoffnung, ihm Mailand abzutreten, und dieser, stets leichtgläubig und zutraulich, läßt sich von neuem betrügen. Der Kaiser, welcher, um die empörten Genter zu züchtigen, durch Paris geht, verpflichtet sich durch ein

förmliches Versprechen, Mailand dem Herzoge von Orleans zu geben, und il se joue de cette promesse comme de toutes les autres. Cette nouvelle perfidie inspire au roi de France une juste indignation. Au mépris du droit des gens et des premiers principes de la justice et de l'humanité, le Marquis de Guast, gouverneur de Milanez, fait assassiner, en vertu des ordres secrets de Charles, deux envoyés français, Rincone et Fregosse, pour s'emparer de leurs papiers.

Da jene Reise durch Frankreich mit ihren Folgen und der Tod Rincon's und Fregoso's ein paar Hauptpunkte sind, wo die Franzosen rhetorisch einherstolziren, um dem Kaiser Schandflecke anzuhängen, so sei es uns erlaubt, etwas umständlicher darüber zu sprechen. — Die erste Erzählung läuft darauf hinaus, daß der Kaiser für den erstaunlichen Edelmuth, ihn durch Frankreich nach Gent reisen zu lassen, Mailand habe abtreten sollen — und wollen. Betrachtet man den Hergang genauer, so reisete der Kaiser langsam, hielt sich erst mehre Tage in Paris, dann beim Connetable Montmorency auf, sodaß ihm der kürzere Landweg gar nicht so unschätzbar und nothwendig war. Das Anerbieten, diesen Weg zu wählen, ging von Franz aus, und Karl zeigte zum mindesten ebenso viel Vertrauen indem er es annahm, als jener indem er es machte. Kaum aber war der Kaiser in Paris angelangt, so ward ihm mit zierlichen Worten vertraut, es sei die Rede davon gewesen, ihn festzuhalten; und wenn wir gleich bei der Art, wie Franz es selbst erzählte, überzeugt sind daß er auf keine Weise ernstlich daran dachte, so wundern wir uns doch um so weniger, daß Karl durch diese und ähnliche Erscheinungen und Anekdoten etwas bänglich ward, da man ja alles Ernstes in ihn drang, Mailand, den Preis so vieler Kämpfe und Kriege, seinem alten Feinde zu überlassen. Wie undelicat war dieses Verfahren von Seiten Derer, welche sich rühmen, die Zarten und Edeln gewesen zu sein! Der Kaiser, dem diese Reisekosten doch zu hoch vorkamen, äußerte sich, wie die Umstände dringend zu verlangen schienen, allerdings günstig, fügte aber hinzu: jedes Versprechen, gegeben ehe er in seinen Staaten sei, werde gezwungen und ungültig erscheinen. Und diese Einrede mußte den Franzosen, im Andenken an den Bruch des madrider Vertrags, nur zu gegründet vorkommen. Sie lassen den Kaiser hierauf ziehen; und als er nun in der Heimat erklärt: er habe noch nichts Bestimmtes versprochen und abgeschlossen, als er andere Vorschläge macht, so erheben jene die gewaltigsten Klagen über Hinterlist und Verrath, weil es ihnen mislungen ist, den Kaiser so recht eigentlich en passant um einen der schönsten Theile seines Reichs zu bringen!

Was den zweiten Anklagepunkt betrifft, so müssen wir nach genauer Vergleichung der Quellen und Erzählungen beider Parteien dem Verf. fast in jedem Worte widersprechen. Erstens schickte Franz allerdings Rincon und Fregoso an die Feinde des Kaisers; sie reisten aber keineswegs als Gesandte unter dem Schutze des Völkerrechts, sondern heimlich unter anderem Aeußern und zu angeblich anderen Zwecken. Sagt doch selbst der Franzose Beaucaire (704): non palam, ut legati solent, incederent, sed clam navigiolis velut tecti secundo Pado evadere tentarent. Zweitens hat der Marchese Guasto aufs feierlichste behauptet und sich dafür zum Zweikampf erboten, daß er die Ermordung nicht anbefohlen. Bellay Langei's Untersuchung brachte nur heraus, daß Soldaten den Kahn anhielten, Rincon und Fregoso sich zu Wehre setzten und in dem entstehenden Handgemenge umkamen. Die spanischen Quellen (Sepulveda, XXI, 6) geben zu, daß Guasto jene wollte angreifen und ihnen ihre Papiere abnehmen lassen, und dies Verfahren war keineswegs so ganz unerhört und rechtswidrig. Wenn z. B. die Türken noch jetzt (wie der Verf. S. 384 behauptet) die natürlichen Feinde Oesterreichs wären und ein paar Leute ohne Pässe unter falschen Angaben im Auftrage irgend einer feindlichgesinnten Macht sich durch Mailand zu ihnen hindurchschleichen wollten, würde es da der österreichische Gouverneur nicht für seine Pflicht halten, diese aufgreifen zu lassen? Würde man ihn, wenn dabei durch Widersetzlichkeit ein Todschlag herbeigeführt würde, einen Mörder nennen, oder gar einen edeln Kaiser des schrecklichsten Verbrechens anklagen dürfen? Wir wissen nicht aus welcher Quelle der Verf. entnahm, daß Karl geheime Befehle gegeben habe, d'assassiner les envoyés: auf jeden Fall mußte eine ernste historische Kritik dergleichen Klatscherei der Leidenschaft widerlegen. Der Kaiser wußte in Spanien gewiß nichts von der Sendung, er leugnete, jemals, auch nur zum Auffangen Befehl ertheilt zu haben (Sepulveda, XXI, 6. Sandoval, II, 396), die ganze Sache war ihm höchst unangenehm und mußte es sein. Denn weit entfernt um diese Zeit (der Tod jener Männer fällt auf den Juli 1541) Franz beleidigen und reizen zu wollen, lag ihm äußerst viel daran, seine Freundschaft zu erhalten, damit er den Zug gegen Algier ungestört beenden könne. Erst nach dem unglücklichen Ausgange dieser Unternehmung, wo Franz sich schmeichelte Perpignan und italienische Landschaften ohne Mühe zu erobern (Bellay, XX, 390. Sepulveda, XXI, 7), ergriff er gern auch jenen Vorwand, kündigte dem Kaiser verbis atrocissimis (Beaucaire, 729) den Krieg an und verband sich noch enger mit den Türken.

In letzter Beziehung äußert der Verf.: eine gesunde Politik schrieb ihm diese Maßregel vor. Die Verschiedenheit der Religion soll Bündnisse nicht verhindern, sobald Gleichheit der Interessen vorhanden ist. Franz erhob sich (se mettoit au dessus) über die herrschenden Ansichten seines Zeitalters und zeichnete seinen Nachfolgern eine Bahn vor, auf der sie getreulich und mit Erfolg beharrt sind. So sonderbar die Verbindung erscheinen mag, die Sicherheit seines Staats, das höchste aller Gesetze schrieb ihm vor, eine Hand den Türken und die andere den Protestanten zu reichen.

Wir hegen hierüber eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung, denn Frankreich war keineswegs in einer so großen Gefahr. Zwei misglückte Einfälle in der Provence, vergebliche Angriffe von den Pyrenäen und den Niederlanden her, die Eroberung der drei Bisthümer durch Heinrich II., und die geringen Folgen des Sieges bei St. Quentin beweisen, daß die spanische Macht durchaus nicht hinreichte, Eroberungen zu machen; mithin erforderte das wahre Interesse beider Theile, Frieden zu halten, und Frankreichs, Angriffskriege zu vermeiden. Leidenschaftlicher Ehrgeiz wußte aber damals, wie später, den Deckmantel angeblicher Grundsätze überzuhängen und folgerecht vorschreitend zu beweisen: wie das wahre Interesse Frankreichs und das Wohl der Welt erheische, daß der Rhein, die Elbe, die Weichsel Grenze des grand empire sei. Nach unserer Meinung erhob sich Franz nicht über die Ansichten seiner Zeit, sondern alle höheren Interessen der christlichen Menschheit zurücksetzend, kam er zu der kalten, gemüthlosen, berechnenden Politik, welche leider in Frankreich seitdem fast immer, zum Unheile des Landes wie der Fremden, geherrscht hat. Wir Deutschen wollen aber wenigstens nicht niederfallen und das goldene Kalb anbeten. Jetzt freilich sind die Türken milder geworden; daß sie es aber auch damals gewesen wären, wird uns doch Niemand aufreden wollen? Anstatt nun (bei der entsetzlichen Gefahr, alles zu verlieren was nur Schönes, Gutes und Heiliges vorhanden war) der kleinlichen Zänkereien zu vergessen, verlangte das angeblich höchste Interesse Frankreichs, die christlichen Einwohner aus manchen Städten zu vertreiben, um Türken einzulagern, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser aufzureizen und in Paris gleichzeitig zu foltern und zu verbrennen! O hätte doch Franz statt dieser politique saine, die der Wahrheit nach eine verruchte ist, etwas von der manie, den folies und idées absurdes gehabt, die einst Ludwig IX. leiteten, oder die Karl V., während Franz gegen ihn cabalirte, nach Tunis trieben, um 10,000 christliche Gefangene aus furchtbarem Elende

zu befreien und Solyman von dem heiligen Boden Deutschlands zurückzuschrecken.

Wäre der Kaiser so in Beziehung auf die Protestanten zu rechtfertigen, wie den Franzosen gegenüber, er stände fast fleckenlos da: allein bei der Aechtung des Kurfürsten von Sachsen und Philipp's von Hessen wurden allerdings nicht einmal die Formen des 12. Jahrhunderts beobachtet; und wenn Karl auch die Versprechungen nicht kannte, welche seine Beamten wahrscheinlich dem letzten gemacht hatten, so müssen wir (bis die versprochenen Gegenbeweise wirklich gegeben sind) es misbilligen, daß er die Täuschung benutzte. Diese Verstöße gegen Klugheit und Milde sind schwer an ihm gestraft worden, obgleich wir es weder unnatürlich finden, noch von vorn herein unbedingt verdammen können, daß Karl nach dem Siege bei Mühlberg (im Andenken so vieler böser Ereignisse und im Gefühle seiner Kräfte) die Erweiterung oder vielmehr Herstellung kaiserlicher Macht für rechtlich und nothwendig hielt. Darin aber kehrte dem Kaiser wie Moritz das richtige deutsche Gefühl zurück, daß sie zu billiger Aussöhnung die Hand boten, und nach Beseitigung unnatürlicher Politik in dem, deutsche Städte und Länder arglistig berückenden, Könige von Frankreich den natürlichen Feind erkannten.

Das letzte Capitel des ersten Bandes handelt von den Fortschritten der Wissenschaft und Kunst in Italien, besonders zur Zeit der Mediceer, und enthält der geistreichen Betrachtungen und anziehenden Schilderungen ungemein viele. Nur das Bedenken ist uns entstanden, ob dieser Abschnitt nicht vor Erzählung der italienischen Kriege eine noch bessere Stelle gefunden hätte. Wenn die Gegengründe, deren Dasein wir nicht leugnen, überwogen, so wäre vielleicht eine noch schärfere Vergleichung mit dem Gange der Bildung in anderen Staaten und eine ausführlichere Darstellung der atheistischen Schattenseite Italiens rathsam und als Einleitung zur Reformationsgeschichte sehr erläuternd gewesen. Die lateinischen Dichter jener Zeit, Fracastor, Vida u. A. können wir nicht so hoch setzen als der Verf., und es hat uns überrascht, daß er (S. 416) Lafontaine den originellsten aller Dichter nennt. Auch widerlegt die Geschichte den Ausspruch, daß die Kunst in Italien n'eût presque point d'enfance (S. 433); obgleich wir der Ansicht keineswegs zugethan sind, welche die Wichtigkeit des Einflusses großer Genien herabsetzt und alles aus langsamen, regelmäßigen Abmühen der mittelmäßigen Geister zu erklären sucht.

Daß der Verf. die den zweiten Band eröffnende Geschichte der Reformation nicht zerbröckelt hat, sondern nach Beseitigung

der politischen Angelegenheiten im Zusammenhange erzählt, müssen wir, wie gesagt, bei dem Plane und Umfange seines Werkes billigen; auch ist es nicht unnatürlich, daß selbst hier die theologischen und kirchlichen Beziehungen bisweilen den staats- und völkerrechtlichen nachstehen müssen. Doch möchten wir nicht sagen (68), daß die Lutheraner in jener Hinsicht nur eine Sklaverei gegen die andere vertauscht hätten: denn ob sie gleich ohne alle Beziehung auf einen festen Mittelpunkt nicht sein konnten, so blieb dieser doch, ihrer eigentlichsten und wesentlichsten Ansicht nach, das Evangelium, welches besser als andere Mittel der Natur und Kunst, zur wahren Freiheit hilft und hinweiset. Merkwürdig aber ist es, daß die Katholiken, welche, vermöge ihrer Ansicht von der Tradition und der ununterbrochen fortlaufenden gesetzgebenden Gewalt, die Kirche für bildsam, der Vervollkommnung und Fortschritte wenigstens in vielen Punkten für fähig halten, damals für die Unbeweglichkeit kämpften; wogegen die Protestanten, welche über und neben dem Evangelium keine Aenderung dulden wollten, die größten Neuerungen veranlaßten. Aber freilich war das Maß falscher Entwickelung zu groß in der alten Kirche, und es mußte der wahre Fortschritt in dem scheinbaren Rückschritte liegen. Allmälig aber hat der Protestantismus von jener großen Bewegung her den bildsamen, der Katholicismus von jenem Widerstande her den beharrlichen Charakter so angenommen, daß viele darin das Hauptunterscheidungszeichen der Bekenntnisse finden. Gewiß kann man in beiden Beziehungen zu weit gehen und ist zu weit gegangen, wobei die Protestanten Gefahren der Anarchie, die Katholiken Gefahren der Tyrannei zu vermeiden haben.

Auch wir glauben, daß Luther's Reise nach Rom sehr auf ihn wirkte, obgleich sich fast unbegreiflich wenig über jenen Aufenthalt und diese Wirksamkeit verzeichnet findet.

Welche Ansicht Karl V. von der Religion gehabt habe, ist um so schwerer zu entscheiden, da sie bald mehr, bald weniger mit andern Bedürfnissen und Zwecken in Verbindung trat, auch wol in den verschiedenen Zeiträumen seines Lebens Aenderungen erlitt. Gleichgültig (assez indifferent, 59) war er indeß wol nicht über diesen wichtigsten, damals alle Gemüther mehr als je ergreifenden Gegenstand, sondern nur ebenso wenig ein Protestant nach dem Sinne eifriger Prediger, als ein Katholik nach dem Wunsche des römischen Hofes.

Ob Zwingli (69), Luther gegenüber, nicht zu sehr hervorgehoben sei, mögen die Theologen prüfen; darin aber stimmen wir mit dem Verf. gegen alte und neue Behauptungen überein, daß die Art, wie ihre abweichenden Lehren bekämpft und ver-

theidigt wurden, den Regeln der Klugheit widersprach; ja daß sie den hohen, alles umfassenden, liebevollen Geist des Christenthums hintansetzte und das Höchste und Wesentlichste in Deutung des Unerklärlichen zu finden meinte. Wenn dies Verfahren (welches der Verf. mit Recht auch bei den Streitigkeiten der Gomaristen und Arminianer [II, 467] tadelt) das nothwendige und allein richtige wäre, so hätten die Katholiken mit ihrer unbedingten Verwerfung blos persönlicher Ansichten vollkommen Recht.

Ganz der geschichtlichen Wahrheit gemäß, spricht der Verf. Luther frei von allem Antheile an den Freveln des Bauernkrieges und der Wiedertäufer; ob wir gleich der Meinung sind, daß es auch auf der politischen Seite nicht an argen Misbräuchen fehlte und seine Reformation Unkundigen und Schwärmern Veranlassung ward, das richtige Maß zu überschreiten. Durch die Art und Weise, wie sich Luther mit aller Kraft dem Uebel widersetzte, ist er indeß selbst von mittelbarer Schuld gerechtfertigt; wenigstens besser gerechtfertigt, als es der katholischen Kirche hinsichtlich grausamer Religionsverfolgungen möglich ist, denen Papst und Prälaten nicht widersprachen, sondern sie billigten und herbeiführten.

In Bezug auf den Religionsfrieden von 1555 sagt der Verf. (109): les partisans du système de l'équilibre furent charmés de voir non seulement l'Allemagne, mais l'Europe toute entière partagée en deux masses de puissance, plus intéressées que jamais à s'observer et à se contrebalancer réciproquement. Wenn auch schwerlich damals Viele die Ereignisse aus dem Standpunkte des Systems des Gleichgewichts betrachteten, so freuten sie sich doch, daß Gleichgesinnte aller Länder mit demselben Eifer gemeinsamen Gefahren entgegentraten, und auch jetzt muß sich Jeder freuen, daß Philipp's II. verderbliche Politik dadurch überall gehemmt ward. Andererseits halten wir es für ein ungemein großes Unglück, wenn das Band des Vaterlandes, des Volks, der Sprache nicht mehr das Höchste bleibt, sondern um religiöser und politischer Ansichten willen Mitbürger und Brüder als Feinde und Widersacher, Fremde dagegen als Freunde und Erlöser betrachtet werden. Es gibt allemal einen höhern Ausweg sich zu verständigen und zu versöhnen, und die Leidenschaften aller Art, welche ihn verdammen, sind selbst am verdammungswürdigsten.

Wollten wir über die folgenden Theile des Werkes ebenso umständlich sprechen, wie über den ersten, wir würden nicht allein den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, sondern auch zu etwaigen Einreden nicht Veranlassung und Stoff genug

finden. Mit eben der Aufrichtigkeit, mit welcher wir unsere Zweifel aussprachen, können wir versichern, daß uns (um zunächst beim zweiten Bande stehen zu bleiben) Ansicht, Auswahl, Darstellung vom 15. Capitel an, wo unsere Bemerkungen abbrechen, nicht blos tadellos, sondern im hohen Grade trefflich erscheinen. Insbesondere hat uns die Geschichte der nordischen und englischen Reformation sehr angezogen, und die Art, wie in die verwirrte Geschichte der bürgerlichen Unruhen Frankreichs Licht gebracht, die Hauptpunkte hervorgehoben, die Ansichten und Triebfedern in kleinem Raum entwickelt sind, halten wir des größten Lobes würdig. Wie wahr sagt der Verf., daß den Guisen und den meisten ihrer Gegner: ne manquait pour être de grands hommes, que de préférer le devoir à l'ambition, et des principes purs à des maximes intéressées. Daß eben die Lehre von den forces und contre-forces allein nicht ausreicht, wenn höhere Ansichten und Triebfedern fehlen, zeigt die Politik der Katharine von Medicis und Philipp's II.

Von Heinrich IV., dem liebenswürdigsten aller Könige, wird vortrefflich und mit der Theilnahme gesprochen, welche Niemand unterdrücken kann, der nach dem langen Elende und den ungeheuern Freveln zu seiner Geschichte kommt. Sehr schön sagt der Verf.: Henri trompa toutes les craintes et surpassa toutes les espérances, par une conduite vraiment magnanime. Il fit par un instinct du coeur, ce que d'autres eussent fait par politique. Sa grand' ame, au dessus de toute espèce de ressentiment, pardonnait sans effort, car elle avait besoin d'oublier toutes les offenses. Il sentit que le seul moyen de prévenir la renaissance des troubles, était d'employer les hommes de tous les partis, d'opérer le rapprochement des Français en leur donnant l'exemple de la réconciliation, d'empêcher par sa douceur le désespoir du crime, et d'inspirer par sa générosité des sentimens généreux à ses adversaires les plus acharnés. Möchten doch alle Könige, die sich in ähnlichen Lagen befinden, Heinrich's großem Beispiele folgen.

Nie fand ein trefflicher König einen trefflichern Freund und Minister als Heinrich IV. an Sully. Dies Wechselverhältniß ist vielleicht das edelste, schönste und rührendste der Art in der ganzen Weltgeschichte. Sehr richtig ist Sully's ungemein großes Verdienst hervorgehoben und nicht die Elle der modernen Weisheit bei seiner Beurtheilung angelegt. Unzählige kleine Leute, die Smith und Say gelesen haben, sind jetzt überzeugt sie taugten mehr zum Finanzminister als jener große Mann; ja wir haben sagen hören: Sully würde, wenn er auferstände, nicht fähig sein, Secretair in einem Ministerium zu werden.

Dies ist indessen vollkommen richtig, denn er würde der leichtsinnigen und unzuverlässigen, wie der unentschlossenen und zaudernden, wie der kleinlichen und pedantischen Minister bald Herr werden, rettend an die Spitze treten und zeigen: daß Kenntniß der Dinge, welche man im Referendariatsexamen abfragen kann, zwar den guten Referendarius machen mögen, daß aber Niemand ohne Tugend, festen Willen, mit einem Worte, ohne großen Charakter, ein großer Minister sein und werden kann.

Daß zwei Männer von solch praktischer Weisheit, wie Heinrich IV. und Sully, lange und eifrig dem sogenannten großen Plane der Umgestaltung Europas nachhängen konnten, zeigt, wie gefährlich Träumereien der Art sind. Wenn wir aber der Beurtheilung des Verf. im Ganzen beitreten, leugnen wir doch, daß das System der contre-forces jene Männer hätte auf den rechten Weg bringen können. Denn ob die forces oder contre-forces durch Ausführung des Plans richtiger oder unrichtiger gestellt wurden, darüber läßt sich streiten; daß er aber allen Grundsätzen des Rechts entgegenlief, bricht ihm unbedingt den Stab.

Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande erzählt der Verf. mit dem Gefühl, welches jeden Menschen reines Herzens dabei ergreifen muß. Philipp II. ist ein augenfälliges Beispiel, daß Könige ebenso nach revolutionairen Grundsätzen handeln können, wie die Menge; und erst, wenn alle ohne Ausnahme recht inniglich von dem Grundverderblichen dieser Grundsätze überzeugt sind, werden sie sich gleichmäßig zum Heile der Menschheit davor hüten. Aus mehren gelungenen Stellen, z. B. S. 329 über Wilhelm von Oranien, 346 und 352 über die Verfassung und den Charakter der Niederländer, sei es uns erlaubt, wenigstens eine (S. 342) mitzutheilen. Ce ne furent ni l'amour vague des innovations, ni la manie de réaliser des théories abstraites, et de faire des expériences hasardées et sanglantes, qui amenérent la fondation de la république. Le comble de la tyrannie inspira aux victimes de l'oppression, le courage du désespoir. Ce furent des sentimens bien plus que des idées qui dictèrent, les premières résolutions. Les Flamans dans l'origine ne voulaient pas changer leur constitution. Leur seul désir était de la conserver dans toute son intégrité, et les démarches que Philippe se permit contre leurs lois politiques, furent l'unique objet de leurs plaintes et le motif de leur insurrection. Dans ces provinces la souveraineté était partagée entre le prince et les états. Leur concours était absolument nécessaire pour créer de véritables lois. Du moment où le prince essayait de substituer

à ce concours salutaire qui seul devait être l'organe de la volonté générale, sa volonté particulière, c'était lui proprement et lui seul, qui entreprenait une révolution. Dès ce moment les états n'avaient plus l'obligation de lui obéir et pouvaient lui résister légitimement, puisqu'il n'avait pas le droit de violer les formes constitutionelles du pays.

Mit Recht macht der Verf. (II, 494) freudig auf die große Zahl ausgezeichneter Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern aufmerksam. Keine Regentenfamilie dürfte in dieser Beziehung ihnen und den Hohenstaufen gleich zu setzen sein.

Den dritten Band eröffnet eine Uebersicht der Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien, Spanien, Frankreich und England. Wie im ersten Bande ist, wir begreifen nicht warum, Deutschland wieder übergangen, während die Kunstgeschichte den größten Reichthum der Auswahl darbot, die Entwickelung der Theologie und Philosophie Erwähnung verdiente, Kepler wol neben Baron, und gewiß Hans Sachs, Opitz, Flemming u. A. neben Ronsard, Regnier und Malherbe genannt werden konnten. Ueber Cervantes spricht der Verf. mit löblicher Begeisterung; das Urtheil über Shakspeare zerbricht dagegen in unzusammenhangende Theile, welche wir zu einem wahren Ganzen zu verknüpfen unfähig sind. Die aus der altfranzösischen Kunstschule entnommene Meinung: Shakspeare sei eine Art von bewußtlosem Naturwunder, étranger au monde idéal, qui est proprement le domaine de l'art etc., sollte man uns Deutschen nicht mehr aufdringen wollen. Was helfen Sätze, wie: son caractère est l'énergie; sa verité celle de l'histoire? — Gerade ebenso viel, als wenn man sagt: son caractère est la douceur, sa verité est celle de la fantaisie, und dabei Julie und Desdemona, den Sommernachtstraum und Sturm als Beweis anführt.

Richelieu's großen Talenten und der Kraft seines Charakters läßt der Verf. Gerechtigkeit wiederfahren, ohne die Kehrseiten zu verschweigen. Ihm fehlte allerdings manche Eigenschaft, ohne welche Niemand im vollen Sinn ein großer Mann werden kann. Seine Politik, welche aus der schon bezeichneten verwerflichen Schule hervorging, stand wenigstens hinsichtlich Deutschlands ziemlich auf derselben Stufe, wie die Philipp's II. in Bezug auf Frankreich.

Vom dreißigjährigen Kriege gibt der Verf. eine geschickte und würdige Uebersicht, und gern treten wir ihm bei, daß nach Gustav Adolf's Tode das Interesse sinkt und die Kriegsbegebenheiten verwirrt neben- und durcheinander laufen. Nicht mit rhetorischem Prunke, sondern mit dem sittlichen Ernste eines

Tacitus soll dieser unglückseligste Theil unserer Geschichte beschrieben werden. Bald verschwanden größere Triebfedern und Zwecke, und die ärgsten Frevel, die schrecklichste Sittenlosigkeit wuchs, wie aus unerwartetem Glücke, so aus grenzenlosem Elende hervor. Auf sündhafte Weise ward von allen Theilen der dringend nothwendige Friede Jahre lang ohne hinreichende Gründe verzögert; und wenn noch einmal Befreier der Art, wie Frankreich und Schweden, aufgetreten wären, wahrlich von Deutschland wäre in der Mitte kein Messerrücken breit übrig geblieben. So natürlich ist es, wenn der deutsche Geschichtschreiber über dies lange Gemisch von Tyrannei und Anarchie hinwegeilt, so nothwendig und heilsam ist es auf der andern Seite, den deutschen Fürsten und Völkern in diesem Sündenspiegel recht klar zu zeigen: innern Frieden gebiete das höchste aller Gesetze, und entspringender Zwist sei auf dem Wege der Milde und des Rechts, nicht aber der Gewalt auszugleichen. Wehe Dem, welcher jemals auf deutscher Erde sich wieder so benimmt, daß die Unterdrückten verzweifelnd Fremde herbeirufen müssen! Wehe aber auch Denen, welche ohne hinreichenden Grund sich in frevelhaftem Leichtsinne zu diesem gefährlichsten aller Heilmittel entschließen! Hätte Ferdinand II. Mäßigung bewiesen, binnen drei, statt binnen dreißig Jahren wäre der Krieg beendet gewesen, und seines Hauses Macht nicht blos äußerlich fester, sondern auch in den Gemüthern sicherer begründet worden, als auf dem Wege, den Leidenschaft und religiöse Unduldsamkeit ihm vorzeichneten. Welch ein großer, herrlicher Mann war Gustav Adolf, wie erhaben über Richelieu! Und doch, welcher Deutsche kann die Friedensunterhandlungen lesen ohne die bitterste Wehmuth und den tiefsten Ingrimm? Nur noch ein mal, und hoffentlich zum letzten male, war das uneinige Deutschland in Rastatt der Habsucht, dem Hochmuthe, dem Hohne der Fremden so preisgegeben.

Desungeachtet war der Friede ohne Zweifel eine ungemein große Wohlthat und es ist unbillig, ihn, ohne Rücksicht auf die damalige Lage der Dinge, nach dem Maßstabe eines spätern Jahrhunderts zu beurtheilen. Es entstand daraus nicht sowol ein système des contre-forces (III, 231), als ein festes System des Rechts, statt der zeitherigen, fast ausschließlichen Verehrung der Gewalt.

Der Verf. räumt ein: daß der Elsaß wegen Verschiedenheit der Sprache, des Volkscharakters und der Religion (III, 237) mit Frankreich nicht verwachsen sei; meint aber doch, dieses Land habe durch Abtretung desselben eine natürliche Grenze (statt der Vogesen?) gewonnen. Muß man nun nicht diese Ansicht entweder à la Napoléon auch für den Niederrhein geltend machen, oder uns

beistimmen: auf angeblich natürliche Grenzen jener Art großes Gewicht zu legen, sei unnatürlich?

Den größten Theil der zweiten Hälfte des dritten Bandes füllt die Geschichte der englischen Rebellion. Zwischen den sich oft widersprechenden Berichten der entgegengesetzten Parteien hat der Verf. eine glückliche Mitte gehalten; wie wir denn überhaupt diese Darstellung zu den gelungensten seines Werkes zählen. Wer nur die Geschichte der französischen Revolution kennt, möchte glauben: ihre Aehnlichkeit mit der englischen beruhe zum Theil auf dem Wunsche sie zu finden, und der Geschicklichkeit künstlich umzudeuten: allein der Kenner weiß, wie die Punkte der Vergleichung in fast unglaublicher Zahl zur Hand liegen und zeigen, daß bei aller Verschiedenheit revolutionairer Krankheiten, ähnliche Kennzeichen, Eigenschaften, Abschnitte, Entwickelungsstufen, Wendungen, Maßregeln u. s. w. eintreten und das Weissagen hier bis auf einen Punkt, dem Historiker so möglich wird, wie dem Arzte.

Der Verf. deutet (426) an, daß die Finanzübel durch die Rebellion nicht abgestellt wurden, aber doch auch nicht in dem Maße wuchsen, wie während der französischen Revolution. Wir geben dies zu, obgleich auch die Erfahrungen der Engländer bitterer waren als Viele wissen, oder zu glauben geneigt sind. Die Rebellion brachte ihnen die erste dauernde Landtaxe, die erste Accise auf Getränke, Brot, Mehl und Salz, Erhöhung der Zölle und Postgelder, Steuern von Wirthshäusern, Verkauf der meisten Krongüter und der Güter von Bischöfen, Pfarrern und Kirchen, Beschlagnahme der Zehnten, gezwungene Verpflegung der Einquartierung. Unzählige Güter wurden unter dem Vorwande des Verdächtigseins (malignancy) eingezogen, und der Zehnten aller Einnahmen von allen wirklich, oder angeblich königlich Gesinnten beigetrieben. In 19 Jahren, welche früher etwa 10 Millionen gekostet hätten, erpreßte die revolutionaire Regierung über 83 Millionen, und die Häupter bedachten sich dabei sehr reichlich. Bradshaw, der Vorsitzer des königsmörderischen Gerichts, erhielt z. B. jährlich 1000 Pfund und einen königlichen Palast; Lenthal, der Sprecher, bekam 6000 Pfund; die sogenannten Heiligen kosteten über 679,000 Pfund, und Cromwell gab jährlich 60,000 Pfund für Spione aus.

Die sonderbare Natur der Königin Christine ist sehr geschickt aufgefaßt, und über Karl Gustav mit Recht streng geurtheilt. Könige seiner Art sind ein Unheil für ihr Volk und für andere Völker.

Von der dänischen Revolution im Jahre 1660 würden wir nicht sagen: tout y porte l'empreinte du sang froid, de la

sagesse et de la maturité (IV, 65), auch hätten wir gewünscht, daß der Verf. am Schlusse seiner Erzählung ein anderes und bestimmteres Urtheil gefällt hätte, wozu die Erinnerung an die fast gleichzeitigen Begebenheiten in England so sehr auffordert. Allerdings war die Adelsaristokratie in Dänemark damals ungerecht und drückend, und ganz natürlich vereinigten sich Geistliche und Bürger mit dem Könige gegen dieselbe. Sie war aber, was der Verf. nicht bemerkt hat, dadurch in sich uneinig und geschwächt, daß nur wenige Geschlechter in den Besitz der Reichsrathsstellen kamen und eine den übrigen Adligen unbequeme Oligarchie bildeten. Ueberdies hatte man (was zum Berichtigen einer Aeußerung S. 70 dient) dem Könige in seiner Kapitulation das Recht genommen, Reichsräthe zu ernennen, und diese eilten keineswegs, für den Ersatz der Abgegangenen zu sorgen.

Der erste Antrag der Geistlichkeit und Bürgerschaft an den Adel vom 8. October 1660: dem königlichen Hause ein Erbrecht zu geben, war verständig und gemäßigt, und der Adel hätte um so weniger mit Leidenschaft widersprechen sollen, da es, wohl zu merken, in der Urkunde hieß: Seine Majestät möge jeden Stand bei seinen Rechten erhalten (Martens' Grundgesetze 93). Als nun aber nach dem Obsiegen jener beiden Stände in dem Ausschusse der Einundzwanzig bestimmt werden sollte, welche Rechte und Pflichten dem erblichen Könige zuzuweisen wären; als Lange, der Abgeordnete der Universität, sich näher darüber ausließ, bemerkten Eingeweihte, es sei Mittag! — und Nachmittag hatte Lange die Weisung bekommen, nicht zu erscheinen! Suane, ein Hauptlenker, stellte sich an als gerathe er plötzlich vor Volk und Geistlichkeit in eine solche Furcht, daß nur die unumschränkte Dictatur des Königs von Freveln erretten könne; er machte, gewiß unwürdig und schwerlich aufrichtig, den Parteien bemerklich: sie könnten aus der Hand des Königs wol noch mehr als bei ständischer Berathung erhalten. — Freilich war an den frühern Einrichtungen viel zu ändern; allein wir müssen es einseitig, beschränkt, übereilt und plump nennen, alles Alte, woran sich so viel Treffliches anreihen ließ, ganz wegzuwerfen; jede Thätigkeit und Theilnahme an einem Wirkungskreise aufzugeben, in den man sich (wie der Adel nicht unrichtig bemerkte) ohne Vollmacht eingedrängt hatte. Und der, früher so kaltblütige König ließ sich (ob des neuen Glückes übermäßig erfreut) einreden, oder glaubte es selbst: es sei die höchste Weisheit, gesetzlich durchzufechten daß es keine Verfassung, sondern nur königliche Willkür und Gnade gebe; und die meisten Abgeordneten, von denen auch nicht einer dem oberflächlichen Vorschlage

des Ausschusses widersprach, bildeten sich ein, die Sache habe damit ein Ende und ein inhaltreiches Ende.

Dänemark ist seitdem nicht tyrannisirt worden (ein augenscheinlicher Beweis des hohen Werthes der Persönlichkeit und der christlich-europäischen Sitten und Gesinnungen); wir können aber keineswegs Unbefangenheit, Weisheit und Reife, sondern in staatsrechtlicher Hinsicht nur einen völligen Bankerott darin erkennen, wenn man für die Gesundheit bürgerlicher Verhältnisse keine andere formelle Bürgschaft zu finden wußte, als dem Könige so viel durch ein urkundliches Gesetz einzuräumen, daß asiatische oder afrikanische Sultane niemals mehr durch die That in Anspruch nehmen können.

Ueber die Geschichte Ludwig's XIV. ist im Ganzen und Großen mit gründlicher Einsicht und in dem Sinne gesprochen, welcher sich in unsern Tagen bei ähnlichen Verhältnissen erneut hat. Sollten wir etwas tadeln, so ist es nicht sowol, daß des Schattens zu wenig, als daß des Lichtes zu viel sei. Denn ob sich gleich, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, Ludwig's Ansichten und Charakter ohne Rücksicht auf die harten Erfahrungen seiner Jugend nicht erklären lassen, so tragen wir doch Bedenken, für die ersten Jahre seiner Selbstregierung alles so günstig auszudrücken, wie Hr. Ancillon. Schon hier erblicken wir nämlich viele Keime des Schlechten, das sich nicht sowol plötzlich einfand, als folgerecht immer mehr und mehr entwickelte; und wenn Ludwig von vielem was geschah (wie der Verf. z. B. hinsichtlich der Vertreibung der Hugenotten andeutet), nichts wußte, oder das Geschehene duldete: so würde man ihn nur, statt eines frevelhaften Königs, einen schwachen und elenden nennen müssen. Wenige seiner Minister, etwa Colbert und Torcy ausgenommen, verdienen großes Lob, und es bleibt zweifelhaft, ob er sie nie besser zu wählen verstand, oder ihm ihre Untugenden (wie vielleicht bei Louvois) als Ableiter von Vorwürfen, auch willkommen waren.

Daß Colbert's Finanzsystem wesentliche Mängel hatte, ist von Meistern hinreichend erwiesen worden, und wenn wir auch, bei geschichtlicher Beurtheilung desselben, den damaligen Stand der Wissenschaft und die vielfachen Hindernisse nicht vergessen sollen, so scheint uns doch Colbert, alle Eigenschaften des Mannes ins Auge gefaßt, so hinter Sully zurückzustehen, wie Ludwig XIV. hinter Heinrich IV.

Daß der Abschnitt über die französische Literatur in allem Wesentlichen nach französischen Ansichten abgefaßt ist, würden wir kaum tadeln, wenn uns nicht darin ein Widerspruch mit den übrigen Theilen des Werkes zu liegen schiene. Wir sind

nämlich überzeugt, daß, ebenso wie von einem höhern Standpunkte der Politik gegen die französische gekämpft werden könne und müsse, von dem Standpunkte echter Wissenschaft und Kunst die erheblichsten Einwendungen wider die Gestaltungen zur Zeit Ludwig's XIV. zu machen sind. Und der Verf. gibt dies eigentlich selbst zu, wenn er S. 212 sagt: en parlant des traits caractéristiques de l'esprit et du goût de Louis XIV., on caractérise sans le vouloir, le génie de la littérature française. Sehr gern räumen wir ein: man leugne mit Unrecht das Dasein großer Gelehrten in Frankreich, man wolle mit Unrecht der französischen Literatur nicht einmal die Eigenschaft des Nationalen zugestehen: allein die Ansprüche auf eine literarische Universalmonarchie sind ja noch bestimmter ausgesprochen und hartnäckiger durchgefochten worden, als die auf politische Alleinherrschaft; und neben dem lebhaften Kampfe des Verf. wider jene, hätte doch (wenn es auch seiner Ueberzeugung widersprach) bestimmter und wenigstens historisch, neben das überschwengliche Licht einiger Schatten gestellt werden sollen, wie ihn die siegreiche Kritik Lessing's, der Schlegel u. A. für die Pallete so bequem zurecht gelegt hatte.

Uebertriebenes Lob erzeugt übertriebenen Tadel; und wenn sogar Boileau (unsers Erachtens das niederschlagende Pulver für alle Poesie) gepriesen wird, so dürften sich die Bessern, z. B. Racine nicht bedanken, den bekanntlich Boileau auch für einen schlechten Dichter hielt. Ueber Frau von Sevigné sagt der Verf. (S. 245): on ne peut rien ajouter aux souvenirs délicieux que réveille chez tout homme de goût le nom seul de Madame de Sevigné. — Il faut lire ces lettres, les relire encore et — garder le silence sur ces plaisirs; welchen Rath des Verf. wir hiemit auch befolgen wollen.

Die Gründe, welche Hr. Ancillon S. 253 dafür angibt, daß er die Entwickelung der eigentlichen Wissenschaften übergeht, halten wir nicht für überwiegend; insbesondere hat die Beschaffenheit der Theologie, Philosophie und Jurisprudenz den größten Einfluß auf die Natur und das Wesen der Völker; ja selbst die Unform der Darstellung, wie bei den Scholastikern, ist merkwürdig und folgereich. Descartes und Jakob Böhm, Bayle und Leibnitz, die französischen Jansenisten und die deutschen Pietisten, die französischen und deutschen Universitäten u. dergl. bieten Gelegenheit zu Charakterisirungen und Gegeneinanderstellungen, die unter der Hand des Verf. gewiß sehr lehrreich geworden wären; aber der Deutschen geschieht auch hier keine Erwähnung.

In welchem richtigen Sinn der Verf. die Geschichte der englischen Revolution erzählt, zeigt folgende (S. 310) Stelle.

Dans le sein d'une organisation de ce genre, il existe nécessairement deux manières différentes d'envisager les besoins et les dangers de l'état, et ces deux points de vue opposés doivent donner naissance à deux partis. Les uns redoutent plus l'accroissement de la prérogative royale que la prépondérance du corps représentatif; les autres craignent par dessus tout, les usurpations des parlemens sur la prérogative. Les premiers paraitront favoriser la licence et l'anarchie, et ils pourront être de sincères amis de la vraie liberté; les seconds seront accusés d'être les fauteurs du despotisme, et ils ne seront dans le fait que les partisans de l'autorité et de l'ordre, sans lesquels un peuple ne saurait être libre. L'action et la réaction de ces deux partis l'un sur l'autre entretiennent la santé et la vie dans le corps politique, tant que l'un d'eux ne domine et n'écrase pas l'autre, et qu'il existe entre eux une espèce d'équilibre; du moment ou il est rompu, les partis dégénérent en factions; le mouvement qui était réglé, n'est plus qu'une agitation violente, et l'état long-temps déchiré tombe sous le despotisme de la multitude ou sous le despotisme d'un seul, et souvent les essaie tous avant de retrouver une assiette fixe et durable.

Gleich wahr ist das Lob, welches Hr. Ancillon über die Weisheit und Mäßigung ausspricht, mit welcher 1688 die Verfassung dauerhaft begründet ward; wogegen wir einige Ausdrücke in der Charakteristik Wilhelm's III. nicht billigen können. Der Verf. läßt seinem Verdienste um Europas Freiheit volle Gerechtigkeit wiederfahren, äußert aber doch: il ne lui a manqué pour être un grand homme, qu'une imagination sensible, ce foyer de chaleur et de vie d'où partent les inspirations soudaines, le mouvemens généreux et les élans de l'héroisme. — Hier scheint uns mit der wahren Empfindung, die jetzt aus der Mode gekommene, dem Verf. sonst fremde Sentimentalität verwechselt, oder gleichgestellt zu sein. Nach jenem Maßstabe hat nämlich jedes Menschenkind von 18—20 Jahren, wenn es die Sonne untergehen und den Mond aufgehen, die Blumen blühen und die Blätter fallen sieht, wenn es eine Arie singen hört, oder sich zu einer Ecossaise engagirt, — mehr imagination sensible und inspirations soudaines — als König Wilhelm III. Dieses alltägliche Strohfeuer der Empfindung und Einbildungskraft ist aber, unserer Ueberzeugung nach etwas Geringes, im Vergleich mit der Begeisterung die das ganze Leben hindurch dauert, alle Kräfte auf ein großes Ziel richtet, jeden falschen Schmuck verschmäht, jede schmeichlerische Ruhe verachtet, nie die Wahrheit verleugnen, nie im Unglück verzweifeln läßt.

Wenn Wilhelm III. (gleich wie sein oft ähnlich beurtheilter Namens- und Geistesverwandter Wilhelm Pitt) die Wehen und den Jammer von Europa schon auf ihren Busen häuften, während ganze Völker, die Zukunft verkennend, gedankenlos nur den Genüssen des Tages lebten; wenn jene, als später schon alles um sie her Kraft und Muth verlor, unwandelbar und höherer Hoffnung voll, durch die Finsterniß dem neuen Tage entgegensteuerten: das war nicht blos ein élan d'héroisme, sondern ein Heldenleben; und wenn Männer dieser Art nicht groß sind, wer will da vor dem Richterstuhle der Geschichte bestehen, und wie oft würde der Verf. anderwärts das Beiwort grand ausstreichen müssen!

Bei der Erzählung des spanischen Erbfolgekrieges und der utrechter Friedensschlüsse weicht der Verf. von den gewöhnlichen Ansichten sehr ab; wir sind jedoch über alle Hauptpunkte seiner Meinung, z. B. daß das Erbrecht Oesterreichs keineswegs feststand; der Krieg ohne Noth gegen alle ursprüngliche Zwecke verlängert ward; die von Ludwig geforderten Bedingungen übertrieben hart, ja ehrenrührig, seine Anerbietungen hingegen sehr annehmbar waren; daß er sich im Unglücke am edelsten zeigte und die größte Theilnahme erweckt; daß endlich England beim Schlusse des utrechter Friedens weder seine Rechte preisgab, noch seine Pflichten verletzte, sondern zu der ursprünglichen Ansicht Wilhelm's III. zurückkehrte, welche Glück und Leidenschaft hatten vergessen lassen.

Daß Ludwig XIV. den Prätendenten als König von England anerkannte, war gewiß in sofern ein Fehler, als der König gegen Frankreich in jenem Lande dadurch allgemeinen Beifall gewann; sonst aber ward der Bund wider Ludwig bereits am 7. September 1701 abgeschlossen, und Jakob starb erst den 16. September.

Die mâle et franche liberté d'un soldat würde der Kurfürst von Baiern an Villars wol ertragen und richtig gewürdigt haben; die Anklage ging vielmehr dahin, daß er 5—600,000 Thaler in verschiedenen Gegenden erpreßt habe (s. A. Simon, XII, 198), und Villars schrieb an Ludwig XIV.: $^2/_3$ des Genommenen wurden zu des Königs Besten verwandt (Villars' Mem., III, 53); $^1/_3$ pour engraisser son veau. Vaux hieß nämlich sein Hauptgut; der König schwieg auf diese saubere Rechtfertigung.

Die Zusammenstellung der englischen und französischen Literatur im letzten Capitel ist im Ganzen geistreich und wahr; doch möchten Engländer vielleicht die von uns über die Vergleichung Karl's V. und Franzens gemachte Bemerkung hier

analog wiederholen. In den Tadel, welchen der Verf. über Hobbes ausspricht, stimmen wir vollkommen ein; nicht so in das Lob über den bewundernswerthen Gang seiner Ideen, die Ordnung und Vertheilung seines Werks u. s. w. Nur aus der schlechten Zeit der Rebellion konnte ein solcher Schriftsteller hervorgehen und so viel Eindruck machen. Am besten charakterisirt ihn vielleicht der alte Jöcher mit den Worten: er ist so morös gewest, daß er Jedermann contradiciret.

Mit dem Jahre 1714 schließt auch die neue Ausgabe des Werks, und nur eine kurze Uebersicht deutet den künftigen Inhalt und die Behandlungsweise der Geschichte des 18. Jahrhunderts an. Darin heißt es insbesondere, mit Bezug auf die (I, 49) Zeit von 1763—1789: L'Europe avance d'un pas lent et tranquille, mais sûr et soutenu, dans la carrière de la civilisation, et les progrès de la puissance des nations garantissent leur existence. L'équilibre des forces et des passions s'établit au point d'empêcher toute prépondérance menaçante et oppressive. Nachdem der Verf. hierauf den baierschen, amerikanischen und türkischen Krieg erwähnt hat, fährt er fort: das alles zeige à tout oeil impartial que le système des contreforces approchait de sa maturité à l'époque de la révolution de France. Les modifications essentielles et nombreuses, apportées au traité de Westphalie par tous les traités postérieurs, appropriaient le droit public de l'Europe aux besoins de l'état et aux rapports fixes et permanents des nations. On a voulu faire croire le contraire: mais où les faits parlent, les sophismes échouent. La révolution de France, amenée par des causes étrangères au système politique de l'Europe, produit dans cette belle partie du monde un bouleversement général. Doch diese Revolution, ihre Kriege und Ansichten sind ein essai d'un genre tout-a-fait nouveau, sur lequel le tems seul peut et doit prononcer.

Wir begreifen nicht, wie der Verf. dies früher hat schreiben, noch weniger, wie er es in einer édition revue et corrigée hat stehen lassen können. Der spanische Erbfolgekrieg seit 1706, der nordische seit 1709, der von 1733, der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg sind ohne Ausnahme im Widerspruch mit dem System des Verf. geführt worden. Ebenso wenig wissen wir, wie sich die Verbindung aller Mächte gegen das durch den Abfall der Amerikaner geschwächte England irgend damit vereinigen läßt; und so bliebe denn als Hauptgewinn jenes gepriesenen Verfahrens: daß die Türken ruhig in Europa sitzen geblieben sind. Was aber sollen wir endlich und vor allem dazu sagen: daß die Theilung Polens gar nicht er-

wähnt ist? — Wo die Thatsachen sprechen, — bedarf es keiner Worte!

Schon bei Wilhelm III. traten manche höhere Bestimmungsgründe in den Hintergrund, als er auf die Theilung der spanischen Monarchie drang, und die Spanier beklagten sich nicht mit Unrecht über dies Verfahren; doch ließ es sich bei Betrachtung der Machtverhältnisse entschuldigen. Nach dem utrechter Frieden wurde aber der Begriff so äußerlich und leer aufgefaßt, daß man wahrlich darin übermäßig verliebt sein muß, um an den unzähligen Allianzen und Contreallianzen Vergnügen zu finden. Endlich trieb man den Götzendienst bis auf die höchste Spitze, theilte Polen zur Erhaltung des Gleichgewichts im Osten und gab Dem, der schon das Meiste hatte, wiederum das Meiste, und Dem, der wenig hatte, wenig — von dem fremden Gute.

Die französische Revolution, dem Gange der allgemeinen Entwickelung keineswegs fremd und durch das alte System nirgends in ihrem Gange aufgehalten, hat mit den Strafen auch die Buße und die Besserung herbeigeführt. Die heilige Allianz bricht (wenigstens ihren Worten nach) den Stab über alle frühere Politik, welche blos die Massen und Gewichte ins Auge faßte und den Standpunkt des Rechts und des Christenthums hintansetzte. Nur in ihrem Sinne läßt sich für die geselligen Verhältnisse eine höhere und großartigere Bürgschaft auffinden. Allerdings können aber auch Freiheit und Recht, Heiligkeit und Christenthum zu leeren Worten werden und als verdammlicher Deckmantel des Unheiligsten dienen: vor solcher Verwandlung, im Sinn der alten verwerflichen Diplomatie, möge Gott Fürsten und Völker zu beiderseitigem Heile bewahren!

Blicken wir jetzt noch einmal auf das ganze Werk zurück, so ergibt sich, daß, ungeachtet des Kampfes gegen viele französische Irrthümer, hin und wieder einige Vorliebe für französische Ansichten und Geschichtsquellen obwaltet, und daß ein zu enger theoretischer Standpunkt bisweilen der Unbefangenheit und Vielseitigkeit nachtheilig geworden ist. An unzähligen Stellen des Werks leuchtet dagegen, ungeachtet dieser künstlichen Schranken, Verstand, Scharfsinn, Gemüth und edler Sinn hervor; und weit entfernt, übereilte und abgünstige Schlüsse an unsere Einreden anzureihen, wurden wir dadurch nur zu ernster, offener Prüfung veranlaßt: weil wir jedes andere Verfahren für unwürdig halten und überzeugt sind, daß es dem trefflichen Verf. ein Leichtes ist, diesem Hauptwerke seines Lebens, bei der dritten Auflage, nach Form und Inhalt die höchste, wahrhaft classische Vollendung zu geben, welcher es bereits so nahe steht.

14.

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Fünfte verbesserte Ausgabe, mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

(„Conversationsblatt", 1824, II, Nr. 200, S. 797.)

Die Handbücher der allgemeinen Weltgeschichte haben sich in den letzten Jahren auf eine erfreuliche Weise gemehrt. Denn wenn man auch zugeben muß, daß neben einigen, ungemein ausgezeichneten, manche allerdings die Farbe der Zeit, oder eines einseitigen Systems, an sich tragen, manche der Empfehlung eines Musterreiters, gleich andern Fabrikwaaren bedürfen, so bleibt es im Ganzen doch sehr tröstlich daß die Flut elender Romane, welche nur die äußerliche Neugierde reizen, und die Unzahl der Flugblätter, welche weder Gedanken enthalten, noch erzeugen, der Geschichte die wohlverdiente Liebe und Achtung nicht geraubt haben.

Und doch scheinen ihre Lehren täglich entbehrlicher zu werden, seitdem man für die Würdigkeit, Gesundheit, Lebenskraft und Lebensdauer des Staats und aller öffentlichen Verhältnisse, zwei angeblich allgemein gültige Maßstäbe aufgefunden hat, die sich unter einander dergestalt controliren und berichtigen, daß Irrthümer in den Urtheilen und Ergebnissen fast unmöglich werden. Der eine dieser Maßstäbe, die ideelle Seite darstellend, findet sich in dem Gesundheits-Bulletin, was die Zeitungsschreiber wöchentlich, täglich, stündlich über das Befinden aller Reiche ausgeben; der zweite Maßstab, die reelle Probe aller ideellen Darstellungen, ist der Curszettel. Der Staat ließe sich also unter dem Bilde eines Schafes darstellen, was von den Journalisten gewaschen und geschoren, hinten aber von den Juden an dem Fettschwanze möglichst beschnitten wird. Diejenigen, welche leugnen daß Journalisten und Banquiers die besten Aerzte des Staates sind, daß alle Freiheit von ihnen ausgeht und darauf beruht ihnen unbedingt freie Hand zu lassen, sind hinter der Zeit zurückgeblieben. Der Geschichte, welche sich nicht auf den spirituösen Thermometer der Zeitungen und den quecksilbernen Barometer der Curszettel stützt, fehlt Leben und Richtigkeit; sie kann nur verwirren, indem sie, statt der jetzt so einfachen Formel der Behandlung, andere wunderliche Elemente anpreiset, die das Wesen des Staats ausmachen, seinen Werth oder Unwerth begründen sollen. Schade nur, daß Manche, die sonst à la hauteur du jour stehen, sich nicht enthalten können, Zeitungen ver-

schiedener Parteien zu lesen; sie sollten, statt des irrigen Ausspruches, daß die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte zwischen zwei Aeußersten liege, der Erzählung von dem Esel zwischen zwei Bunden Heu eingedenk sein, und getrost das eine Bund verzehren, ohne rechts oder links zu blicken.

Geben wir dies Alles auch zu, so müssen selbst so gesinnte Zeitungsschreiber und Banquiers vorstehendes Werk kaufen; jene, um den Beweis zu finden, daß sie vermöge des Preßbengels der Druckerpresse über Demosthenes und Cicero stehen; diese, um sich zu freuen daß nicht blos, wie im Alterthum, Privatpersonen, sondern jetzt auch die Staaten Schulden machen. Wie viel vorzüglicher wird ihnen ferner jede moderne Seisachtheia, oder Schuldentilgungsbehörde erscheinen; denn bei der Solon'schen gewannen niemals die Banquiers, schon aus dem einfachen Grunde, weil es damals keine gab.

Doch unsere Leser verlangen keine Abschweifungen solcher Art, sondern Berichterstattung über das Werk selbst. Dies ist ja aber dem Publicum bereits bekannt, und für seinen Werth spricht genügend die schnelle Folge mehrerer Auflagen. Es fragt sich also nur: ob ein solcher, in Deutschland seltener Beifall Verfasser und Verleger bewogen hat alles Mögliche zur Fortbildung und Vervollkommnung des Innern und Aeußern zu thun. Die Verleger haben hinsichtlich auf Druck, Papier und Preis Alles geleistet, was sich irgend von ihnen erwarten ließ, und sie werden dabei gewiß besser fahren, als wenn sie grau Papier und grauen Druck gegeben, aber viel baares Geld verlangt hätten. — Schwerer ward es für die Fortbildung des Innern zu sorgen, da die beiden Verfasser, Becker und Woltmann, gestorben sind und zu diesen sehr lobenswerthen, aber sehr verschiedenen Männern ein dritter gefunden werden sollte, dessen Kenntnisse für die Entwerfung eines eigenen Werkes solcher Art wol hingereicht hätten, der aber die Entsagung üben wollte, seine Kräfte zur Berichtigung einer fremden Arbeit herzugeben, und Bescheidenheit genug besaß das Wesen des bereits Vorhandenen, dem Leser Zusagenden, nicht mit überkühner Hand zu zerstören. Hr. Dr. Löbell, der jetzige Herausgeber, hat in der Vorrede die richtigen Grundsätze der Behandlung entwickelt und in den drei vorliegenden Bänden beobachtet. Weil aber fast Niemand die Mühe und die Schwierigkeit solcher bescheidenen und doch wichtigen Besserungen eines fremden Werkes hoch genug anschlägt, halten wir es für Pflicht, auf das Verdienst des jetzigen Herausgebers besonders aufmerksam zu machen. In manchem größern Theile des Werks, z. B. hinsichtlich der jüdischen Geschichte, ist Ton und Farbe der Darstellung würdiger und angemessener gewor-

den; manche Gegenstände, z. B. Kunst und Wissenschaft, in volleres Licht gesetzt; an andern Stellen das Ergebniß neuer Forschungen mit wenigen Worten geschickt in den Text verflochten, das Urtheil berichtigt und die Sprache geglättet.

— Das Lob, welches wir dem neuesten Herausgeber und Bearbeiter dieses Werks, Herrn Doctor Löbell, bereits wegen der drei ersten Bände ertheilten, verdient derselbe in vollem Maße auch wegen der beiden jetzt erschienenen. Sie haben an unzähligen Stellen nach Form und Inhalt gewonnen. Wie aber, wenn Jemand dies Lob in Tadel verkehrte und spräche: „Ein Werk, welches dem Publicum bereits in einer bestimmten Gestalt lieb geworden ist, darf und soll man gar nicht verändern und umgestalten. Es ist anmaßend, die Arbeit so ehrenwerther Männer, wie Becker und Woltmann waren, gleich einer Schulübung durchzucorrigiren; es ist schmerzhaft zu sehen wie ihre Persönlichkeit dadurch rücksichtslos verwischt, und doch zuletzt keine Einheit und Haltung in das Werk gebracht wird." — Auf diesen Einwand würden wir antworten: Leser, denen das Buch in der frühern Gestalt lieb geworden ist, können es nach wie vor von ihrem Bücherbrette herunternehmen und sich daran erbauen; wer es aber noch nicht las, fragt vor dem Kaufen und Lesen ganz natürlich: Welche Ausgabe ist die beste? Und da kann Niemand der neuesten große Vorzüge absprechen. Daß Freunde Becker's und Woltmann's unveränderte Arbeit mehr lieben, oder einzelne Geschichtskundige sie kennen lernen wollen, finden wir nicht unnatürlich; und deshalb bietet die Verlagshandlung Exemplare der alten Ausgabe zu billigem Preise an. Doch soll von diesem Erbieten bis jetzt noch kein Gebrauch gemacht worden sein: ein klarer Beweis, daß die allgemeine Meinung dafür spricht, das Werk verdiene und bedürfe einer weitern Erziehung. Der Verlagshandlung wäre es kürzer, bequemer und wohlfeiler gewesen, diese Erziehung zu versagen und das alte Werk unverändert abzudrucken; allein Wenige möchten ihr diese angebliche Pietät für die ersten Bearbeiter gedankt, die meisten hingegen darin nur Kurzsichtigkeit und Geiz erkannt haben, welche sich gewiß in sehr vermindertem Absatze gestraft hätten. Sind Becker und Woltmann wirklich solche Meister, daß ihr Werk nach Form und Inhalt heilig gehalten werden sollte, so wird die Verschlimmbesserung bald zu Boden fallen und jenes wie ein Phönix aus der Asche wieder auferstehen; sind sie, wie wir meinen, nicht den ewig dauernden Geschichtschreibern beizuzählen, so bleibt ihnen doch immer das große Verdienst, den Grund gelegt und für die Zeitgenossen heilsam gewirkt zu haben.

Die beiden vorliegenden Bände enthalten die Geschichte des

Mittelalters und werden ungemein viel beitragen, in größerem Kreise, Ansichten und Urtheile über einen Zeitraum zu berichtigen, von dem in der Regel nur mit ungerechter Abneigung, oder unbegründeter Vorliebe gesprochen wird. Was in den frühern Ausgaben über Staat, Kirche und innere Verhältnisse gesagt war, bedurfte vor Allem wesentlicher Aenderungen: denn so weit wir, gleich Hr. Dr. Löbell, davon entfernt sind das 12. oder 13. Jahrhundert in aller Eile an die Stelle des 19. setzen, oder auch nur alle Erscheinungen der damaligen Zeit preisen zu wollen, ist es doch eben so unbillig, jene Periode unbedingt nach dem Maßstabe unserer Tage zu messen, oder vielmehr zu martern. Wenn Jemand z. B. neben vielen Thatsachen, welche die damaligen Mängel der Hierarchie erweisen, auch etwas zu ihrem Lobe beibringt, so gilt er protestantischen Eiferern für einen heimlichen Katholiken; und wenn er, neben voller Anerkenntniß der heilsamen Wirkungen kirchlicher Herrschaft für jene Zeit, ihre Ausartung und Unangemessenheit für andere Zeiten und Völker darthut, so heißt er katholischen Eiferern ein verstockter Ketzer. Ungefähr eben so wie Jakobinern jeder König und Papst, und Absolutisten jede republikanische Form ein Gräuel ist, ohne Rücksicht, ob von Heinrich III. oder IV., Innocenz III. oder Alexander VI., vom Nationalconvente oder britischen Parlamente gesprochen wird! Dazu soll ja aber eben gründliches Geschichtsstudium führen, so leere allgemeine Sätze, die nichts setzen, auszurotten und eine lebendige Einsicht in den unendlich größeren Reichthum der Ereignisse zu begründen; es soll die Vorurtheile, welche der Unwissende mitbringt, in Urtheile verwandeln, durch Vergleichung unterscheiden lehren und zeigen, daß nicht allen Bäumen eine Rinde wachse und wachsen könne. Wenn mit Recht geklagt wird, daß die Geschichtschreiber selten den, hienach zu machenden Forderungen genügen, läßt sich andrerseits auch gerechte Beschwerde über die meisten Leser führen. Die Leichtgläubigen nämlich legen jedem gedruckten Werke, was ihnen in die Hände geräth, gleich viel Gewicht bei; die Leichtsinnigen lesen oft das Hinterste zuerst, oder mit gewaltigen Sprüngen und in großen Zwischenräumen; die Verstockten verharren bei ungegründeten Meinungen und wähnen a priori die Sachen besser zu verstehen als der Verf. nach vieljährigen Forschungen. So ist auch an dem besten Werke Mühe und Arbeit verloren, wenn es keine Leser findet, welche die Kunst des Lesens verstehen. Damit sich diese immer mehr verbreite, ist die erste, durchaus gerechte Forderung an den Schriftsteller, daß er gut schreibe.

15.

Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte bis zu der Ankunft Kaiser Friedrich's I. in Italien. Von Dr. Heinrich Leo. Hamburg, Perthes. 1824.

(„Conversationsblatt", 1825, I, 9.)

Vorstehende Abhandlung überreichte der Verf. handschriftlich der philosophischen Facultät in Berlin und erhielt, hauptsächlich in Bezug auf dieselbe, das Recht, bei der dasigen Universität Vorlesungen zu halten. Wir müssen hiebei zuvörderst billigen, daß die Facultät Hrn. Leo, der bereits anderwärts den Doctorgrad gewonnen hatte, nicht zwang, seine Abhandlungen über den Leisten erkünstelter Latinität zu schlagen: denn, abgesehen von allen andern Gründen, würden wir sie dann keineswegs im Conv.=Bl. erwähnen und zum Lesen derselben auffordern dürfen. Indeß hilft solch Auffordern freilich auch nur wenig, obgleich es jetzt nöthiger thut als in andern Zeiten. Unsere Literatur, in sich immer höher und höher anschwellend, vom Auslande mit Flüssigkeiten aller Art übergossen, ist nämlich in ein Wogen, Sausen und Brausen gerathen, daß Niemand wähnen darf er werde festen Fuß fassen und seine Stimme vor andern gehört werden. Am wenigsten ein Geschichtschreiber: denn seitdem manche Faselei überschwengliche Poesie, jedes wahre Ereigniß hingegen ledern und trocken heißt, und die höchste Poesie, welche in der Weltgeschichte liegt, völlig verkannt wird, ist es kein Wunder wenn junge Männer lieber elegant, oder im Morgen= und Abendnegligé der Ewigkeit ohne Mühe entgegensegeln. Wie lang diese Ewigkeit sei, darum braucht sich der, aus aller Zeitrechnung herausgerückte Dichter nicht zu bekümmern; er hört keine Stundenschläge, keinen Nachtwächter, keine Todtenuhr. Und doch getraut sich Ref., obgleich er weder Dichter ist, noch zu einer Dichtergesellschaft gehört, aus dem blos chronologischen Standpunkte heraus eine recht herzzerreißende Elegie über die Poesie zu schreiben, oder wenigstens über das, was in gewissen Zeitpunkten für das Höchste derselben gehalten ward. Wenn auch erst in mittlern Jahren, hat er Thränen über den Siegwart und die lange Reise der memel'schen Sophie, über Grandison und Pamela u. dgl. fließen sehen, auf der Schule selbst über Klara du Plessis bitterlich geweint, mit Cramer turnirt, mit Große in fremden Ländern umherflankirt, mit Starke dann

häusliche Einrichtungen getroffen, sich von Klinger zu neuen Teufeleien verführen lassen, mit Schlenkert vor Erfindung alles Thums schon gedeutschthumt, mit Feßler die Geschichte entfesselt, mit Wieland geagathont und geagathodämont u. s. w. u. s. w. Wo ist das und so vieles Hochbewunderte geblieben, wo unter den Händen hingekommen? Erzählt man jetzt von jenen Männern, so sagt und denkt das jüngere Geschlecht: „Sie haben ihren Lohn dahin, aber mit den jetzigen, mit uns, ist es doch ganz etwas anders; wir ergreifen, gleich dem Archimedes, den festen Urpunkt der Poesie und Philosophie, und das Drehen der Welt kann uns nichts anhaben.“ Ref., der keineswegs auf solchem Punkte steht, glaubt dennoch alle die Unbeweglichen im Aufsteigen und Niedersteigen, mit gar verschiedenen Umlaufszeiten, zu erblicken. Rasch wie ein Komet fährt der eine bis in die Sonnennähe des dichten Publicums, saugt sich voll goldenen Lichtes, entfernt sich dann rasch und verzehrt in stiller Abgeschiedenheit das Mitgebrachte. Ein Anderer stellt sich hinter Häusern und Bäumen in mystischer Entfernung auf und hat dann ein Angesicht so groß wie der Vollmond beim Aufgehen. Alles ruft erstaunt: Ah! — Erhebt sich nun aber das alte Gesicht, so kommt es den Leuten immer kleiner, langweiliger und alltäglicher vor. Einem Dritten geht alle Geduld aus über das langsame Steigen; er vergißt, was doch schon Eulenspiegel wußte, daß man selten oben Hütten bauet, sondern wieder hinab muß. Freundlich ist ein Vierter auf der Himmelsleiter von Stufe zu Stufe gehoben und fortgeschoben worden; dankbarlichst gießt er nun plötzlich seine Eimer über die Gehülfen und Beifallgebenden aus, daß sie, ob der Wasserflut erschreckt, auseinanderlaufen und ihn allein lassen.

Alle diese Wege und Abenteuer sind dem Geschichtforscher und Geschichtschreiber fast ganz fremd oder sollen ihm doch fremd sein, — wie sie es dem echten, wahren Dichter sind. Mit gründlicher Erforschung muß jener schlechterdings beginnen, wenn er irgend auf Werth und Dauer Anspruch machen will. Dieser Forderung hat Hr. Leo auf ausgezeichnete Weise genügt und ist, im Vergleich mit seinem ersten Versuche, sichtbar und ungewöhnlich rasch fortgeschritten. Einzelne Zweifel über diesen oder jenen minder bedeutenden Punkt können wir hier nicht berühren; im Ganzen und Großen gibt uns der Verf. eine so gelehrte als wohlgeordnete und lichtvolle Entwickelung. Der erste Abschnitt begreift die Zeit der Longobarden, der zweite die der Franken, der dritte die der Deutschen bis Friedrich I., und zwar mit besonderer Rücksicht auf Mailand, als das Haupt aller lombardischen Städte. Reiht man hieran Raumer's Darstellung,

welche die hohenstaufische Zeit in sich begreift, so fehlt nur noch eine genauere Bearbeitung der spätern Jahrhunderte, welche besonders für Florenz (wie Neumann's einzelner Versuch beweiset), Venedig und Genua sehr lehrreich sein würde, und, wir möchten sagen, einen vollständigen Cursus städtischer Politik und städtischen Staatsrechts gäbe. Auf solchem Wege wird man auch in das Wesen und die Bedeutung der ständischen Verhältnisse, ihre nachtheilige Vereinzelung, ihre heilsame Wechselwirkung, weit richtigere Einsichten bekommen als bei einer wunderlichen Mischung von oberflächlicher Geschichtskenntniß und halber Philosophie.

Weit entfernt, das Herrliche und Große der italienischen und insbesondere der florentinischen Entwickelung leugnen oder herabsetzen zu wollen, fehlt es doch bei näherem Beschauen auch nicht an Schattenseiten, welche der Geschichtschreiber (wie bei Athen) keineswegs verdecken darf, damit, anderer Gründe zu geschweigen, der Wahn nicht um sich greife: das Nachahmen irgend einer solchen, angeblich unbedingt ideellen Erscheinung sei unsere rechte Aufgabe und unser höchstes Ziel.

Hierüber ist der Verf. jedoch mit uns gewiß einig, wogegen wir den Zweifel berühren müssen, welchen eine Aeußerung in der Zueignung bei uns erregt hat. Es heißt daselbst: „Es ist mir zweifelhaft, ob ich je einer zierlichern Weise historischer Darstellung fähig sein werde, ob ich eine solche nicht vielmehr im Grunde des Herzens selbst verschmähe.“ Soll hiemit nur die Ziererei verdammt und verschmäht werden, von welcher sich manche Geschichtschreiber alter und neuer Zeit nicht frei hielten, so sind wir damit völlig einverstanden; sollte aber die Ansicht zum Grunde liegen: die Geschichte verlange, erlaube und bedürfe keine künstlerische Behandlung, so würden wir bestimmt widersprechen, weil uns gerade darin, in dieser Durchdringung und Verklärung von Stoff und Form, der höchste Triumph der Geschichtschreibung zu liegen scheint, und auch bis auf den heutigen Tag, und mit Recht, nur diejenigen vorzugsweise Geschichtschreiber heißen und als solche bewundert werden, welche jenes Ziel erreichten. Also weit entfernt dasselbe zu verschmähen, sollen wir uns ihm vielmehr mit höchster Anstrengung wenigstens zu nähern suchen und nicht verzagen, wenn es auch mit jedem Fortschritte immer höher und entfernter zu stehen scheint.

16.

Principien der Ethik in historischer Entwickelung. Zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen, von Leopold v. Henning.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 83, 329.)

Ref. ist kein Philosoph vom Fache, traut sich auch nicht einmal so viel Anlage zu als jeder echte Liebhaber dieser Wissenschaft eigentlich besitzen sollte; dennoch fühlte er sich immer zu den großen Meistern hingezogen, und der hohe Genuß welchen sie ihm gewährten, überwog die kalte Frage: ob er sie auch gebührend verstehe oder sich nur täusche. Selbst bei den, ihrer Darstellung halber übel berüchtigten Scholastikern glaubte er lehrreiche Ausbeute für sich zu finden; trat er dagegen zu manchem neuern Werke, so vergingen ihm mehre male die Sinne, und er wußte nicht aus noch ein. Auch vorstehendes Buch nahm er mit einiger Aengstlichkeit in die Hand; allein zu seiner Freude fand er es wohl geschrieben, verständlich, geistreich. Hr. v. Henning gibt sich dankbar und bescheiden als einen gläubigen Schüler Hegel's kund, was ihm nicht allein zur Empfehlung dient weil er sich dadurch frei von der Sucht nach oberflächlicher Genialität zeigt, sondern auch weil er sich auf einem Wege befindet, den leider so wenige junge Männer betreten. Wir leben nämlich der festen Ueberzeugung, daß Schüler, Studenten, angehende Schriftsteller, welche mit kalter, abwiegender Kritik, mit Naserümpfen, Tadeln, Achselzucken und ähnlichen Kümmereien beginnen, auf schwachen Beinen in trockenem Sande stehen; während die, welche sich mit Glauben und Begeisterung den lebenden und verstorbenen Meistern hingeben, Kraft und Saft gewinnen, um dereinst selbständig in fruchtbarem Boden, Blüten und Früchte zu treiben. Und wenn auch nicht Jedem beschieden ist selbst ein Meister zu werden, lebt er doch im Widerscheine der Sonne ein ganz anderes, reicheres Leben, als im matten Scheine seines erb- und eigenthümlichen Schusterlämpchens. — Wir erinnern uns hiebei oft der Weisung, welche in Rom ein Künstler einem jungen Maler gab. Dieser nämlich erklärte jenem: er möge nichts von den großen Meistern copiren, um seine Originalität zu bewahren; worauf jener erwiderte: Narr, wenn der Beutel voll ist, macht man ihn zu, wenn er aber leer ist, macht man ihn auf!

Nachdem der Verf. in der Einleitung erörtert hat: wie es

ein unmittelbares, reflectirendes und philosophisches Erkennen des Sittlichen gebe, werden in zwei Hauptabtheilungen die ethischen Systeme der ältern und neuern Welt entwickelt, ihre geschichtliche Entstehung und Wechselwirkung dargelegt und gezeigt, welches Verhältniß zwischen dem Geiste und der Zeit stattfand.

Das erste „orientalische Zeitalter" war, nach dem Verf., ein Zeitalter der unmittelbaren Geistigkeit, des Versunkenseins des Geistes in die Natur und zugleich des beginnenden Gegensatzes gegen dieselbe. Es umfaßte das Kindes= und das Knabenalter des Menschengeschlechts, und zeigte den Geist in der Weise der Natürlichkeit. Noch waren Religion, Sittlichkeit, Poesie, Recht u. s. w. nicht als besondere Sphären für sich ausgebildet, Staat und Kirche erschienen als Eins, und es gab noch keine philosophische Ethik, kein begreifendes Erkennen des Sittlichen. — So wenig wir im Ganzen und Großen gegen diese Ansicht einzuwenden haben, so mancherlei Bedenken entstehen uns im Einzelnen, deren nähere Erörterung Hr. v. Henning gewiß seinen Zuhörern nicht vorenthält, die aber in dem kurzen Handbuche keinen Platz finden konnten. Von geschichtlichem Standpunkte aus, ist zuvörderst der Begriff des Orientalischen so weit und mannichfaltig, daß sich die oben angegebenen Kennzeichen nicht überall und gleichmäßig finden. Denn wenn wir auch das ganze nördliche Asien und den östlichen Orient (China, Japan, die Buddhisten) bei Seite setzen, erscheinen doch Inder, Assyrer, Babylonier, Meder, Araber, Phönicier und Juden in gar vielen Beziehungen verschieden, ja entgegengesetzt, und wollen sich unter Eine Beschreibung und zu Einem Systeme nicht gutwillig fügen. Auf jeden Fall hätten wir gewünscht, daß der Verf. die Juden (ihres Monotheismus und des alten Testaments halber) besonders erwähnt und sie nicht gewissermaßen bei den Indern untergesteckt hätte, an welche doch wol vorzugsweise während der ganzen Schilderung gedacht worden ist. Ob nun unter diesen gar keine Philosophie anzutreffen war, mag der Verf. mit denen ausmachen, welche dort schon alle spätern Systeme zu finden vermeinen. Auch die Aeußerung vom Kindes= und Knabenalter werden diejenigen bestreiten, denen die Inder das Volk aller Völker sind, ihre Bildung für die erste und höchste, und alles Spätere nur für Abfall und Ausartung gilt. Wir möchten unsererseits noch weiter gehen als der Verf. und nicht blos mit ihm behaupten: Sittliches und Religiöses sei noch ungeschieden gewesen, sondern: Sittliches und Unsittliches, Religiöses und Irreligiöses laufe ohne echte Erkenntniß dort bunt durcheinander, von Kirche und Staat finde sich nur eine tyrannische Caricatur, und das Natürliche sei oft in falscher Künstelei zu Grunde ge=

gangen. Den Orientalen (Indern), sagt der Verf., ist Alles heilig, damit ist aber auch nichts wahrhaft heilig. Sehr richtig, und so auf dem Standpunkte ihrer Theorie; in der Praxis war den Herrschenden nichts heilig, als ihr Recht, oder vielmehr ihre Willkür; von Persönlichkeit und Achtung derselben hatte man keinen Begriff, also fehlt eigentlich auch alle wahre Sittlichkeit.

Auf die Entwickelung des Orientalischen folgt eine sehr anziehende Darstellung des hellenischen Lebens. Der Verf. sagt hiebei unter anderem: Der Geist des griechischen Volks ist der Geist der Schönheit, welche in ihrer Erscheinung ein schnell Vorübereilendes, Vergängliches ist, um deswillen weil das Ewige, die Idee, hier ihr Dasein in dem ihr nicht entsprechenden Elemente der Aeußerlichkeit hat. — Es ist uns nicht ganz deutlich, ob der Verf. die Idee des Schönen der des Wahren und Guten (wie manche Philosophen) nachsetzt, was, unseres Erachtens, zu einer ungenügenden Aesthetik führt; oder ob er meint, das Wahre und Gute entwickele sich auf Erden auch nur in einem beschränkten und beschränkenden Elemente.

Bei der Darstellung der hellenischen Ansichten vom Sittlichen schreitet der Verf. von dem älteren Wissen auf Autorität, Treue und Glauben sogleich zu den Sophisten fort; gern hätten wir auch ein belehrendes Wort über die Eleaten und Anaxagoras gehört, welche auf das Erscheinen der Sophistik gewiß viel wirkten. — Ob, wie der Verf. behauptet, die platonische Idee durchaus nichts Anderes sei, als das, was bei uns Gattung genannt wird, wollen wir (um nicht über unsern Leisten zu weit hinauszugehen) Kennern zu prüfen überlassen; beistimmen aber müssen wir ihm, wenn er sagt: die Idee des Menschen sei größer und höher, als die platonische Republik. — Mit Recht nimmt der Verf. den Aristoteles gegen diejenigen in Schutz, welche in ihm den Urheber und Vertheidiger eines gemeinen Realismus sehen, der ihrer Oberflächlichkeit oder Bequemlichkeit zusagt. Vortrefflich ist der Gegensatz des Stoicismus und Epikureismus entwickelt und die Mangelhaftigkeit beider Systeme gezeigt.

Der zweite Haupttheil des Werks beginnt ganz richtig mit der Hauptsache, einer Darstellung der Grundgedanken des Christenthums und ihres echten und nothwendigen Verhältnisses zur Philosophie. Nur fiel es uns etwas auf, daß die ungemein löbliche Billigkeit, mit welcher der Verf. alle Ansichten und Systeme behandelt und ihre Natürlichkeit im Zusammenhange entwickelt, sich bei der Lehre vom Abendmahle minder kund gab. Wenigstens scheint es uns weder nothwendig, auf das hiebei Streitige so unbedingten Nachdruck zu legen, als stehe und falle das Christenthum mit der einen oder der andern Auslegung; noch

dürfte es unmöglich sein, jede der verschiedenen Hauptansichten mit einem der philosophischen Systeme in Verbindung zu bringen, über welche sich der Verf. milder erklärt, als über ihr theologisches Gegenstück.

Vollkommen einverstanden sind wir mit ihm, daß die Erkenntniß der Persönlichkeit und der Freiheit in der neuern Zeit eine andere und höhere sei als im Alterthum, und bedauern daß der Raum nicht erlaubt, auszugsweise hierüber und über seine Ansicht der Kirche im Mittelalter mehr mitzutheilen. Die Erinnerung an das davon wesentlich verschiedene Chalifat ist hiebei so lehrreich und zweckmäßig, daß wir hoffen der Verf. werde sich bei einer zweiten Auflage seines Buchs über Muhamed und die Philosophie der Araber noch vollständiger auslassen. Vielleicht findet sich dann auch ein Ort, die Waldenser, Mystiker und Bettelmönche zu erwähnen; wogegen wir den Nachdruck, der auf das Bürgerthum jener Zeit gelegt ist, aus historischen Gründen wo nicht ermäßigen, doch das Wesen und die Bedeutung der beiden andern Stände mehr hervorheben würden.

So viel auch über Spinoza in Lob und Tadel geschrieben ist, wird doch wol Jeder, gleich uns, die geistreiche Entwickelung seiner Lehre hier mit Beifall lesen, und nicht minder des Verfs. Darstellung der seitdem hervorgetretenen Systeme; bis ihm dann das seines verehrten, edeln Meisters, zuletzt als Lösung der noch gebliebenen Räthsel und als Schlußstein des Ganzen erscheint.

Wie auch der eine oder andere Mann vom Fache hierüber denke, für uns war es ungemein erfreulich und lehrreich zu sehen, wie sich die Entwickelung der ethischen Systeme, diese eine Hälfte der Geschichte der Philosophie, von diesem Hegel'schen Standpunkte ausnehme, und wir wünschen daß verdienter Beifall den Verf. ermuntere, auch die speculative Hälfte auf ähnliche, preiswürdige Weise zu behandeln.

17.

Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Von Karl Otfried Müller. Mit einer antikritischen Zugabe. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 119.)

Wenn es wahr ist daß die Menschen aus Theilnahme, Neugier oder Schadenfreude sich am eiligsten versammeln, wo Streit und Hader entsteht, so könnte das Conv.-Blatt nichts Vortheilhafteres thun, als durch umständlichen Bericht über die vielen mythologischen Streitigkeiten Leser herbeizulocken. Proben des Styls und Darstellung von gebundener bis zu der ungebundensten Rede würden den Reiz noch erhöhen, und leicht zu Prolegomenen einer wissenschaftlichen Streitkunde hinanführen. Sätze wie: Der Klügste gibt nach, der Klügste schweigt still! scheinen zwar Alles und Jedes zu verwerfen, was auf diesem Boden emporwächst: allein eine nähere Prüfung beschränkt ihre Wahrheit und Anwendbarkeit auch für den Friedliebendsten. So kann jener erste Satz doch unmöglich verlangen: der Klügste solle dem Verkehrten seinen Beifall geben, was in der Wissenschaft sich anmaßlich hervordrängt; oder der zweite Satz: dem Einfältigen müsse überall das große Wort eingeräumt werden. Nicht viel weiter hilft die Behauptung: über Kleinigkeiten sei wenigstens kein Streit zu erheben, da dem Einen oft wichtig, was dem Andern geringhaltig erscheint, und durch die Fehde erst die Bedeutsamkeit oder Unbedeutsamkeit der Gegenstände dargethan werden soll. Man mag nun verhandeln über Reichs- oder Steuerverfassungen, oder über Lesarten und Sylbenmaße, über ständische Vorrechte, oder Prädestination und Gnadenwahl: jedes Thema wird Einige in höchsten Eifer versetzen, Andere in der größten Gleichgültigkeit lassen.

Neben dem Inhalte kommt zweitens die Form in Betrachtung. Niemand leugnet, daß beide in einem Wechselverhältniß stehen sollen, und doch finden wir daß Offiziere über Krieg und Schlacht ihre abweichenden Meinungen oft höflicher und würdiger darlegen, als Theologen über Abendmahl, Kirchenvereinigung oder Liturgie. Endlich behauptet Ref., man soll beurtheilen, streiten, widerlegen, nicht ohne Ansehen der Person. Bei einem Manne, der zum ersten male bescheiden in der literarischen Welt auftritt, muß z. B. ein anderer Maßstab angelegt werden, als bei dem, der, höher gestellt, sich eine nachtheilige Dictatur

anmaßt. Irrthümer und Einseitigkeiten, denen auch der größte Mann unterliegt, sind, wenn sie sich unter vielem Trefflichen finden, mit ganz anderer Hand zu berühren, als wenn sie ein Stümper selbstgefällig ausstreut. Auf jeden Fall ist es tadelnswerth, wenn die Beurtheilung eines Werks nur die Schattenseite hervorhebt, alles Gute aber mit Stillschweigen übergeht; das Trefflichste läßt sich bei dieser Weise so heruntermachen, wie das Schlechteste bei dem umgekehrten Verfahren auspofaunen.

Als Johannes Müller in seiner Jugend glaubte von einem Recensenten mißhandelt zu sein, als er deshalb die Laufbahn eines Schriftstellers aufgeben wollte, schrieb ihm Schlözer (Müller's Werke XVI, 108): „Statt Sie zu trösten, lache ich Sie aus. Eine Recension! Eine Recension! — Mann, Schweizermann! seien Sie größer! Sie kennen die Welt, also auch die literarische, hoffentlich auch noch die literarische, deutsche Welt. Wenn mir einer mündlich sagt, ich wäre ein Dummkopf, so gebe ich ihm eine Ohrfeige. Sagt mir aber einer in einem Epigramme, oder in einer Recension: ich wäre ein Rindvieh, ich hätte gestohlen, ich hätte einen falschen Eid gethan, — so mach ich kein mouvement!" — So ergötzlich diese Stelle klingt, möchten wir doch kein großes Gewicht darauf legen, denn gegen das unbedingte Dulden alles Schriftlichen, das Dreinschlagen bei'm mündlichen Verfahren, die Gleichstellung aller und jeder Recensionen läßt sich viel sagen; auch hat Schlözer selbst jene Vorschrift keineswegs befolgt. — Anstatt, wie Johannes Müller, übereilt zu verzweifeln, wehrt sich Otfried Müller in der antikritischen Zugabe gegen zwei Recensionen; mit welchem Erfolge, mag man nachlesen; uns genügt es hier einen Auszug aus dem Werke selbst zu geben, oder vielmehr Einiges auszuheben, was auch minder Eingeweihte ansprechen dürfte.

Unter Mythen verstanden die griechischen Gelehrten eine Masse Erzählungen von Handlungen und Schicksalen persönlicher Einzelwesen, welche nach ihrem Zusammenhange und ihrer Verflechtung insgesammt eine frühere, von der eigentlichen Geschichte Griechenlands ziemlich genau getrennte Zeit betreffen. Zur Form des Mythos gehören also persönliche Wesen, und zwar ist diese Personificirung keineswegs blos der Theogonie eigen, sondern geht durch die ganze lokale oder heroische Mythologie hindurch. Neben dem Geschehenen steht hier überall auch Gedachtes, neben der Ueberlieferung wirklicher Begebenheiten, dem Reellen, auch ein Ideelles. So ist Religion, außer der Geschichte, das einzige Element welches bei der ersten Betrachtung der heroischen oder örtlichen Mythologie hervortritt; doch finden sich bald ebenfalls Grundgedanken des Rechts und der Sitte ausgedrückt; wogegen

astronomische Lehren, praktische Philosophie, oder Aehnliches, zu voller Darlegung und Erklärung der Mythen nicht ausreicht. Ebenso wenig soll man durch eine gewisse Philosophie der Geschichte im voraus bestimmen wollen, welche Ansichten und Gedanken man bei gewissen Völkern und in gewissen Zeiträumen allein erwarten könne; man soll nicht, statt von der Geschichte Belehrung zu heischen, damit anfangen, die Geschichte belehren zu wollen. Wie würde man z. B. das früheste Alterthum verachten, stände nicht gleich am Eingange Homer's unendlich schöne Göttergestalt, mit seiner auf's sinnreichste ausgebildeten Sprache und Versharmonie. Sagen von dem Leben und Treiben heroischer Stammanführer einer frühern Zeit Griechenlands bilden die Hauptmasse der Mythen und geben dem Ganzen die Farbe. Auch in den großen Gedichten Homer's, wie man sich auch deren Entstehung denken mag, offenbart sich das Streben hieraus überall geschlossene, abgerundete Ganze zu bilden. Bestimmtere Absichten und Zwecke bei Auffassung und Behandlung der Mythen zeigen die Lyriker; und noch mehr Veranlassung hatten die Tragiker manche umzugestalten, so z. B. in Bezug auf den Ruhm Athens; bis Euripides selbst durch philosophische Ansichten dazu veranlaßt ward. Die alexandrinischen Dichter behandelten, um durch Neuheit zu reizen, meist unbekanntere Mythen; schon die gelehrte Richtung der Zeit hielt sie indeß davon ab, sich ganz freie Erfindungen zu erlauben.

Die prosaischen Logographen wollen meist nur die Sagen so überliefern, wie sie dieselben empfangen haben; obgleich das Bestreben nicht zu verkennen ist, Uebersicht, Ordnung und Zusammenhang hineinzubringen. Erst spätere Geschichtschreiber versuchen, die Mythen zur Geschichte zu machen; insbesonder ging Euhemeros (zur Zeit des macedonischen Kassander) von dem Grundsatze aus, daß alle Götter irgendwo als Menschen gelebt hätten. Bei den Philosophen endlich gewahrt man fast immer den Zweck, durch Mythen und mythische Darstellungen eine gewisse Denkweise zu entwickeln, oder in ihnen mittelst Deutung wiederzufinden.

Nicht willkürliche Erfindung durch Einzelne ist die Hauptquelle der Mythen, sondern die überall sich zeigende Volkssage, wobei gleichzeitig eine gewisse Nothwendigkeit und Unbewußtheit wirkte und den Glauben an die Thatsache der Sage festhielt. Daß dieser Glaube durch höher stehende Priester herbeigeführt worden, ist so wenig erwiesen, als daß diese dem Stande der Laien in Griechenland getrennt gegenüber standen. Auf Entwickelung der Mythen wirkten übrigens sehr verschiedene Gründe und Verhältnisse; man muß jenen auf tausend Wegen näher zu

kommen suchen, ehe man den eigentlichen Kern und Mittelpunkt zu finden im Stande ist. Unter andern reicht das Umdeuten in bloße Allegorien dazu nicht aus.

Selten kann man das Alter eines Mythos genau nach dem Dichter oder Schriftsteller bestimmen, in welchem er zuerst vorkommt; auch beweiset das Schweigen oder Nichtwissen eines Dichters keineswegs das Nichtdasein eines Mythos. Doch darf um deswillen die chronologische Anordnung der Zeugnisse keineswegs vernachlässigt werden. Die größere Masse der Mythen hat gewiß ihre Wurzel in der mythischen Zeit selbst, welche die Griechen bestimmt von der historischen sonderten. Eigentliche Geschichte und Philosophie, wie sie um 550 v. Chr. zu blühen anfingen, hemmte die Bildung der Mythen, und nicht der erweiterte Gebrauch der Schrift oder die veränderte religiöse Denkart. Wir müssen uns bemühen von den durch Schriftsteller aufbewahrten Mythen die dichterische Ausschmückung, die pragmatische Verbindung, die philosophische Deutung abzusondern; während im Alterthume das Bestreben herrschte, Sagen zu verbinden um zusammenhängende Ganze daraus zu bilden, müssen wir diesen gemachten Zusammenhang auflösen, jedoch nicht als etwas Bedeutungsloses, der Wissenschaft völlig Gleichgültiges, wegwerfen. Jede Deutung bleibt mangelhaft, bevor ermittelt ist: wo entstand die mythische Erzählung, durch welche Personen und woran hat sie sich gebildet; mithin erscheint die eigentliche Deutung nichts weniger als das erste, vielmehr, womöglich, als das letzte Geschäft bei der Mythenbehandlung. Ferner wird der Nutzen des Studiums anderer Mythologien, zur Erklärung der griechischen, gar nicht in Zweifel gezogen; doch bleibt Hauptsache: die Erforschung der ganz besonderen Verhältnisse und Umstände, unter denen sich die Mythen gebildet haben, welche Erforschung beweiset daß die Mehrzahl derselben keineswegs aus dem Morgenlande nach Griechenland gekommen ist.

Ebenso wenig reicht die Etymologie hin, auf diesem Boden Alles und Jedes ins Klare zu bringen; sie bedarf einer sehr vorsichtigen Anwendung und ist nicht geeignet die Leiterin bei diesen Untersuchungen zu sein.

So weit unsere, freilich sehr ungenügenden, Andeutungen über den Inhalt dieses anziehenden Buchs. Manches Allgemeinere (z. B. die Hülfs- und Lehrsätze über den Gottesdienst und die Symbolik der Griechen, sowie die Darlegung der Ansichten etlicher deutschen Mythologen) ist so gedrängt geschrieben, daß es keinen Auszug erlaubt; Anderes geht so ins Einzelne, daß es hier nicht berührt werden kann. Wir schließen mit den Schlußworten des Verfs.: „wer Kenntniß der Sache, wer Redlichkeit

und Eifer zeigt, den lasset gewähren; und wer das nicht hat, wenn ihn auch die Woge der Parteisucht einen Augenblick hebt, sinkt doch bald in seine Region hinab."

18.

Der norwegische Storthing im Jahre 1824. Geschichtliche Darstellung und Actenstücke von Heinrich Steffens.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 146.)

Wir sind gewohnt bei unsern staatsrechtlichen Ansichten und Urtheilen fast nur Frankreich und England, ja in der Regel nur die eine oder die andere der dortigen Parteien ins Auge zu fassen. Daß der germanische Norden uns so nahe verwandt ist und so viel Merkwürdiges sich daselbst entwickelt hat, wird vergessen, weil Schweden und Norwegen in der europäischen Wagschale minder Gewicht haben, als die südlichen und westlichen Staaten. Die Theilnahme sollte sich aber keineswegs blos nach der äußern Macht abstufen; und die Weltgeschichte ist etwas sehr Geringes und Unfreundliches, sobald, wie man sonst sagte, mit den zuschlagenden Staaten Götzendienst getrieben, das Dasein aller andern als unbedeutend und überflüssig bezeichnet, ja selbst theoretisch allein von der Gnade jener abhängig gemacht und gedacht wird. Wenn man Quadratmeilen- und Menschen- und Thalerzahl immer und immer als das allein Wichtige ausposaunt, wenn die statistische Aberandacht im Verhältniß der steigenden Ziffern wächst, da wird freilich Agamemnon ein Kazike oder Dorfschulze, Griechenland ein Winkel faselnder Thoren, Florenz ein unbedeutender Ort, das deutsche Städtewesen ein Gegenstand des Spottes und Gelächters; Dsingischan dagegen ein Erlöser des menschlichen Geschlechts und Sibirien ein Gegenstand erhabenen Naturdienstes.

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—*) Wir müssen dankbar anerkennen: daß die norwegische Ver-

*) Die in diesem und dem folgenden Aufsatze durch Striche ausgefüllten Stellen sind von der Censur nicht gebilligt worden und verloren gegangen, was wir des mangelnden Zusammenhangs wegen bemerken müssen.

fassungsurkunde vom 4. November 1814, die seit zwei Jahrhunderten völlig erloschene Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten wieder erweckt hat. Sollten wir nach der jetzigen Mode (denn anders dürfte das oberflächliche Verfahren kaum zu nennen sein) mit einem Beiworte die Verfassung bezetteln, damit man wisse in welche Kiste oder Schachtel sie zu verpacken und beizusetzen sei, so würden wir uns in Verlegenheit befinden; denn die Ausdrücke: liberal, illiberal, repräsentativ, ständisch, einkammerig, zweikammerig u. dergl. passen keineswegs unbedingt, oder bringen jene Urkunde mit anderem, sehr davon verschiedenem, in dasselbe Fach. Daraus folgt, dürften Manche sagen, daß sie nach keinem durchgreifenden Grundsatze entworfen ward; hat denn aber, möchten wir entgegnen, ein solcher durchgreifender Grundsatz nicht oft bis ins Herz und aufs Gebein hindurchgegriffen und schnellen Tod oder allmälige Verblutung nach sich gezogen? Leider stehen in diesen Dingen nur zu oft zwei Parteien einander gegenüber, deren jede in ungetheiltem Besitze der Wahrheit zu sein behauptet; die eine bezieht sich auf Philosophie und Wissenschaft, hat sich aber über trockene Abstractionen nicht erhoben, welche das wahre Leben so vernichten daß überall nur ein gleichartiger, todter Niederschlag bleibt, den jedes Land, jedes Volk als untrügliches Mittel ewiger Jugend einnehmen soll. Die andere Partei bezieht sich auf die Erfahrung: allein diese ist sehr oft eine blos örtliche, höchst einseitige, durch Umsicht und Vernunft keineswegs verklärte, und der hieraus hervorgehende kränkliche Patriotismus steht nicht höher als der dort entspringende farblose Kosmopolitismus. Aus der bloßen Mengerei dieser beiden Bestandtheile, wie Manche sie versuchten, konnte ebenfalls keine wahre Durchdringung, kein echtes Leben entstehen.

Daß nun die norwegische Verfassung so ganz eigenthümlich, daß sie eben schlechthin die norwegische sans phrase ist, gilt uns für einen großen Beweis ihres Lebens und Werths; und Manches, was der Maßstab anderer Ansichten und Erfahrungen auf den ersten Anblick räthselhaft und incommensurabel erscheinen läßt, verschwindet bei näherer Betrachtung und Untersuchung. Diese, zeither mit großen Schwierigkeiten für den Ausländer verknüpft, ist durch das oben genannte Buch ungemein erleichtert, ja die wichtigste Aufgabe ist eigentlich dadurch gelöset. Hr. Prof. Steffens, ein geborener Norweger und ein Sachverständiger, theilt nach einer lehrreichen Einleitung, welche sich auf die Grundsätze und den geschichtlichen Hergang bezieht, die Verhandlungen des vierten, wichtigen Reichstags oder Storthings mit, welchen die Gesetze der norwegischen Universität und die Ver-

fassungsurkunde vom 4. November 1814 als Beilagen angehängt sind.

Jener Reichstag ward aber dadurch so wichtig, daß einige Privatpersonen, insbesondere der Generalprocureur Falsen, und noch mehr daß die Regierung, der König selbst, mehre Vorschläge zu Abänderungen der Verfassung machten. Es ist nicht vorauszusetzen, ja durch den Inhalt dieser Vorschläge nicht zu erweisen, daß sie aus bösen Absichten hervorgingen; vielmehr erscheint die Verschiedenheit der Meinungen und Grundsätze sehr erklärlich. Doch stimmen wir Hrn. Steffens bei, wenn er sagt: „Jede Veränderung eines einmal angenommenen Grundgesetzes ist bedenklich. Ein festes, treues, ruhiges Volk, welches seit Jahrhunderten keine tiefgreifende Veränderung seiner innern Verhältnisse erlebte, muß, treten solche hervor und wird die bisherige Verfassung durch irgend ein Ereigniß umgestaltet, baldmöglichst wieder zur Ruhe kommen; die neue Verfassung muß das Vertrauen gewinnen, sie muß in ihren Grundprincipien unerschütterlich, einem Naturgesetz ähnlich, erscheinen. Eine jede tiefgreifende Veränderung erschüttert die ganze Grundlage, untergräbt das Vertrauen, schwächt das Ansehen der Verfassung. Die Schleusen der subjectiven Meinung werden eröffnet, und ist diese einmal gewaltig geworden, kann man der Richtung, ja der zermalmenden Macht derselben nicht leicht Grenzen setzen. Es erfordert jedesmal eine klare, höchst besonnene und allseitige Erwägung, ob irgend ein möglicher Fehler oder Irrthum der Verfassung wirklich so unheildrohend ist, daß man auch jene Erschütterung nicht scheuen darf, um sie zu entfernen."

Ungeachtet der Wahrheit dieser Grundsätze wird man doch erschreckt, daß der Storthing alle Vorschläge des Königs verworfen hat, und fürchtet die so nothwendige Einigkeit zwischen Regierung und Volk sei leidenschaftlichen Ansichten, oder was nicht besser ist, einseitigen Grundsätzen geopfert worden. Eine nähere Prüfung zeigt erstens: die Regierung hätte mit jenen Vorschlägen (enthielten sie auch unbedingte Besserungen) nicht hervortreten sollen, bevor sie die Verhältnisse des Landes, sowie die Gesinnung der Einwohner und des Storthings genau erforscht und sich des Ausgangs auf eine gründliche Weise vergewissert hatte. Zweitens, das Einbringen solcher Vorschläge (die Initiative) durch die Regierung mag in einzelnen Fällen ein Vortheil sein; nicht selten aber ist es ein Nachtheil und stellt die Sachen auf eine übele Spitze. Daß der Storthing Anträge eines Privatmannes zurückweiset, ist weder bedenklich noch folgenreich; königliche Vorschläge ablehnen, bleibt dagegen zum mindesten immer sehr unangenehm. Mit Recht begibt sich daher eine feststehende

Regierung jenes Rechts; oder vielmehr sie übt es täglich, nur nicht unter ihrem Namen, und erleichtert dadurch das Berathen und Beschließen. Der Ausschuß des Storthings, in die bittere Nothwendigkeit versetzt, sich, seiner Ueberzeugung nach, gegen die königlichen Vorschläge erklären zu müssen, hat sich dabei auf eine Weise benommen, die angeblich feinern und gebildeteren Völkern zum Muster dienen könnte. Nirgends ist in dem Gutachten der Anstand verletzt oder die Ehrfurcht aus den Augen verloren, nirgends dem Hange nachgegeben spitzig oder witzig zu sein, nirgends mit breitem Raisonniren das zur Sache Gehörige in schiefes Licht gestellt oder geradezu verdunkelt; sondern kurz, angemessen, einleuchtend das Rechte ausgesprochen, oder, wie das Sprüchwort sagt, der Nagel auf den Kopf getroffen.

Aus dem Standpunkte der allgemeinen Erfahrung, des allgemeinen Staatsrechts sind die königlichen Vorschläge fast durchgehends wohl begründet, und man begreift kaum, was sich dagegen sagen ließe; dennoch wird man vielleicht, nach Anhörung der ganz eigenthümlichen norwegischen Gegengründe, diesen das Uebergewicht zugestehen. Dadurch aber werden eben diese Verhandlungen so lehrreich, daß sie unsere Behauptung augenscheinlich beweisen: es sei schlechthin nothwendig, das Allgemeinste und Individuellste weder zu trennen, noch willkürlich durcheinander zu rühren, sondern gleichmäßig zu berücksichtigen, weil nur dann wahres Leben sich erzeugen und erhalten kann.

Nicht um diese anziehende Schrift entbehrlich zu machen, sondern um Leser anzulocken, theilen wir noch einiges Einzelne mit.

1) Nach der Verfassungsurkunde bleiben der norwegische Staatsminister und zwei jährlich wechselnde Staatsräthe beim Könige in Schweden. Dieser schlug vor, daß die letzten nach seiner Bestimmung wechseln, keiner jedoch länger als drei Jahre jene Stellung behalten solle. Der Ausschuß des Storthings erklärt sich dawider, weil Abwesenheit über ein Jahr den norwegischen Verhältnissen und dem norwegischen Hauptamte zu sehr entfrembet, während die Geschäfte in Schweden ohne lange Vorbereitung und Einübung übernommen und geführt werden können. Auch dürfte eine längere Abwesenheit auf die häuslichen Angelegenheiten nachtheiligen Einfluß haben.

2) Nur die höhern Beamten konnten vom Könige, nach Anhörung des Staatsraths, verabschiedet werden; er verlangt, daß ihm dies hinsichtlich aller (die Richter allein ausgenommen), nach Einholung eines Gutachtens der norwegischen Regierung, zugestanden werde, weil keine tüchtige Verwaltung möglich sei, sobald man Beamte nur wegen solcher Vergehen los werden

könne, die nach Urtheil und Recht Entlassung oder Absetzung nach sich ziehen. Für billige Pensionirung möge indeß gesetzlich gesorgt werden. — Der Storthing erwiedert: von den niedern Beamten weiß der König nur durch die höhern; das Schicksal jener würde also meist von der Willkür dieser abhängen, ja das Schicksal vieler Glieder des Storthings, da Beamte (meist die Gebildetsten) mit Recht in Norwegen für wahlfähig erklärt sind. Ueberhaupt kann der Beamte, nach dem Geiste der Verfassung, keineswegs blos wie ein Werkzeug der ausübenden Gewalt betrachtet werden; man muß ihn vielmehr als ein nothwendiges und wesentliches Glied in der großen Bürgerkette, deren Kraft das Staatsgebäude zusammenhält, betrachten. Dazu kommt, daß eine Sonderung der richterlichen Beamten von den übrigen nach den Landesverhältnissen unausführbar ist, und die gerügten Mängel sich besser durch Aenderungen in der Privatgesetzgebung beseitigen lassen.

3) Der König schlägt vor, daß der Storthing nicht am ersten Wochentage des Februar in der Hauptstadt, sondern des Junius in der Hauptstadt oder einer andern Stadt eröffnet werde. Der Storthing behauptet: Klima, Wege, ländliche Beschäftigungen u. dergl. hätten für die erste Frist entschieden, und sucht zu beweisen, die Hauptstadt verdiene aus mehren Gründen den Vorzug vor den übrigen.

4) Die Mitglieder des Storthings bleiben drei Jahre in ihrer Würde; der König trägt, mit Bezug auf das Beispiel und die Erfahrungen anderer Reiche, darauf an, daß ihm das Recht eingeräumt werde, in dieser Zeit den Storthing aufzulösen und neue Wahlen einzuleiten. — Der Ausschuß sucht aus der Natur des Landes und der Einwohner darzuthun, warum in Norwegen ein unbefugter, übereilter Eifer bei Führung der öffentlichen Angelegenheiten weniger als anderwärts zu befürchten sei; welchen Bedenken und Schwierigkeiten häufiger Wechsel der Abgeordneten und der Wahlen unterliege, wie eine außerordentliche Auflösung des Storthings erst Parteien und Leidenschaften hervorrufen dürfte, und endlich dieser eine Punkt nicht geändert werden könne, während die in der Form mangelhafte königliche Erklärung sich über das damit unzertrennlich Verbundene nicht äußere.

5) Der König, ohne dessen Genehmigung ein dreimal von dem Storthing an ihn gebrachter Vorschlag Gesetz wird, verlangt, daß ihm die unbedingte Verwerfung, ein absolutes Veto zugestanden werde, bringt dafür die bekannten erheblichen Gründe bei und legt vorzüglich Nachdruck darauf: sonst müsse ebenfalls, um wahres Gleichgewicht der Gewalten hervorzubringen, ein

dreimal von ihm dem Storthinge gemachter Antrag ohne dessen Zustimmung Gesetz werden. — Der Ausschuß erkennt im Allgemeinen die Angemessenheit des unbedingten Veto für constitutionelle Staaten an, bemerkt aber, mit Bezug auf Norwegen, Folgendes dagegen:

a) Dem Könige ist, eben weil er nur ein aufschiebendes Veto hat, eine größere Gewalt als in anderen Reichen ertheilt, vorläufige (provisorische) Anordnungen zu treffen. Wollte man ihm nun ein unbedingtes Veto zusprechen, während jene Rechte (welche §. 17 des Grundgesetzes bestimmt) ihre unbedingte Gültigkeit behielten, würde man, den landesväterlichen Absichten Sr. Majestät gänzlich zuwider, offenbar eine Gelegenheit darbieten, einen bedeutenden, ja vielleicht den wichtigsten Theil der Gesetzgebung einer wirksamen Entscheidung der Nationalrepräsentation zu entziehen. Denn, könnten keine Beschlüsse des Storthings, die erwähnten Gegenstände der Gesetzgebung betreffend, gesetzliche Kraft ohne die königliche Zustimmung erhalten, während der König nichts desto weniger berechtigt wäre, darüber zu verfügen: so ist es einleuchtend, daß es größtentheils auf dem Gutbefinden desselben beruhen würde, diese Angelegenheiten zu ordnen, ohne daß sich eine richtige Grenze für die Einwirkung des Storthings finden ließe.

b) In mehren andern Reichen werden viele Beamte durch das Volk, oder durch bestimmte Körperschaften erwählt, oder der Regierung eine kleine Anzahl von Bewerbern vorgeschlagen; in Norwegen ernennt dagegen der König alle bürgerliche, geistliche und Kriegsbeamte. Hiedurch ist seine Macht an sich und auch noch dadurch vermehrt, daß man in diesem Lande, außer der Klasse der Beamten, keine große Anzahl von Personen findet, die durch Bildung oder Vermögen einen bedeutenden Einfluß ausüben könnten.

c) Die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten einer Menge von Landschaften, Bezirken, Gemeinen, Körperschaften, sowie der allgemeinen Polizei, und die unmittelbare Aufsicht über diese Gegenstände gehören in Norwegen (in ausgedehnterem Maße wie anderwärts) der ausübenden Gewalt. Wollte man also dem Könige das unbedingte Veto beilegen, ohne hinsichtlich der angedeuteten Punkte Abänderungen zu treffen, so dürfte das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Gewalten eher verloren gehen, als aufgefunden werden.

d) Da der Storthing in zwei Kammern getheilt ist, jedes dritte Jahr versammelt wird und ohne den Beifall des Königs seine Verhandlungen nicht über drei Monate fortsetzen darf; da ferner für jeden Storthing neue Abgeordnete erwählt werden,

und er nicht aus Theilen besteht, die untereinander verschiedene, oder der Regierung entgegengesetzte Interessen haben: so ist es höchst wahrscheinlich, daß die durchaus übereinstimmenden Beschlüsse dreier verschiedener Storthinge, die Nützlichkeit einer Gesetzbestimmung betreffend, nicht im Widerspruche mit dem allgemeinen Willen oder mit dem Besten des Staats, welches von dem des Königs unzertrennbar ist, stehen werde. Ein neues, kräftiges und aller Wahrscheinlichkeit nach sicheres Mittel gegen den schädlichen Gebrauch jenes dem Storthing beigelegten Rechtes würde es ohne Zweifel sein wenn der König nach seiner Weisheit, so oft er einen ihm zur Bestätigung vorgelegten Gesetzvorschlag zurückweiset, den Storthing von den Gründen in Kenntniß setzen wollte, die den höchsten Beschluß veranlaßt haben.

6) In Norwegen ist der erbliche Adel so gut als ganz ausgestorben; der König trägt daher an, ihm das Recht der Stiftung eines neuen einzuräumen, dessen Rechte jedesmal auf den Aeltesten der männlichen Nachkommen übergehen sollen. Zur Unterstützung dieses Vorschlags wird angeführt: Belohnung ausgezeichneter Verdienste, Anfeuerung zu edeln Thaten, reichere und angemessene Gliederung der öffentlichen Verhältnisse, vortheilhafte Uebereinstimmung mit den Einrichtungen benachbarter Staaten, kurz, alles Das, was sich aus allgemeinem Standpunkte für den Erbadel sagen läßt. — Obgleich von Ertheilung sachlicher oder drückender Vorrechte in jenem Antrage gar nicht die Rede ist, hat sich der Storthing dawider erklärt und bemerkt: der norwegische Adel ist aus vielen Ursachen ganz zu Grunde gegangen und hat in frühern Zeiten das löbliche Bestreben der Könige für das Beste des Landes zum mindesten eben so oft gehemmt, als befördert. Wie dem aber auch sei, die Hand der Kunst kann das Erstorbene nicht wieder ins Leben rufen, es steht nicht in der Macht des Gesetzgebers, den Einfluß der Meinung auf die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer solchen Einrichtung durchaus zu beherrschen. Sollten diese gegen den Vorschlag gerichteten Meinungen und Wünsche auch auf Irrthum beruhen, so sind doch die Verhältnisse Norwegens, das Maß und die Vertheilung des Besitzthums u. s. w. von der Art, daß der neue Adel alle Selbständigkeit entbehren und, weit entfernt ein Gegenstand der allgemeinen Achtung zu sein, in Abhängigkeit von der ausübenden Gewalt leben würde. Ihn durch große Verleihungen zu begründen, ist bei dem Mangel an Reichsgütern unmöglich, und nicht minder träte jedes andere darauf hinwirkende Gesetz den übrigen Einwohnern zu nahe. Uebereinstimmung mit den Einrichtungen anderer Reiche endlich erscheint in mancher Hinsicht allerdings als wünschenswerth; indeß

müssen örtliche und volksthümliche Gründe ohne Zweifel mehr Gewicht haben als jene entfernte Rücksicht.

So weit unser andeutender Auszug, in welchem wir, so viel als möglich, die Worte der amtlichen Schrift beizubehalten gesucht haben; manches Lehrreiche, z. B. über Finanzen, Bergbau, Schulen u. s. w., was Hr. Prof. Steffens in der Einleitung beibringt, muß hier der Kürze halber unberührt bleiben; nur bemerken wir, daß mit löblicher Freigebigkeit für gemeinnützige Anstalten gesorgt wird, Heer und Flotte auch in Norwegen bei weitem den größten Theil der Einnahmen hinwegnimmt, und diese überhaupt die Gesammtausgaben noch nicht zu decken scheinen. Niemand bestreitet: in gewissen außerordentlichen Zeitpunkten dürfe, ja müsse ein Staat zu seiner Erhaltung oder Errettung mehr ausgeben als er einnimmt; daß hingegen auch in ruhigen Verhältnissen die Ausgabe, ohne Rücksicht auf die Einnahme, zuerst festzustellen und diese nach jener zu erhöhen, nicht jene nach dieser zu ermäßigen sei: diese Lehre ist für die Staaten nicht minder als für die Einzelnen thöricht und im höchsten Grade verderblich.

19.

Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler. Erster Band.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 154.)

Alle Sachverständige werden darüber einig sein, daß vorstehendes Werk in der Wissenschaft wegen seiner ungemeinen Klarheit und Gelehrsamkeit, wegen so vieler scharfsinnigen und neuen Aufschlüsse u. s. w., Epoche mache, und Jedem, der sich irgend für den Inhalt interessire, ganz unentbehrlich sei. Desungeachtet wird Ref., im Vertrauen, daß die Leser des „Conversationsblatts" keineswegs lauter eigensinnige und eingebildete Sachverständige sind, den Beweis augenscheinlich führen: der Verf. sei von ganz falschen Grundsätzen ausgegangen und führe zu ganz irrigen Ergebnissen. Ja, er will diesen Beweis, zum Erweise seiner Beweiskraft zwei mal oder doppelt führen, realistisch und idealistisch, das heißt: er will zuerst annehmen, der Mensch sitze in der Zeit, und dann, die Zeit sitze im Menschen.

Jene Ansicht herrscht in Wahrheit durch 583 Seiten, oder das ganze Buch hindurch; diese erscheint Seite 3, Zeile 9 von unten, culminirt Zeile 8 und geht Zeile 7 schon wieder unter. Deshalb ist es billig, daß wir zuerst und des Breitern den realistischen Weg mitgehen, welcher danach strebt, die Zeit an irgend etwas Aeußerem zu messen. Da sich nun, wie jetzt allgemein behauptet wird, auf Erden nichts Festes, Sicheres, Beharrliches, Unwandelbares findet, sondern Alles, im Widerspruch mit sittlichen und bürgerlichen Vorschriften, immerwährenden Umtrieben nachhängt, so muß der Chronolog (nicht minder wie der Prediger und Politiker) höhern Orts Hülfe suchen, weshalb schon der alte Gatterer seine Zeitkunde mit dem Satze beginnt: „Nur der Himmel kann uns genau sagen, wie viel Uhr es auf der Erde ist." — Der chronologische Himmel (so beginnen unsere Einreden) ist aber nichts weniger als der wahre Himmel: denn in diesem soll weder Wechsel des Lichts noch der Finsterniß sein; dort aber bezieht sich alles Beobachten, Berechnen, Beweisen, lediglich auf Wechsel und Veränderung. Deshalb scheint es uns im Wesentlichen ganz gleich, ob die Umtriebe auf Erden, oder am Himmel dabei zum Grunde gelegt werden. Höchstens könnte man sagen: jene wären demokratischer, diese aristokratischer Art, woraus aber noch nicht abzunehmen ist, welche besser oder schlechter sind, früher oder später zu Wahrheit oder Irrthum führen. Ja, im Vergleiche mit den excentrischen Schwärmereien der Kometen, welche bald eine transscendentale Anschauung der Sonne riskiren, dann, vollgesogen oder aufgeblasen, sich bis in das positive Nichts hinauswagen, geht auf unserer Erde Alles so nach Maß und Ordnung zu, daß es gar nicht nöthig scheint, im vorgeblich himmlischen Auslande die Theorie der Revolutionen zu erforschen und hochmüthige Unzufriedenheit mit nach Hause zu bringen. Freilich meinen die Astronomen: sowie auf Erden ein Schwert das andere, oder um es größer auszudrücken, ein stehendes Heer das andere in der Scheide und im Zaume halte, so auch ein Heer der Sterne, Planeten u. dergl. das andere. Woher wissen sie denn aber, daß dies System des mechanischen, himmlischen Gleichgewichts dort oben weiter helfe als das berühmte des Gleichgewichts von Europa? Und haben sie nicht, wie man hier zu dessen Erhaltung Reiche theilte, dort einen großen Planeten, um ähnlicher Zwecke willen, in Stücke springen lassen und kleine Föderativplaneten daraus gebildet?

Wenn es auf Erden in einem Staate nicht recht gehen will, oder wenn man aus seinem Gange nicht recht klug werden kann, was geschieht? Man ändert und bessert an Verfassung und Verwaltung, Kriegswesen und Kirchenwesen, Rechtspflege und

Steuern, und sagt, sobald recht viel geändert ist: nun sei Alles in Ordnung. Das nennen freilich manche verdrießliche Leute Aberglauben, während den Astronomen Niemand bezweifeln darf, sie hätten die Bahn des Mondes in der Tasche, ob sie ihn gleich niemals finden können, ohne ihm, wie sie sagen, vorher vier große und achtzehn kleinere Weisungen (Correctionen, Seite 47) gegeben zu haben. Und ein, trotz aller Erziehung, so ungezogenes, links und rechts ausschweifendes Wesen sollen wir nun gläubig als Hauptprofessor des Maßes und der Zeitordnung anerkennen! Daß die Erde, wie Silberschlag behauptete, aus dem Takt kommen und sich, bei dem auf ein Quentchen abgemessenen Gleichgewichte, überschlagen würde, wenn ein Regiment preußischer Dragoner über den Aequator nach dem Südpole zusprengte, darf uns nicht in Furcht setzen, da wir der Hoffnung leben in diesem, vor der Hand noch unwahrscheinlichen Falle werde eine Schar etwa gleichen Gewichts in Zanguebar, Sumatra, Borneo u. s. w. wol nordwärts galoppiren und das Gleichgewicht herstellen. — Was aber soll daraus werden, wenn, wie behauptet wird, der Mond Steine auswirft und die Erde beschießt? Zeigt deren neutrale Ruhe nicht ihr Alter und den Mangel kräftiger Artillerie. Wird nicht der leichtsinnige und leichter werdende Mond wie ein Luftballon mit vermindertem Ballast sich rascher bewegen, ja vielleicht sich ganz von der alten Abhängigkeit befreien und in alle Welt gehen? Dergleichen wichtige Bedenken (es ist zum Verzweifeln) stören aber die Sachverständigen nicht im mindesten, während sie selbst so viel von Turbationen und Störungen der himmlischen Bahnen sprechen. Sobald sie diese berechnet haben, meinen sie, Alles sei in Ordnung, ebenso als wenn Jemand eine Revolution im Staate für gehörige löbliche Ordnung ausgeben dürfte, sobald er ihre Ursachen unter Eins und Zwei, Plus und Minus u. s. w. aufgezählt und zu Papiere gebracht hat.

Ist die Welt nur ein mechanisches Perpetuum mobile, wie mehre gottleugnende Astronomen annehmen, wie läßt sich alsdann behaupten, die Maschine könne nicht einmal in Verwirrung gerathen und zusammenbrechen? Sind Kräfte freier Geister oder Dämonen mit im Spiele, wer berechnet dann Maß und Ziel ihrer Einwirkung? Leitet Gott Alles mit allmächtiger Hand, wo steht geschrieben daß seine Allmacht und Allweisheit darin bestehe, immer gleichviel Weltkörper in gleichem Takte und denselben Bahnen durch alle Ewigkeit laufen zu lassen? Ist es so ganz unsinnig und undenkbar zu meinen: Zahl, Bahn und Geschwindigkeit könne wol steigen und fallen, die Kraft des ersten Anstoßes sich mindern, oder ein neuer beschleunigend ein-

treten? Seit einem Tage erst, möchte man sagen, sind Beobachtungen angestellt und doch stimmen manche Erscheinungen nicht mit jenem Systeme der Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit, und Erklärungen an welchen man es nicht fehlen läßt, ergreifen die Bedenken keineswegs an der Wurzel. Irrthümer, so heißt es z. B., sind nicht möglich, denn Erde, Sonne, Mond und Sterne controliren und berichtigen einander; wie aber, wenn die Veränderung jedes Maß und jedes Gemessene betrifft, wo bleibt da die Controle und an welchem Maße will man die Veränderung messen, wenn dasselbe in gleichem Verhältnisse mit verändert ist?

All dieser Sorgen und Noth (welche Manche für Sorgen ohne Noth ausgeben möchten) ist man überhoben und kommt zu viel sicherern und einleuchtendern Ergebnissen, wenn man den vom Verf. betretenen realistischen Weg verläßt und den idealistischen betritt. Aus dem oben schon mitgetheilten Hauptgrundsatze: die Zeit sitzt im Menschen und nicht der Mensch in der Zeit, gedenkt Ref. bei größerer Muße ein strenges System wahrer Zeitkunde zu entwickeln; hier will er mit Uebergehung des tief Speculativen nur an einigem mehr Praktischen dessen Wahrheit darthun und die Leser des „Conversationsblatts" zur Vorausbezahlung auf sein künftiges Werk reizen. Also: es gibt gar kein allgemeines und allgemein gültiges Maß der Zeit. Dies beweiset unwiderleglich das ursprüngliche Bewußtsein des Menschen und der sich darauf gründende unvertilgbare Sprachgebrauch. So lange Jeder weiß und an sich erfährt, was Zeitverkürzung, Zeitvertreib, Langeweile u. dergl. sei, besitzt er ein Amulet gegen die Trugschlüsse der Chronologen, und wird sich z. B. nie aufreden lassen, eine Stunde, ein Jahr u. s. w. sei so lang als das andere. Nur diesen idealistisch-individuellen Maßstab halten wir für richtig; jeder davon abweichende, scheinbar darüber hinausgehende führt in Irrthum. Wie verkehrt z. B. ist die, in alle Geschichtschreiber übergegangene Behauptung: Griechenland habe nur kurze Zeit geblüht, während jeder von dem Lichte unserer chronologischen Ansicht Erleuchtete einsieht, die geringen Ziffern seien nur Beweis des höchsten, regsamsten Lebens. Umgekehrt wäre der Verf. von aller Quälerei mit den endlosen Perioden der Chinesen erlöset gewesen, wenn ihm diese, wie uns, nur als der Ausdruck der unerhörten Langeweile erschienen, die sich dort über Land und Menschen gelagert hat. Was kann handgreiflicher irrig sein, als so incommensurable Dinge, wie griechisches Leben und chinesische Langeweile, auf ein äußeres Maß bringen und dann entscheiden: China habe hundert oder tausend mal mehr Lebenskraft und Lebensdauer gehabt als Hel-

las! Die leere Zeit ist nichts, ist gar nichts; in einem Jahrzehnte des perikleischen Jahrhunderts liegt dagegen mehr Zeit verhüllt, als in Jahrtausenden der Kalmücken, Baschkiren und Hottentotten. Der tiefsinnige Ausdruck von der Fülle und Erfüllung aller Zeiten ist nicht auf dem langen und langweilig hingedehnten mathematischen Wege, sondern nur auf dem unsern zu erklären und zu begreifen. Auch viele andere Fragen, die bis jetzt Keiner lösen konnte, beantworten sich leicht, z. B. warum die Mohamedaner meinen, ihr Mondjahr sei so lang wie ein Sonnenjahr? Warum die Russen den alten Kalender beibehalten? Warum der Student während des akademischen Trienniums höchstens zwei Jahre studirt? Warum ein Professor, der eine sogenannte Stunde von 11 bis 12 lieset, doch erst um ein Viertel auf Zwölf anfängt, und was der Aufgaben mehr sind, die uns lehrreicher und anziehender erscheinen, als die trockene realistische Chronologie.

Daß übrigens auch idealistisch die Zeit jetzt kürzer als sonst geworden, geht daraus hervor, daß 1000 Jahre vor Gott nur ein Tag sind, die wachsende Erkenntniß Gottes den Menschen also nothwendig seinem Standpunkte nähert und die Leere und Langeweile der Chinesen, Inder, Aegypter u. s. w. vertreibt. Den täglich sich mehrenden Zeitvertreiben können wir dagegen keinen solchen Einfluß im Großen zugestehen, da hier Plus und Plus, wie in der Mathematik, auch Minus gibt und erst nach vielen Forschungen und Correctionen zu ermitteln sein dürfte, ob die Langeweile dadurch zugenommen oder abgenommen habe.

Ganz auf ähnliche Weise wie die realistische Ansicht der Zeit, wird sich auch die vom Raume widerlegen und Vieles feststellen und berichtigen lassen, worüber man noch im Dunkel oder Irrthum schwebt: z. B. ob der Raum kleiner geworden, wie die Verkürzung der Chausseemeilen andeutet, oder die Bewegung innerhalb desselben schneller, wie die Vertheidiger der Schnellposten meinen, oder ob Alles von der guten oder schlechten Gesellschaft abhängt u. dergl. — Auf jeden Fall dürfen wir hoffen (so schließt ja jede Recension innerlich, idealistisch, wenn's auch nicht immer ausgesprochen wird), der ungemein gelehrte Hr. Verf. werde bei der zweiten Auflage seines Werkes unsere auf vieljährige Forschung ruhenden Bemerkungen so berücksichtigen, — wie sie es verdienen!!

Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1826, Nr. 2.)

Unsere Anzeige dieses Werks in Nr. 154 d. Bl. f. 1825 begann also: „Alle Sachverständige werden darüber einig sein, daß vorstehendes Werk in der Wissenschaft wegen seiner ungemeinen Klarheit, wegen so vieler scharfsinnigen und neuen Aufschlüsse u. s. w. Epoche mache und Jedem, der sich irgend für den Inhalt interessire, ganz unentbehrlich sei." Ob Alles, was hierauf folgt, als Scherz ergötzlich, oder albern und abgeschmackt sei, darüber steht uns kein Urtheil zu; wie man aber bei Vergleichung jenes Anfangs mit dem Schlusse, ja bei vereinzelter Betrachtung des Mittelstücks glauben konnte, wir hätten dem Werthe des Buchs und den Verdiensten des so ausgezeichneten Verf. irgend zu nahe treten wollen, ist uns schlechthin unbegreiflich. So viel Neues hat derselbe aufgefunden, so viel Zweifelhaftes in klares Licht gestellt, so viel Irriges widerlegt, daß keine wissenschaftliche Beurtheilung alles Verdienstliche erwähnen kann; wie viel weniger dürfen wir in diesen, für mancherlei Leser bestimmten Blättern darauf ausgehen, das Esoterische, für Eingeweihte Bestimmte, darzulegen und zu würdigen. Nachstehender Auszug hat daher nur den Zweck, aus dem reichen Inhalte einiges Populaire, allgemein Ansprechende mitzutheilen.

Eins der ersten Bedürfnisse der sich bildenden Gesellschaft ist die Eintheilung der Zeit. Nächst der augenfälligsten in Tag und Nacht, kam man, nach den Mondswechseln, zu Mondmonaten, deren zwölf das Mondjahr von 354 Tagen bilden. Bald aber entdeckte man daß dies nicht mit dem Sonnenjahre gleich lang war, und beide in Uebereinstimmung zu bringen, ward eine Hauptaufgabe der Zeitmessung. Vielleicht hat sich die Zeitrechnung keines Volks so selbständig und ohne fremden Einfluß ausgebildet als die der Aegypter. Von diesen haben die frühern Griechen chronologische Grundsätze entlehnt, sowie die Römer zuerst von den Griechen und nachmals von den Aegyptern; die neuern Juden von den Griechen, und die ganze Christenheit von den spätern Römern. Bis auf Julius Cäsar finden wir fast nirgends eine fest geordnete, nie schwankende Zeitrechnung, und erst seit etwa dritthalb hundert Jahren sind wir mit der unseren aufs Reine gekommen. Die Franzosen setzten in der Hitze der Revolution, aus Egoismus und Verachtung der christlichen Religion, an die Stelle der Julianischen Zeitrechnung eine ganz

neue, die weder den Vortheil einer richtigern Schaltmethode, noch eine einfachere arithmetische Ordnung für sich hatte. Nachdem sie sich dreizehn Jahre damit gequält hatten, fühlten sie endlich das Bedürfniß, sich der übrigen europäischen Welt durch Wiederannahme der christlichen Zeitrechnung von Neuem anzuschließen.

So mannichfaltig aber auch die Zeitrechnungen der verschiedenen ältern und neuern Völker sein mögen, so lassen sie sich doch wesentlich auf drei Formen zurückführen, die man das freie Mondjahr, das freie Sonnenjahr und das gebundene Mondjahr nennt.

Das freie vom Sonnenlauf ganz unabhängige Mondjahr besteht aus zwölf Mondmonaten, die in der Regel 354 Tage und nur dann 355 Tage halten, wenn sich der Ueberschuß des astronomischen Mondjahres über 354 Tage, nämlich 8 St., 48′, 38″ zu einem Tage angehäuft hat. Der Anfang dieses freien Mondjahres eilt dem des Sonnenjahres jährlich um zehn bis elf Tage vor. Es ist bei allen zum Islam sich bekennenden Völkern im Gebrauch; die alte Welt kannte es nicht.

Das freie Sonnenjahr, mag es fest oder beweglich sein, ist vom Mondslaufe ganz unabhängig; das gebundene Mondjahr berücksichtigt zugleich Sonnen- und Mondlauf und bringt beide Einschaltungen in Uebereinstimmung. — Die Athener, und vermuthlich alle Griechen, sowie noch jetzt die Juden und Muhamedaner, begannen den bürgerlichen Tag mit dem Untergange der Sonne; die Römer dagegen um Mitternacht. Fast alle Völker zerfällen den Tag in 24, oder zwei mal zwölf Stunden. Die Türken fangen aber diese Stunde vom Untergange der Sonne zu zählen an, sodaß es eine Stunde nach demselben eins ist. Auf ähnliche Weise zählte man lange in Italien die Stunden vom Anbruche der Nacht bis 24 fort. Wie die Sonne das Jahr macht, so bestimmt der Mond die Monate und Wochen.

Die Aegypter hatten ein bewegliches Sonnenjahr, d. h. eins von 365 Tagen, wobei der Ueberschuß über diese Zeit des Umlaufs gar nicht berücksichtigt ward. Zwölf 30tägige Monate gaben 360 Tage, und fünf fügte man als Ergänzungstage hinzu. Höchstwahrscheinlich begann ihr Jahr ursprünglich mit dem Frühaufgange des Sirius. Erst später, und nicht vor dem Kaiser Augustus, ward der Vierteltag über 365 in Aegypten auch zur Eintheilung der bürgerlichen Zeit benutzt und eingeschaltet.

Mit Uebergehung anderer Zeitkreise erwähnen wir der Phönixperiode. Zu welchen Vergleichungen und Deutungen auch der Mythus vom Phönix den Dichtern und kirchlichen Schriftstellern Anlaß gegeben hat, unmöglich kann es einem Zweifel unter-

liegen, daß er Symbol eines großen Zeitkreises sein soll, der mit dem Laufe der Sonne in irgend einem Zusammenhange stand. Dieser Zeitkreis war wol kein anderer, als die Hundsternsperiode, wo nämlich nach etwa 1500 Jahren der Aufgang des Sirius wieder mit dem ersten Tage des Monats Thoth, oder dem bürgerlichen Anfange des Jahres, zusammenfiel. Und wenn die Aegypter das Jahr früher in drei mal vier Monate theilten, so möchte die Verschiebung des Aufgangs um vier Monate die Wiederkehr des Phönix nach 500 Jahren bedeuten.

Die Beschaffenheit der babylonischen und chaldäischen Jahre und Monate ist uns unbekannt, doch waren sie den ägyptischen gewiß ähnlich, und einzelne Nachrichten erweisen die große Genauigkeit mancher astronomischen Kenntnisse und Rechnungen. Die Babylonier begannen ihren Tag mit Sonnenaufgang und kannten die Eintheilung desselben in Stunden.

Bei den Griechen war die Zeitmessung anfangs sehr unvollkommen. Mit Ausnahme der Klepsydrä, die jedoch den Namen der Uhren so wenig verdienen wie unsere Sanduhren, fehlte es ihnen lange an einem künstlichen Hülfsmittel zur Bestimmung der Zeiten der Nacht. Jene Klepsydrä waren bronzene Gefäße, die, bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt, sich allmälig durch kleine im Boden angebrachte Oeffnungen ausleerten und besonders vor Gericht gebraucht wurden, um die Sachwalter zum Zusammendrängen ihrer Reden zu nöthigen. Am Tage schloß man anfangs die Zeit aus der Stellung der Sonne gegen irdische Gegenstände und aus der Länge und Richtung des Schattens. Der Sonnenzeiger stand bei ihnen in der Regel senkrecht, da er bei unsern Sonnenuhren, die nicht die veränderlichen Stunden, sondern eine gleichförmige Zeiteintheilung geben, in der Richtung der Weltaxe liegt. Unsere Gnomonik ist daher eine ganz andere als die der Alten. Erst um die Zeit der Errichtung des alexandrinischen Museums ward diese vervollkommnet, und die Stundeneintheilung des Tages war und blieb lange vernachlässigt, sodaß man früher unter Horen nur die Zeit im Allgemeinen, oder die Tages- und Jahreszeiten, und nicht die eigentlichen Stunden verstand. Zur Erkennung der Jahreszeiten dienten gewisse natürliche Ereignisse, z. B. das Kommen und Gehen der Zugvögel, vor Allem aber der Aufgang und Untergang der Sterne in der Morgen- und Abenddämmerung. Ursprünglich scheint man das Jahr nur in Winter und Sommer getheilt zu haben, den eigentlichen Herbst kennt Homer noch nicht; wir finden ihn zuerst bei Hippokrates und den ältern medicinischen Schriftstellern der Griechen. Später unterschieden sie, wie die Römer, vier Jahreszeiten. Sie hatten Mondmonate

und ein gebundenes Mondjahr. Zum ersten Monatstage machten sie denjenigen, an welchem sie die Mondsichel in der Abenddämmerung erblickten, und zählten nun die Monatstage fort, bis sie die Mondsichel von Neuem des Abends wahrnahmen. Bald gewahrte man, daß zwölf Mondmonate kein Sonnenjahr gaben, und kam früh auf den Gedanken der Einschaltung, vor Solon aber auf keine bestimmte Regel. Diese findet sich überhaupt erst, wenn man die Umlaufszeiten des Mondes und der Sonne dergestalt auszugleichen versteht, daß beide genau messende Theile eines größern Zeitkreises, Cyklus, werden. Ein wichtiger Fortschritt war es, daß man zur Zeit Solon's den Wechsel der 30- und 29tägigen, der sogenannten vollen und hohlen Monate, einführte. So erhielt man ein Mondjahr von 354 Tagen, das mit den Erscheinungen des Mondes bis auf etwa neun Stunden übereinstimmte. Um es nun mit der Sonne auszugleichen, schaltete man anfangs ein Jahr ums andere einen 30tägigen Monat ein, ließ aber, weil diese Einschaltung zu groß war, von Zeit zu Zeit einen Schaltmonat aus.

Der Monat der Athener ward in drei Abschnitte von zehn Tagen, Decaden, getheilt. Ihr bürgerliches, nach dem ersten Archon näher bezeichnetes Jahr begann im Sommer mit dem Monate Hekatombäon. Einen eigentlichen Kalender lieferte zuerst Meton, etwa 400 Jahre vor Christus. Er machte die Entdeckung, daß 235 Mondmonate, bis auf einen geringen Unterschied, 19 Sonnenjahre geben. Daraus bildete er einen 19jährigen Zeitkreis von 6940 Tagen, die er so geschickt in Monate zu theilen wußte, daß diese im Verlaufe des ganzen Zeitraums mit den Mondswechseln übereinstimmten. Hiemit verband er einen 19jährigen Kalender, wo den attischen Monaten die Feste, Sonnenwenden, Nachtgleichen, Aufgänge und Untergänge von Fixsternen u. s. w. beigeschrieben waren. Dieser Kalender fand großen Beifall und ward in vielen Orten angenommen. Kallippus aber entdeckte (um 330 v. Chr.), daß Meton das Sonnenjahr um $1/_{76}$ Tag zu lang angenommen habe. Er stellte demnach eine 76jährige Periode auf, die sich von dem vier mal genommenen Meton'schen Zeitkreise nur dadurch unterschied, daß er sie um einen Tag kürzer setzte. Desgleichen brachte er den Meton'schen Kanon wieder mit den Monderscheinungen in Uebereinstimmung, und das Jahr 330 vor Christus ist das erste Jahr seiner ersten Periode. Sie ward, obgleich nicht von Anfang an, in Athen gebraucht und durch den etwa 200 Jahre nach Kallippus lebenden großen Astronomen Hipparch nochmals verbessert, indem jener das tropische Jahr um $1/_{300}$ zu lang angenommen hatte. Hipparch's Periode enthält vier mal die

Kallippische weniger einen Tag. Sie kam aber wenig in Gebrauch, und mit dem Uebergange zur christlichen Religion scheinen die Griechen den Julianischen Kalender angenommen zu haben.

Das Jahr der Lacedämonier begann wahrscheinlich um die Zeit der Herbstnachtgleiche; sie hatten einen andern Schaltkreis als die Athener. Das Jahr der Böoter begann um die Zeit der Wintersonnenwende. Die Zeitrechnung der Macedonier zeigte einen der griechischen analogen Charakter; sie bedienten sich, bis auf die Annahme des Julianischen Kalenders, des gebundenen Mondjahres. Ihre Einschaltungsmethode ist nicht genau bekannt. In Syrien war, seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und bis zur Stunde, bei den Christen ein Jahr gebräuchlich, dessen Monate, von den Griechen mit macedonischen, und von den Syrern mit einheimischen Namen bezeichnet, den römischen ganz parallel liefen. Später vertauschten sie das gebundene Mondjahr mit dem Julianischen.

Die Juden begannen ihren bürgerlichen Tag wahrscheinlich mit Einbruch der Nacht, kannten die Abtheilung in Wochen und des Jahres in zwölf Mondmonate. Ihre Einschaltungsmethode war höchst unvollkommen. Gegen Ende des zwölften Monats besichtigte man in den wärmern Gegenden des Landes die Saatfelder, um zu beurtheilen, ob die Gerste so weit gediehen sei, daß man mit Sicherheit hoffen durfte, um die Mitte des folgenden Monats reife Aehren opfern zu können. In diesem Fall begann man mit dem nächsten Neumonde den Aehrenmonat und zugleich das neue Jahr; widrigenfalls verlängerte man das alte um einen dreizehnten Monat. Dies schwankende Verfahren scheint bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus nicht abgekommen zu sein. Seitdem hat sich die neuere Zeitrechnung der Juden weiter ausgebildet. Die Stunde theilten sie in 1080 Theile, deren 18 auf unsere Minute gehen. Die Woche beginnt Sonnabends um 6 Uhr Nachmittags. Das Jahr besteht aus zwölf Mondmonaten und wird von Zeit zu Zeit durch einen dreizehnten mit der Sonne ausgeglichen. Neujahr fällt zwischen den 5. September und 5. October.

Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Aus den Quellen bearbeitet von Ludwig Ideler. Zweiter Band.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1827, Nr. 94, S. 373.)

Der zweite Band dieses Werkes begreift die Zeitrechnung der Römer, der christlichen Völker, der Araber, Perser und Türken und verdient gleich wie der erste wegen vieler scharfsinnigen Untersuchungen, vieler neuen und einleuchtenden Ergebnisse eine recht umständliche und gründliche Beurtheilung. Da es aber seit langer Zeit Regel ist, daß unsere meisten kritischen Zeitschriften lieber eine große Zahl mittelmäßiger Schriften oberflächlich anzeigen, als über gediegene Werke gründlich Bericht erstatten, so wird der Verf. wol lange warten müssen, ehe er auf diesem Wege etwas Befriedigendes über sein Werk vieljährigen Fleißes vernimmt. Glücklicherweise bildet sich, unabhängig von jenen, nicht selten unreifen oder leidenschaftlichen Stimmen, unter den wahrhaft Einsichtsvollen ein festes Urtheil, und die Sachen stehen, trotz der sich mehrenden Flut unnützer Tagesblätter, gottlob doch so daß weder boshafter Tadel ein tüchtiges Werk vernichten, noch übertriebenes Lob einem schlechten das Leben fristen kann.

An dieser Stelle können wir weder auf die gründliche Prüfung des römischen Säcularcyklus und der Scaliger'schen Einschaltungsmethode, noch auf die genauen Untersuchungen über das Osterfest, noch auf andere lehrreiche mehr esoterische Abschnitte eingehen; wir müssen uns begnügen, für ein gemischtes Publicum einiges allgemein Ansprechende und Verständliche mitzutheilen.

Die Römer begannen ihren bürgerlichen Tag um Mitternacht, kannten anfangs die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden nicht und zerfällten die Nacht in vier Vigilien oder Nachtwachen, jede zu drei Stunden. Sonnenuhren erhielten sie nach der Mitte des 5. Jahrhunderts der Stadt, und die erste brauchbare Wasseruhr soll Scipio Nasika im Jahre Roms 595 aufgestellt haben. Vier verschiedene römische Jahre verdienen eine besondere Betrachtung, das des Romulus, des Numa, der Decemvirn und des Julius Cäsar. Das erste begann im März und hatte zehn Monate; aber diese waren weder Sonnen- noch Mondmonate, sondern nach ihrer Länge so verschieden, daß sie wahrscheinlich die durch Auf- und Untergänge kenntlicher Gestirne begrenzten Abtheilungen des Sonnenjahres bezeichneten.

Dasselbe mag um die Zeit des Numa zu einem Mondjahre von zwölf Monaten und 355 Tagen umgebildet worden sein. Die Calenden entsprachen ursprünglich der ersten Erscheinung der Mondsichel in der Abenddämmerung, die Idus dem Vollmonde, und die Nonen dem neunten Tage vor den Idus. Dieses Mondjahr war übrigens ein gebundenes, welches man durch Einschaltungen mit dem Sonnenjahre in Uebereinstimmung zu bringen suchte, damit unter anderm gewisse Feste (z. B. Cerealia, Palilia) immer auf dieselbe Jahreszeit fallen möchten. Alle zwei, drei Jahre pflegte man nach dem Februar einen ganzen Mondmonat einzuschalten, und das römische Jahr, im volksthümlichen und religiösen Gebrauche, begann die ersten sechs Jahrhunderte hindurch mit dem März.

Unter den Decemvirn änderte man die Einschaltungsweise dergestalt, daß der Charakter des Mondjahres verschwand, ohne daß man doch zu einem festen Sonnenjahre gekommen wäre. Die Pontifices verfuhren hiebei mit großer Willkür und stellten, oft nach ganz äußern, oder eigennützigen Nebengründen, das Jahr länger oder kürzer: ein Misbrauch, der in unsern Tagen fast unbegreiflich scheint. Mit Julius Cäsar's Kalenderverbesserung nahm dieser Misbrauch, gleich mancher andern chronologischen Verwirrung, ein Ende. Das Jahr 708 der Stadt, 46 vor Christus, bekam 445 Tage, um die Calenden des Januars auf die Zeit des kürzesten Tages und zugleich des Neumondes zurückzubringen. Dem Sonnenjahre von 365 Tagen ward alle vier Jahre ein Tag hinzugefügt.

Seit dem Jahre der Stadt 601 traten die Consuln ihr Amt mit dem 1. Januar an, früher keineswegs immer zu derselben Zeit. Die Berechnungen über das Jahr der Erbauung Roms schwanken in einem Zeitraume von nicht weniger als 142 Jahren; unter den genauern setzt Varro 753, Cato 752 vor Christus. Laut Jenem (dessen Ansicht seit Claudius auch in den Schriftstellern vorherrscht), ist 753 das erste Jahr vor, und 754 das erste Jahr nach Christus.

Die Zeitrechnung der christlichen Völker ist, so weit sie die Form und Eintheilung des Jahres betrifft, wesentlich die von Julius Cäsar verbesserte römische; nur die siebentägige Woche ging aus der jüdischen Zeitrechnung in die christliche über. Sonnenzirkel heißt ein Zeitraum von 28 Jahren, nach dessen Ablauf die Wochentage mit den Monatstagen wieder zusammenfallen; Sonntagsbuchstabe ist derjenige von den sieben ersten Buchstaben des Alphabets, welcher auf den Sonntag fällt, wenn man den ersten Tag des Januars mit A. bezeichnet. Der man=

gelhaften römischen Gewohnheit, nach Calenden, Nonen und Idus zu datiren, hat man erst sehr allmälig entsagt.

Der verwickeltste Theil der christlichen Chronologie ist die Berechnung des Osterfestes. Es gilt dafür die Regel: Das Osterfest wird allemal an dem Sonntage gefeiert, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser auf einen Sonntag trifft, jedesmal an dem nächstfolgenden. Hienach ist die früheste Ostergrenze der 21. März, die späteste der 18. April. Sehr richtig macht der Verf. auf die vielen und großen Unbequemlichkeiten aufmerksam, welche aus der Beweglichkeit dieses Hauptfestes entstehen, wie es denn in Wahrheit auch widersinnig erscheint, den Jahres- und Erinnerungstag eines bestimmten Ereignisses nacheinander an 29 verschiedenen Tagen zu feiern.

Das Julianische Jahr, welches, zufolge genauerer Beobachtungen, zu lang war, ist unter Gregor XIII. durch Aloisius Lilius berichtigt und die Einschaltungsmethode verbessert worden. Nach dem 4. October des Jahres 1582 zählte man sogleich den 15., ließ also 10 Tage aus und bestimmte, daß alle 400 Jahre drei Schalttage wegfallen sollten. Jetzt beträgt der Unterschied des alten und neuen Kalenders bereits 12 Tage und wächst mit jedem Säcularjahre, das sich nicht nach Weglassung der beiden letzten Ziffern, durch vier ohne Rest dividiren läßt, um einen Tag. Nur die Russen und Griechen bedienen sich noch des alten Kalenders. Die Protestanten nahmen ihn erst im Jahre 1700 an und sprangen vom 19. Februar auf den 1. März; die Engländer gingen vom 2. zum 14. September 1752; die Schweden vom 17. Febrnar zum 1. März 1753 über.

Im Mittelalter ward das Jahr keineswegs überall mit dem 1. Januar angefangen, sondern oft mit der Empfängniß Maria's, der Auferstehung, der Beschneidung, am häufigsten aber mit der Geburt Christi. Diese Unbestimmtheit der Jahresanfänge hat für den Geschichtsforscher große Unbequemlichkeit; sie wird aber dadurch ausgeglichen, daß in der Regel das Jahr der Indiction, der Heiligentag, kurz, mehre chronologische Data beigefügt sind, mit deren Hülfe sich Zweifel in der Regel lösen lassen; während bei unserer einfachen Datirung ein obwaltender Irrthum in der That noch schwerer entdeckt und berichtigt werden kann. Beispiele, wie sie der Verf. S. 356 und 363 in Beziehung auf falsche Indictionen angibt, sind dem Ref. bei der Durchsicht vieler Urkunden öfter vorgekommen; sie beruhen aber in der Regel gewiß auf Schreib- und Druckfehlern, und fast jedesmal ergab sich, ob der Fehler in der Indictions- oder Jahreszahl lag.

In den ersten Jahrhunderten seit Christus bezeichnete man im Abendlande das Jahr nach dem Regierungsantritte der Kai-

ser, oder noch gewöhnlicher nach den Consuln. Der letzte Consul im Orient und überhaupt der letzte Privatmann, der dem Jahre seinen Namen gab, war Flavius Basilius Junior im Jahre 541; doch setzten seitdem, ungewiß wie lange, die Kaiser Jahre ihres Consulats neben denen ihres Regierungsantritts.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden die Indictionen, ein Zeitkreis von 15 Jahren, der mit Bezug auf das Steuerwesen eingeführt und später der Römer Zinszahl übersetzt ward.

Die Jahresrechnung seit Christi Geburt rührt von dem Abte Dionysius dem Kleinen her, welcher in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts lebte. Sie kam nur nach und nach in Gebrauch, hatte aber im 10. Jahrhundert bereits in mehren Ländern durch ihre innere Zweckmäßigkeit obgesiegt. Hienach ist das erste Jahr der christlichen Aera das 754. der Stadt Rom, nach Varronischer Rechnung, das 4. der 194. Olympiade, das 312. der Seleucidischen Aera. Darüber, daß Dionysius Christi Geburt zu spät angenommen habe, war man längst einig, uneinig dagegen über die Größe seines Irrthums. Nachdem der Verf. alle Ansichten geprüft, berechnet er genau die Zusammenkunft des Jupiter und Saturn, des Sternes, der laut des Evangeliums den Hirten vorleuchtete, und entscheidet unsers Erachtens die Frage zuerst ganz überzeugend dahin: daß Christus am Schlusse des Jahres Roms 747, also sechs Jahre früher geboren ist, als unsere gewöhnliche Zeitrechnung annimmt. Zu nicht ganz so klaren Ergebnissen führen die Untersuchungen über das Todesjahr Christi.

Ohne Zweifel weit weniger brauchbar als unsere Jahrrechnung ist die nach Jahren der Welt, wo, bei dem Mangel eines sichern Anfangspunktes, die Hypothesen bis auf Tausende von Jahren auseinander gehen. Mit Recht zählen jetzt alle Geschichtsforscher die Jahre vor und nach Christi Geburt, wodurch die Zahlen kleiner und sicherer werden, oft auch zu einer merkwürdigen Gegeneinanderstellung Veranlassung geben und dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen.

Die Araber sind das einzige unter allen zu einiger Bildung gelangten Völkern, welches die Eintheilung der Zeit ausschließlich auf den Lauf des Mondes gründet. Sie fangen ihre Monate mit der ersten Erscheinung der Mondsichel in der Abenddämmerung an und nennen die Dauer von zwölf solcher Monate ein Jahr, ohne je an eine Ausgleichung des Mondes- und Sonnenlaufes zu denken, daher der Anfang ihres Jahres in einem Zeitraum von etwa 33 der unserigen rückgängig durch alle Jahreszeiten wandert. Diese ohne Zweifel uralte Zeitrech-

nung ist von Muhamed bestätigt und fast von allen Bekennern seiner Lehre angenommen worden. Der bürgerliche Tag muß nach Obigem mit dem Untergange der Sonne anfangen, weshalb die Araber auch gewöhnlich Zeiträume nach Nächten bestimmen und nach Nächten datiren. Sie rechnen, ohne Unterschied der Tag- und Nachtlänge, zwölf Stunden auf den natürlichen Tag und ebensoviel auf die Nacht; auch haben ihre Sonnenuhren eine Einrichtung, welche diesen, mit den Jahreszeiten bald zu, bald abnehmenden Stunden entspricht. Die Woche hält sieben Tage, jeder Monat abwechselnd 29 und 30 Tage, das Jahr also 354 Tage. Da nun aber das Mondjahr länger ist, so werden im Verlaufe von 30 Jahren elf Tage eingeschaltet, um das bürgerliche mit dem astronomischen in Uebereinstimmung zu bringen. Die Jahrrechnung nach der Flucht Muhamed's beginnt mit dem 15. Julius 622.

Vor dem Untergange der Dynastie der Sassaniden hatten die Perser ein Sonnenjahr von 360 Tagen, denen man fünf Einschaltungstage hinzufügte. Die sogenannte persische Jahrrechnung beginnt mit dem Regierungsantritte Jezdegird's, den 16. Junius 632. Die Tage zählt man von Mittag zu Mittag. Merkwürdig ist noch das Sonnenjahr, welches ums Jahr 1079 zur Zeit des seldschuckischen Sultans Malek berechnet und hier und da, wenigstens zu astronomischem Gebrauche eingeführt ward. Es begann mit der Frühlingsnachtgleiche und hatte eine so genaue Einschaltungsmethode, daß nur in 1487 Jahren ein Tag zu wenig gezählt wurde. Doch zeigt das Gregorianische Jahr Vorzüge, die sich hier nicht entwickeln lassen.

Der türkische Volkskalender stimmt ganz mit dem arabischen überein, ist ebenso einfach und ebenso schwankend. Neben demselben bedienen sich die gebildeten Türken, denen die genauere Kenntniß der Zeiten des Mond- und Sonnenjahres ein Bedürfniß ist, einer aus der muhamedanischen und christlichen künstlich zusammengesetzten Zeitrechnung. Ihr Sonnenjahr beginnt dann den 1. März und ist wesentlich das Julianische; doch bedienen sie sich unserer Jahreszahlen nicht, es sei denn im Verkehre mit den Christen.

20.

Johannes v. Müller und Robert Glutz-Blotzheim's Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von Johann Jakob Hottinger. Sechster Band. Oder: Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeiten der Kirchentrennung. Erste Abtheilung. Zürich, Orell, Füßli u. C.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 213.)

Der frühzeitige Tod Joh. von Müller's muß nach menschlicher Betrachtungsweise in mehr als einer Beziehung ein Unglück genannt werden. Zuvörderst weil der treffliche Mann während der letzten Jahre seines Lebens in einer ungern übernommenen Stellung aushalten mußte, die ihn von seinem Fache entfernte, ohne irgend anderen Trost und Ersatz zu bieten. Keine Tragödie kann tiefern, rührendern Eindruck machen, als sein Briefwechsel aus dieser Unglückszeit; und wer theilte nicht den lebhaften Wunsch, daß er den Vorsatz sich aus diesen Verhältnissen herauszureißen, noch habe ausführen und an der Freude einer neuen Zeit Theil nehmen können? Niemandes Antheil wenigstens wäre herzlicher gewesen als der seine, und gern würde er zugestanden haben: Europa sei noch nicht so veraltet und verknechtet gewesen, als der Geschichtforscher nach ähnlichen Erscheinungen befürchtete. Freilich gibt es Leute, die nur von seiner Verzagtheit und ihrem Heldenmuthe wissen; wenn wir aber keineswegs so unbillig sind, dem letzten geringhaltige Triebfedern unterzuschieben, dürfen wir wol verlangen, daß Müller's Ansicht auch aus höherem Standpunkte erklärt und auf die Tiefe seines Schmerzes, gleichmäßig wie auf seinen Glauben an die Vorsehung, Rücksicht genommen werde.

Ferner ist Müller's Tod ein großer Verlust für geschichtliches Urtheil und geschichtliche Bildung. Freiwillig nannte man ihn den ersten Geschichtforscher und Geschichtschreiber Deutschlands, an ihn wandten sich unzählige Jünglinge und Männer und fanden Rath, Hülfe, Aufmunterung. Nirgends bediente er sich seines Ansehens und seiner Ueberlegenheit auf einseitige Weise, und wenn Manche seine freundlichen Worte zu eitel deuteten, sollte man mehr ihnen, als dem wohlwollenden Manne deshalb Vorwürfe machen. Wenigstens ist die Art und Weise, wie er Sachen und Personen betrachtete, würdigte, ohne Zweifel der weit vorzuziehen, welche Schlözer eine Zeit lang geltend zu

machen suchte, oder dem babylonischen Hin- und Herreden, welches nicht selten in unsern Tagen die kleineren Leute, bald schmeichlerisch, bald grob, ohne feste Einsicht und Beziehung kund geben.

Endlich sind die Früchte von Müller's unermüdlichem Fleiße nur zum geringeren Theile für die Welt gereift, die meisten und größten der Vorarbeiten aber mit ihm ins Grab gesunken. Kaum dürfte es, nach seinem abschreckenden Beispiele, ein Einzelner wagen die Universalgeschichte zum Gegenstande ähnlicher Forschungen zu machen; und selbst für die Geschichte der Schweiz tritt schon der zweite Forscher auf, nachdem der erste, Glutz-Blotzheim, seinem Meister nachgefolgt ist. Beide, Glutz-Blotzheim wie Herr Hottinger, sind zuvörderst zu loben, daß sie keineswegs darauf ausgehen Müller's Schreibart nachzukünsteln. Denn ein solches Bemühen erscheint, da Jeder vor Allem seine Natur ausbilden und mit seinem Munde reden soll, immer unnatürlich; und am meisten muß es misglücken, wenn die Darstellung so ganz aus der Eigenthümlichkeit des Mannes hervorgeht wie bei Müller. Dadurch aber, daß man sich (und dies ist freilich das Leichtere) gewisse Härten und Mängel seiner Schreibart angewöhnt, hat man ihre inneren Vorzüge noch keineswegs erworben. Herrn Hottinger's Darstellung empfiehlt sich durch Klarheit, Natürlichkeit und angemessene Würde; überall folgt man ihm mit Theilnahme, ohne je auf Mattes und Oberflächliches, oder auf Steifheit und Schwulst zu stoßen. Gleich lobenswerth ist die Anordnung der Haupttheile und die sich überall bekundende, gründliche Forschung. Nur hätten wir gewünscht, daß nicht (z. B. S. 394, 399, 403, 423, 449, 460, 473) das Eigenthümlichste, Lebendigste bisweilen in die Note verwiesen, und der allgemeinere, weniger ansprechende Satz in den Text aufgenommen wäre, obgleich der Verf. gegen diesen Tadel Müller's Vorgang anführen kann.

In der Vorrede bezeichnet Herr Hottinger die Idee des Sittlich-Erhabenen als den festen, leuchtenden Punkt, welcher durch alles Gewirre der Ereignisse und Parteiungen hindurchführe und seit Jahrtausenden seine Wahrheit und siegende Kraft bewährt habe. Weit entfernt, die niedrigen Standpunkte, welche der Verf. verwirft, zu vertheidigen, ist es uns doch so vorgekommen, als sei jener Gedanke an sich kaum ganz klar und erschöpfend. Denn ob wir gleich nicht geltend machen wollen, daß verschiedene Völker und Zeiten dafür einen ganz verschiedenen Inhalt gesetzt und anerkannt haben, so möchten wir doch zunächst fragen: warum der Verf. nur vom Sittlich-Erhabenen und nicht auch vom Sittlich-Schönen spricht? Wenn ihm einmal das Sittliche für sich nicht ausreichte, so durfte von den zwei

Hälften der ästhetischen Seite nicht die eine übergangen werden Oder soll, um es ins Geschichtliche zu übersetzen, der Nachdruck allein auf Männer wie Leonidas, Cato, Winkelried, Luther u. s. w. gelegt, sollen Aristides, Melanchthon, Washington und ähnliche dagegen in den Hintergrund gestellt werden? Da dies gewiß nicht die Meinung des Verf. ist, so wäre es unbillig, weitläufiger über jenen Ausdruck zu kritteln; allein selbst in der weiteren von uns verlangten Ausdehnung ist immer nur von der Lichtseite des Menschlichen die Rede, und ihr gegenüber steht bekanntlich eine andere Ansicht, welche (ganz entgegengesetzt der vom Verf. mit Recht getadelten epikureischen Oberflächlichkeit) mit tiefem Ernste die Nachtseite hervordreht und diese vor Allem geltend macht, um zu einem ganz andern Lichte vorzubereiten und darauf hinzudrängen. In Wahrheit aber muß jede ergründende und umfassende Behandlung der Geschichte beide Seiten gleichmäßig berücksichtigen; der Gegensatz von gut und böse, schön und häßlich, erhaben und niedrig offenbart sich überall, und wer nur Weiß in Weiß, oder Schwarz in Schwarz malen wollte, wäre überhaupt kein Maler. Geschichtswerke (und wir haben dergleichen), welche nur darauf ausgehen, die menschliche Weisheit zu vergöttern, oder umgekehrt nur von Dummheit, Schurkerei und Erbärmlichkeit aller Art wissen, sind gleich einseitig und mangelhaft.

Daß dies Alles, was uns bei Gelegenheit einer Aeußerung des Verf. beifiel, nicht wider ihn gesagt ist, beweiset sein Werk. Ueberall zeigt sich das löbliche Bestreben nach völliger Unparteilichkeit; und wenn er auch im Ganzen auf der Seite der Protestanten steht, werden ihn doch selbst Katholiken billiger und gemäßigter finden, als viele andere. Das erste Buch handelt von dem staatsrechtlichen Standpunkte, den italienischen Feldzügen bis auf die Schlacht von Pavia, und den Verhältnissen der Eidgenossen zu Ulrich von Würtemberg. Es schließt mit dem Geständnisse, daß der Verf. das Feld der Kriegszüge, Schlachten und politischen Umtriebe Fremder und Einheimischer ermüdet verlasse, um zur Reformationsgeschichte überzugehen. Nicht selten haben wir aus ähnlichen Gründen dasselbe gefühlt und hegen die Ueberzeugung, daß fast in allen Geschichtswerken die Kriegsgeschichte zu viel Raum einnehme und die meisten Leser langweile, ohne dem Sachverständigen zu genügen. Wo soll Zeit und Raum herkommen, die tausend Schlachten auch nur der letzten Jahrhunderte zu beschreiben, und wie wenige sind wahrhaft entscheidend und folgenreich gewesen?

Sehr verständig ist die Darstellung des kirchlichen Zustandes in der Schweiz und des Auflebens der Wissenschaften vor-

angeschickt, da beides erst die Reformation natürlich und begreiflich erscheinen läßt. Wie man auch über die letzte denke, nur ein Blinder oder Verblendeter kann leugnen: daß damals ungeheure Mängel stattfanden und die kirchlichen Obern dieselben vielmehr herbeiführten, als auf irgend genügende Art abzustellen suchten. Von Erasmus und Hutten spricht der Verf. billiger und gemäßigter als die meisten in alter und neuer Zeit, welche in der Regel nur den einen oder den andern vergöttern, oder zur Hölle verdammen. Doch ist uns zweifelhaft, ob eine Aeußerung über Erasmus ganz zu rechtfertigen sein dürfte. Es heißt nämlich (S. 306): „Sein Beispiel sollte lehren, daß aus entscheidendem Kampfe zwischen Licht und Dunkel nur derjenige siegreich hervorgehen kann, der zu freudiger Hingabe aller andern Güter um das Edelste, die erkannte Wahrheit, bereit ist." Hiebei scheint uns von vorn herein angenommen: das Licht sei durchaus auf Seiten der Protestanten, das Dunkel auf Seiten der Katholiken gewesen, und Erasmus habe die Lehre der Reformation zwar für wahr gehalten, aber diese Ueberzeugung nicht aussprechen, ihr nichts opfern wollen. Ob aber dem sachlich und persönlich so war, ist ja eben die Frage. Erasmus meinte nach seinen bestimmten Aeußerungen, Licht und Dunkel sei unter beide Parteien getheilt; und wie kann man ihm zumuthen, sich für etwas aufzuopfern, was er nicht für Wahrheit hielt? Des Irrthums mögen ihn Andersdenkende beschuldigen; für eine härtere Anklage scheinen uns keine genügenden Gründe vorhanden zu sein; oder man dürfte hiedurch die Thür zu ähnlicher Behandlung der Reformation öffnen. Unrecht hatte Erasmus gewiß nicht, wenn er sagte: „Fort mit den Leidenschaften! Laßt uns Alle den friedebringenden Geist anrufen, damit das Christenthum, schon so sehr beängstet, nicht ganz zusammenstürze u. s. w." — Auch glauben wir, daß er in den Streitschriften gegen Luther über den freien Willen seine wahre Ueberzeugung aussprach, daß aber allerdings die Gefahr einer Uebertreibung und Misdeutung beider Ansichten vorhanden ist. Auf Seiten des Erasmus nämlich die Gefahr: in die Lehre vom Zufall, Unbestimmbarkeit, leerer Willkür, Hochmuth mit menschlichen Kräften, Werken und Verdiensten zu gerathen, von Gott und seiner Führung und Gnade immer weiter abzukommen und Christi Verdienst als unbedeutend zu betrachten; nach der andern Seite die Gefahr: aus der Lehre von Gottes Vorsehung in die einer blinden Nothwendigkeit zu verfallen, das Gewissen abzustumpfen und abwechselnd das, was man thut, mit falschem Hochmuthe für Gottes Werk, oder mit erkünstelter Demuth für unabwendbaren Zwang des Teufels auszugeben. — Deshalb drückte sich Melanchthon,

nachdem man an Thomas Münzer und den Wiedertäufern so schwere Misdeutungen erfahren hatte, in den spätern Ausgaben seines Lehrbuches über diesen Gegenstand immer vorsichtiger aus.

21.

Antignostikus Geist des Tertullianus und Einleitung in dessen Schriften, mit archäologischen und dogmenhistorischen Untersuchungen von Dr. August Neander.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 273.)

Obgleich die Aufgabe, Leben und Thaten eines berühmten Mannes darzustellen, leichter und einfacher ist, als einen ganzen Zeitraum im Zusammenhange aufzufassen und zu entwickeln, so gibt es doch nur wenige Biographen, die man als Meister bezeichnen darf: ein Beweis, wie schwer es sei, den Kern irgend eines fremden Daseins zu begreifen, sich in dessen Mittelpunkt zu versetzen und von da aus alle Linien und Fäden bis auf die Oberfläche jeder einzelnen Erscheinung zu verfolgen. Mehre Neuern haben durch Reflexion, oder was sie einen allgemeinen Grundsatz nannten, plötzlich Licht in die Dunkelheit und Verwirrung bringen wollen; allein jene Reflexion war oft nur die Brille der eigenen Meinung, und der Grundsatz verwandelte sich in eine todte, oder ertödtende Formel. Diesen Abweg und das Uebermaß psychologischer Erörterungen vermeidend, häuften Andere eine Menge unzusammenhängender Einzelnheiten und glaubten dann dem vielgepriesenen Plutarch gleich zu stehen. Und doch muß dies Verfahren, wenn des Griechen Gabe lebendiger Auffassung und reger Theilnahme fehlt, mehr ermüden und verwirren, als reizen und aufklären. Ja selbst ihm ist es einige male gefährlich geworden, wenn er aus verschiedenen Quellen Widersprechendes entnimmt und wurzellos nebeneinander stellt. Auf keinen Fall soll der Neuere Plutarch's Verfahren unbedingt nachahmen wollen, weil, alle andern Gründe jetzt bei Seite gesetzt, Theseus und Washington, Lykurg und Pitt bei so verschiedenen Naturen und Verhältnissen, auch der Form nach anders behandelt werden müssen. Noch weniger läßt sich ein Chrysostomus oder Tertullian à la Plutarch denken. Die schwere Frage: ob und welche künst-

lerische Form hier anwendbar sei? dürfen wir um so eher bei Seite setzen, da der Verf. vorliegenden Buchs mehr wissenschaftliche Belehrung als ästhetische Darstellung bezweckt, und auf gewisse Nachlässigkeiten, die von dieser Seite her gerügt werden könnten, kein Gewicht legt. Dagegen tritt etwas Anderes belebend hervor, welches Niemand sich ankünsteln kann und viele äußerlich glänzende Talente überwiegt: nämlich tiefe Gemüthlichkeit und durch christliche Milde überall verklärte Gerechtigkeit, die von dem kalten und erkältenden Abwägen, was sich oft als Unparteilichkeit anpreiset, sehr verschieden ist. Wie beherzigenswerth sind, im Vergleiche mit dem Eifern und Hadern so vieler Gottesgelehrten, die Worte, welche der Verf. gleich in der Vorrede über die verschiedenen, im Christenthume sich offenbarenden Richtungen ausspricht!

„Alle diese Richtungen (heißt es S. V) können in der Vielseitigkeit des für die ganze menschliche Natur bestimmten Christenthums ihren Platz finden, es auf eigene Weise sich aneignen, von demselben durchdrungen und verklärt werden. Es kann aber auch eine jede dieser Richtungen durch Einseitigkeit (und daher Beschränktheit), durch selbstsüchtiges Ausschließen und Abstoßen jeder andern Richtung, die auch eine rein menschliche ist und zu einer christlichen sich bilden kann, das Wesen des Christenthums beeinträchtigen. Darum offenbarte sich der, von einer andern, als menschlichen Weisheit geleitete Entwickelungsgang der menschlichen Natur im Christenthum in der Art, wie stets eine Richtung der andern in der Kirche das Gegengewicht halten mußte. Hätte nur nicht oft ungeschickte menschliche Hand, die den Faden der freien Geistesentwickelung nimmer zu leiten vermag, in die Fortbildung der Gegensätze gewaltsam störend eingegriffen und hemmenden Tod an die Stelle der von innen heraus fortgehenden Lebensentwickelung gesetzt. Gott was Gottes ist! Was wäre aus der Entwickelung der christlichen Lehre und Theologie in den ersten Jahrhunderten geworden, wenn es nur Tertulliane, was, wenn es nur Origenesse gegeben hätte! Die Stimme der ganzen Kirchengeschichte warnt vor Allem, was die Geister in Eine dogmatische Form hineinzwängen und die Freiheit und Mannichfaltigkeit der geistigen Lebensentwickelung hemmen möchte."

In gleichem Sinne sagt der Verf. S. 158: „Aus der, das Leben der Christen beseelenden wahren Idee, die allen ihren Gefühlen eine neue Richtung gegeben hatte, gingen mehre symbolische Gebräuche hervor; aber durch das Symbol wurde nachher die geistige Wahrheit verdunkelt. Es zeigt sich auch hier, wie gefährlich die Vervielfältigung der Symbole für die Religion

ist, da die Menschen so leicht in dem Aeußerlichen das Innere vergessen.“

Sagt aber doch zuerst, rufen vielleicht Manche, uns unterbrechend: Wer ist denn dieser Tertullianus, von dem das ganze Buch handelt? Uebel genug, möchten wir antworten, daß ihr auf Schulen die Reihe der römischen Kaiser an den Fingern herzählen, über jede Nichtsnutzigkeit und Frevelei derselben genaue Auskunft geben könnt; von den Männern, welche glorreich das Christenthum verkündeten, aber nichts wißt. Jene heidnisch-philologische Weise, Geschichte zu lehren und zu lernen, sollte mit der christlich-theologischen in engerem Zusammenhang und bessere Uebereinstimmung gebracht werden, weil jede, einseitig verfolgt, auch nur zu einseitigen Ergebnissen führt. Eine blos frömmelnde Betrachtung des Alterthums ist so tadelnswerth, als eine blos antike Würdigung des Christenthums, und sonderbar genug lautet der Artikel Tertullianus im Conversationslexikon (den unsere Leser zunächst nachschlagen mögen) billiger und verständiger, als mancher ihn betreffende Absatz in einigen Kirchengeschichten.

Bei der Schwierigkeit, sich in das Latein und die Darstellungsweise Tertullian's hineinzufinden, werden die reichen Auszüge, welche Hr. Neander aus seinen Werken gibt, selbst Gelehrteren willkommen sein und des Mannes Natur, Ansichten und Wirkungen in helleres Licht stellen. Doch hat die vielfache Beschäftigung mit demselben den Verf. keineswegs über dessen Mängel verblendet; vielmehr reihen sich an die Darlegung derselben einige der wichtigsten und beherzigungswerthesten Betrachtungen an, aus denen wir beispielsweise Folgendes ausheben. „Durch einen aus ascetischem Geiste kommenden Separatismus (S. 246) wird der geistliche Hochmuth nur zu leicht hervorgerufen und genährt.“ In den Eifer (S. 124) einer aufgeschraubten, das christliche Zartgefühl unterdrückenden, betriebsamen Frömmigkeit mischt sich dann Eigenwille, Hochmuth und Eitelkeit. „Es paßt nicht ein Maß (S. 287) für Alle. Die Anmaßung eines kalten Verstandes, wie einer selbstgemachten ascetischen Frömmigkeit, welche alle unter ein Maß bringen will, sind auf gleiche Weise zu verwerfen.“ „Daß sich die Montanisten (und ebenso manche neuere Sekten) an die Grundwahrheiten (S. 250) des Christenthums anschlossen, war noch nicht genug zur Beglaubigung ihrer Lehre. Sobald sich diese als etwas, für das Heil Nothwendiges ausgab und sich doch nicht von selbst aus diesen Grundwahrheiten ableiten ließ, mußte sie nothwendig mit denselben im Widerspruch stehen, denn sie setzte noch einen

andern Grund des Heils, als den in diesen Wahrheiten enthaltenen voraus."

Tertullian's einseitige Ansicht der Philosophie gibt dem Verf. an einer andern Stelle Gelegenheit, sich über ihr Verhältniß zur Religion lehrreich auszusprechen. Er sagt:

(S. 66.) „Tertullian betrachtete die Philosophie blos aus einem polemischen Gesichtspunkte und war nicht unbefangen genug, um die Philosophie und die Bessern unter den Philosophen des Alterthums von ihrem Standpunkte aus gehörig zu würdigen, um anzuerkennen, wie weit die Menschheit durch philosophische Entwickelung des in der Ueberlieferung gegebenen und in dem ursprünglichen Bewußtsein enthaltenen religiösen Stoffs gelangen konnte, und dann desto anschaulicher den höhern Standpunkt, auf welchem die Menschheit durch das Christenthum erhoben worden, darzustellen. So hätte Tertullian in mancher Hinsicht das, was Paulus vom Verhältnisse des Gesetzes, als eines Zuchtmeisters, zum Evangelium sagte, auf das Verhältniß einer philosophischen Sittenlehre zum Christenthum anwenden können. Unbefangener betrachteten dies die alexandrinischen Kirchenlehrer, die aber freilich, wie die menschliche Natur stets zwischen den entgegengesetzten Abwegen sich bewegt, leicht auch sich zuweilen verleiten ließen, Philosophie und Christenthum mit einander zu vermischen. Dem Tertullian erschien alle Philosophie als bewußte Verfälschung des Unmittelbaren, des Ursprünglichen, des in dem ursprünglichen religiösen Bewußtsein (dem sensus publicus naturae) oder in der ursprünglichen, von den Offenbarungen Gottes im alten Testamente herrührenden Ueberlieferung Enthaltenen. Die Verirrung einer falschen Philosophie, in die freilich einseitige Vernunftspeculation und Verstandesreflexion immer gerathen, wenn sie sich unabhängig von den übrigen wesentlichen Kräften und Richtungen der menschlichen Natur, insbesondere unabhängig von den Bedürfnissen und Erfahrungen des Herzens als etwas Selbständiges behaupten wollen, — diese Verirrung falscher Philosophie erscheint ihm als das Wesen der Philosophie an und für sich. Es ist ihm der menschliche Hochmuth, der statt das Göttliche anzunehmen und es herrschen zu lassen, sein eigenes Werk aufbauen und durch dieses herrschen will."

Gleich anziehend ist das, was Hr. Neander S. 311 über das Verhältniß der Schrift und Tradition, und S. 318 über die Ketzer sagt. Gern hätten wir gesehen, wenn er auch Tertullian's schroffe Behauptungen über die Kunst und insbesondere das Schauspiel einer umständlicheren Prüfung gewürdigt und den richtigen Standpunkt für unsere Tage nach seiner billigen Weise festgestellt hätte. Denn leider gehen hier die Ansichten und

Schlußfolgen jetzt in zwei völlig entgegengesetzte Richtungen so ganz auseinander, daß eine Wechselwirkung und Berichtigung unmöglich, und die eine Partei der zweiten unsinnig, die zweite der ersten sündhaft erscheint. Jene kommt in falschem Eifer dahin, christliche und muhamedanische Ansichten über die Kunst zu verwechseln; diese, in übertriebener Begeisterung für das Antike, jede christliche Verklärung als Rückschritt zu bezeichnen. Unfähig, die Verbindung des Schönen und Heiligen zu begreifen, rühmen jene die Bilderstürmereien als einen Sieg des Christlichen über die Blendwerke des Satans; und diese möchten Aristophanes' Lustspiele von Tertianern aufführen lassen, damit die, jetzt allen sich bildenden Christenkindern unentbehrliche, griechische Metrik glatter eingehe. Die Art und Weise wie in unseren Tagen das Schauspiel im Allgemeinen von einzelnen Ascetikern angegriffen worden ist, hilft aber freilich nichts; denn es fehlte ihnen an aller Sachkenntniß, sie beriefen sich auf Gründe und Zeugnisse, die in den jetzigen Verhältnissen fast ganz unpassend geworden, wagten von ihrem einseitigen Standpunkte aus das Edelste dem Nichtsnutzigsten gleich zu behandeln und vorlaut selbst Luther zu hofmeistern. Diese kurze Elle eigener Beschränkung kann man sich denn freilich nicht als das rechte Maß des Christlichen aufdringen lassen; und es ist nicht unnatürlich, daß so ungeschickte Heilungsversuche die falschen Bewunderer des heutigen Theaters nur noch verstockter machen. Denn andererseits hat es keinen Zweifel, daß nur zu oft geschmacklose Stücke, unsinnige Musik und elende Springereien den höchsten Beifall finden, beklatscht, wiederholt und ausposaunt werden, sodaß für das Schöne und Edle weder Zeit, noch Kraft, noch Gefühl übrig bleibt. Daher würden wir es für einen dankenswerthen Fortschritt halten, wenn wir zuvörderst nur von unserer Bühne das los würden, was jeden vernünftigen, gebildeten — Heiden anekeln müßte. Wäre dies mit Hülfe des Aristoteles und Sophokles durchgesetzt, würden diese Männer die neue christliche Kunst besser zu würdigen wissen, als die im ersten Range fehlenden, oder die auf der Gallerie schreienden Zuhörer. Und diese christliche Kunst kann, ja sie soll das Gepräge der verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten annehmen und nicht in einer leeren Begriffsallgemeinheit untergehen, wie Manche von einem nur scheinbar höheren, in Wahrheit niedrigen Standpunkt aus behaupten. Hingegen zeigt eine blos volksthümliche Kunst, ebenso wie eine blos volksthümliche oder Staatsreligion, wesentliche Beschränkungen; und der Verf. erweiset (S. 70), das Christenthum habe dieselben zerbrochen und eine höhere Freiheit bei größerer Tiefe gegründet.

Aus vielem Trefflichen, was der Verf. über die Kirche und ihre Gestaltung sagt, heben wir nur zwei Stellen aus:

„Man sieht (so heißt es S. 340) hier zwei einander entgegenstehende Parteien; die Einen, welche das Kirchengebäude, wie es sich erst nach dem apostolischen Zeitalter ausgebildet hatte, als ein göttliches Institut vertheidigten, eine feste Kirchenordnung als nothwendig zur Fortpflanzung des reinen Christenthums behaupteten; die Andern, welche eine unbeschränkte Freiheit in allen äußerlichen Dingen haben wollten, jene Kirchenordnungen, als fremd dem einfachen, freien Geiste des Evangeliums bekämpften, welche es nicht gelten lassen wollten, daß das unsichtbare Gottesreich an irgend eine Art von äußerlichen Einrichtungen, als wären dieselben zur Erhaltung und Fortpflanzung desselben nothwendig, gebunden würden, welche das allgemeine Priesterthum aller Christen behaupteten und dieses auch in dem kirchlichen Leben überall durchführen wollten, daß auch in der Praxis kein Unterschied zwischen Geistlichen und Laien bestehen sollte, sondern Alle sollten in der Gemeine lehren und die Sacramente verwalten können. Zwei Parteien, die wir oft in folgenden Zeiten einander entgegentreten sehen, die eine, welche auf die äußerlichen Einrichtungen einer sichtbaren Kirche zu großes Gewicht legt, welche, was göttliches Gesetz und was menschliche Ordnung ist, nicht gehörig unterscheidet; die andern, welche, nur die Richtung auf das Unsichtbare festhaltend, aber die Bedürfnisse der schwachen geistig-sinnlichen Menschennatur nicht berücksichtigend, alle solche Anordnungen ganz verschmäht.“

„Man muß beachten (heißt es an einer andern Stelle S. 102), daß zwar das eigenthümliche Wesen der Kirche immer dasselbe bleibt, daß daher von Anfang in der Entwickelung der Kirche eine zum Wesen derselben gehörende, für alle Zeiten nothwendige Grundlage sich bilden mußte, daß aber auch in jeder Zeit die Kirche besondere, gerade nur für die Verhältnisse *dieser* Zeit passende Formen annehmen mußte, und daß auch in derselben Zeit verschiedene Formen nach den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Arten und Richtungen der Menschennatur nothwendig waren. Wollte man nun, das Wesentliche in dem Leben der Kirche mit dem nothwendig Wandelbaren der Form verwechselnd, die Formen, welche aus der innern Entwickelung der Kirche in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten menschlichen Eigenthümlichkeiten hervorgegangen waren, und die allerdings für diese bestimmten Standpunkte menschlicher Entwickelung in gewisser Hinsicht nothwendig waren, zu diesem eigenthümlichen Charakter und diesen eigenthümlichen Verhältnissen dieser Zeit paßten, wollte man diese als für alle Zeiten

nothwendig festhalten, so müßte dadurch der freie Entwickelungsgang der Kirche im Ganzen und Einzelnen auf eine sehr nachtheilige Weise gestört werden."

Aus diesen Gründen und Ansichten, mit denen wir durchaus einverstanden sind, ergibt sich daß, unbeschadet des wesentlich Christlichen in verschiedenen Zeiträumen und Entwickelungsstufen, das Monarchische, Aristokratische oder Demokratische in der Kirchenverfassung, ebenso wie in der Staatsverfassung, vorwalten, oder das päpstliche, bischöfliche oder priesterliche System die Oberhand haben könne. Wo aber nur der eine jener Bestandtheile ausschließlich im Staate herrscht, wo unumschränkte Monarchien, streng abgeschlossene Aristokratien oder sogenannte reine Demokratien sich zeigen, scheint, und mit Recht, der Vorwurf einer falschen Einseitigkeit der Form einzutreten. Besser, wenn die verschiedenen Elemente, wie in den sogenannten gemischten Verfassungen, auf verständige Weise zu einer reichern Gliederung verbunden werden; ob wir gleich weit entfernt sind, dem soeben bekämpften Aberglauben das Wort zu reden, als sei irgend eine Form für alle Völker und Zeiten unbedingt die beste und schlechthin beseligend. Ebenso warnt die Kirchengeschichte in ihren Kreisen gleichmäßig vor der Tyrannei der Päpste, der bischöflichen Synoden und der puritanischen Versammlungen, und eine gemischte Kirchenverfassung dürfte sich deshalb durch die Theorie so rechtfertigen lassen, wie sie sich schon in mehren Zeiträumen durch die Erfahrung bewährt hat.

Es sei erlaubt, hier an einen jetzt viel besprochenen Punkt zu erinnern. Das Recht, die kirchlichen Formen oder die Liturgie zu bestimmen, wird gewöhnlich von einer Partei lediglich dem Landesherrn, von der zweiten lediglich den sachverständigen Theologen, von der dritten den Gemeinen zugewiesen. Jede dieser Behauptungen erscheint uns richtig, sofern sie einen Antheil bei der Entscheidung fordert; irrig, sofern sie das Ganze allein für sich in Anspruch nimmt. Wir würden es für gleich Unrecht halten, wenn ein Landesherr eine, ohne Befragung der Sachverständigen entworfene Liturgie den Gemeinen mit Gewalt aufzwänge, oder wenn die Theologen, unbekümmert um Landesherrn und Gemeinen, angeblich unfehlbar, gesetzgeberten; oder die Gemeinen, aller Ordnung und Gemeinschaft vergessend, nach unbestimmter Meinung der ununterrichteten Mehrzahl, sich als souveraine Inseln constituiren wollten. Nur wenn Sachverständige das zeitlich Beste aufzufinden und mit dem ewig Wahren zu verbinden streben; wenn unbefangene Belehrung die Einsicht der Gemeine weckt und ihren guten Willen hervorruft; wenn der Landesherr das allgemeine Bedürfniß und die besondere Nei-

gung gleichmäßig im Auge behält und zwischen beiden weise vermittelt, — dürfte auf dem Wege der bessern, gemischten Kirchenform auch der bessere Inhalt gefunden werden.

Wie aber, wenn Jemand alle diese einfachen oder gemischten Formen verwerfend sagte: „Jeder Einzelne ist die Kirche?" ein Ausdruck, den wir allerdings schon mehre male gehört haben. Weit entfernt ihn misdeuten zu wollen, läßt er sogar einen mehrfachen Sinn zu. Nicht zu gedenken der Erklärungen, daß Einer oft mehr sei als viele Andere, oder Jeder eine Welt im Kleinen, ein Mikrokosmos, lebt jeder einzelne Christ in Gemeinschaft mit Christus und bildet so im wesentlichsten und größten Sinne eine Gemeine, und wir finden es gar nicht unnatürlich, daß manche echt religiöse Gemüther sich durch die bunte Gemeinschaft in unsern Kirchen mehr gestört und zurückgestoßen, als erbaut und angezogen fühlen. Dessenungeachtet können wir uns mit jenem Ausdrucke aus mehren Gründen nicht befreunden: erstens, weil er doch eigentlich einen Widerspruch in sich schließt und so viel sagt als: ein Einzelner bildet eine Gesellschaft; zweitens, weil er die Kirche überhaupt viel zu geringfügig behandelt, und gar leicht durch hochmüthige Sektirerei hindurch, in völlige haltungslose Vereinzelung hineinführt. Allerdings soll die Tyrannei der Menschensatzungen, welche sich im Widerspruche mit dem Evangelium oft für die unfehlbare Kirche ausgab, verworfen werden; allein es gibt in der Kirche, wie im Staate, eine heilsame Gesetzgebung, welche die Bedürfnisse des Ganzen und der Einzelnen gleichmäßig berücksichtigt und in Uebereinstimmung bringt. Die uns häufig entgegengesetzte Bemerkung: „Christus regiere seine Kirche", hat ihre volle Richtigkeit, hebt aber die Pflicht gar nicht auf, in seinem Sinne thätig einzuwirken und menschlicher Weise dem Bessern nachzustreben. Christus regiert auch im Staate, ohne daß deshalb Verfassung und Verwaltung, bürgerliches und peinliches Recht u. s. w. bei Seite gesetzt werden dürften, oder der formloseste Staat der christlichste wäre. Wollte man aber, sehr verkehrt, dem Satan (oder höflicher, dem bösen Princip) die oberste Regierung des Staats zuschreiben, so würde man diesen entweder unbedingt der Kirche unterordnen, oder ganz auflösen und dann angeblich verklärt mit ihr identificiren müssen; was so wenig zum rechten Ziele führen dürfte, als wo man umgekehrt die Kirche ganz verflüchtigt und nur den todten Niederschlag in den Staat, als zu seinem Wesen gehörig, aufgenommen hat.

22.

Gregorius von Nazianz, der Theologe. Ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte des 4. Jahrhunderts, von Dr. Karl Ullmann.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1827, Nr. 44, S. 173.)

In unsern Tagen, wo man die atheistische Richtung der französischen, angeblich philosophischen Schule in ihrer Oberflächlichkeit und Schlechtigkeit, das echte Christenthum in seiner Würde und Heiligkeit anerkennt, wird das Bedürfniß immer dringender, gebildete Männer und Frauen auf angemessene Weise mit der Kirchengeschichte bekannt zu machen. Diese, zeither nur zu sehr vernachlässigt, oder gar verspottet, ist das beste Mittel gegen die oft nur zu nahe liegenden Einseitigkeiten, Uebertreibungen, Fratzen, und insbesondere gegen den unduldsamen Hochmuth, der sich unter den demüthigsten Formen einzuschleichen pflegt. Sie zeigt, daß Vieles, was sich als neu mit Anmaßung geltend machen will, in ganz ähnlicher Gestalt schon öfter da war; daß Anderes, welches sich des Alters halber ehrwürdig nennt, schon in früherer Zeit mangelhaft erschien, und führt so zu einem wahrhaft christlichen Maßstabe, der richtiger ist als der, welchen Schulen und leidenschaftliche Parteien anpreisen.

Für den eigentlichen Theologen gibt es eine Ueberzahl kirchengeschichtlicher Werke; welche aber dem Nichttheologen zusagen könnten, läßt sich schwer angeben. Spittler's Buch ist mit sehr großer Geschicklichkeit abgefaßt, aber zu kurz und doch auch zu weltlich. Henke, ebenso oft kritisirend als erzählend, setzt mancherlei Kenntnisse voraus, wenn nicht Dies und Jenes unverständlich bleiben soll, auch betrachtet er das Meiste aus einem Gesichtspunkte, den wir keineswegs im Allgemeinen billigen möchten. Stolberg umfaßt nur die ersten Jahrhunderte nach streng katholischer Betrachtungsweise; Schröckh ist zu lang und ermüdend u. s. w. Bei diesen Verhältnissen muß man die rasche Fortsetzung der trefflichen Kirchengeschichte Neander's wünschen, und es ist sehr erfreulich, daß sich die Zahl der lesbaren Lebensbeschreibungen einzelner Kirchenväter mehrt. Zu Neander's Tertullian und Chrysostomus liefert Hr. Ullmann hier ein lobenswerthes Seitenstück, und äußert in der Vorrede: „Die Bessern unter den alten Kirchenlehrern sind, bei manchen Unvollkommenheiten, die wir nicht ableugnen wollen, große Theologen; ihre Erkenntniß war praktisch, sie ging aus dem Leben hervor

und war wieder aufs Leben gerichtet, sie standen mit ihrem ganzen Denken, Thun und Streben im Christenthum; freilich in einem nicht überall rein und klar abgefaßten Christenthum (deshalb soll ihre christliche Erkenntniß auch keineswegs Maßstab für die unserige sein), und ebenso wenig ohne mannichfaltige menschliche Fehler und Unvollkommenheiten; deshalb sind wir auch weit entfernt, sie als Vorbilder eines vollendet heiligen Wandels zu betrachten; — aber erweckende Vorbilder können sie uns darin sein, daß sie sich mit der ganzen Kraft ihres Geistes und mit dem ganzen Ernste ihres Willens dem hingaben, was sie als das Höchste und Heiligste erkannten." — „Möge es (mit diesen trefflichen Worten schließt die Vorrede) derjenigen Theologie nie an Freunden fehlen — und das wird und kann es auch nicht —, welche das reine biblische Christenthum, ohne ab- und zuzuthun, treu und lebendig aufzufassen strebt, ebensowol in seiner historischen Wirklichkeit als in seiner erhabenen Geistigkeit, ebensowol in seiner Tiefe als in seiner Klarheit, Einfalt und praktischen Wirkungskraft; derjenigen Theologie, welche das Christenthum und die Religion überhaupt nicht einseitig als eine Sache des bloßen Verstandes und der Speculation, oder auch des bloßen Gefühls, sondern als eine Sache des ganzen innern Menschen im harmonischen Zusammenwirken seines Denkens, Fühlens und Wollens behandelt, welche philosophische Bildung mit historischer Gelehrsamkeit, Ehrfurcht vor dem Heiligen und ungeheuchelte Liebe zum Christenthum und seinem göttlichen Stifter mit unbefangenen Sinnen für freie wissenschaftliche Forschung zu verbinden sucht."

Aus der gedankenreichen Einleitung, welche uns bis zu dem Anfange der eigentlichen Lebensbeschreibung Gregor's hinführt, heben wir Folgendes hervor: „Es gehört zu den göttlichen Vorzügen des Christenthums, daß es, obwol die Selbstsucht in jedem Individuum bis in ihre letzte Wurzel bekämpfend, doch keineswegs die geistige Eigenthümlichkeit vernichtet, sondern vielmehr in freier Entwickelung verklärt und heiligt. So ist es, ohne sein Wesen zu verleugnen, Allen Alles geworden, um Alle zu gewinnen, und hat einen unendlichen Reichthum geistiger Erscheinungen in seinem Schoose erzeugt." — Nachdem der Verf. dies an den Aposteln, den ersten Kirchenvätern und christlichen Schulen erwiesen, fährt er fort: „Es ist eine Freude, diese Bewegung des geistigen Lebens zu betrachten und zu bemerken, wie die verschiedensten Richtungen, welche, vereinzelt und ausschließend herrschend gemacht, höchst nachtheilig geworden wären, in ihrem Zusammenbestehen und wechselseitigen Kampfe die innere Lebensentwickelung aufs kräftigste förderten u. s. w." Möchte

doch dies Ergebniß der geschichtlichen Betrachtung eines frühern Zeitraums Aengstliche über die abweichenden Bestrebungen der Gegenwart beruhigen und Eiferer zu der Ueberzeugung führen: kein Einzelner sei im Besitze der einen und ganzen Wahrheit, wol aber liege Jedem die Pflicht ob, mit Mäßigung und Milde in seinem Kreise und nach seiner Einsicht, ohne Verketzerung Anderer zu wirken.

Gregor ward wahrscheinlich im Jahre 330 zu Nazianz geboren und auf den Schulen in Cäsarea und Alexandrien gebildet. Dann besuchte er mit seinem Freunde Basilius Athen. „Wenn ein Neuling", erzählt Gregor, „daselbst angekommen ist, so nimmt ihn Einer von Denen, die ihn für sich gewonnen haben, gastfreundlich auf; dann wird er von Jedem nach Belieben geneckt, bald feiner bald derber, je nachdem er selbst besser erzogen oder bäurischer ist. Man will ihm damit nur ein wenig seine Selbstgefälligkeit benehmen und ihn zum Gehorsam gewöhnen u. s. w." — Jeder Sophist hatte damals in Athen seine Schule und Partei, die ihm mit unglaublichem Eifer zugethan war. Diese warb für ihren Meister; denn es war nicht Sitte die verschiedenen Lehrer zugleich zu besuchen, sondern man schloß sich in der Regel nur einem an. Vornehmlich legten sich die Aermern auf dies Geschäft des Werbens, weil sie Befreiung vom Lehrgelde und auch wol Belohnung erhielten, wenn sie ihrem Sophisten recht viel Ankömmlinge zuführten. Man zankte, stritt, schlug sich um diese, und es konnte wol begegnen daß ein Jüngling von dem Lehrer ganz weggerissen wurde, welchen zu hören er eigentlich gekommen war.

Gregor und sein Freund Basilius blieben dem Christenthume treu, ja nach der Rückkehr in seine Heimat verschmähte jener alle Lebensbedürfnisse, begab sich in die Einsamkeit und schrieb sich Entsagungen vor, die das Christenthum nicht verlangt, die damals aber oft als zur wesentlichen Frömmigkeit gehörig betrachtet wurden. Die Pflege seiner Eltern führte ihn wieder zu einer thätigern Lebensweise, und Julian's heftige Verfolgung der Christen veranlaßte Gregor's übertrieben leidenschaftliche Schriften wider diesen Kaiser. Um dieselbe Zeit ward er Priester, dann Bischof von Sasima und Gehülfe seines Vaters in Nazianz. Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm in Konstantinopel. Gegenstände des Glaubens erregten in jener Zeit daselbst eine sehr allgemeine und lebhafte Theilnahme, welche auch vom Hofe aus, jedoch keineswegs immer auf löbliche Weise, unterhalten und geleitet wurde. Auch war es seltener das Interesse des Herzens als des grübelnden und streitsüchtigen Verstandes, wo nicht ein noch weit niedrigeres, dem der Streit

über Glaubenssachen nur zum Vorwande diente, um äußerliche Absichten der Gewinn- und Herrschsucht zu erreichen. Während man die auf die Umwandlung des ganzen innern Menschen gerichteten heiligenden und beseligenden Lehren des Evangeliums zur Seite liegen ließ, beschäftigte sich Alles vom Kaiser bis zum Bettler, eifrigst mit einigen wenigen theoretischen Sätzen, über welche das Evangelium gerade so viel mittheilt, als dem menschlichen Geiste wohlthätig und zum Heile nothwendig ist, und deren weitere Entwickelung auf jeden Fall mehr der Schule als dem Leben angehört. Man vergaß (was Gregor so oft einschärft), daß nur nach Maßgabe der Befreiung des Gemüths von dem Schmuze der Sünde die Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarungen möglich, daß nur die reine Seele eines Umgangs mit dem ewig Reinen fähig ist, und Jeder sich durch ein göttliches Leben zum Erkennen und Anschauen des göttlichen Wesens erheben müsse. Nicht minder empfahl Gregor duldende Milde im Urtheil über Andere, insofern man nicht von Jedem verlangen kann, daß er auf dieselbe Weise fromm sei, wie man es gerade selbst ist.

Gregor ward in Konstantinopel eine Hauptstütze der damals von den begünstigten Arianern unterdrückten rechtgläubigen Kirche. Wir finden in seinen Reden Feuer, Gedankenreichthum, Empfindung, eine angemessene und reine Sprache; andererseits aber auch breite Abschweifungen, bittere Ausfälle, gesuchte Zierlichkeit, falsche Pracht und Haschen nach witzigen Gegensätzen.

Als durch Theodosius die Arianer unterdrückt wurden, widersprach Gregor im Allgemeinen allen Zwangsmaßregeln, äußerte sich aber im Einzelnen selbst leidenschaftlich und unduldsam. In gleichem Sinne handelte die im Frühlinge 381 in Konstantinopel gehaltene Kirchenversammlung, welche auch, nachdem Gregor daselbst zum Bischofe erhoben worden, gutentheils Ursache ward, daß er diese Würde wieder niederlegte und die späteren Jahre seines Lebens fast ohne Geschäft in seinem Vaterlande zubrachte.

Gregor's dogmatische Ansichten gründeten sich auf Schrift und Ueberlieferung, auf Athanasius und Origenes, doch kann er als Repräsentant der allgemeinen Glaubenslehre der griechischen Kirche gegen Ende des 4. Jahrhunderts betrachtet werden. Gegen Eunomius, dessen theologische Methode sich an Aristoteles anschloß und eine durchaus verständig-dialektische, mithin einseitige war, leugnete Gregor, daß Gottes Wesen vollkommen begreiflich und das Göttliche allein durch logische Operationen aufzufassen sei. „Durch Das (so spricht er), was an Gott für uns begreiflich ist, erfüllt er uns mit Bewunderung. Durch

Bewunderung wird die Sehnsucht mehr rege, durch die Sehnsucht das Gemüth gereinigt, durch Reinigung Gott ähnlicher gemacht, und wenn dies geschehen ist, geht die Seele mit dem Göttlichen als mit einem ihr Verwandten um." — Sonderbar nur, daß Gregor bei Entwickelung der ihm so wichtigen Trinitätslehre in die Erkenntniß der innersten Tiefen des göttlichen Wesens einzudringen meinte, Manches als entschiedenen Glaubenssatz vorträgt, worüber wir in den heiligen Urkunden keine Bestimmungen finden, und Ausdrücke für wesentlich und nothwendig erklärt, die wir bei Jesus und den Aposteln vergebens suchen. Näher auf das vom Verf. lehrreich entwickelte dogmatische System Gregor's einzugehen, wäre hier am unrechten Orte, wir geben beispielsweise die Hauptsätze über menschliche Freiheit und Fähigkeit zum Guten.

a) Der Mensch hat natürliche Anlage zum Guten, und zwar der eine mehr, der andere weniger; keiner aber ist von Natur heilig und gut, keiner ganz böse und verdorben. b) Er hat zugleich Vernunft und Freiheit, welche zwischen Gutem und Bösem wählen, der Anlage zum Guten ihre thätige Richtung geben, sie anwenden und ausbilden kann. c) Von dem Gebrauche dieser Freiheit hängt die Besserung und Heilung des Menschen, sowie seine künftige Seligkeit ab; der gute Gebrauch wird von Gott belohnt, der schlimme bestraft. d) Aber zugleich hängt auch die Heiligung und Beseligung des Menschen von der göttlichen Unterstützung und Gnade ab; Heiligung und Beseligung sind also das Resultat des Zusammenwirkens der menschlichen Freiheit und göttlichen Gnade. e) Ja, auch die Anlage zum Guten, die Wahlfähigkeit und Freiheitskraft, sowie jedes bessere sittliche Vermögen, sind dem Menschen von Gott gegeben. Ihm, als dem Urheber aller sittlichen Kräfte im Menschen, ist also zuletzt auch alles Gute zuzuschreiben. Alles Gute kommt von Gott.

So weit unser andeutender Auszug. Möchte der Verf. uns bald mit einem ähnlichen Werke, vielleicht über den originellen, geistreichen Origenes beschenken, wie denn überhaupt die obengenannten neuern Biographien weniger die alexandrinische Schule erläutern. Freilich darf dabei die schwierige Aufgabe des Zusammendrängens nicht versäumt, und es muß Das, was blos die Gelehrten anzieht, möglichst von Dem gesondert werden, was, fließend und ohne Abschweifung erzählt, eine größere Zahl Leser festzuhalten im Stande ist.

23.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel. Erster Band. Vom Anfange des Kirchenstreits bis zum nürnberger Religionsfrieden.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1827, Nr. 106 und 107, S. 421 und 425.

Fast nie hat Ref. so viel Grund gehabt ein Werk zu tadeln und das Publicum davor zu warnen, als bei diesem. Denn seit geraumer Zeit und mit vielem Fleiße hat er über jene Zeit geforscht, ja die Handschrift zum Druck ausgearbeitet; und nun kommt Hrn. Menzel's Buch und überflügelt ihn so nach Form und Inhalt, daß er ausrufen möchte: Ich habe Mühe und Arbeit verloren! Doch nein! nur der dümmste Egoismus ärgert sich, wenn auf seiner Bahn das Trefflichste hervorwächst, und vergißt, daß dies allein auch das Geringere übertragen und lebendig erhalten kann. Ein Schriftsteller, auch der vollendetste, bildet keine Literatur; um Eines willen lernt man keine Sprache; im Gefolge aber von Livius, Cäsar, Tacitus bekommen auch Spartianus, Lampridius und Aehnliche noch einen Ehrenposten.

Daß Hr. Menzel den Katholiken nicht katholisch, den Protestanten nicht protestantisch genug sein, und daß man ihn deshalb in Wien und in Berlin angreifen wird, hat für Ref. keinen Zweifel und er könnte sich neidisch darüber freuen, käme ihm dies nicht als ein Beweis vor: der Verf. habe die unparteiliche Mitte gefunden, welche man nach Jahrhunderten nicht mehr verschmähen sollte. Keineswegs aber wollen wir dies so verstanden wissen, als sei diese Mitte etwas Gleichgültiges, die Verneinung aller gemüthlichen Theilnahme und edeln Begeisterung, oder als meinten wir, die Wahlverwandtschaft zum Katholicismus oder Protestantismus werde bei der Verschiedenheit der Menschen aufhören; sondern wir behaupten zunächst nur: erstens, man solle nicht Recht oder Unrecht allein auf dieser oder jener Seite suchen und es daselbst finden, weil man es nun einmal finden und gegen alles Widersprechende die Augen zumachen will. Zweitens, man solle es nicht für die höchste zu erstrebende Entwickelung des Christenthums halten, wenn alle Welt die tridentiner Beschlüsse oder die Concordienformel von A bis Z gedankenlos annähme. Drittens, es gibt vielerlei Stufen der Erkenntniß und der Verblendung; Derjenige ist aber

immer im höchsten Unrecht, der des höchsten Gebots christlicher Liebe vergißt, und sich nicht entblödet schlechte Mittel für Aufrechthaltung oder Verbreitung seiner Ansicht anzuwenden.

Zwischen zwei Aeußersten, wie zwischen der Scylla und Charybdis, schwanken die Menschen jetzt wie sonst. Die Einen wollen durch die Operationen ihres Verstandes Gott gleich werden, und wähnen mit ihrem dialektischen Kometensucher das ganze Universum so durchschaut zu haben, daß sie es wie eine eigene Handschrift, ein altes Collegienheft in der Tasche tragen. Diesen unbedingt Hochmüthigen gegenüber stehen die falschen Demüthigen, welche, alle Arbeit des Geistes faul abweisend, über den Glauben salbadern und den höhern Werth desselben lediglich nach der Quantität des Geglaubten abmessen. Schülern beider Schulen muß Hrn. Menzel's Buch misfallen; denn daß die Meister und Anführer höher stehen, versteht sich schon nach dem alten Spruche: duo cum faciunt idem, non est idem.

Mit strenger Ausschließung alles Fremdartigen hält der Verf. fest an seiner Aufgabe und erläutert seine Darstellung durch reiche Auszüge, insbesondere aus den Schriften Luther's. Manche welche noch gar Nichts von diesem lasen, haben gefunden, er sei doch gar zu grob und gewaltig; was wir weder leugnen, noch mit der Behauptung erklären möchten, die ganze Zeit sei also gewesen. Melanchthon und Erasmus z. B. verleugneten nie ihre mildere Natur, und Luther schildert sich und seinen Freund sehr richtig, wenn er sagt: „Melanchthon fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß.“ Daß übrigens Luther's Gegner in der Regel nicht höflicher waren als er, würde der Verf. durch Auszüge aus ihren Schriften leicht haben beweisen können, wenn diese sonst des Inhalts wegen eine Erneuung verdienten. Alle Spaltungen innerhalb der christlichen Welt sind nie unbedingt, die Stelle von wo sie ausgehen, wo sie zusammentreffen ist offenbar, der Ring, an dem sie zuletzt Alles befestigen, für Alle derselbe: woher nun so unbedingter Haß, solch Uebergewicht der trennenden Richtung, statt der vereinigenden zu dem, Leben bietenden, Centrum? Die zwei Punkte, wo jeder Durchmesser eines Kreises die Oberfläche der Kugel berührt, scheinen das Entgegengesetzteste, Unvereinbarste zu sein; und dennoch haben sie nur Wesen und Bedeutung, sofern sie sich auf einen Mittelpunkt beziehen, in diesem sich verständigen und wiedererkennen. Anarchische Sekten verwerfen den Mittelpunkt der Kugel, tyran-

nische wollen daß alle Radien von da aus parallel laufen: beide sind gleich unsinnig!

Mit Recht sagt der Verf.: „Der schwierigste Punkt in dem ganzen neuen Religionswesen blieb immer der, die jeder Kirche unentbehrliche Einheit des Glaubens und der Lehre mit dem Grundsatze der freien Forschung zu vereinbaren." Eine schranken- und regellose Erweiterung der letzten führt nach Aufhebung alles Gemeinsamen, Positiven wie eine vereinzelte Centrifugalkraft ins bloße Nichts; aber ebendaselbst langt man an, wenn die Centripetalkraft allein herrscht und alle Persönlichkeit vertilgt, um nicht den Geist, sondern den Buchstaben auf den unumschränkten, das heißt in einer leeren Wüste stehenden Thron zu setzen.

Wenn Fürsten und Laien schon bei rein theologischen Streitigkeiten heftig Partei nahmen, so mußten Fragen über den Besitz und die Benutzung der geistlichen Güter, sowie über das Verhältniß der kirchlichen und Staatsgewalt sie noch weit mehr berühren. Was Hr. M. an mehren Stellen, besonders im 14. Capitel, über Luther's Ansicht vom Kirchenthum beigebracht hat, ist so richtig als scharfsinnig, wird aber schwerlich ganz unangefochten bleiben.

So heißt es S. 464 fg.: „Dergestalt war die neue Kirche ziemlich auf den Standpunkt der alten zurückgekehrt, und Glauben und Lehre ganz von einer äußeren Erscheinung abhängig gemacht; denn daß die Entscheidung der weltlichen Obrigkeit übertragen war, konnte für keinen Gewinn gelten und war eigentlich ein Act der Verzweiflung, demjenigen gleich, in welchem die Rechtswissenschaft das Richteramt sich selber entnimmt und dasselbe in die Hände der Unwissenheit legt. Das Wesentliche dieses Geschäfts mußte indeß immer, der Natur der Sache nach, den Theologen anheimfallen, und wenn dies nicht der Fall war, zeigten sich die Juristen noch weniger geneigt dasselbe nach einem andern Grundsatze zu behandeln als nach dem, welcher von jeher in der ältern Kirche gegolten hatte, weil er in der That die Grundbedingung jedwedes, auf äußern Bestand gestifteten Kirchenthums ist. Nur der Geist der Behandlung wurde ein anderer. Rom, mit der Führung großer Weltverhältnisse beschäftigt, hatte, in Bestimmung vieler einzelner Theile der Lehre, dem menschlichen Verstande einen gewissen Grad von Freiheit verstattet; so weit nämlich die Herrschaftsrechte und das Oberrichteramt seines Stuhls dabei nicht verletzt oder in Zweifel gestellt wurden, und wenn daselbst über kirchliche Wahrheit entschieden ward, so geschah es nach den Ansichten und in der Form eines auf großartige Zwecke gerichteten Staatsthums. Zu Wittenberg, wo die wissenschaftliche Richtung vorwaltete, erschien

die Autorität mehr in den Formen des gelehrten Parteiwesens und scholastischer Meinungsgewaltherrschaft."

Wir bemerken hiezu Folgendes: Einig war man nur im Widerspruch gegen den Papst als kirchlichen Monarchen, sonst aber erhielten sich Bischöfe in der englischen und schwedischen Kirche; die deutschen Consistorien muß man ebenfalls als eine aristokratische Form betrachten, und selbst die strengsten Presbyterianer konnten ihre unbedingte Gleichstellung und Vereinzelung der Gemeinen nicht festhalten, sondern kamen zu Synoden, die in höherer Instanz Gesetze gaben und vollzogen. Diese überall vorwaltende Herrschaft der Priester und Theologen war aber, als vereinzelter Aristokratismus, so einseitig, wie der übertriebene Monarchismus der Päpste in gewissen Abschnitten ihrer Geschichte; und indem die Laien als Gemeineglieder größere Rechte forderten und den vielen unter sich oft uneinigen kleinen Päpsten nicht gehorchen wollten, traten die Fürsten entscheidend dazwischen und suchten sich, so weit es mit der neuen Lehre irgend vereinbar erschien, als Erben der päpstlichen und bischöflichen Rechte zu behaupten, obgleich Luther, Jonas, Pomeranus u. A. ein Gutachten des Inhalts unterschrieben hatten: die weltliche Obrigkeit (magistratus) habe gar kein Recht oder Gewalt über die Kathedralkirchen und Collegia (Calvini epist., p. 91, in oper. ed. Amstel., Fol.)

So schwanken nun bis auf den heutigen Tag die Grundsätze des protestantischen Kirchenrechts über den monarchischen Antheil der Fürsten, den aristokratischen der Theologen, den demokratischen der Gemeinen, und bald ist das eine, bald das andere Element mehr hervorgetreten. Daß nicht überall genau dasselbe passe, dürfte für den Unbefangenen so einleuchtend sein, als daß unbedingtes Obsiegen des einen oder andern Theils für die Kirche (sowie die ausschließliche Herrschaft eines Standes im Staate) nachtheilig sei. Und zwar gilt dies insofern nicht minder für die katholische als für die protestantische Kirche, als dort das Verhältniß der Laien und des Staats zu den Geistlichen, und der letzten untereinander, keineswegs immer und überall dasselbe war. Nur erscheint das katholische System ohne Zweifel in sich folgerechter ausgearbeitet, obgleich dies Lob nicht das einzige und nicht allemal das höchste ist.

Den Beitritt Luther's zum nürnberger Religionsfrieden rechtfertigt der Verf. auf eine genügende Weise. Nach dem Sinne der vorhergegangenen Unterhandlungen und Erklärungen sollte allerdings der Friede blos die damaligen Protestanten umfassen; allein da buchstäblich nur Gewalt verboten ist, so konnten die Katholiken füglich aus eigenem Antriebe selbst reformiren

und Luther legte mit Recht kein großes Gewicht darauf, daß die Protestanten ihren Glauben nicht mehr gewaltthätig, z. B. durch Einziehung von Stiften und Klöstern, ausbreiten durften. Auch galt ja die ganze Hemmung nur bis zu der, spätestens binnen anderthalb Jahren zu beginnenden, Kirchenversammlung; komme diese nicht zu Stande, so wolle man sich über neue Bestimmungen vereinigen. Gewiß war, unzähligen Gefahren innerer und äußerer Kriege gegenüber, der Friede ein Gewinn, und Luther wirkte mit Recht und auf alle Weise dafür, vertrauend daß die Kraft der Wahrheit dadurch keineswegs vernichtet werde.

Obgleich Karl V. nur in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten erwähnt wird, sein Verhältniß zu dem geringern Franz und den europäischen Angelegenheiten also fast nirgends hervortritt, hat ihm Hr. M. doch mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als die meisten Geschichtschreiber. Um so eher wünschten wir S. 541 die Stelle gestrichen, wo er den Kaiser eine stumme pagodenartige Person nennt, deren Winke und Kopfbewegungen die Deutschen bald gering zu achten nicht schwer fanden. Niemals, auch von seinen ärgsten Feinden nicht, ist Karl gering geachtet worden; sein sinnvolles Schweigen, oder seine gewichtigen Worte hatten immer große Bedeutung, und weit eher würden wir den schwatzenden Jacob I. mit einer Pagode vergleichen. Für Karl stehe hier das Zeugniß Melanchthon's. Er schreibt 1530 aus Augsburg (Epist. 1, 4, 120): „Niemand auf dem ganzen Reichstage ist milder als der Kaiser. Nach so ungemeinem Glücke behält er eine so große Mäßigung des Gemüths, daß keins seiner Worte, keine That als irgend anmaßlich bezeichnet werden kann. Es zeigt sich an ihm keine Begier, kein Stolz, keine Härte; selbst Religionssachen hört er mit Billigkeit an. Sein Leben ist voll der preiswürdigsten Beispiele der Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, welche sonst bei den Fürsten Deutschlands so streng war, wird jetzt blos in dem Haushalte des Kaisers beibehalten; kein Unwürdiger kann sich deshalb in sein Vertrauen einschmeicheln. So oft ich ihn erblicke, glaube ich einen jener gepriesenen Helden oder Halbgötter zu sehen, die einst, wie man glaubt, unter den Menschen wandelten."

Mit Sehnsucht erwarten wir die Fortsetzung dieses Werkes, welches (gleichwie Neander's Kirchengeschichte) wesentlich dazu beitragen wird, in größern Kreisen richtige Kenntnisse über die wichtigsten Angelegenheiten zu verbreiten. Beide Männer werden dankbar Belehrungen annehmen; ob aber von vorn herein gewisse Schulen über sie den Stab brechen, gilt gleich, weil sie

als Meister eben nicht unter der Herrschaft der Schule stehen, sondern selbst Schulen bilden könnten; aber freilich nicht in dem Sinne, wo die Schulen, zum Verdrusse des echten Meisters, sein schwächliches Echo sind und nur nach dem Takt unisono wiederkäuen, ohne zu verdauen und eigenes Fleisch und Blut zu erzeugen.

24.

Logier und Lautier.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, Nr. 5, S. 19.)

Beide haben ein System der Musikwissenschaft geschrieben. Man muß aber wünschen, daß die Aehnlichkeit des Namens nicht zur Verwechselung führe; denn während Jener z. B. über die Quarte nur sagt, sie sei ein Vorhalt der Terz, und was der Trivialitäten mehr sind, erörtert dieser philosophisch ihre Natur und sagt am Schlusse seiner Deduction:

„Bisher war die Quart das Eines und Andres seiende Eine, und das Eines oder Andres seiende Eine, somit ist ihr Andres die Trias des Eines und Andres seienden Andren und des Eines oder Andres seienden Andren. Als die das Eine seiende Trias der Dyas war die Quart die Consonanz. Als solche ist sie als der directe Begriff oder die innere und äußere Verständlichkeit der Secunde und Terz das unmögliche Misverständniß, das ist als mögliche Wirklichkeit unmöglich die bloße Möglichkeit oder die unmögliche Möglichkeit. Das heißt die Quart ist, wenn sie blos die Consonanz oder das unmögliche Misverständniß ist, oder wenn sie nie ein Misverständniß veranlassen kann, die unmögliche Möglichkeit oder die bloße Secunde, und diese Unmöglichkeit ist so, als die Secunde welche das Anregen, Zeigen, Wollen oder Werden der möglichen Wirklichkeit, das ist ihres Andern ist, das Zeigen, daß die Quart ebenso sehr auch das Andre oder das mögliche Misverständniß sei, als die Terz. Indem die Quart aber als der directe Sinn die unmittelbare Verständlichkeit ist, ist ihr Andres, die Quart als Misverständniß, die mittelbare Verständlichkeit, das heißt die Quart ist das Misverständniß wenn sie nicht unmittelbar oder direct, sondern nur indirect, somit nicht als unmittelbar beabsichtigte Quart erscheinend, zu ihrem directen Sinn oder zu ihrer Erklärung oder Grundlage

das directe Intervall oder die Quart, mithin aber eine Quart haben muß, als sie selber ist. So ist denn die nur indirect verständliche Quart wie die indirecte Terz der Dissonanz, als Quart aber die Dissonanz als Hauptsache erstlich der Consonanz und Dissonanz, und zwar zuerst als äußerliche Quart oder selbständiges Intervall, als welches sie ihren eigenen Sinn habend ebenso wol das Misverständniß als das Unverständniß ist, demnächst als innerliche Quart oder als der ohne selbst erklärt zu sein mis- und unverständliche indirecte Sinn der Terz und Secunde; zweitens ist die Quart auf gleiche Weise die Dissonanz als Consonanz oder Dissonanz, sowol als innerliche, denn als äußerliche Quart."

„Indem die Quart so erstlich das Eine als Eines {oder/und} Andres oder die Consonanz seiende somit directe oder positive Trias und zweitens das Andre als Eines {oder/und} Andres oder die negative Trias war, ist sie das Eine oder Andre als Eines {oder/und} Andres, dessen Andres somit das Eine und Andre als Eines {oder/und} Andres ist. Sie ist daher aber wieder erstlich entweder das Eine oder Andre oder das Eine und Andre als Eines {oder/und} Andres, dessen Andres mithin das zugleich Sein beider oder das Eine {oder/und} Andre als Eines {oder/und} Andres; oder indem das Eine {oder/und} Andre als Eines das Eine ist dessen Andres das Eine {oder/und} Andre als Andres, das Andre somit das Eine das ist das Oder, {oder/und} Andre also {oder/und} Und ist, ist dieses Andre das oder {oder/und} und des Einen, und das Eine und Andre sind daher das Eine und {oder/und} oder Andre."

25.

Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauch seiner Vorlesungen von G. W. F. Hegel.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, Nr. 89, S. 353.)

Seitdem so Viele glauben, es widerspreche dem Tone feiner Geselligkeit, einen Gegenstand ernstlich und gründlich zu besprechen, seitdem man Denjenigen einen guten Gesellschafter nennt, der vorlaut vom Hundertsten sich zum Tausendsten durchschwatzen kann, scheint es ganz unpassend zu sein, in diesen Blättern ein strengwissenschaftliches Werk anzuzeigen. Da aber diese Blätter den Muth haben, fast ganz über den Gegenstand zu schweigen, der jetzt überall nur zu breit, mit viel falscher Begeisterung und wahrer Unkunde besprochen wird (wir meinen das Theater), so liegt darin mittelbar die Pflicht, Betrachtung und Gespräch auf ernstere Gegenstände hinzulenken. Ohne uns irgend in eine wissenschaftliche Darlegung und Würdigung jenes wichtigen Werkes einzulassen (die andern Recensenten und Zeitschriften obliegt), wollen wir versuchen, aus dem reichen Inhalte Einiges auszuheben, was zugleich anziehend und verständlich ist. Vielleicht trägt dies wenigstens etwas dazu bei, die durch Freunde und Feinde veranlaßten verwirrten Vorstellungen über das System des Verf. zu berichtigen.

In dreien Haupttheilen behandelt er die Wissenschaft der Logik, die Philosophie der Natur, und die Philosophie des Geistes. Dem Ganzen ist eine allgemeine Einleitung vorangeschickt, woraus wir Folgendes entnehmen. Beide, die Philosophie und die Religion, haben die Wahrheit zu ihrem Gegenstande, und zwar in dem höchsten Sinne, daß Gott die Wahrheit und er allein die Wahrheit ist. Beide handeln dann von dem Gebiete des Endlichen, von der Natur und dem menschlichen Geiste, deren Beziehung auf einander und auf Gott, als auf ihre Wahrheit. Nur durch Denken (welches den Menschen vom Thiere unterscheidet) kann über jene Gegenstände etwas bestimmt werden, und obgleich es an sich nur ein Denken gibt, unterscheidet sich doch das philosophische in mehrfacher Beziehung von dem unwissenschaftlichen. Dies erhellt schon daraus, daß es etwas Anderes ist, über Einzelnes Gedanken haben, als die Gedanken selbst unvermischt zum Stoffe der Betrachtung machen.

In Beziehung auf das gemeine Bewußtsein müßte also die

Philosophie das Bedürfniß ihrer eigenthümlichen Erkenntnißweise darthun; in Beziehung auf die Gegenstände der Religion (auf die Wahrheit überhaupt) müßte sie die Fähigkeit erweisen, dieselbe von sich aus zu erkennen; in Beziehung auf die etwa zum Vorschein kommende Verschiedenheit von den religiösen Vorstellungen hätte sie ihre abweichenden Bestimmungen zu rechtfertigen. Ferner muß sich die Philosophie darüber verständigen, daß ihr Inhalt die Wirklichkeit ist; welches Wirkliche aber im höhern Sinne zu nehmen und von Dem, was ein blos zufälliges Dasein hat, zu sondern, ja, ihm entgegenzusetzen ist. Nach dieser Bestimmung wird Niemand leugnen, das wahrhaft Wirkliche sei auch vernünftig. Allerdings verdankt die Philosophie ihre Entwickelung den empirischen Wissenschaften, sie gibt aber diesem Inhalte die wesentlichste Gestalt der Freiheit des Denkens und die Bewährung der Nothwendigkeit.

Die Geschichte der Philosophie zeigt an den verschieden erscheinenden Philosophien theils nur eine Philosophie auf verschiedenen Ausbildungsstufen, theils daß die besondern Principien (deren eines einem Systeme zum Grunde lag) lediglich Zweige eines und desselben Ganzen sind. Die der Zeit nach letzte Philosophie ist das Ergebniß aller vorhergehenden Philosophien und muß daher die Principien aller enthalten; sie ist darum (wenn sie anders Philosophie ist) die entfaltetste, reichste und concreteste.

Die Logik ist die Wissenschaft der reinen Idee, das ist, der Idee im abstracten Elemente des Denkens. Das Sinnliche bezieht sich stets auf das Einzelne; die Form des Gedankens ist hingegen das Allgemeine. Bewegt sich das Denken nur in endlichen Bestimmungen, bringt es nur solche hervor, so heißt es Verstand. Das Denken in Beziehung auf Gegenstände, das Nachdenken, verändert jedesmal etwas an der Empfindung, Anschauung, Vorstellung; mithin kommt die wahre Natur des Gegenstandes nur durch Veränderung zum Bewußtsein; und Gefühl, Empfindung, das Unsagbare ist nicht das Vortrefflichste, Wahrste, sondern das Unbedeutendste, Unwahrste, was aus der, man könnte sagen thierischen Region, in die menschlich-geistige erhoben werden muß.

Der Gedanke stellt und verhält sich verschieden zu den Dingen der Objectivität. Die erste Stellung meint (in unbefangenem Glauben) durch Nachdenken werde die Wahrheit erkannt, d. h. dasjenige vor das Bewußtsein gebracht, was die Objecte wahrhaft sind. Dies Denken ohne Bewußtsein eines Gegensatzes, ohne Zweifel, diese Verstandesansicht der Vernunftgegenstände hatte ihre bestimmteste Ausbildung in der Metaphysik vor Kant erhalten. Sie betrachtete die Denkbestimmungen als die

Grundbestimmungen der Dinge und glaubte, daß diese durch das Denken an sich erkannt würden. Sie vergaß, daß man das Absolute durch bloßes Beilegen von Prädicaten nicht erschöpfend erkennt (z. B. wenn ich sage, Gott hat Dasein, die Seele ist einfach u. dergl.) und die bloße Vorstellung als solche, wie sie sich zunächst darbietet, nicht der höchste Maßstab für das Unendliche und dessen Prädicate sein kann. Jene Metaphysik zerfiel in Ontologie, Pneumatologie, Kosmologie und natürliche oder rationelle Theologie. In der letzten blieb für Gott nur die leere Abstraction des Seins übrig, und er ward (da ein rechter Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen fehlte) entweder pantheistisch mit der Welt zusammengeworfen, oder ihr dualistisch entgegengestellt.

Das Bedürfniß eines wirklichen concreten Inhalts gegen die abstracten Theorien des Verstandes und seine willkürliche Beweisart führte auf den Empirismus, welcher, statt in dem Gedanken selbst das Wahre zu suchen, dasselbe aus der Erfahrung, der äußern und innern Gegenwart zu holen geht. In dieser zweiten Stellung des Gedankens, in Bezug auf die Dinge, liegt das wichtige Princip: daß, was wahr ist, in der Wirklichkeit sein und für die Vernehmung da sein müsse; ferner, daß der Mensch, was er in seinem Wissen gelten lassen soll, selbst sehen, selbst darin sich gegenwärtig wissen soll. Insofern aber der folgerecht durchgeführte Empirismus sich dem Inhalte nach auf Endliches beschränkt, leugnet er das Uebersinnliche überhaupt, oder wenigstens die Erkenntniß und Bestimmtheit desselbeu, und läßt dem Denken nur die Abstraction und formelle Allgemeinheit.

Mit dem Empirismus hält die kritische Philosophie die Erfahrung für den einzigen Boden der Erkenntnisse, läßt diese aber nicht für Wahrheiten, sondern nur für Erkenntnisse von Erscheinungen gelten. So fällt die gesammte Erfahrung zuletzt in das Subject, und draußen bleibt nichts übrig, als das negative, unbekannte Ding an sich, worunter zuletzt auch der Geist, Gott, befaßt wird. Das Subject aber, dies wird behauptet, findet in sich gewisse Denkbestimmungen (Begriffe, Kategorien) mit deren Hülfe es a priori das Allgemeine und Nothwendige feststellen und aussprechen kann. Abgesehen aber von der Frage: ob ein Einzelwesen hiezu fähig ist, müßte doch die Nothwendigkeit jener Denkbestimmungen selbst nachgewiesen und erörtert sein. Eine solche Untersuchung würde ergeben, daß sich das Unbedingte durch sie nie erkennen läßt, bei welchem negativen Standpunkte des Verstandes, die Philosophie aber stehen zu bleiben nicht nöthig hat. Wenn man von den Dingen an sich nichts weiß, und die Erfahrungserkenntnisse trügerische, unwahre Erscheinungen

heißen, so wäre zuletzt alles Denken nur ein leeres Spiel mit einigen inhaltslosen und bestimmungslosen Begriffen. Bei Betrachtung der Welt verstrickt man sich auf diesem Wege in unlösbare Gegensätze (Antinomien) und bei der Lehre von Gott bleibt diesem (da alle nähere Bestimmung dem Verstande als Schranke erscheint) nur das leere, bestimmungslose Sein übrig, wogegen das wirkliche, concrete Dasein jedes einzelnen, zufälligen Dinges positiver, inhaltsvoller genannt werden kann. In Wahrheit ist aber die Erkenntniß von der Richtigkeit des Seins der Welt das Band der Erhebung zum wahrhaften Sein, zu Gott.

Während die theoretische Vernunft in der kritischen Philosophie sich für bankerott erklärt, nimmt sich die mit ihr in Gesellschaft handelnde praktische heraus, die Welt durch ihr Soll umzugestalten; sie hypothesirt eine Freiheit von allen Einwirkungen und will doch selbst überall einwirken. Inwiefern jede Schranke etwas jenseits ihrer selbst setzt und so in's Unendliche hineinführt, wird hier so wenig erörtert, als wie das Unendliche mit dem Endlichen vereinbar sei.

Die dritte Stellung des Denkens zu den Dingen, zu der Objectivität, ist die des unmittelbaren Wissens. Hier wird gesagt: Das Denken ist eine Thätigkeit nur in Bezug auf das Besondere, Bedingte, Vermittelte; da nun aber das Wahre, Unendliche, Unbedingte darüber ganz hinausliegt, ja, das Entgegengesetzte ist, so kann das Denken darüber nur zu lauter unwahren, verkehrten Ergebnissen führen. Diese höchsten Ideen sind gar keine Gegenstände des Denkens und Begreifens, sie sind und beglaubigen sich nur durch unmittelbares Wissen, durch Glauben. Ueber und gegen diesen unbedingten Gegensatz von (denkendem) Wissen und Glauben, läßt sich aber sagen: 1. Findet sich das, was man glaubt, auch im Bewußtsein, sodaß man wenigstens davon weiß, ja, (sofern man das Geglaubte für ein Gewisses hält) daß man es selbst weiß. 2. Glauben und Anschauen in höherem intellectuellen Sinne kann durchaus nicht ohne Vernunftgebrauch, ohne Denken zu Stande gebracht und festgehalten werden. 3. Der christliche Glaube schließt eine nicht im unmittelbaren Gefühl liegende Autorität der Kirche, des Evangeliums in sich; der Glaube des philosophirenden Standpunkts ist dagegen nur die Autorität einer eigenen, subjectiven Offenbarung; jener ist der objective Glaube an einen reichen Inhalt, ein System der Lehre und Erkenntniß; dieser hat entweder blos zufälligen Inhalt (und jeder Götze kann dieser geglaubte Inhalt sein), oder er schwindet in die trockene Abstraction eines höchsten Wesens zusammen. Das, was hier Glaube und unmittelbares Wissen genannt wird, heißt anderwärts auch Eingebung, Offenbarung

des Herzens, Gemeinsinn, gesunder Menschenverstand u. dgl., und der Grundirrthum besteht darin, daß Jenes sich ganz vereinzelt, isolirt, und doch selbständig hinstellt, ja, feindlich dem Denken und Philosophiren gegenüberstellt. So sehr Religion und Sittlichkeit als ein Glauben, ein unmittelbares Wissen erscheinen, sind sie doch überall bedingt durch das, was Entwickelung, Erziehung, Bildung heißt. Das unmittelbare Bewußtsein des Einzelnen ist ein Besonderes, Zufälliges, und es erfordert tiefere Untersuchungen, was sich davon nothwendig in dem Bewußtsein Aller wiederfinden müsse und zur wesentlichen Natur des Bewußtseins gehöre. Sonst würde das Auffinden in diesem oder jenem einzelnen Bewußtsein, jeden Aberglauben und Götzendienst bekräftigen und auch den unsittlichsten Inhalt des Willens rechtfertigen. Ein Anderes ist, der Religion und Sittlichkeit fähig sein, ein Anderes, sie haben; abstractes Denken (die Form der reflectirenden Metaphysik) und abstractes Anschauen (die Form des unmittelbaren Wissens) sind Dasselbe, und Eins so ungenügend als das Andere. Von Beiden muß man zu weiterer Erkenntniß fortschreiten. Also irren Die, welche meinen, die Form des Denkens mache das Denken allein, und außerhalb der strengen Schule gebe es kein Denken; es irren Die, welche leugnen, auch das scheinbar Unmittelbarste sei noch ein Vermitteltes, z. B. Sehen, Hören, das Sein an einem Orte u. s. w. Die Logik hat drei Seiten: die abstracte oder verständige, die dialektische oder negativ-vernünftige, die speculative oder positiv-vernünftige. Die erste kommt nicht über abstracte Bestimmungen hinaus und hält diese für sich bestehend und seiend; die zweite zeigt, wie diese ineinander, in das Entgegengesetzte übergehen und sich untereinander aufheben; die dritte bleibt nicht bei diesem negativen Ergebnisse stehen, sondern faßt die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung, und das Affirmative, Bejahende auf, welches in ihrer Auflösung und ihrem Uebergehen enthalten ist.

Die Logik zerfällt in drei Theile, die Lehre vom Sein, vom Wesen, vom Begriffe und der Idee. Sofern das reine Sein von allem weitern Inhalte, allen Prädikaten absieht, wird es ganz leer und verneinend, dergestalt, daß es umschlagend zugleich auch das Nichts ist. Die völlige Bestimmungslosigkeit beider zwingt aber, vorwärts zu gehen und wirklichen Inhalt für die anfänglichen Leerheiten aufzusuchen. An dem Begriffe vom Werden, vom Anfange, ergibt sich, wie Sein und Nichts Eins sind, ineinander übergehen, sowie sich später ihre Verschiedenheit näher ergeben wird. Das Resultat des Seins und Nichtseins im Werden, wo sich beide aufheben, ist das Dasein. Dasein ist

Sein mit einer Bestimmtheit, einer Qualität und steht, vermöge derselben, als Ansichsein, einem Anderssein gegenüber. Hieraus folgt, daß jede Qualität einerseits Realität, andererseits Schranke ist, daß jedes daseiende Etwas durch seine Qualität endlich und veränderlich sein muß. Indem nun jedes Etwas ein Anderes werden kann und dies Andere wiederum auch ein Etwas ist, gelangen wir zu einer Unendlichkeit der Progression, oder der Veränderungen. Diese Unendlichkeit ist aber nur am Endlichen eine negative. Das Sein alles Endlichen wird aber durch diese Anhäufung, diese Unzahl der Veränderungen nie ein selbständiges, nie ein absolutes Sein, ein positiv Unendliches. Vielmehr muß das positiv Unendliche (welches in allem Aendern und Wiederholen sich stets auf sich selbst bezieht) jenes falsche Unendliche (das sich immer auf Anderes bezieht) aufheben, in sich aufnehmen, nicht aber stehen lassen, als sei es ihm gleich oder gleichselbständig. So ist das wahre Unendliche stets das Affirmative, das Endliche hingegen das Aufgehobene. Das, was in seiner Bestimmung sogleich zu einem Besondern und Endlichen gemacht wird, soll man nie für das Unendliche nehmen. Bezieht sich ein Etwas lediglich auf sich selbst, so entsteht das Fürsichsein, das Eins, worin jedoch zugleich das Abstoßen, Ausschließen alles Uebrigen liegt. Jedes dieser Uebrigen, dieser Vielen bildet aber seinerseits auch solch Eins, und dies ist der atomistische Standpunkt der Philosophie, welcher sich so oft in der Natur und neuerlichst auch im Staatsrechte geltend gemacht hat. Die Quantität gilt hier allein ohne nähere Bestimmung. Begrenzt wird sie zum Quantum; Veränderungen der Quantität, in sich, führen zu intensiver Größe oder dem Grade; das Maß ist ein Quantum, qualitativ bestimmt.

Wenn das unmittelbare Sein in sich geht, sich reflectirt, so entsteht das W e s e n, in welchem sich nunmehr das Sein als ein Scheinen, ein Reflectirtes darstellt. Hier treten nun hervor die Begriffe der Identität mit sich selbst, des Unterschiedes von andern, Gleichheit und Ungleichheit, die Lehre vom (zureichenden) Grunde, oder die Einheit der Identität und des Unterschiedes. Setze ich vermöge des Grundes etwas Anderes als bestimmt, so komme ich auf das existirende Ding, was nicht blos ist, sondern auch bestimmte Eigenschaften hat. Zu der Materie tritt die Form, und der Inhalt ist nichts als das Umschlagen der Form in Inhalt, und die Form ist nichts als Umschlagen des Inhalts in Form. Die Lehre vom Verhältniß, Kraft, Innern und Aeußern wird hier entwickelt. Die Identität des Innern und Aeußern ist die wahre Wirklichkeit; wobei die Fragen über Möglichkeit, Nothwendigkeit, Ursache, Wirkung, Wechselwirkung

erörtert werden. Wird das wahre Wesen der Nothwendigkeit, dieser durch alle Bedingungen entwickelten Wirklichkeit offenbar, so verliert sie ihre Härte und wird Freiheit, Befreiung. Als für sich existirend, heißt diese Befreiung Ich, als zu ihrer Totalität entwickelt freier Geist, als Empfindung Liebe, als Genuß Seligkeit.

Der Begriff ist die Wahrheit des Seins und des Wesens. Seine Entwickelung geschieht nicht mehr durch Uebergehen in Anderes, sondern an ihm selbst, indem das Unterschiedene zugleich als identisch gesetzt wird und die Bestimmtheiten sein freies Sein ausmachen. In jedem Begriffe, formell und subjectiv genommen, finden sich die Momente der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelnheit. Hält man sich blos an den ersten Moment, so kommt man auf Abstractionen, die vom Concreten des Begriffs absehen. Das Urtheil ist der Begriff in seiner Besonderheit, es entsteht durch Bestimmung des Gegenstandes selbst, und die Copula spricht nur die Identität des Subjects und Prädikats aus. Aber das Prädikat ist nur eine der vielen Bestimmungen des Subjects; dieses also reicher und weiter als das Prädikat, und wieder geht dieses über das Subject hinaus.

Nachdem die Lehre von den Urtheilen und Schlüssen umständlich entwickelt ist, wird vom Begriffe, als dem Subjectiven, übergegangen zum Objecte und darauf hingewiesen, daß die Objectivität aller endlichen Dinge mit dem Gedanken derselben, d. i., ihrer allgemeinen Bestimmung, ihrer Gattung und ihrem Zwecke nicht in Uebereinstimmung, also in diesen Regionen Subject und Object an sich nicht identisch sind. Die Idee ist das wahre an und für sich, die absolute Einheit des Begriffs und der Objectivität. Das einzelne Sein ist immer nur irgend eine Seite der Idee; diese Beschränktheit seines Daseins macht eben seine Endlichkeit und seinen Untergang aus. Das Absolute ist die allgemeine und eine Idee. Sie sondert sich urtheilend zum Systeme der besondern Ideen, welche aber in die eine Idee, in ihre Wahrheit zurückgehen. Zunächst ist die Idee die eine allgemeine Substanz; ihre entwickelte wahrhafte Wirklichkeit besteht aber darin, daß sie als Subject, und so als Geist ist. Sie kann gefaßt werden als Vernunft, als Subject-Object, als Einheit des Ideellen und Reellen, der Seele und des Leibes, als die Möglichkeit, die ihre Wirklichkeit an ihr selbst hat, als das, dessen Natur nur als existirend begriffen werden kann u. s. w.; denn in ihr sind alle Verhältnisse des Verstandes, in höherer Identität enthalten. Hiebei ist zu bemerken, daß Subjectives das nur subjectiv, Endliches das nur endlich, Unendliches das nur unendlich sein soll, keine Wahrheit hat, sich widerspricht und in sein Gegen-

theil übergeht und dadurch erst Einheit und Wahrheit offenbart. Von hier aus bietet sich der Uebergang zur Lehre von Leben, Erkennen, Wollen.

Die Natur hat ihren absoluten Endzweck nicht in ihr selbst. Naturphilosophie ist begreifende Betrachtung der Natur und hat die empirische Physik zur Voraussetzung und Bedingung; muß aber als Wissenschaft die Nothwendigkeit ihrer Begriffe, ihres Inhalts darthun, welchem, sofern das Verfahren richtig war, die Erfahrung nicht widersprechen wird. Die Natur zeigt in ihrem Dasein keine Freiheit, sondern Nothwendigkeit und Zufälligkeit. Sie ist deshalb in ihrem bestimmten Dasein, als Natur, nicht zu vergöttern, obgleich sie in der Idee göttlich ist und man an ihr die Weisheit Gottes bewundern mag. Wenn aber Vanini sagte: daß ein Strohhalm hinreiche, um das Dasein Gottes zu erkennen, so ist jede Vorstellung des Geistes, die schlechteste seiner Einbildungen, das Spiel seiner zufälligsten Launen, jedes Wort, ein vortrefflicherer Erkenntnißgrund für Gottes Sein als irgend ein einzelner Naturgegenstand. Ein gleicher Misverstand ist es, wenn menschliche Kunstwerke natürlichen Dingen deswegen nachgesetzt werden, weil man zu jenen das Material von Außen nehmen müsse und weil sie nicht lebendig seien. Als ob die geistige Form nicht eine höhere Lebendigkeit enthielte und des Geistes würdiger wäre als die natürliche Form, die Form überhaupt nicht höher als die Materie, und in allem Sittlichen nicht auch das, was man Materie nennen kann, ganz allein dem Geiste angehörte. Wenn die Natur, bei aller Zufälligkeit, ewigen Gesetzen treu bleibt, alsdann in der That nicht minder das Reich des Selbstbewußtseins, was schon in dem Glauben an eine Vorsehung zu Tage liegt. Wenn aber die geistige Zufälligkeit, die Willkür, bis zum Bösen fortgeht, so ist dies selbst noch ein unendlich Höheres als das gesetzmäßige Benehmen der Gestirne, oder als die Unschuld der Pflanze.

Die Naturphilosophie zerfällt in Mechanik, Physik und Organik. Im ersten Theile ist zuvörderst die Rede von dem ganz abstracten Auseinander, von Raum und Zeit. Die Negation des Raums wäre der Punkt, welcher aber wiederum zur Linie und Fläche führt. Die Zeit ist das angeschaute Werden, man könnte sie die abstracte Subjectivität, den Raum die abstracte Objectivität nennen. Die Zeit ist an sich so continuirlich (ohne Unterbrechung und Bestimmtheit) wie der Raum, sie ist das Entstehen und Vergehen, der Alles gebärende und seine Geburten zerstörende Chronos. Nur das Natürliche, sofern es endlich, ist der Zeit unterthan; das Wahre dagegen, die Idee, der Geist, ist ewig. An den Dimensionen der Zeit, Vergangenheit,

genwart und Zukunft offenbart sich das Uebergehen des Nichts in Sein, und des Sein in Nichts. Der Ort ist ein räumliches Jetzt. Sofern sich immer wiederholend die Zeit räumlich als Ort setzt und der Raum zeitlich wird, entsteht Bewegung, Materie, man kommt aus der Idealität zur Realität. Daß und wie dies geschehe, ergibt sich (schon ohne Speculation) selbst an ganz einfachen mechanischen Erscheinungen. So kann z. B. beim Hebel die Entfernung an die Stelle der Masse treten, oder die Geschwindigkeit an die Stelle der Masse und umgekehrt, so daß man sagen könnte, nicht ein Ziegelstein an sich erschlage einen Menschen, sondern Raum und Zeit übten diese Kraft aus. Die Kraft wird eben bestimmt durch das Verhältniß ihrer ideellen Momente, des Raumes und der Zeit.

Die weitere Entwickelung der Naturphilosophie müssen wir übergehen, um (beim Mangel an Raum) wenigstens noch Einzelnes aus dem dritten Theile, der Philosophie des Geistes, mittheilen zu können.

Die Erkenntniß des Geistes ist die concreteste, darum höchste und schwerste. Erkenne dich selbst, dies unbedingte Gebot hat keineswegs die Bedeutung blos einer Selbsterkenntniß nach den particulairen Fähigkeiten, Charakter, Neigungen und Schwächen eines Individuums, sondern die Bedeutung der Erkenntniß des Wahrhaften im Menschen, wie des Wahrhaften an und für sich — des Wesens selbst als Geistes. Ebensowenig hat die Philosophie des Geistes die Bedeutung der sogenannten Menschenkenntniß, welche gleichfalls nur an andern Menschen die Besonderheiten, Leidenschaften, Schwächen, diese sogenannten Falten des menschlichen Herzens zu erforschen bemüht ist, — eine Kenntniß, die theils nur unter Voraussetzung der Erkenntniß des Allgemeinen, des Menschen und des Geistes überhaupt Sinn hat, theils sich mit den zufälligen unbedeutenden, unwahren Existenzen des Geistes beschäftigt, aber zum Substantiellen, dem Geiste selbst, nicht dringt. Dessen concrete Natur bringt für die Betrachtung noch die eigenthümliche Schwierigkeit mit sich, daß die besondern Stufen und Bestimmungen der Entwickelung seines Begriffs, nicht zugleich als besondere Existenzen zurück, und seinen tiefern Gestaltungen gegenüber bleiben, wie dies in der äußern Natur der Fall ist, sondern daß sie nur Momente, Zustände, Bestimmungen an demselben Geiste sind und bleiben. Die Entwickelung desselben erweiset sich subjectiv, objectiv und absolut; die beiden ersten Stufen befassen den endlichen Geist, der sich aber zum Bewußtsein des unendlichen, absoluten Geistes erheben kann und soll. Denn das Endliche ist nicht das Wahre, sondern nur ein Wechseln, Uebergehen zu Anderem; der Geist, das an sich

Ewige, vernichtet dagegen das Nichtige, vereitelt das Eitele. Wer das Endliche zu einem Absoluten, schlechthin Festen macht und nicht darüber hinausgeht, ergibt sich dem Eitelen, und diese Eitelkeit wird in der Entwickelung als innerster Widerspruch, als das Böse selbst erfunden. Das Absolute ist der Geist. Diese höchste Definition zu finden und ihren Sinn und Inhalt zu begreifen, war die Richtung aller Bildung und Philosophie, auf diesen Punkt hat sich alle Religion und Wissenschaft gedrängt, aus diesem Drange allein ist die Weltgeschichte zu begreifen. Der Zweck der Philosophie ist, wissenschaftlich Gott als Geist zu fassen, wie die christliche Religion ihn als solchen offenbart hat.

In der philosophischen Ansicht wird der Geist nicht als etwas Fertiges hingestellt, sondern als sich selbst bildend und erziehend betrachtet. Als Seele oder Naturgeist ist er Gegenstand der Anthropologie, als bewußter Geist und im Verhältniß zu andern Gegenstand der Phänomenologie des Geistes, als Subject für sich der Gegenstand der Psychologie. Die Anthropologie ergibt, daß die Materie für sich keine Wahrheit hat, sondern durch den Geist erhält; also ist nicht blos die Seele, sondern die ganze Natur im höheren Sinn immateriell, und die Verbindung von Seele und Leib wird nur begreiflich, sofern man sie auf den höchsten Geist, auf Gott bezieht.

Der Geist lebt zunächst das allgemeine Naturleben mit (Tag und Nacht, Klima, Jahrszeiten), dann sondern sich Naturgeister (etwa der Menschenracen), dann Localgeister der Völker, und endlich vereinzelt sich die Seele zum individuellen Subject. In diese Sphäre fallen mehre Veränderungen (z. B. Wachen und Schlafen, verschiedene Lebensalter), es zeigt sich als erster Gegensatz das Verhältniß der Geschlechter, welches in der Familie seine geistige und sittliche Bedeutung erhält.

Die Empfindung gehört dem natürlichen, unmittelbaren Sein. Alles ist in der Empfindung, Alles hat seine Quelle und Ursprung in derselben. Wenn man also sagt: Grundsätze, Religion u. dgl. sollen nicht blos im Kopfe, sondern auch im Herzen, in der Empfindung sein, so heißt dies: was gegenständlich in meinem Kopfe ist, kann mir sonst fremd sein; es soll mein Eigenstes werden. Wille, Gewissen, Charakter besitzen aber noch eine ganz andere Intensität und Festigkeit des Meineigenseins, als Herz und Empfindung gibt. Diese sind nicht die Form, wodurch etwas sogleich als sittlich, religiös, wahr, gerecht u. dgl. erfunden und gerechtfertigt wäre; es kann wenigstens keine trivialere Erfahrung geben, als daß (laut des biblischen Spruches) aus dem Herzen auch die argen Gedanken, Mord, Ehebruch,

Lästerung u. s. w. kommen. Zum Empfinden muß also das hinzutreten, was den Menschen zum Menschen macht, das Denken.

Hinsichtlich des animalischen Magnetismus wird der übertriebenen, grundlosen Zweifelsucht widersprochen, zugleich aber bemerkt: es sei thöricht, Offenbarungen über Ideen vom somnambulen Zustande zu erwarten, oder das Schauen in diesem Zustande für eine Erhebung des Geistes und für einen wahrhaften, in sich allgemeinerer Erkenntnisse fähigen Zustand zu halten. Ebenso ist es einer der leersten Einfälle, die Physiognomik, oder gar das Kopfbeschauen, zu einer Wissenschaft erheben zu wollen.

Das Bewußtsein als Reflexion, ist das Erscheinen des Geistes, verschieden und fortgebildet nach Verschiedenheit des gegebenen Gegenstandes. Auf diesem Standpunkte bleibt, wie bei Kant, das Ding an sich unbegriffen gegenüberstehen und auch bei Fichte das Nichtich als getrennter Gegenstand, um dem Ich den nöthigen Anstoß zu geben. Das Bewußtsein hat Stufen. Als sinnliches Bewußtsein erscheint es als das reichste an Inhalt, aber als das ärmste an Gedanken; hierauf folgt das Selbstbewußtsein, dessen Gegenstand das Ich ist. Auf der dritten Stufe des allgemeinen Bewußtseins entsteht die Vernunft, und die Gewißheit daß die Bestimmungen des Ichs ebenso objectiv als subjectiv, ebenso gegenständlich und Bestimmungen des Wesens der Dinge, als Gedanken sind. Die Vernunft, diese Identität der Subjectivität des Begriffs und seiner Objectivität und Allgemeinheit, ist nicht nur die absolute Substanz, sondern auch die Wahrheit als Wissen. Diese wissende Wahrheit ist der Geist.

Die Unterscheidung der Intelligenz von dem Willen wird oft so irrig genommen, als hätten beide ein getrenntes Dasein, als könne das Wollen ohne Intelligenz oder die Thätigkeit der Intelligenz willenlos sein, oder wie man es auch sonst ausdrückt, als könne der Verstand ohne das Herz, und das Herz ohne den Verstand gebildet werden. Freilich gibt es, auf dem Standpunkte des abstrahirenden Verstandes, verstandlose Herzen und herzlose Verstande; aber die Philosophie darf solche Unwahrheiten des Daseins und der Vorstellung nicht für wesentliche Wahrheit halten. Im Gefühl ist nicht mehr als im Denken, aller vernünftige und geistige Inhalt tritt ja auch in das Gefühl ein; die gebildete Empfindung nimmt aber nur den berichtigten Stoff in sich auf, veredelt das Unbestimmte, Selbstische und steht in keinem Widerspruche zur Vernunft. So gibt auch die Sprache den Empfindungen und Anschauungen ein zweites höheres Dasein, und den Vorstellungen eine echte Gültigkeit für das Reich des Vorstellers.

Es ist absurd, aus der Sittlichkeit, Religiosität, Rechtlich-

keit u. s. w. das Denken ausschließen zu wollen. Die Schwierigkeit für den Verstand besteht darin, sich von der Trennung (die er einmal zwischen den Seelenvermögen, dem Gefühle, dem denkenden Geiste willkürlich gemacht hat) loszumachen und zu der Vorstellung zu kommen, daß im Menschen nur eine Vernunft, ein Gefühl, Wollen und Denken ist. Hiemit hängt ferner die Schwierigkeit zusammen daß die Ideen, welche allein dem denkenden Geiste angehören (Gott, Recht, Sittlichkeit), auch gefühlt werden können. Das Gefühl ist aber nichts Anderes, als die Form der unmittelbaren eigenthümlichen Einzelheit des Subjects, und insofern ist es zum Mindesten sehr bedenklich, das festhalten zu wollen, was im Gefühle mehr als in der denkenden Vernünftigkeit ist, weil hier nur das Eitele und die Willkür zu hausen pflegt. Von den Neigungen gilt ganz dasselbe, wie von den Gefühlen. Der Form nach und ohne Rücksicht auf den Inhalt, ist die Leidenschaft weder gut noch böse. Die Form drückt nur aus, daß ein Subject das ganze lebendige Interesse seines Geistes, Talentes, Charakters, Genusses in einen Inhalt gelegt habe. Es ist nichts Großes ohne Leidenschaft vollbracht worden, noch kann es ohne solche vollbracht werden. Es ist nur eine todte, ja zu oft heuchlerische Moralität, welche gegen die Form der Leidenschaft, als solche, loszieht. Das Sittliche oder Unsittliche betrifft den Inhalt.

Das Recht der Natur ist das Dasein der Stärke und das Geltendmachen der Gewalt, und ein Naturzustand ist ein Zustand der Gewaltthätigkeit und des Unrechts, von welchem nichts Wahreres gesagt werden kann, als daß man aus ihm herausgehen soll. Die Gesellschaft ist dagegen vielmehr der Zustand, in welchem allein das Recht seine Wirklichkeit hat, und zu beschränken und aufzuopfern ist eben nur jene Willkür und Gewaltthätigkeit des Naturzustandes. Diejenigen, denen positive Gesetze ein Uebel und Unheiliges sind, und die das Regieren und Regiertwerden aus natürlicher Liebe, angestammter Göttlichkeit oder Adeligkeit durch Glauben und Vertrauen für den echten, die Herrschaft der Gesetze aber für den verdorbenen und ungerechten Zustand halten, übersehen den Umstand daß die Gestirne u. s. w. wie auch das Vieh, nach Gesetzen und zwar gut regiert werden; dem Menschen aber eigenthümlich ist, sein Gesetz zu wissen, daß nur auf diesem Wege echte Gesetze sich finden lassen und man darum nur solchem gewußten Gesetze wahrhaft gehorchen kann. In anderer Weise ist Willkür und Zufälligkeit vorhanden oder wenigstens damit vermischt und verunreinigt. Daß die Bürger vor dem Gesetze gleich sind, heißt überhaupt nur, daß Gesetze herrschen; man darf aber das Schwierigere nicht vergessen, daß

jene nur in Demjenigen vor dem Gesetze gleich sind und sein sollen, worin sie auch außerhalb desselben gleich sind, ungleich aber, sofern sie wahrhaft ungleich sind. Hieraus folgt z. B. daß die Sklaverei verwerflich ist, der Reiche mehr Steuer gibt als der Arme, Weiber und Minderjährige in mancher Beziehung besondere Rechte haben u. dgl. Die hohe Entwickelung und Ausbildung der neuern Staaten erzeugt die höchste wirkliche Ungleichheit der Einzelnen, und bewirkt zugleich durch die tiefere Vernünftigkeit der Gesetze und Befestigung des gesetzlichen Zustandes eine um so größere und begründetere Freiheit.

Die Frage: wem, welcher und wie organisirten Autorität die Gewalt zukomme eine Verfassung zu machen, ist dieselbe mit der, wer den Geist eines Volks zu machen habe; trennt man aber die Vorstellung einer Verfassung von der des Geistes so, als ob dieser wol existire und existirt habe, ohne die Verfassung die ihm gemäß ist zu machen, so beweiset solche Meinung nur die Oberflächlichkeit des Gedankens über den Zusammenhang des Geistes, seines Bewußtseins über sich und seine Wirklichkeit. — Englands Verfassung hält man deshalb für die freieste, weil die Privatpersonen eine überwiegende Theilnahme an dem Staatsgeschäfte haben, und doch zeigt die Erfahrung (also sind noch andere Mittel und Bürgschaften nöthig), daß dies Land in der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung, dem Recht und der Freiheit des Eigenthums, den Veranstaltungen für Kunst und Wissenschaft u. s. w. gegen die andern gebildeten Staaten Europas sehr zurück ist, und die objective Freiheit, d. i. vernünftiges Recht, vielmehr der formellen Freiheit und dem Privatinteresse (dies sogar in den der Religion gewidmeten Veranstaltungen und Besitzthümern) aufgeopfert ist.

Jeder Volksgeist hat eine durch sein besonderes Princip bestimmte Entwickelung seines Bewußtseins und seiner Wirklichkeit zu durchlaufen, er hat eine Geschichte, die ein untergeordnetes, ein Theil der allgemeinen Weltgeschichte ist. Daß derselben ein Zweck zum Grunde liege und in ihr realisirt werde, daß ein Plan der Vorsehung, Vernunft in der Geschichte sei, kann kein Vernünftiger bezweifeln. Tadel verdient es allerdings, wenn Jemand nach willkürlichen Vorstellungen oder Gedanken, eine sogenannte Geschichte a priori schreiben will; nicht besser sind indeß die Erdichtungen, welche oft in Deutschland von andern Seiten her in die Geschichte einbrachen, z. B. von Ur- und Priestervölkern, römischen Epopöen u. dgl., als ob es zu einer gelehrten und geistreichen Geschichtschreibung gehöre, solche hohle Vorstellungen auszuhecken und sie aus einem gelehrten Auskehricht

entfernter äußerlicher Umstände, der beglaubigtsten Geschichte zum Trotz, keck zu combiniren.

Der Inhalt der Religion und Philosophie ist (abgesehen nur von gewissen äußern und endlichen Gegenständen) derselbe. Wenn sich gewisse Verstandesreflexionen für Philosophie ausgeben und den Inhalt der Religion zu Grunde richten, so hat diese ein volles Recht, jener feindlich entgegenzutreten; ein Anderes aber ist es, wenn sie sich gegen die begreifende Vernunft und die Philosophie überhaupt und bestimmt auch gegen eine solche setzt, deren Inhalt speculativ und damit religiös ist. Nachdem sich zu Beschuldigungen des Atheismus keine Gelegenheit mehr findet, folgen in neuern Zeiten Beschuldigungen des Pantheismus; und wenn früher die Philosophie zu wenig Gott hatte, so klagt man jetzt sie habe zuviel und müsse nothwendig zuviel haben, dergestalt, daß Gott Alles und Alles Gott sei. Diese anklagende neue Theologie und Frömmigkeit, welche die Religion zu einem subjectiven Gefühl macht und die Erkenntniß der Natur Gottes leugnet, behält damit nur einen Gott überhaupt, ohne objective Bestimmungen. Solch unbestimmter Gott, die Verehrung irgend eines Gegenstandes, findet sich aber in allen Religionen, und wenn derlei genügt um Religionen zu erweisen, so muß sie gewiß auch in der Philosophie anerkannt werden. Nur Unkunde behauptet: jedes Ding sei im höheren Sinne für den echten Philosophen, besitze Wahrheit, Wesen und Substantialität, und den Inbegriff dieses in der That Nichtigen halte er für Gott. Solche Thorheit kommt nirgends in facto vor, wie viel weniger ist sie höchstes Ergebniß des speculativen Denkens. Glauben, welches Viele diesem entgegensetzen, heißt nur, nicht zu einer bestimmten Vorstellung fortgehen, auf den Inhalt sich weiter nicht einlassen wollen. Und doch würde es solchen Glaubenden sehr schwer werden, dem zu entgehen was sie Pantheismus nennen, wenn sie nur die gewöhnlichen Begriffe der Allmacht und Allgegenwart zur Klarheit erheben sollten. Der wissenschaftliche Weg ist freilich der schwerste, ohne ihn aber artet der Glaube leicht in Willkür und Aberglauben aus. Es gehört zu den übeln Vorurtheilen, als ob die Philosophie sich im Gegensatz befinde gegen eine sinnige Erfahrungserkenntniß, die vernünftige Wirklichkeit des Rechts und eine unbefangene Religion und Frömmigkeit. Die Gestalten werden von der Philosophie anerkannt, ja selbst gerechtfertigt; der denkende Sinn vertieft sich in deren Gehalt, lernt und bekräftigt sich an ihnen wie an den großen Anschauungen der Natur, der Geschichte und der Kunst; denn dieser gediegene Inhalt ist, sofern er gedacht wird, die speculative Idee selbst.

Religion ist die Art und Weise des Bewußtseins, wie die Wahrheit für alle Menschen, für die Menschen aller Bildung ist; die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit aber ist eine besondere Art ihres Bewußtseins, deren Arbeit sich nicht Alle, vielmehr nur Wenige unterziehen. Der Gehalt ist derselbe; aber wie Homer von einigen Sternen sagt, daß sie zwei Namen haben, den einen in der Sprache der Götter, den andern in der Sprache der übertägigen Menschen: so gibt es für jenen Gehalt zwei Sprachen, die eine des Gefühls, der Vorstellung und des verständigen, in endlichen Kategorien und einseitigen Abstractionen nistenden Denkens, die andere der Wissenschaft, des inhaltreichen Begriffs. So lange die Religion nicht auf ein unbestimmtes Gefühl verengt ist, so lange sie noch ein Credo, eine Lehre, eine Dogmatik besitzt, so hat sie das, womit die Philosophie sich beschäftigt und wodurch diese sich mit der Religion vereinigen kann. Die Religion kann wol ohne Philosophie, diese aber nicht ohne Religion sein. Die Wiedergeburt des Geistes ist unmittelbar auch Wiedergeburt des Herzens aus der Eitelkeit des einseitigen Verstandes, und mit Recht sagt Anselm von Canterbury: „Negligentia mihi videtur, si non studemus, quod credimus, intelligere."

26.

Geschichte der Westgothen. Von Joseph Aschbach. Mit zwei lithographirten Blättern.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, Nr. 117, 465.)

Bei der Art und Weise, wie die sogenannte Staatengeschichte in vielen Handbüchern erzählt und auf Universitäten vorgetragen ward, erhielt man weder eine allgemeine Uebersicht der großen Völkerwanderung, noch lernte man die Geschichte der einzelnen sich hin und her bewegenden Völker irgendwo vollständig und im Zusammenhange kennen. Die Handbücher der Geschichte des Mittelalters vermeiden diese Fehler; ihre Kürze erlaubt indeß auch nicht, in das Einzelne näher einzugehen. Desto verdienstlicher sind Monographien, wodurch man jene altdeutschen, vernachlässigten Stämme und Reiche von ihrem Ursprunge bis

zu ihrem Verschwinden genau kennen lernt. Der Verf. hat Alles, was zur Geschichte der Westgothen gehört, mit Fleiß aus den Quellen gesammelt, mit Urtheil zusammengestellt und für die Darstellung geleistet, was man irgend bei den so oft zerstückten, unvollständigen Nachrichten verlangen kann; sein Werk ist ein erfreuliches Seitenstück zu des trefflichen Manso „Geschichte der Ostgothen.“

Nach strengem Abweisen alter Sagen und Fabeln über Herkunft und Entwickelung des Volkes kommt der Verf. sogleich auf die Einfälle der Westgothen ins römische Reich und erzählt z. B., wie sie bei einem Zuge alles Land von Thessalien bis zur Südspitze des Peloponnes verwüsteten, Athen eroberten, auf der Rückkehr die Küsten Kleinasiens anfielen und den Tempel der Diana von Ephesus zerstörten. Betrachtet man diese und so viel ähnliche Thaten der deutschen Stämme, so kann man sich des Zornes und Schmerzes über das Mishandeln und den Untergang aller Herrlichkeiten einer bewundernswerthen Zeit nicht enthalten und muß jene Zerstörer der Rohheit und der Barbarei anklagen; erinnert man sich dagegen, zu welcher geistigen und sittlichen Nichtswürdigkeit das römische Reich herabgesunken war, welcher allgemeine Tod aus dieser Fäulniß unausbleiblich hervorgehen mußte, so findet man die Unfälle verschuldet und die Strenge der Mittel für die künftige Erneuung fast nothwendig. Gewiß sind die Wehen des Auseinanderfallens eines Weltreiches, wie das römische, nicht geringer als die frühern Wehen des Zusammenzwängens, und von vorn herein kann Niemand sagen, ob die Richtung, wonach mehre kleine Staaten in einen größeren sich vereinen, oder die, wo aus einem größeren mehre kleine entstehen, die bessere sei. Beide Richtungen haben in verschiedenen Zeiträumen der Weltgeschichte vorgeherrscht; und so sehr auch die erste jetzt an der Zeit zu sein scheint, könnte doch Spanien, wenn fremde Einwirkung es nicht hindert, bei der gegenwärtigen Art es zu regieren oder vielmehr nicht zu regieren, in mehre Theile zerfallen, deren jeder, nach der Lösung allgemeiner Bande, Leben und Sicherheit für sich zu erhalten und zu erwerben suchte.

Sehr richtig hat der Verf. an mehren Stellen darauf aufmerksam gemacht, daß die Form des Wahlkönigreichs und die Uebermacht der weltlichen und geistlichen Großen den Untergang des westgothischen Staates sehr beförderten. Nur zu leicht vergißt man über den gerechten Tadel eines Erbkönigs, daß bei Wahlkönigen keine Hülfe zu holen ist, und über das Andenken an die neuesten Frevel, welche zur Zeit der Alleinherrschaft des dritten Standes begangen wurden, daß auch die beiden andern nicht vor Ausartung gesichert, ja, dann am wenigsten gesichert

sind, wenn sie gleich wie jener die Herrschaft ausschließend erlangen.

Durch Annahme des Christenthums gewannen alle deutschen Stämme auf unberechenbare Weise, und Ulphilas' große Verdienste sind richtig gewürdigt. Das was der Verf. (S. 290 fg.) über die geistlichen Verhältnisse sagt, ließe sich vielleicht übersichtlicher dem lehrreichen Capitel über die Verfassung anreihen, sowie wir aus den Concilienschlüssen noch reichhaltigere Auszüge zu lesen wünschten, da sie nicht blos über die religiösen und politischen, sondern auch über viele andere Ansichten und Gebräuche Licht verbreiten.

27.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von August Neander. Ersten Bandes dritte Abtheilung, welcher die Geschichte der Kirchenlehre und der Kirchenlehrer enthält.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, Nr. 164, 653.)

Bei dem Mangel an Werken über die Kirchengeschichte, welche zugleich gelehrt, lesbar und von angemessenem Umfange sind, muß das rasche Fortrücken dieses Werks seinen zahlreichen Lesern höchst erfreulich sein. Neander's gründliche Kenntnisse, sein wahrhaft christlicher, auf das Wesentliche gerichteter Sinn, seine Unbefangenheit, sein Talent sich in den Zusammenhang fremder Gedanken hineinzufinden und diese selbst aus wenigen Elementen lichtvoll zu entwickeln, verdienen die rühmlichste Erwähnung und müssen selbst von Denen anerkannt werden, die nicht in Jeglichem seiner Meinung beitreten. Verschiedene Richtungen und Ansichten, in welchen übereilter Eifer ein unbedingtes Uebel sieht, dienen ja aber sehr oft zu höherer Verklärung der Wahrheit, sind Strahlen die aus einem Mittelpunkte ausgehen oder dahin zurückstreben, und bezeugen die Mannichfaltigkeit der Schöpfung Gottes mehr als das tyrannische Aufstellen einförmiger Vorschriften für Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst. Entäußern kann und soll man sich also des Parteieifers, aber nicht seiner Persönlichkeit. Diese zeigt auch das vorliegende

Werk in der Art, wie Manches in den Vordergrund gestellt, Anderes kürzer behandelt oder abgewiesen wird. An einer Stelle sehen wir den vom Gegenstande ganz durchdrungenen Mann, der nach Form und Inhalt das Trefflichste begeistert ausspricht; anderwärts redet er ohne Vorliebe, jedoch billig; an einer dritten Stelle glauben wir seine Abneigung deutlich zu erkennen. Wir tadeln dies nicht, sondern wünschen vielmehr daß Jeder ehrlich, ohne Ziererei und Menschenfurcht seiner Natur folge; Gegenwirkungen werden Alles schon zur richtigen Mitte wieder hinlenken. Wo also von der Erlösung als dem Mittelpunkte christlicher Lehre, der Wiedergeburt der Menschheit durch das Christenthum, von Sittlichkeit und Heiligung und von allen hierauf Bezug habenden Lehren die Rede ist, in diesem Allerheiligsten waltet der Verf. wie in seiner Heimat. Billig, jedoch nur kurz und ohne Vorliebe, äußert er sich über das Verhältniß des Christenthums zur Kunst und zur Schönheit. Mit Recht verwirft er den mohamedanischen Haß gegen die Kunst, mit Recht verlangt er daß diese durch das Christenthum geheiligt werde; dann muß sich aber auch finden wie der Standpunkt älterer Kirchenlehrer, der heidnischen Kunst gegenüber, nur ein einseitiger ist und ihre Worte nicht (wie Einzelne wiederum versuchen) sine grano salis auf Malerei, Bildhauerei, Musik und Schauspielkunst unserer Tage angewandt, oder vielmehr misdeutet werden dürfen.

Es ist nicht unnatürlich, daß der Theolog öfter an die Gefahren denkt welche eine ausgeartete Kunst dem Christenthume bringen kann; der Künstler hingegen erörtert, welche heilsame Wechselwirkungen auf diesem Wege stattgefunden haben. Keiner von Beiden soll seine Natur ganz verwandeln; wünschenswerth aber bleibt es daß Jener sich überzeuge, durch die Pforte der Kunst trete Mancher in den Tempel des Christenthums, und Raphael nehme hier eine weit höhere Stelle ein als viele Doctoren der Theologie; daß andererseits der Künstler erkenne, das Sittenlose, Unheilige sei auch für ihn seit Christi Geburt schlechthin verwerflich.

Ein anderer Punkt, wo die Persönlichkeit des Verf. einzuwirken scheint, ist die Lehre von der Kirchenverfassung und der kirchlichen Regierung. Allerdings hat sich in dieser Richtung nicht selten das Tyrannische, Unchristliche geltend gemacht und die Vielregiererei so großen Schaden gethan als im Staate. Wir dürfen aber um deswillen die Kirche so wenig wie den Staat in lauter Einzelheiten auflösen, oder beide in ihrer sichtbaren Wirkung um der Hypothese willen abschaffen: die Gemeinschaft der Heiligen, oder das Reich Gottes sei auf Erden bereits

vorhanden. Ohne von Innen heraus geheiligt zu sein, kann Niemand sich einen wahren Christen, ein rechtes Glied im Staate nennen; weil aber diese Heiligung noch nicht überall eingetreten ist, bedarf man verschiedener Institutionen, z. B. der Rechtspflege, um darauf hinzuwirken. Daß nun die kirchlichen Einrichtungen irgend eines Jahrhunderts unbedingt als Muster für alle Zeiten und Völker, für die verschiedensten Entwickelungsstufen gelten könnten und sollten, davon haben wir uns bei ernster Prüfung der Theorie und genauer Erforschung der Geschichte nicht überzeugt; wir sind hier uneinig, hoffentlich nicht mit dem Verf., wol aber mit Ultrakatholiken und Ultrapresbyterianern.

Einen dritten Punkt zu berühren, veranlaßt uns S. XII der Vorrede, wo der Verf. sich lebhaft gegen die vornehmthuende sogenannte Wissenschaftlichkeit gewisser Parteien unserer Zeit erklärt. Manche (insbesondere Die, welche in einem Theile gern das Ganze sehen) könnten hieraus folgern, der Verf. sei ein Gegner aller Philosophie und alles Vernunftgebrauchs. Daß dem aber nicht so sei, und wie man jenen Angriff verstehen müsse, zeigt unter Anderem die Art und Weise, wie der Verf. den Origenes und sein philosophisches Streben darstellt und würdigt, die Erklärung, daß dessen Idealismus ein nothwendiges Gegenstück zu dem Realismus der abendländischen Kirche gewesen sei.

Hienach ist offenbar, daß der Verf. nicht aller und jeder Philosophie, sondern nur gewissen Schulen derselben und ihrer unreifen Verbindung mit der Theologie entgegentritt. Wenn nun diejenige, welche er wahrscheinlich in der Vorrede angreift, so wenig als er Freundin des flachen Empirismus, des inhaltlosen Idealismus, des französischen Atheismus u. s. w. ist, sollte da nicht ein Berührungspunkt vorhanden und, von beiden Seiten her, eine Verständigung, wenigstens bis zu einer gewissen Stelle möglich sein? Indem jene Philosophie das Christenthum wissenschaftlich zu erklären, seine Würdigkeit zu begreifen sucht, steht sie dem Verf. doch näher als andere Schulen, welche es von vorn herein als Aberwitz bezeichnen oder verächtlich zur Seite werfen. Ja, man kann fragen: ob der billige und in jener Vorrede billig behandelte Rec. vom Verf. in seinen Ueberzeugungen nicht zuletzt ebenso weit abweicht, als das Haupt jener angegriffenen philosophischen Schule. Freilich was bei diesem Ergebniß eines großen Talents und der angestrengtesten geistigen Arbeit ist, wird manchem Schüler zu einem faulen Rechenknecht, mit dem er in unwissendem Hochmuthe alle Räthsel der Welt kinderleicht zu lösen meint. Mit Recht sagt der Verf.: „es sei

eine Pest für Geist und Herz, wenn man ohne Studium und Leben, Alles aus wenigen armseligen Formeln ableiten und erklären wolle." — Es zeigt sich aber, jener vornehmthuenden, verwerflichen Wissenschaftlichkeit gegenüber, in unsern Tagen auch eine vornehmthuende verwerfliche Frömmigkeit, und wir finden theologische Jünger, deren Formeln gleich armselig als die der philosophischen sind. Die Pflicht der ehrenwerthen Meister beider Fächer ist (wie auch der Verf. in der oben mitgetheilten schönen Stelle verlangt), alle diese Irrenden, Eiteln, Vorlauten mit Ernst und Liebe auf den rechten Weg zurückzuweisen. Das schlechteste Verhältniß würde hingegen dann entstehen, wenn die wahren oder angeblichen Meister den höchsten Ausspruch etwaiger Streitpunkte in die Hände der Unwissenden legen und sich daran eitel erfreuen wollten.

Wir wenden uns nach diesen Nebenbemerkungen zum Inhalte des vorliegenden dritten Bandes. Er behandelt die Geschichte der Auffassung und Entwickelung des Christenthums als Lehre in der (im Gegensatze gegen die Sekten sich ausbildenden) katholischen Kirche. „Das Leben", beginnt der Verf., „geht in der Religion, wie überall, dem Begriffe voran, und dieser bildet sich erst aus jenem heraus. Das Christenthum hatte zuerst in dem innern Leben Wurzel gefaßt und war hier das waltende Princip geworden; aber es mußte nun auch der Inhalt der Glaubenslehren, in die man sich zuerst hineingelebt und deren Kraft man durch das Leben erfahren hatte, durch eine diesem innern Leben entsprechende Denkform zu einem klaren Bewußtsein gebracht, immer bestimmter und schärfer in Begriffen ausgeprägt werden." — Hiezu wirkte unter Anderem auch der Gnosticismus, insofern er die Zulänglichkeit der Bibel und der Ueberlieferung als Erkenntnißquellen leugnete und ihnen eine andere, angeblich von Christus, den Aposteln, oder einigen Auserwählten unter denselben herrührende Geheimlehre entgegensetzte. Er wollte den durch das Christenthum aufgehobenen Unterschied einer Volksreligion und einer Religion der Vollkommenen irrig wieder geltend machen. Diesem Gnosticismus trat, besonders im Abendlande, ein religiöser Realismus entgegen, der, auf die höchste Spitze getrieben, das Vorherrschen schwärmerischen Gefühls dem Vorherrschen schwärmender Speculation entgegenstellt. So können wir den Montanismus betrachten, indem dieser eine Quelle der Erleuchtung außer der heiligen Schrift und der durch diese geleiteten Vernunft zu haben meinte, und auf eine andere Weise den Selbsttäuschungen einer, Göttliches und Menschliches vermischenden, Willkür preisgegeben wurde (S. 872). „Die eine Seite des Christenthums, die Idee von der Mittheilung göttlichen Lebens an die

menschliche Natur zur Umbildung derselben, die Idee von einer neuen, göttlichen, Alles umbildenden Schöpfung, von einem übermächtigen Walten des Göttlichen in der menschlichen Natur, — diese Idee, welche einen Grundton des Christenthums ausmacht, herrschte in dem Montanismus vor und machte den Mittelpunkt desselben; aber die andere Seite des Christenthums, die Idee von der harmonischen Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen in der durch das göttliche Lebensprincip erneuten Menschennatur; von der freien, selbstthätigen Entwickelung der verklärten menschlichen Eigenthümlichkeit als nothwendige Folge davon, diese Idee und der daraus fließende andere Grundton des Christenthums wurde dadurch zurückgedrängt. Die Einwirkung des Göttlichen erscheint hier als etwas Magisches, übermächtig Eingreifendes, die menschliche Eigenthümlichkeit Unterdrückendes, — das Menschliche als blindes Organ unwillkürlich fortgerissen. Der auf die Spitze getriebene Montanismus hätte dazu führen müssen, das Christenthum aller Wissenschaft und Kunst, als einer Verfälschung des Göttlichen durch eigene menschliche Thätigkeit, feindselig entgegenzustellen."

Der Montanismus behauptete ein stufenmäßiges Fortschreiten der Kirche, nach einem allgemeinen Gesetze der Entwickelung des Reiches Gottes. Er behauptete eine fortschreitende Wirkung des heiligen Geistes in der erlösten Menschheit, der fortschreitenden Offenbarung des Bösen entgegengesetzt. Doch sollten die neuen Propheten durch die Uebereinstimmung mit der von den Aposteln verkündigten Lehre, wie dieselbe in allen Gemeinen fortgepflanzt worden, sich von falschen Lehrern unterscheiden und ihren göttlichen Beruf bewähren. Die als unwandelbar anerkannte Grundlage der christlichen Kirche erlaube doch eine neue Förderung des gesammten Lebens und der Sittenlehre durch neue Offenbarungen, insofern die erst vom Heidenthume und der Sinnlichkeit entwöhnten Menschen nicht sogleich im Stande waren, die Förderung der christlichen Vollkommenheit zu fassen. Die wahren Verkündiger dieser neuen Offenbarung, die vom Paraklet erweckten Propheten erklärte der Montanist für die höchsten Organe zur Leitung der kirchlichen Entwickelung, und suchte im Gegensatz gegen den zu äußerlichen Katholicismus, gegen eine engherzige steife Richtung, den Begriff der Kirche innerlicher und geistiger aufzufassen. Sie nahmen ferner an, daß in der letzten Entwickelungsperiode des Gottesreiches, Propheten aus jedem Stande der Christen erweckt werden könnten; sie hoben die Idee von der Würde des allgemeinen Christenberufs und der Priesterwürde aller Christen lebhaft hervor. Andererseits verwechselten sie, noch mehr als der kirchliche Katholicismus, den alt- und neutesta-

mentlich theokratischen Gesichtspunkt, und trugen die alttestamentliche Prophetenregierung auf die christliche Kirche über. Sie schlossen hiebei die Mitwirkung einer selbstbewußten, als freies Organ für eine göttliche Mittheilung dienenden Eigenthümlichkeit der Menschen, von dem wahren Prophetenthume ganz aus, und rechneten den Zustand einer gänzlichen Verzückung zu den nothwendigen Merkmalen eines Propheten. Daher in den montanistischen Orakeln nicht der Mensch im Namen Gottes, sondern Gott selbst durch die Stimme des Menschen redend erscheint. Mit Recht konnte man aber sagen, daß, wo auf Gemüthszustände jener Art ein besonderer Werth gelegt wird und sie besonders gesucht werden, die Gefahr verderblicher Schwärmerei unvermeidlich ist. Derselben gemäß verdammten die Montanisten die Flucht unter den Verfolgungen und andere unschuldige Mittel der Lebensrettung, indem sie einen Grundsatz aufstellten welcher, folgerecht durchgeführt, alle gesellschaftliche Verfassung untergraben und alle menschliche Thätigkeit aufgehoben haben würde, nämlich den: daß man, in den Willen Gottes sich ergebend, keine Mittel anwenden müsse um den Verfolgungen auszuweichen, welche der Wille Gottes über die Christen zur Prüfung ihres Glaubens verhängt habe. Da überhaupt die Vervollkommnung des christlichen Wandels, welche der Montanismus begründen wollte, nicht von Innen heraus aus dem Wesen des Christenthums abgeleitet war, sondern auf neuen Geboten beruhen sollte, die zu dem Christenthum erst von Außen her durch eine neue vorgeblich göttliche Autorität hinzutraten, so konnte diese neue Sittenlehre nur eine Abirrung von dem wahren Wesen der christlichen sein, wonach in der Liebe Alles enthalten, die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist; es konnte nur eine Verfälschung derselben durch ein neues gesetzliches opus operatum werden.

Durch blindes Verdammen des ganzen Montanismus als einer Eingebung des bösen Geistes (ohne das Wahre und Falsche in demselben zu sondern), trugen aber manche Eiferer dazu bei, daß die schwärmerische Richtung immer mehr in sich verhärtete und sich weiter ausbreitete. Der vorherrschenden einseitigen Gefühlsrichtung der Montanisten setzten jene eine vorherrschende kalte Verstandesrichtung entgegen, die der Wärme und Innigkeit des christlichen Gefühls entbehrte und, aus Furcht in Mystik zu verfallen, auch Echtchristliches wegleugnete.

Die zweite Hauptrichtung des theologischen Geistes ging von der alexandrinischen Kirche aus; sie verlangte einen, wissenschaftliche Prüfung aushaltenden Glauben. „Um die Entwickelung (sagt der Verf. S. 903 fg.) des eigenthümlichen theologischen Geistes dieser Schule recht zu verstehen, muß man ihr

Verhältniß zu den drei verschiedenen Parteien, in der Berührung mit welchen und im Gegensatze gegen welche sie sich ausbildete, und deren verschiedene Geistesrichtungen sie durch ein höheres, die Gegensätze ausgleichendes Princip glaubte mit einander versöhnen und vereinigen zu können, wohl berücksichtigen. Ihr Verhältniß 1) zu den nach Weisheit fragenden Griechen, welche das Christenthum als einen blinden, vernunftscheuen Glauben verachteten, und welche durch die ihnen entgegentretende fleischliche Auffassungsweise ungebildeter und schroff abstoßender Christen in ihrer Verachtung nur bestärkt wurden; 2) ihr Verhältniß zu den in Alexandria vielverbreiteten Gnostikern, welche gleichfalls von dem blinden Glauben einer fleischlichen Menge mit Verachtung sprachen, und durch Verheißung einer höhern esoterischen Religionserkenntniß nach Weisheit fragende Heiden und durch den gewöhnlichen Religionsunterricht unbefriedigte Christen an sich zogen; 3) ihr Verhältniß zu jener ersten Classe der Kirchenlehrer von dem praktisch-realistischen Standpunkte, und insbesondere den Eiferern unter denselben, welchen durch den speculativen Hoch- und Uebermuth der Gnostiker alles Speculiren und Philosophiren, und was dem Streben nach einer Gnosis oder Erkenntniß ähnlich sah, verdächtig geworden war, und welche stets die Vermischung fremdartiger, philosophischer Elemente mit dem Christenthum fürchteten. Durch eine aus dem Glauben hervorgehende und demselben sich harmonisch anschließende Gnosis meinten die Alexandriner das Einseitige und Falsche dieser drei Richtungen meiden und das Wahre in denselben sich aneignen, ja sie miteinander versöhnen zu können." Nach ihrer Ansicht sollte also die Gnosis nur das durch den Glauben zuerst Angeeignete, in das innere Leben Aufgenommene, zum hellen Bewußtsein, zur rechten Erkenntniß bringen, es seinem Inhalte und Zusammenhange nach entwickeln, wissenschaftlich begründen und in wissenschaftlicher Form darstellen. Sie fassen die Gnosis nicht auf als eine Sache der bloßen Speculation, sondern als Etwas, das hervorgeht aus der ganzen, durch den Glauben hervorgebrachten, im Wandel erprobten, neuen innern Lebensrichtung. Es kann kein Erkennen der göttlichen Dinge geben, ohne ein Leben in denselben, welches eben aus dem Glauben hervorgeht; Erkennen und Leben wird hier Eins.

Eine Lieblingsidee des Clemens von Alexandrien († um 220) war die von einem großen Ganzen der göttlichen Menschenerziehung, als dessen Ziel er das Christenthum betrachtete und wozu er nicht blos die Fügungen Gottes mit dem jüdischen Volke, sondern auch, obwol nicht auf gleiche Weise, die Fügungen Gottes mit der Heidenwelt rechnete. Die Alexandriner

bekämpften den Particularismus, welcher das Walten des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, nur auf die engen Grenzen des jüdischen Volks einschränken wollte. (S. 924:) „Sie waren voll von der großen Idee, welche hier zuerst (da das Christenthum dem denkenden Geiste sein Wesen zu enthüllen anfing) sich vorübergehend offenbarte und noch nicht das beseelende und im Einzelnen durchgeführte Princip der christlichen Theologie und der christlichen Geschichtsbetrachtung werden konnte, die Idee, welche allein zur Betrachtung der menschlichen Natur und der Geschichte dem rechten Schlüssel gibt: daß das Christenthum sich wie das Centrum zu allen Radien menschlicher Einseitigkeit verhalte, daß es sich als die Religion der Menschheit erweise, indem es alle Gegensätze der in der menschlichen Natur vorhandenen Richtungen mit einander versöhne, daß es das Wahre vom Falschen in allen Systemen menschlicher Einseitigkeit über göttliche Dinge sondere und in dem Irrthum die zum Grunde liegende misverstandene Wahrheit erkennen lehre. Ein solches Licht des Geistes sollte, nach der Idee des Clemens, das Christenthum dem Gnostikos (dem Erkennenden, Erleuchteten) angezündet haben, und so sollte er vom Standpunkte des Christenthums aus, durch welches er den rechten Mittelpunkt für die religiöse Natur des Menschen gewonnen, frei und sicher das Wahre und Falsche in allen Systemen der griechischen Philosophen und der christlichen Häretiker von einander sondern können." Vermöge dieses Gesichtspunkts waren die Alexandriner besser als viele einseitig kämpfende Kirchenlehrer im Stande, die Denkweise der Häretiker unbefangen aufzufassen und gerecht zu beurtheilen. Andererseits gingen sie bisweilen mit ihrer Gnosis über den Glauben hinaus und verloren sich in das Gebiet einer, die göttlichen Dinge begreifen wollenden Theosophie und suchten, den praktischen Zweck der göttlichen Offenbarung für das Heil der Menschen zurücksetzend, speculative Aufschlüsse in der heiligen Schrift. Hiemit hängt zusammen die Lehre des Origenes (geb. 185, † 252) von dem zwiefachen Standpunkte eines geistigen und eines fleischlichen Christenthums, von den verschiedenen Offenbarungsformen Christi und des göttlichen Logos im Verhältnisse zu diesen verschiedenen Standpunkten, von der verschiedenen Schrifterklärung und dem verschiedenen Sinne der heiligen Schrift. (S. 951 fg.:) „Aber so richtig auch viele Grundsätze des Origenes waren, so wurde er doch in der Anwendung derselben durch einen falschen Gesichtspunkt von dem Geiste und Zwecke der heiligen Schrift und aller göttlichen Offenbarung durch das Wort irre geführt, und dieser falsche Gesichtspunkt hing wieder mit seiner falschen Auffassungsweise des Verhältnisses des Glaubens zur Erkenntniß

(der Pistis zur Gnosis) genau zusammen. In beiderlei Hinsicht wurde er durch den zu vorherrschend speculativen Gesichtspunkt in der Religion irre geleitet, dadurch, daß er das Wesen einer christlichen Glaubenslehre und einer christlichen Philosophie nicht gehörig von einander unterschied; dadurch, daß er den wesentlich praktischen Zweck aller göttlichen Offenbarungen und des Christenthums insbesondere nicht genug im Auge behielt. Er bezog nicht Alles auf den Einen Zweck für die ganze menschliche Natur: Erlösung, Wiedergeburt, Heiligung und die daraus fließende Beseligung, sondern der praktische Zweck der Besserung war ihm nur ein untergeordneter, vorzugsweise geltend für die große Masse der Gläubigen, die noch nichts Höheres empfangen konnten. Der höchste Zweck war ihm der speculative: die höheren Wahrheiten den zum Verständnisse derselben fähigen Geistesmenschen, den Gnostikern, mitzutheilen."

Der dreifache Sinn der Schrift entsprach den drei von Origenes angenommenen Theilen der menschlichen Natur: dem Geiste der auf das Ewige gerichtet ist und in der Anschauung göttlicher Dinge sein Leben findet, der im Zeitlichen und Endlichen sich bewegenden Seele, und dem Körper. Diese Grundsätze der Schriftauslegung konnten aber freilich aller subjectiven Willkür Raum geben und das gesetzliche Christenthum schwankend machen, indem Jeder Das, was seinen Ideen und Gefühlen nicht zusagte, in die Classe der nicht buchstäblich zu verstehenden Dinge verwies. Zuletzt ergänzten und regelten sich indeß die idealistische und realistische Betrachtung des Christenthums; unbedingte Herrschaft der einen oder der andern hätte gewiß größern Schaden gebracht.

Der vorliegende zweite Band dieses in unseren Blättern schon öfter mit gebührendem Lobe erwähnten Werks beginnt mit der Geschichte der Christenverfolgungen unter dem Kaiser Maximinus und geht dann zu einer umständlichen Darlegung der sich allmälig entwickelnden Ansichten und Maßregeln Konstantin's über. Von einer Duldung des Christlichen neben dem Heidnischen kam dieser, aus innerer Ueberzeugung und äußeren Gründen, bis zum Verbote des Aufrichtens von Götzenbildern und einer so bestimmten Begünstigung der neuen Lehre, daß sich Manche nicht blos ihres höhern Werths willen zu ihr wandten, sondern auch heuchlerisch, um desto leichter irdische Vortheile zu erlangen. Doch ließ sich Konstantin selbst erst kurz vor seinem Tode taufen; wahrscheinlich weil er darin eine magische Sündentilgung sah und, nach einem keineswegs tadellosen Leben, doch zuletzt von allen Sünden gereinigt, zur Seligkeit übergehen wollte.

„Wenn schon die Regierung Konstantin's", sagt der Verf., „uns von der Wahrheit zeugt, daß der Staat welcher durch die ihm zu Gebot stehenden weltlichen Mittel das Christenthum fördern will, der heiligen Sache weit mehr schaden kann, als die noch so feindselig sie bekämpfende weltliche Macht ihr schaden konnte, so gilt dies noch weit mehr von der Regierung seines Nachfolgers Konstantius. — Sowie früher gegen die Christen, richtete sich jetzt die Verfolgung wider die Heiden. Der Kaiser verbot die Opfer bei Verlust des Lebens und der Güter, ließ die Tempel schließen und mehre der berühmtesten zerstören, ihre Schätze wurden eine Beute von Habsüchtigen und Raubsüchtigen. Selbst manche Kirchenlehrer waren von einem andern als dem wahrhaft christlichen Geiste beseelt, indem sie die äußerliche Unterdrückung des Heidenthums wollten, ohne zu bedenken, ob auch die dazu angewandten Mittel dem Geiste des Evangeliums gemäß und geeignet wären das Heidenthum in den Herzen der Menschen zu vertilgen. Sie vergaßen, daß nichts der Sache der Lüge förderlicher ist, als wenn man ihr den Schein der Wahrheit gibt, indem man ihr Märtyrer verschafft."

Lehrreich und gemäßigt spricht der Verf. von Julian und seinen Bestrebungen. Er war von Natur harten Maßregeln nicht geneigt, und wünschte einen Gegensatz zu der despotischen Verfolgungssucht des Konstantius zu bilden. „Er arbeitete daran, eine nach seinen neuplatonischen Ideen gebildete mystische Hierarchie (in der jedoch aller alte Aberglaube des Heidenthums seinen Platz finden konnte) zu gründen; eine Erscheinung, welche sich oft in der Geschichte wiederholt, daß ein willkürliches speculatives System in die todte Form verjährten Aberglaubens ein erkünsteltes Leben hineinzubringen suchte."

Sehr unbefangen entwickelt der Verf. die Ansicht vieler Heiden: daß die verschiedenen Religionen nur verschiedene Offenbarungsformen e i n e r göttlichen Sache seien und e i n Wesen in mannichfachen Formen; durch welche Mannichfaltigkeit Gott aber am meisten verherrlicht werde. „Freilich", fügt der Verf. hinzu, „liegt der religiösen Denkart, die wir soeben dargestellt haben, auch etwas Wahres zum Grunde, welches Wahre aber nur das Christenthum von dem beigesellten Falschen sondern lehrt. Jene freie Entwickelung der menschlichen Eigenthümlichkeiten in der Religion findet im Christenthume wie nirgends anders vor ihm Platz; aber sie wird hier einem höhern, Alles umbildenden Princip untergeordnet, und durch dieses sollte sie von der Beimischung des Ungöttlichen immer mehr gereinigt werden. Jener Gleichstellung aller Religionsformen vom Standpunkte der Naturvergötterung stellte sich damals allerdings ein Irrthum von

entgegengesetzter Art in der christlichen Kirche entgegen, der aber nicht in dem Christenthume selbst, sondern in einer Vermischung des Menschlichen mit dem Christenthume seinen Grund hatte. Ein beschränkter Dogmatismus, der eine bestimmte menschliche Auffassungsform des Christenthums, die so wenig als irgend etwas Menschliches frei vom Irrthum sein und für alle menschlichen Geister und alle Entwickelungsstufen christlichen Glaubens und christlicher Erkenntniß passen konnte, als die vollkommene und ewig gültige Auffassungsform des Christenthums behaupten und alle Geister in dies Eine Joch hineinzwängen wollte. Im Gegensatz gegen dieses andere Aeußerste konnte jene irrige heidnische Denkweise desto leichter einen Schein von Wahrheit gewinnen."

Der zweite Hauptabschnitt des vorliegenden Theils enthält die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen.

Wenn manche geschichtliche Werke den Schein erwecken, als bestehe Wesen und Inhalt der Religion Jesu lediglich in dem Entwickeln und Festhalten gewisser kirchlicher Formen, so stellt umgekehrt der Verf. von seinem Standpunkte alle Gefahren und Misbräuche zusammen, die aus weltlicher Kirchenherrschaft, oder aus einer irrigen Mischung des Weltlichen und Kirchlichen entstehen können und entstanden sind. Solch ein Kampf gegen jede Art der Despotie ist ein edler und gerechter; nur kann diese, wie die Erfahrung zeigt, nicht minder aus dem aristokratischen Systeme der Episkopalen und dem demokratischen der Presbyterianer hervorbrechen, als aus dem monarchischen des Papstes. Auch soll man ebenso sehr die Gefahren der Anarchie meiden, welche Willkür mit Freiheit verwechselt, als jene der Despotie, welche unter dem Vorwande der nothwendigen Regel und des unentbehrlichen Gesetzes alles individuelle Leben ertödtet. Kein dogmatisches Bekenntniß, keine hierarchische Form hat allein und unbedingt alles Christliche so in sich aufgenommen, daß jedes davon Abweichende schlechthin des Teufels gewesen wäre; kein Bekenntniß und keine Form ist ganz ohne christliche Hauptelemente geschichtlich dagewesen. Es gibt eine Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, nach Völkern, Zeiten, Bildungsstufen u. s. w., unbeschadet, ja vermöge des wahrhaft Lebendigen und Beseligenden im Christenthume.

28.

Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Von Friedrich von Schlegel.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, II, Nr. 194, S. 773.)

Friedrich von Schlegel's Werke sind dem Inhalte nach so lehrreich und scharfsinnig, der Form nach so edel und vollendet, daß wir die Gleichgültigkeit, welche sich in unseren Tagen gegen dieselben zeigt, fast allein aus der, Vielen anstößigen Glaubensveränderung desselben erklären können. Dieser Grund erscheint uns keineswegs zureichend, theils weil der Inhalt jener Werke damit gar nicht überall in Verbindung steht, theils weil das darauf Bezughabende desto genauer und ernster von Freunden wie von Abgeneigten geprüft werden sollte. Zu einer solchen Prüfung laden auch die genannten Vorlesungen ein, und wenn Urtheile über ein bloßes Bruchstück immer ungenügend ausfallen, so trägt der Verf. durch vereinzelte Herausgabe desselben einen Theil jenes Mangels.

Daß er keinen geringhaltigen Epikureismus mit dem Worte Lebensphilosophie bezeichnen will, versteht sich von selbst und lobenswürdig ist sein Bemühen, die wahre Weisheit aus dem unverständlichen Dunkel der Schule in das Leben wirksam einzuführen. In dem Maße aber, als diesem Lebendigen ohne strenge Schule geholfen werden soll, muß der Führer selbst eingeschult und durchgeschult sein; sonst wird sein Unterricht anziehend und im Einzelnen lehrreich sein können, zuletzt aber doch des wissenschaftlichen Zusammenhangs ermangeln und wesentlich unphilosophisch erscheinen. In diesem Bedenken ist eigentlich unser Urtheil über das Ganze schon ausgesprochen: es enthält des Anziehenden, Treffenden, Lehrreichen ungemein viel, und wir rathen Jedem, dies zu hohem Genusse selbst nachzulesen; andererseits sind uns aber, wo wir tiefer eingehen wollten, so viel Fragen und Zweifel ungelöset geblieben, daß wenigstens die drei ersten Vorlesungen über Lebensphilosophie für das ganze Leben nicht ausreichen, und man entweder doch noch in die Schule gehen, oder ohne eigentliche Philosophie (wie so Viele) fortleben muß.

Für diese fordert der Verf. einen eigenen selbständigen Boden und will sie weder der Politik, noch der Theologie dienstbar machen. Wie sie sich aber auch jeder Einmischung in das Positive und Wirkliche enthalten und darauf doch sehr heilsam wir-

ken soll, das ist uns, ungeachtet schöner und gemüthlicher Worte, wissenschaftlich nicht deutlich geworden, und wir wünschten daß der Verf. näher darauf eingegangen wäre und die Ergebnisse tieferer Untersuchungen (wie sie Solger in einem seiner philosophischen Gespräche anstellt) populair und einleuchtend gemacht hätte.

Gewisse einseitige oder irrige Richtungen der Schulphilosophie sind treffend gezeichnet; wenn aber der Verf. von einer Schule sagt: sie setze das Wesen des Geistes ausdrücklich in die Verneinung und vergöttere diesen Geist der Verneinung, so hätte er sich bei dieser negativen Bezeichnung nicht begnügen, sondern aus dem Hinterhalte hervortreten und namentlich anklagen, seine Anklage aber auch beweisen sollen. Daß es Pantheisten und Dualisten gibt, weiß man, ohne gerade in der Schulphilosophie zu Hause zu sein; wie aber eine wissenschaftliche Schule den Teufel allein an die Spitze stellen und vergöttern könne, ist schlechthin unbegreiflich und nur gewissen angeblichen Lebensphilosophen praktisch möglich geworden. Wiederum ist es nicht wissenschaftlich, wenn der Verf. jene Ansicht mit wissenschaftlichem Atheismus zusammenstellt; sie wäre davon wesentlich verschieden, sie müßte von anderen Grundsätzen ausgehen und theoretisch und praktisch zu anderen Endergebnissen führen.

Um festen Boden zu gewinnen, will der Verf. den Umfang und die Art der Entfaltung des menschlichen Bewußtseins ermessen, und schlägt dabei den Weg der Psychologie ein. Hiebei erscheint ihm die denkende Seele als der lebendige Mittelpunkt des Ganzen, in welcher (S. 24) Vernunft und Phantasie inbegriffen sind; sie umfaßt beide Kräfte und steht in der Mitte zwischen ihnen. An einer andern Stelle (S. 30) heißt es aber: dreifach ist das Wesen des Menschen, Seele, Geist und Leib, oder da die Philosophie eigentlich nur mit den beiden ersten zu thun hat, so scheidet hier der Leib aus, und es tritt dafür ein: das Wort, die That, das Leben selbst. Vierfach ist das menschliche Bewußtsein; denn der Geist spaltet sich in Verstand und Willen, die Seele in Vernunft und Phantasie. Dieses sind die vier Endpunkte, oder wenn man will, die vier Weltgegenden für diese innere Welt des Bewußtseins.

Gern hätten wir uns dies einfache Schema von Eins, Drei und Vier als Grundlage aller Lebensphilosophie eingeprägt, wäre es uns nur recht deutlich geworden. Aus vielen Bedenken nur folgende:

1) Jeder Lebensphilosoph hat zeither geglaubt, er bestehe aus zwei Theilen, aus Leib und Seele; jetzt erfährt er auf einmal, er bestehe aus drei Theilen, Leib, Seele und Geist, von denen der erste (welcher den Lebensphilosophen viel zu thun macht)

aus der Philosophie herausgewiesen und derselben mit drei verschiedenen Worten (als Wort, That und Leben) ein anderes Drittel zugewiesen wird. Wiederum soll dies letzte Drittel nicht ein besonderes, sondern von den beiden anderen Dritteln ohne den Leib hervorgebracht sein.

2) Die denkende Seele ist erst der Mittelpunkt des Ganzen (was wir uns ohne Frage nach der fühlenden, oder dem cogito, ergo sum gefallen lassen); nun aber verwandelt sich der Mittelpunkt in eine Seite, einen Endpunkt, eine Weltgegend. Wie nun die Seele erstlich das Ganze und der Mittelpunkt des Ganzen sein könne; zweitens ein Drittel des Ganzen; drittens zwei Seiten des Ganzen; wie viertens Seele und Geist (die zwei Drittel des Ganzen) nothwendig in zwei mal zwei Theile zerfallen und ein Viereck bilden, das dritte Drittel aber unerwähnt und leer ausgehen könne, — begreifen wir auf keine Weise, und wünschen dafür ein mathematisches Schema, eine Quadratur dieser Cirkel zu sehen.

3) Noch schwerer wird die Sache, da die eine Hälfte der gespaltenen, der denkenden Seele (der Geist denkt also nicht?), die Vernunft, als negativ, unproductiv, die Phantasie als positiv und productiv betrachtet wird; und wiederum soll doch eine negative Seite (das negative Halb) die positive (das positive Halb) beherrschen. Ist dies alles esoterische Weisheit der Schule, so scheint uns daraus für die Lebensphilosophie wenig gewonnen; gilt es für diese selbst, so sehnen wir uns nach der wissenschaftlichen Schule, welche solche Dinge erweisen und erklären, oder als Willkürlichkeiten austreiben soll.

Das arithmetische Verfahren und die Vorliebe für Zahlen zieht sich noch weiter hindurch (wie in den „Vorlesungen über die Literatur" die Ableitung der Zahl der biblischen Schriften), ohne irgendwo mathematische Schärfe und Nothwendigkeit, oder philosophische Begründung zu erhalten. So theilt der Verf. Gedächtniß und Gewissen der Vernunft zu, aber das Gedächtniß verknüpft nicht blos, wie gesagt wird, sondern hält auch auseinander und ist mit der Phantasie nicht minder verwachsen als mit der Vernunft. Ebenso wenig können wir uns Verstand und Willen, die angeblichen Kinder des angeblich für sich ohne Seelenhülfe zeugenden Geistes, getrennt von Gedächtniß und Gewissen denken, oder andererseits Verstand ganz abgesondert von der Phantasie. So erscheint die Psychologie des Verf. überall fast nur zersetzend und zerschneidend, chemisch und anatomisch, woraus alles Mögliche hervorgehen mag, nur keine Philosophie des Lebens. In Bezug auf obige Dreitheilung kann der Verf., auch nur drei Sinne brauchen, er weiset das Auge dem Geiste

das Ohr der Seele, die übrigen als einen dem Leibe zu. Uns scheint die alte Lehre, daß der Leib zu allen fünf Sinnen gehöre, viel natürlicher; auch begreifen wir nicht, warum die sichtbaren Kunstwerke nur dem Verstande und Willen, die hörbaren der Vernunft und Phantasie zugewiesen sind. Kaum haben wir diese Eintheilungen und Schemata (welche viel willkürlicher als die Kant'schen Kategorien gebildet sind) mühsam auswendig gelernt, so laufen sie uns ineinander und durcheinander, und dann steht der ganze Mensch mit Leib und Seele und fünf Sinnen lebendig wieder vor uns, dessen Schul- und Lebensphilosophie unmöglich allein in jener Psychologie wurzeln kann.

In der Phantasie sieht der Verf. die Hauptquelle aller Leidenschaften, nennt aber den Stolz eine Leidenschaft des Geistes, Sinnlichkeit eine Leidenschaft der Seele, Geiz eine Wirkung hauptsächlich der Phantasie. Hiebei fällt uns auf: a) daß über Bedeutung, Werth und Unwerth der Leidenschaften nichts Näheres gesagt ist, und sie ganz allgemeinhin mit den Lastern zusammengeworfen werden; b) daß die Phantasie, obgleich nur ein Theil der Seele, doch die ganze Seele und den Geist umfaßt und verdirbt; c) daß der Leib, selbst bei der Sinnlichkeit und Wollust, nicht erwähnt wird; d) daß zum Hochmuthe Phantasie, Verstand und Wille, zur Sinnlichkeit Vernunft und Phantasie, zum Geiz aber nur Phantasie gehört, oder wenigstens nicht nachgewiesen ist, was ihn neben ihr noch hervorbringt. e) Wenn das Auge der geistige Sinn ist, und die Leidenschaft der Sinnlichkeit wesentlich auf dem Sehen, oder doch mehr auf dem Sehen als dem Hören beruht, so hätte der Verf. sie ebenso leicht oder noch eher dem Geiste, als der Seele zuweisen können.

Die drei genannten Haupteigenschaften stimmen darin überein, daß man Etwas liebt; gern hätten wir indeß eine gründlichere Entwickelung ihrer Gegensätze, oder, nach Aristotelischer Weise, eine genauere Untersuchung des rechten Maßes gelesen.

Ebenso vermissen wir eine schärfere Entwickelung des Wesens der oft erwähnten Idee und des Ideals; denn eine Aeußerung, wonach das Erhabene über das Schöne hinaufgesetzt zu sein scheint, würde nicht sowol erläutern, als zu Widerspruch berechtigen. Noch höher als Ideal und Idee, Schön oder Erhaben, setzt der Verf. die Sehnsucht, als unbestimmtes Gefühl des tiefsten Verlangens, das rein und göttlich nur auf das Göttliche und Ewige geht. In der Unbestimmtheit kann aber doch unmöglich das Kennzeichen des Wahren und Göttlichen allein liegen, auch nicht darin, daß jene Stimmung viel Anderes überdauert; denn das Sündhafteste hat wol jene Gestalt angenommen und sich dauerhaft erwiesen. Hier hätte der Verf. zeigen

müssen, wie aus Seele und Geist, aus Vernunft und Phantasie, aus Verstand und Willen Zweige hervorbrechen können, die gerade zum Himmel und zum Ewigen aufstreben; daß aber im bloßen Schwebeln und Nebeln des Gefühls und der Stimmungen, in Eigensinn und Willkür des Willens, in bloßen Verstandesoperationen immer nur das Zertheilte, Einseitige, Mangelhafte sich offenbart, und ein psychologisirend-anatomisches Verfahren nirgends ausreicht, Philosophie und Religion zu begründen.

Gewiß ist menschliche Liebe und Begeisterung (wie der Verf. sagt) nicht ohne Phantasie, aber auch nicht ohne Verstand, Willen, Vernunft. Während jene Phantasie, sofern sie dichterisch ist, dem Verf. viel Sorge wegen der naheliegenden Ausartung macht, wird sie gleich nachher das lebendige productive Denken; wo es dann zum mindesten sehr unbillig erscheint, wenn sie sich dem Verstande und der Vernunft unterordnen soll. Wenn der Verf. ferner, nach früherem Schelten über die Kehrseite der Phantasie, ihre Lichtseite hervordreht, ihre Mängel und Irrthümer entschuldigt und meint: es sei nicht Alles Uebertreibung, was einem ganz fremden, unbegeisterten Verstande so erscheine, so geben wir ihm hierin vollkommen Recht, verlangen aber zugleich für Verstand und Vernunft dieselbe billige Behandlungsweise, weil hier auch nicht Alles Unsinn ist, was oberflächlicher Betrachtung so vorkommt.

Wie die denkende Seele der lebendige Mittelpunkt des Bewußtseins, so ist (laut dem Verf.) die liebende Seele der Mittelpunkt und die Grundlage des sittlichen Lebens. Liegt denn aber im Denken nicht auch eine Kraft des Gefühls, und verbindet sich denn nicht das Fühlen mit dem Denken? Zertheilen wir die Seele nach jenen Seiten, so fiele das Lieben ganz der Phantasie zu, und das Denken wäre lieblos und thatenlos; am wenigsten aber sehen wir ein, wie sich der Gegensatz der Seele und des Geistes festhalten läßt, sobald jene denkt, fühlt, liebt und handelt, ohne Willen und Verstand, die beiden Theile des letzten, dabei zu bedürfen. Diese Schwierigkeit erhöht sich, wenn gesagt wird: die Sprache ist ganz ein Product der Seele (also ohne Leib und Geist) und die Seele leiht die Sprache dem erkennenden Geiste. Erkennt denn dieser schon vor der Anleihe? War die Seele einst ohne Geist, der Geist ohne Sprache, und doch Geist und als solcher thätig? Zahlt der Geist für die Anleihe von der Seele etwas zurück, oder hat er nichts dagegen auszuleihen? Oder ist's mit Seele und Geist etwa so, wie wenn ich aus einer Hand etwas in die andere lege?

Zugegeben, daß diese und andere Bemerkungen und Zweifel,

welche wir aus Mangel an Raum zurückhalten, lediglich aus unserer eigenen Beschränktheit entspringen und sich vollständig aufklären und widerlegen lassen, so scheint uns doch so viel gewiß: der Verf. konnte mit Weglassung Dessen, was wir seine Schulphilosophie nennen möchten, einfacher vorschreiten und den großen Zweck seines Werks erreichen. So viel trefflich Gesagtes über Frauen, Ehe, Erziehung, Irrthümer der Philosophie, Offenbarungsformen des Göttlichen u. s. w. würde ohne jenen entbehrlichen und ungenügenden Schematismus näher aneinanderrücken und ohne skeptische Störung den ganzen Menschen leichter ergreifen und überzeugen.

29.

Geschichte Aragoniens im Mittelalter. Von Ernst Alexander Schmidt.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1829, I, Nr. 111, S. 441.)

Wenn junge Männer Probeschriften der Art liefern wie das vorliegende Werk, so ist es unbedenklich, sie in die Reihen akademischer Lehrer eintreten zu lassen; in der Regel scheint man dagegen hiebei nach Grundsätzen zu verfahren, die wir keineswegs billigen können. Unsers Erachtens nämlich sollte Niemand unmittelbar aus der Stellung eines lernenden Studenten in die eines Lehrers auf Universitäten übergehen, sondern der Theolog, der Jurist, der Philolog sich vorher in Behörden und Schulen einüben und zu dem höhern Berufe vorbereiten. Nimmt man doch Niemand bei den höchsten Landesbehörden an, der nicht vorher bei den unteren gestanden und sich mehren Prüfungen unterworfen hat; warum soll allein auf Universitäten Jemand ohne weitere als rein theoretische Kenntnisse, das praktische Geschäft des Lehrers versuchen dürfen? Zwar sagt man: wenn es nicht gelingt, so geht der Versuchende wieder davon; dies ist indeß keineswegs wahr, er bleibt vielmehr sitzen und klagt und bittet, bis Mitleid, Langeweile, oder Verdruß die vorgesetzte Behörde dahin bringen, den Privatdocenten zum außerordentlichen, und nach gehöriger Wiederholung jener Mittel wol gar zum ordentlichen Professor zu erheben. Einzelne freilich erweisen sich so ganz unbrauchbar, daß sie keine Beförderung erlangen, aber sie

thun (nach dem Sprüchwort fiat experimentum in anima vili) unsäglichen Schaden und erlernen sehr oft wenigstens Eins, nämlich durch schlechte Mittel Studenten an sich zu locken.

Nichts ist verkehrter als den Werth einer Universität nach der Zahl ihrer Lehrer abzumessen; wir meinen vielmehr, daß, sobald man hiebei das richtige Maß überschreitet, Uebelstände und Rückschritte unausbleiblich sind. Ebenso irrig ist die Meinung: die Studenten hörten nur bei den vorzüglichsten Lehrern; denn abgesehen davon, daß in dieser Beziehung ihr Urtheil so wenig untrüglich ist als das der anstellenden Behörde, wirken unzählige Nebengründe, Wahl der Stunden, Nähe oder Entfernung der Wohnung, Collisionen u. s. w. dahin, den Lehrern bald mehr, bald weniger Zuhörer zu verschaffen. Endlich sind wir zwar sehr weit entfernt, einen Collegienzwang einführen zu wollen, können aber nicht umhin, es als sehr tadelnswerth zu bezeichnen, daß einzelne Vorlesungen und wissenschaftliche Richtungen monopolistisch empfohlen, ja gefordert, andere dagegen, auf welche sich die Vorliebe zufällig nicht richtet, völlig vernachlässigt werden und die späteren Prüfungen sich fast niemals damit beschäftigen. In diesen mangelhaften Prüfungen liegt ein Hauptgrund alles falschen Studirens. Sie müßten weder ausschließend von Geschäftsmännern, noch ausschließend von Universitätsgliedern geleitet werden. Denn jene wissen in der Regel gar nicht, was jetzt ein Student lernen kann, und wie die verschiedenen Fächer behandelt werden; diesen darf man nicht das ausschließende Recht zugestehen den Behörden Arbeiter zuzusenden.

Zu den vor allen auf diese Weise gering geschätzten und völlig vernachlässigten Fächern gehört die Geschichte. Examinatoren, wie Examinanden, halten sie in der Regel für völlig unnütz, und es ist unter diesen groß Lamentiren gewesen, daß einer von jenen es doch übel aufnahm, als sich zufällig ergab, daß ein Geprüfter nicht wußte, das preußische Königshaus stamme von den Hohenzollern, und als ein anderer die augsburgische Confession vor Luther setzte.

Hr. Schmidt hat alle ihm zugängliche Quellen mit Fleiß und Kritik benutzt und den von ihm behandelten Gegenstand weiter gefördert und vorwärts gebracht. Dies Verdienst wird in unseren Tagen nur zu oft von Denen übersehen, welche ein unbestimmtes Ideal von einer ganz unbedingten Vollendung geltend zu machen suchen, oder über löbliche Werke den Stab brechen, weil es ihnen, den später Kommenden, gelingt, einzelne Irrthümer nachzuweisen. Mit Recht würden sie sich beklagen, wenn Andere noch später, aus ähnlichen Gründen, ihre Vorzüge ganz erkennen wollten.

Schon im Jahre 714 mußte sich Saragossa und das Land bis zu den Pyrenäen den Arabern unterwerfen. Bald darauf drangen diese in Frankreich ein, wurden von Karl Martell und Pipin zurückgeschlagen, und Karl's des Großen Herrschaft erstreckte sich bei seinem Tode bis Tortosa, Huesca und über einen Theil Navarras. Schon unter Ludwig dem Frommen gingen die meisten dieser Besitzungen gegen Abderrahman verloren, oder suchten sich unabhängig von Arabern und Franken zu erhalten. Die Entstehung des Namens und der Grafschaft Aragonien ist ungewiß, ohne Zweifel ward sie gegen das Ende des 10. Jahrhunderts mit Navarra vereinigt, im Jahre 1035 aber durch Theilung davon wieder getrennt. Ramiro I. (1035 — 63) erscheint als erster König Aragoniens; im Jahre 1118 ward Saragossa von den Christen erobert, und 1137 in Folge einer Heirath Aragonien und Barcellona zu einem Staate verbunden.

Bei der Tüchtigkeit mancher Könige und den angedeuteten Verhältnissen der Araber, würde deren Macht viel früher in Spanien zu Grunde gegangen sein, wenn nicht innere Kriege unter den Christen, neue Theilungen der anwachsenden Reiche und Fehden über die Rechte der Stände eingetreten wären. Die letzten führten zur Ausbildung der merkwürdigen Verfassung Aragoniens, von welcher Einiges mitzutheilen hier anziehender sein dürfte als eine trockene Uebersicht der Schlachten und Kriege.

Es gab vier Stände: hohen Adel, niederen Adel, Geistlichkeit und Städte, welche auf dem vom Könige berufenen Reichstage in vier Armen (brazos) oder Banken (estamentos) rathschlagten. Die Zahl derer, die zum Erscheinen auf dem Reichstage berechtigt waren, stand um so weniger durchaus fest, da dem Könige hinsichtlich der Berufung ein Spielraum offen blieb; doch gab es Personen (z. B. die Hochadeligen, die Prälaten), welche man ihrer hohen Stellung halber nicht ausschließen, und andere, die man aus entgegengesetzten Gründen nicht zuziehen konnte. Die Cortes hatten sehr große Rechte und sehr großen Einfluß; daß sie aber desungeachtet der Form nach nicht als unbedingte Muster betrachtet werden können, sondern an wesentlichen Mängeln litten, ergibt sich aus Folgendem.

Erstens, fehlte es dem Bauernstande und allen denen, die mit Leibeigenen wol verglichen werden können, an einer angemessenen politischen Stellung, ja an gebührenden Privatrechten. Die Ausdehnung der bürgerlichen und Privatrechte auf Millionen, auf die Völker selbst, ist einer der wesentlichsten Fortschritte der neuern Zeit, woran sich eine richtige politische Stellung erst anknüpfen läßt. Alle gerühmte Einrichtungen der alten Welt und des Mittelalters sind auf Sklaverei begründet, oder durch

Leibeigenschaft getrübt, mithin, den freiern Einrichtungen unserer Tage gegenüber, als enge, mangelhafte Oligarchien zu betrachten.

Zweitens gerieth man, aus übertriebener Furcht vor dem Misbrauche der höchsten Gewalt und einer willkürlichen Behandlung der Einzelnen, irrig in Beschränkungen der Körperschaften und des Königs. Die Körperschaft, der Stand, war ohne Zweifel übertrieben beschränkt, wenn man lange Zeit fast zu allen Beschlüssen Einstimmigkeit verlangte und den Einzelnen (wie durch Misbrauch in Polen) das Widerspruchsrecht zugestand. Der König war übertrieben beschränkt, so lange man in dem Rechte der Union, das heißt, der Empörung und des Aufstandes wider denselben, eine Bürgschaft der Freiheit sah und allgemeine Anarchie und Auflösung des Staates als Mittel gegen einzelne Uebel betrachtete. Nachdem unter Pedro IV. jenes Unionsrecht aufgehoben worden, entwickelte sich die Macht und Stellung des Justizia. Wäre dieser nichts gewesen als ein unabhängiger Mann oder Gerichtshof, wo man hätte Klagen gegen den Fiscus anbringen und Recht finden können, so würde Gedanke wie Ausführung alles Lob verdienen. Statt dessen sollte er ein Richter über den König als König, eine Behörde über den Souverain als Souverain sein, damit die höchste Gewalt nicht misbraucht werde. Eine solche Stellung verwandelte ihn aber mehr oder weniger in den Souverain, und er bedurfte nunmehr aus denselben Gründen wie jener einer neuen Controle. Diese legte man, mit fast unumschränkter Gewalt, in die Hände von 17 durch die Stände erwählten und erlooseten Personen. Handelten diese ohne neue Controle, so war man nicht weiter als zu Anfang; hätte man eine solche eingerichtet, so blieb man auf dem Wege, diesen babylonischen Thurm ohne Ende nutzlos übereinander zu bauen. Die höchste Gewalt kann, eben weil sie die höchste ist, keiner andern untergeordnet werden; die Bürgschaften ihrer Unbefangenheit, Mäßigung und Weisheit liegen vielmehr in den verschiedenen Bestandtheilen, aus denen man sie zusammensetzt, und in der Art und Weise, wie man dieselben aufeinander wirken läßt. Wo diese Wechselwirkung wahrhaft lebendig ist und einzelne Organe nicht durch falsche Vorliebe oder unverständigen Haß überwachsen oder ertödtet werden, kommt man weiter als mit jenen aragonischen Versuchen, oder der wieder in Anregung gebrachten einseitigen und unbedingten Subordination des Staats unter die Kirche, oder der Kirche unter den Staat.

30.

1) Geschichte der Philosophie. Von W. G. Tennemann. Mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von A. Wendt. Erster Band: Die Geschichte der Philosophie bis Sokrates.
2) Geschichte der Philosophie. Von Heinrich Ritter. Erster Theil: Geschichte der Philosophie alter Zeit bis Sokrates.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1829, Nr. 234, 933.)

Noch in unsern Tagen erzählen gescheite Franzosen mit vieler Selbstzufriedenheit, daß die im 18. Jahrhundert von Frankreich ausgehende Philosophie ganz Europa allmälig unterjocht und beherrscht habe. Wäre hiegegen auch gar nichts geschichtlich zu erinnern; hätten sich wirklich in England und Deutschland gar keine andern Schulen gebildet und erhalten, so würde doch jener Ruhm eben nicht viel feiner sein, als wenn die Türken für sich anführen wollten, daß Pest und böse Seuchen oft von ihnen ausgegangen wären. Nicht die Philosophie, sondern das vollkommenste Gegenstück aller echten Weisheit war in Frankreich theoretisch sehr oberflächlich entwickelt, praktisch aber mit größtem Fanatismus angewandt worden. Sowie man indeß die Fesseln einer beschränkten Ansicht der Poesie dort allmälig löset, so werden auch die Ergebnisse einer tiefern Philosophie hoffentlich nicht immer zurückgewiesen werden. Bliebe aber auch der Werth aller Systeme zweifelhaft, die seit Leibnitz bis Hegel in Deutschland mit einer Thätigkeit aufgestellt worden sind, die sich in solcher Art nur noch einmal in der Weltgeschichte findet, so darf man doch kühn behaupten: Das, was die Deutschen in diesem Zeitraume für die Geschichte der Philosophie leisteten, übertrifft nach Umfang und Inhalt Alles, was die übrigen Völker Europas dagegen aufzuzeigen haben. Ja, mit den beiden vorstehenden Werken könnte man schon alle ausländische Geschichten der Philosophie so in die Luft schnellen, wie Aristophanes euripideische Verse durch gewichtigere des Aeschylus.

Herr Wendt und Hr. Ritter erkennen gleichmäßig auf löbliche Weise das Verdienst Tennemann's um die Geschichte der Philosophie an; ja, der Erste ist in der Pietät gegen einen würdigen Vorgänger so weit gegangen, daß er die reichen Er-

gebnisse eigener und scharfsinniger Forschungen nicht zu einem selbständigen Werke ausgearbeitet, sondern in der Gestalt von Noten der Erzählung Tennemann's angeschlossen hat. Wie unterschieden ist dies Verfahren von dem vieler Schriftsteller, die sich durch einen starken Vorgänger auf den Berg hinaufziehen lassen, dann einige Steinchen aus der Tasche ziehen, darauf treten und selbstgefällig verkünden: sie hätten den Gesichtskreis ungemein erweitert! Andererseits führt Hrn. Wendt's Bescheidenheit und der große Reichthum Dessen, was er neu darbietet, in eine Art von Widerspruch. Abgesehen davon, daß allerdings Viele (wie Hr. Wendt vermuthet) schon ihrer schwachen Augen halber nicht gern klein gedruckte Noten lesen, hat es etwas sehr Unangenehmes, wenn dieselben nach Form und Inhalt anders sind, als sie der Verf. des Textes selbst gemacht haben würde. Liebhaber der Philosophie (und deren gibt es mehr als Meister des Fachs) glauben gern an den Schriftsteller, und fühlen sich unsicher hin und her gezogen wenn Das, was im Texte weiß aussah, in der Note grau oder blau genannt wird. Die Verbesserungen in den Text hineinzuarbeiten, hat allerdings fast unübersteigliche Schwierigkeiten; ließe sich aber der Inhalt der Noten nicht auf Beweisstellen und strengesoterische Bemerkungen zurückbringen (die der bloße Liebhaber überschlagen mag), das unentbehrliche Neue und Lehrreiche aber in größern Excursen den Hauptabschnitten lesbar und übersichtlich anhängen? Wir fürchten, daß die jetzige Form manche Leser abschrecken und den Nutzen der neuen Bearbeitung auf einen zu engen Kreis der Schule beschränken wird, sofern der Herausgeber ihnen nicht, gegen sein eigenes Interesse, Muth macht, den Text ohne die Noten zu lesen. Diese im Einzelnen zu würdigen, ist weder unseres Amts, noch die Bestimmung dieser Blätter; Sachverständige werden sich darüber lobend in gelehrten Zeitschriften verbreiten.

Schon die Nachweisung über den Inhalt des Ritter'schen Werkes (auf welches wir jetzt kommen) zeigt viele Eigenthümlichkeit. Den Indern und Orientalen (welche Tennemann übergeht) sind z. B. zwei ungemein lehrreiche Capitel gewidmet; die Darstellung der ionischen Philosophie erhält dadurch neues Licht, daß die dynamischen Physiker schärfer als bisher von den mechanischen getrennt, Diogenes von Apollonia den ersten beigesellt, die Ansichten des Anaximander, Anaxagoras und Archelaos aber in ungetrenntem Zusammenhange entwickelt werden, u. s. w.

Sorgfalt der Forschung, Unbefangenheit des Sinnes, Scharfsinn beim Herausheben des wahrhaft Wichtigen und Lebendigen, Klarheit der Darstellung und Schreibart empfehlen das vom Verf. mit aufrichtiger Bescheidenheit angekündigte Werk und

werden ihm gewiß viele Leser verschaffen. Um dieses Urtheil, diese Hoffnung näher zu begründen, theilen wir aus dem reichen Inhalte wenigstens Einiges auszugsweise mit.

Das philosophische Wissen läßt sich von andern Gedanken, Vorstellungen und Meinungen nicht durch den Inhalt unterscheiden, sondern nur durch die Art, wie es in der menschlichen Seele ist, und durch die Form der Verknüpfung, welche es in dem Gesammtleben des menschlichen Geistes annimmt. Vom Religiösen unterscheidet es sich ferner dadurch: daß jenes sich als ein durch Offenbarung Bestimmtes darbietet, welches in seinem unmittelbaren Auftreten auf Glauben Anspruch macht und sich an die persönliche Ueberzeugung der Gläubigen wendet; während die Philosophie ihre Ueberzeugung aus Gründen der Vernunft ableitet und ein jedes Ergebniß in seiner Verbindung mit dem allgemeinen Streben der Vernunft nach Erkenntniß überhaupt aufzufassen strebt. Was endlich das Verhältniß des Philosophen zum Dichter anbetrifft, so hat dieser (sofern er überhaupt ein wahrer Dichter ist) allerdings eine eigenthümliche Weltansicht; allein, der Gedanke dient ihm nur zum Mittel und nimmt immer eine besondere, eine anschauliche Gestalt an. Dem Philosophen dagegen ist der Gedanke nicht Mittel, sondern Zweck; er ist ihm zugleich Erkenntniß. Der Zusammenhang der Dichtung geht aus der Phantasie des Dichters hervor und scheint daher an keine allgemeinen Gesetze gebunden, sondern allein von der Eigenthümlichkeit des Dichters abhängig; der Zusammenhang philosophischer Gedanken folgt dagegen einer allgemeinen Regel des Verstandes und stellt sich in einer Folge dar, deren inneres Gesetz von Jedem auf gleiche Weise aufgefaßt werden kann. Hiedurch bricht der Verf. mit Recht den Stab über die Dichter, welche irrig von einem abstracten Satze aus die Phantasie und Begeisterung entzünden wollen, und über die Philosophen, welche Dichtungen nur gelten lassen, sofern sie allgemeine Formeln darzustellen und zu beweisen scheinen.

Die Geschichte der Philosophie zerfällt in zwei Haupttheile: die ältere und die neuere, dergestalt, daß diese wesentlich von jener durch die Einwirkung des Christenthums und der christlichen Weltansicht geschieden wird.

Bei den Hebräern findet sich Einheit der Gesinnung, aber nicht der Wissenschaft, ja, nicht einmal ein Streben danach. Denn wo man in einer unmittelbaren Ueberzeugung den alleinigen Grund des Heils anerkennt, ist es nicht möglich, auf das allgemeine Wesen der Vernunft zurückzugehen, aus welchem die Wissenschaft stammt. An die Lehren der Zendavesta haben sich

erst später philosophische Versuche angeschlossen, und es ist kein Grund vorhanden, bei den alten Persern eigentliche Philosophie vorauszusetzen, oder gar dem Oriente (wo eine größere Völkerverschiedenheit als im Abendlande stattfindet) eine und dieselbe Ansicht unterzuschieben.

Die Lebensregeln, Sittensprüche, Aeußerungen des unmittelbaren Gefühls, die wir bei den Chinesen finden, sind nicht auf dem Wege fortschreitender Einsicht oder wissenschaftlicher Entwickelung gewonnen und überhaupt noch kein Dasein eigentlicher Philosophie in jenem Lande erwiesen.

Wichtiger als die Chinesen erscheinen die Inder. Doch hat man wol mit voreiliger Sicherheit vielen ihrer Schriften das höchste Alterthum beigelegt und aus vereinzelten Aehnlichkeiten einen unerweisbaren Zusammenhang mit dem Abendlande vorausgesetzt. Erst da läßt sich ein solcher unter mehren Völkern aus der Aehnlichkeit ihrer Denkart muthmaßen, wo nicht blos einzelne Elemente oder einfache Verknüpfungen derselben, sondern ganze Reihen solcher Verknüpfungen sich ähnlich zeigen. Uebrigens sind der Unähnlichkeiten zwischen Indern und andern Völkern mehre und wesentlichere als der Aehnlichkeiten, und noch gar nicht erwiesen daß das Indische älter sei, als das Hellenische, und darauf eingewirkt habe.

Selbst in den ältesten indischen Schriften, den Vedas, die wir nur aus mangelhaften Auszügen kennen, finden sich die offenbarsten Zeichen späterer Einschiebsel, und noch mehr weiset manche Bestimmung der Gesetzsammlung des Manu auf jüngere, ja ausgeartete Zeiten hin. Mag man aber die Entstehung der Vedas und der großen Heldengedichte noch so hoch hinaufschieben, so fällt doch die Ausbildung der dramatischen Literatur mindestens vier Jahrhunderte später als bei den Griechen, und es ist kein Grund vorhanden, der philosophischen ein höheres Alter beizulegen. Erst nachdem der Buddhaismus in Indien bekannt wurde und die Entzweiung religiöser Sekten eintrat, mag das Bedürfniß einer Ausgleichung und philosophischer Erkenntniß entstanden sein. Wenigstens ist bis jetzt durchaus nicht erwiesen, daß die griechische Philosophie eine Fortbildung der indischen oder überhaupt der orientalischen sei; auch soll man, wenn es darauf ankommt diese Thatsache festzustellen, geschichtliche und philosophische Untersuchungen nicht vermischen und willkürliche Hypothesen für Beweise ausgeben.

Die Entwickelung der griechischen Philosophie schließt sich an ein Dreifaches an: das religiöse Gefühl, die Dichtkunst und die volksthümliche Denkweise, wie sie in Sitten, Staatsmaximen und wissenschaftlichen Bestrebungen sich ausdrückt. Die Götter,

welche menschlich auf dem Olymp wohnten, konnten nicht so das Nachdenken auf das Unendliche richten wie die mythischen Symbole, welche ein Bild der das Weltall schaffenden oder befruchtenden Kraft zu sein schienen. Auch mag die griechische Philosophie mehr Nutzen davon gezogen haben, daß ihr die Volksreligion nicht entgegenkam, oder ihr widersprach, als daß sie ihr Gedanken zur Erforschung überlieferte. Wenn sich jene immer mehr für und durch die künstlerische Darstellung ausbildete, so schienen dagegen die mystischen Gebräuche und Erzählungen (welche in Hellas durch hellenischen Geist entstanden) mehr dem philosophischen Gedanken vorgearbeitet zu haben, ohne daß ihnen auf den Namen der Philosophie irgendwie Anspruch zuständе.

Von einer Philosophie der sieben Weisen, welche die Sage zusammenstellt, kann in wissenschaftlicher Beziehung nicht die Rede sein. Hingegen verdienen drei große Schulen der Philosophie vor Sokrates eine genauere Darlegung: die ionische, pythagorische und eleatische, von welcher die erste vorzugsweise der Physik, die zweite der Ethik, die dritte der Logik und Dialektik zugewandt ist. Ihre Ausbildung war gleichzeitig, anfangs fast nur von örtlicher Bedeutung und ohne bedeutenden wechselseitigen Einfluß. Jede derselben förderte die Philosophie, in jeder lag aber auch etwas Einseitiges, was zum Theil die Sophisten erzeugte, welche die subjective Seite des Denkens hervorhoben und die Wissenschaft blos als Kunstwerk, nicht in Beziehung auf die Erkenntniß des Gegenständlichen betrachteten. Nachdem so auf entgegengesetzten Punkten des hellenischen Weltkreises in Kleinasien, Italien, Sicilien, Thracien, Anregungen der verschiedensten Art stattgefunden hatten, drängte Alles nach Athen, als dem Mittelpunkte jeglicher Bildung, hin und führte in dem Augenblicke, wo die Philosophie dem Absterben und der Ausartung hingegeben zu sein schien, eine neue vielseitigere und tiefsinnigere Entwickelung herbei.

Die ionische Schule zeigt von ihrem Entstehen bis zu ihrem Ende die beiden Hauptseiten der Naturerklärung, die dynamische und die mechanische. Jene geht von dem Begriffe einer lebendigen Kraft aus, welche sich in Beschaffenheit und Form ihrer Entwickelung verändert; diese hingegen nimmt kein eigentliches Werden, keine Veränderung der Beschaffenheiten und Formen in der Natur an, sondern will Alles erklären aus der Veränderung der äußern Verhältnisse im Raume und aus den Mischungen, welche die ursprünglich verschiedenen Materien unter einander eingehen. Die Nachricht: daß Thales, der älteste Jonier, Alles aus dem Wasser entstehen ließ, ist wol so zu verstehen, daß er die Welt als ein lebendiges Wesen angesehen und Alles aus

einem Urzustande abgeleitet habe, welcher ein Same der Dinge ist, d. h. ein Lebendiges dem Vermögen nach, welches sich aber noch nicht zu wirklichem Leben entfaltete. Anaximenes, welcher die Luft als das Lebensprincip bezeichnete, scheint die Analogie des unentwickelten Samenlebens verlassen und an das Leben der Seele gedacht zu haben. Diogenes von Apollonia sah in dem allgemeinen Zusammenwirken aller Dinge den Beweis, daß die Welt ein Wesen sei, welchem ein gemeinschaftlicher Ursprung und eine gemeinschaftliche Entwickelung zukomme. Diese Entwickelung war ihm eine vernünftige, und das erste Wesen ist ebendeswegen, weil aus ihm alle Ordnung hervorgeht, die Quelle aller vernünftigen Einsicht. Das, was von diesen dynamischen Physikern als Element, Luft, Wasser bezeichnet wird, ist ihnen eigentlich nur ein Symbol, eine abgeleitete Erscheinung der die Welt bildenden Kraft, wobei sich aber allerdings allmälig das Physische und Ethische vermischte. Während jene indeß immer darauf ausgingen, den Grund der einzelnen Naturerscheinungen und Naturkräfte (deren wahrhaftiges Fürsichsein vorausgesetzt wurde) zu finden, suchte Heraklit, um jene Voraussetzung unbekümmert, nur den Begriff der höchsten und vollkommensten Lebenskraft aufzufassen, welche in allen Erscheinungen sich erweise und offenbare. Ruhe und Stillstand hob er gänzlich auf: denn Alles, was als ein Bleibendes erscheint, ist nur ein gesetzmäßiges und auf gleiche Weise sich erneuendes Zusammentreffen gleichartiger und entgegengesetzter Lebensbewegungen. In jedem Einzelnen erblickte er das All und in dem All jedes Einzelne. In jeder Erscheinung der Welt das göttliche Leben wiederzufinden, war die allgemeine Aufgabe, welche er seiner Philosophie gestellt hatte; und da sich ihm das Göttliche in dem Leben der Vernunft am Vernehmlichsten offenbarte, so mußte er es auch in Erscheinungen der Sittlichkeit anerkennen. Aber gegen das Allgemeine gehalten, stellte sich ihm das Einzelne fast nur als Schein dar, und die Idee des Vollkommenen hatte ihn so ergriffen, daß er die rechte Ansicht und Erklärung des werdenden Daseins kaum finden konnte, oder umgekehrt das Absolute selbst mit in den Kreislauf des Werdenden hineinzog.

Die Reihe der mechanischen Physiker eröffnet Anaximandros von Milet. Das Unendliche, dessen er erwähnt, ist ihm eine Mischung verschiedenartiger Bestandtheile, aus welcher die einzelnen Dinge sich ausscheiden sollen. Er betrachtet das Urwesen als eine Einheit; doch hat dies schon die Vielheit der Elemente, aus welchen die Dinge zusammengesetzt sind, in sich, und diese brauchen nur ausgeschieden zu werden, um sich als gesonderte Erscheinungen in der Natur darzustellen. Dem Allen liegt offen-

bar jene Vorstellung der mechanischen Physik zum Grunde: daß kein Ding seine Beschaffenheit verändere, sondern immer dasselbe bleibe und nur mit den übrigen Elementen sich bewege, wodurch in der verschiedenen Mischung dasselbe Element bald so, bald anders erscheine. Für diese Ansicht hat es aber die größte Schwierigkeit, irgend eine organische Bildung lebendiger Wesen zu erklären, weil sie keine ursprünglich lebendige und in veränderlichen Zuständen sich wahrhaft verwandelnde Kraft anerkennt. Sie muß die Entstehung des Organischen als die Wirkung einer langen und zusammengesetzten Reihe von Naturprozessen zu erklären und alles Werden nur als Veränderung örtlicher Verhältnisse darzustellen suchen. Von hier aus gab es nur zwei Wege weiterer Entwickelung: entweder mußte man auch die Einheit des Ganzen und den dadurch gesetzten Zusammenhang unter den Theilen aufheben; oder jene Einheit, gleich wie den Zusammenhang festhalten, hingegen dem Ganzen die bewegende Kraft absprechen und sie aus einem andern Princip ableiten. Jenes thaten die Atomisten, dieses Anaxagoras.

Dem Letzten erschien der Urzustand, d. h. die Gesammtheit der Elemente ohne die bewegende Ursache gedacht, als eine ordnungslose Mischung. Diese bewegende Kraft nannte er den Geist (νοῦς) und schrieb ihm das Anordnen als eigenthümliches Geschäft zu, was aber, weil jenes Anzuordnende gleich ursprünglich gegenüber stand, zu einem Dualismus und einer nur etwas veränderten mechanischen Physik führen mußte, welche die Auflösung oder Einigung dieses großen Gegensatzes nicht zu Stande bringen konnte. Denn in dem Geiste fand sich nach Anaxagoras keineswegs der Grund alles Seins in der Welt, sondern ihm kam nur zu, die verschiedenartigen Samen durch Bewegung zu ordnen (κοσμεῖν); und wenn er den einzelnen Geist als Theil des Allgemeinen dachte, ward dieser auch eine von der Zusammensetzung des Körperlichen abhängige Kraft. Immer verdient Anaxagoras großes Lob, daß er die Vernunft für Das erkannte wodurch wir Wahrheit finden, und daß in seinem Streben sich ein folgerechtes, wissenschaftliches Verfahren offenbart. Mit dem gefundenen Begriffe des Geistes befand man sich an der Schwelle, welche am Ausgange der Physik liegt.

Die zweite Hauptrichtung der vorsokratischen Philosophie war die der Pythagoräer. Sie hatte ihren Mittelpunkt in einer religiösen Gesinnung, welche mit wissenschaftlichen Bestrebungen, besonders für die Mathematik, zusammentraf. Der Hauptsatz ihrer Lehre: die Zahl ist das Wesen oder der Urgrund aller Dinge, ist jedoch nur in symbolischem Sinne zu nehmen; er drückt im Wesentlichen nichts Anderes aus, als daß Alles aus dem ur-

sprünglichen Eins sei, aus einem Wesen welches sie auch Gott nannten. Diese Einheit, welche zugleich die Vielheit in sich trage, sei der Grund aller Dinge; indem sie das Leere oder Nichtige außer ihr, das Unbegrenzte in sich einathme und, dadurch den Zwischenraum (das Intervall) bildend, die Trennung der Wesen bewirke, sowie Begrenztheit und Unbegrenztheit dem Zeitlichen und Räumlichen gewähre. Hiemit stand in Verbindung, daß die Pythagoräer Alles in der Welt aus den mathematischen Verhältnissen ableiteten und daher harmonisch und symmetrisch zu ordnen suchten, wie denn überhaupt Ordnung in den Verhältnissen die ganze Welt zusammenhalte und das Wesen der Dinge bestimme. Dieser Ansicht entsprach die Wichtigkeit, welche sie auf Musik und Gymnastik, auf Erziehung und ein strenges, in sich gehaltenes und harmonisches Leben legten, und das Bemühen, diese Lebens- und Sinnesart durch Vorschriften und engere Verbindungen auszubreiten. Die oberste Einheit erscheint bei ihnen allerdings noch immer in der weltlichen Entwickelung begriffen und als ein auch der Sinnlichkeit Theilhaftiges; aber sie bahnten doch der Forschung nach dem Uebersinnlichen den Weg, indem sie alle Erscheinungen in der Welt nach gewissen Ideen zu bestimmen suchten, welche die Harmonie der Welt begründen und allen Dingen ihr Wesen geben sollten.

Das wesentliche Auszeichnende der eleatischen Philosophie liegt in ihrem rücksichtslosen Streben nach der Erkenntniß des Uebersinnlichen. An zwei Punkte knüpfte zunächst Xenophanes seine Beweise: an den Begriff Gottes, eines allgewaltigen Wesens, und die Verneinung alles Werdens. Von hieraus gerieth er natürlich in Streit mit der polytheistischen Ansicht von den Göttern und folgerte aus der Lehre, daß Gott keine Theile habe: er sei durchaus gleich, sei schlechthin Vernunft und Einsicht, regiere und lenke alle Dinge. So groß und trefflich dies auch erscheint, wußte doch Xenophanes und die Meisten von Denen, welche dieser Richtung des Forschens folgten, nicht zu sagen, wie in der veränderlichen Welt die ewige Wahrheit erkennbar, wie das Dasein des Einzelnen möglich, das Werden denkbar und neben der göttlichen unveränderlichen Einheit eine Welt sich entwickelnder Dinge wirklich sein könne. Daher nimmt seine Lehre eine skeptische Richtung. Des Parmenides Pantheismus mußte, weil er nicht von dem Begriffe Gottes, sondern des Seins ausging, noch strenger sein und manches Ergebniß in noch schärfern Gegensatz zu den gewöhnlichen Ansichten und Erscheinungen treten, obgleich er die Begriffe des Denkens und Seins nebeneinanderstellte und ihre nothwendige Verknüpfung nachzuweisen suchte. Beim Zeno und Melissus nahm die For-

schung eine immer mehr verneinende Richtung und gab zuletzt einer ganz unphilosopischen Sophistik Nahrung. Dennoch bleibt dieser erste Versuch, aus reinen Vernunftbegriffen die sinnliche Vorstellungsweise zu berichtigen oder auf ihren wahren Werth zurückzuführen, in hohem Grade merkwürdig. Durch ihn wurde erst das reinspeculative Element in unserem Denken von allem Thatsächlichen gesondert und dadurch das Bewußtsein von dem wahren Begriffe der Philosophie vorbereitet. Löblich war ferner der Versuch, aus den sinnlichen Erscheinungen die vollkommene Erkenntniß des wahrhaft Seienden auszuscheiden; obgleich die Eleaten ihre Ansicht der Natur nicht mit den Ergebnissen ihrer Vernunftlehre in Uebereinstimmung brachten und den Unterschied zwischen dem Bedingungslosen und Bedingten zum Theil deshalb zu wenig erkannten, weil sie dem Sittlichen und dem Zwecke des freien Lebens keine genügende Rücksicht schenkten. Die physischen Lehren des Empedokles, welche zugleich das ascetische Leben begünstigen, können als ein Versuch angesehen werden, diese Mängel der eleatischen Ansichten zu ergänzen.

Alle diese, ohne Vermittelung schroff einander gegenübertretenden Ergebnisse der philosophischen Schulen, der Abfall vom alten religiösen Glauben, die große Verschiedenheit der positiven Einrichtungen in den Staaten, das Bedürfniß und die Anwendbarkeit einer künstelnden Rhetorik, der Zweifel an Sittlichkeit und Gesetz u. s. w. führten die der Wissenschaft und der Praxis gleich nachtheilige Sophistik herbei und waren andererseits wiederum ihr Ergebniß. Von bescheidenem Zweifel, der zum Forschen antreiben sollte, kam man bis zum keckſten Leugnen aller Wahrheit und aller Möglichkeit, je zum Wissen zu gelangen. Für die Bildung der attischen Prosa, die Mehrung mancher Erfahrungskenntnisse, die Würdigung der Persönlichkeit und die Auffindung mancher dialektischen und logischen Regeln haben die Sophisten nützlich eingewirkt; dieser Gewinn ward indeß von den eintretenden Nachtheilen überwogen, und die atomistischen Systeme des Leucipp und Demokrit wirkten in einer andern Richtung auf ähnliche Weise zu Aufstellung eines sich selbst bewußten Materialismus.

Protagoras leugnete, daß irgend etwas Gegenständliches in unserem Denken dargestellt werden könne; er machte mithin alles Denken zu einem bloßen Scheinen, damit für seine Kunst, durch die Rede Schein hervorzubringen, der größte Spielraum gewonnen werde. Die von ihm aufgestellte hochklingende Formel: aller Dinge Maß sei der Mensch, bezeichnete zuletzt nichts Anderes, als daß einem Jeden die Dinge sich so verhalten, wie sie ihm erscheinen, oder daß einem Jeden Das wahr sei, was er

sich vorstellt. Mithin ward das Denken auf die sinnliche Empfindung zurückgeführt und jedes allgemeine Denken des Verstandes abgewiesen. Noch schroffer suchte Gorgias zu beweisen, daß nichts sei, und wenn auch etwas sei, daß es nicht erkannt werden könne, und endlich, daß wenn auch etwas sei und erkannt werden könne, es doch nicht mittheilbar sei. So wurden die Sophisten, je mehr sie ihre Kunst entwickelten, desto zügelloser in ihren Behauptungen und suchten ihren Mangel an Kenntnissen und unbefangener Wahrheitsliebe durch Keckheit und blendenden Schein zu verdecken.

Geschichte der Philosophie. Von Heinrich Ritter. Zweiter Theil.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1831, Nr. 90, S. 389.)

Während in Frankreich gar Vieles, was man Philosophie nennt, diesen Namen gar nicht verdient, und Cousin mit seinen mehr in die Tiefe gehenden Bestrebungen fast allein steht, zeigt Deutschland in dieser Beziehung noch immer eine höchst erfreuliche Thätigkeit und Vielseitigkeit. Würde also jemals unter uns ausgesprochen: die Philosophie sei auf Universitäten und in Akademien entbehrlich oder gar schädlich, so müßte man diese Behauptung unwissenschaftlich und undeutsch zugleich nennen. Da wo die Philosophie ohne Erfahrung, oder diese ohne jene ein abgesondertes Reich errichten wollen, wird sich die umfassende Entwickelung des menschlichen Geistes jedesmal in einseitige, oberflächliche Richtungen auflösen und die Anmaßung des Philosophen mit leeren Träumereien endigen, der Physiker und Historiker dagegen unter der Last geistloser Massen zu Grunde gehen.

Dem Deutschen genügt es ferner nicht, nur die letzte Entwickelungsstufe der Philosophie zu kennen; er will den Zusammenhang derselben mit dem Frühern erforschen, Aehnlichkeiten oder Gegensätze auffinden und die Wissenschaft mit der Geschichte verbinden, wie wir es soeben verlangten. Daher stammt der Reichthum unserer historisch-philosophischen Literatur. Zu dem Verdienste des Fleißes und der Gründlichkeit (welches man den Deutschen gemeiniglich zugesteht) kommt bei dem Verf. ein zweites, welches sie selten erwerben: nämlich Klarheit, Deutlichkeit und Gewandtheit der Sprache, Anordnung und Darstellung. Wer da meint, es sei für einen Gelehrten überflüssig, ja seiner

unwürdig, die Wissenschaft durch die Kunst der schriftstellerischen Behandlung anziehender und verständlicher zu machen und sie mit Anmuth und Schönheit zu umgeben, wird jetzt nicht mehr blos von Engländern und Franzosen, sondern auch von allen wahrhaft gebildeten Deutschen für einen ungeschickten Pedanten gehalten. Bücher unkünstlerischer Art behalten nur als Vorrathshäuser für Andere einen Werth, und selbst Werke der höchsten Geisteskraft verlieren einen großen Theil ihrer Wirksamkeit, wenn ihnen das Gepräge nationaler Vollendung und künstlerischer Abrundung fehlt. Darum z. B. wird noch jetzt Platon mehr gelesen, als der uns so viel näherstehende Leibnitz.

Schwerer ist die Frage zu beantworten: inwieweit der Geschichtschreiber der Philosophie sein eigenes System zum Maßstab für alle übrigen machen und danach in Lob oder Tadel aburtheilen dürfe. Mehre Vorgänger des Verf., z. B. Tennemann und Rixner, haben dies augenscheinlich gethan und sind deshalb wol getadelt worden. Mit Recht, im Fall sich ergibt, daß sie durch falsches Vorwalten ihrer Individualität wirklich gehindert wurden, den Ideengang Anderer unbefangen aufzufassen und richtig zu würdigen; übertrieben aber scheint uns jene Forderung, wenn man verlangt, die Persönlichkeit des Schriftstellers solle ganz vernichtet und der spätere Gang der Entwickelung bei Darstellung des Frühern gar nicht angedeutet werden. Dies führt auf eine unmögliche oder doch ganz leblose Objectivität. Im Herodot, Thucydides, Tacitus, in allen großen Meistern der Geschichtschreibung spricht sich gerade die Persönlichkeit am Bestimmtesten aus, unbeschadet der behandelten Gegenstände. Ferner ist es allerdings irrig, alle Zeiten lediglich mit der Fackel oder dem Binsenlichte des letzten Tages zu beleuchten; andererseits aber erscheint es unnatürlich und erkünstelt, wenn Jemand Sprache, Form und Ansicht der Gegenwart ganz verschmäht und sich durch einen Sprung unbedingt in die Vergangenheit versetzen will.

Des Verf. letzte eigene Ansicht tritt in seinem Werke fast nirgends hervor, und wenn er auch Lücken und Unvollkommenheiten einzelner Systeme nachweiset, geschieht es nie in dem Tone eines pädagogisirenden, allweisen Hofmeisters. Ja, wir wünschen fast (da seine Darstellung der neuen Systeme sobald noch nicht erscheinen kann), er hätte, wäre es auch nur in einzelnen Noten, angedeutet, wie antike Gedanken von spätern Meistern aufgegriffen und ausgebildet, oder umgebildet wurden. Wer das Neue kennt, findet dadurch leichter den Weg zum Verständniß des Alten und umgekehrt.

Der vorliegende zweite Theil handelt von den unvollkommenen Sokratischen Schulen und von Platon. Wir geben einen

beurtheilenden Auszug des Inhalts, nicht um das Lesen des trefflichen (auch schön gedruckten) Werkes entbehrlich zu machen, sondern um alle Diejenigen dazu aufzumuntern, welche sich für die Entwickelung des menschlichen Geistes irgend interessiren.

Sowie Athen der Mittelpunkt des ganzen hellenischen Lebens geworden war, so erscheint daselbst die Philosophie als Mittelpunkt des wissenschaftlichen Bestrebens; und wiederum gehen alle philosophischen Schulen (nur mit Ausnahme der epikurischen) mehr oder weniger von Sokrates aus.

Die ersten philosophischen Bestrebungen der Griechen suchten die Natur zu erklären und sich mit ihr in Harmonie zu setzen; allmälig aber bemerkte man die dem Menschen eigenthümliche, nirgends sonst in der Natur anschaubare Kraft der Vernunft; es erwachte das Bewußtsein, dieselbe sei keine Naturkraft, sondern etwas durchaus Anderes, und die Meinung von der Gleichartigkeit seiner selbst mit den Kräften der umgebenden Welt ward schwankend, oder gänzlich zerstört. Das Sittliche mußte also in seinem Gegensatze gegen die Natur festgestellt werden; um aber auf diesem Wege nicht zwei entgegengesetzte, scheinbar nie zu vereinende Wissenschaften zu erhalten, war es nicht minder nothwendig, durch höheres wissenschaftliches Denken beide wieder zu vereinigen und das Natürliche wie das Vernünftige gleichmäßig in der Erkenntniß zu umfassen.

Durch dieses Streben nach einer allgemeinen Wissenschaft, welches von dem Bewußtsein über die Einheit des Wissens ausgeht, hat die Philosophie seit und durch Sokrates sich von dem besondern, einseitigen Interesse frei gemacht, welches die früheren Systeme leitete. Hierin erkennt man vorzugsweise den Charakter dieser Periode, welche eigenthümlich und lebendig fortschreitet, bis mit einer eklektisch gelehrten Philosophie und dem Skepticismus der Eintritt einer neuen sich bekundet.

Die Sophistik war zu dem scheinbaren Ergebniß gekommen: für den Menschen gebe es keine Wahrheit, er könne blos mit dem Scheine derselben spielen, und der sei der größte Weise, welcher sich in dieser Beziehung aller Hoffnung entschlagen habe und nur Anderen seine eigene Leere in künstlerischen Formen vorzuspiegeln die Gewandtheit besitze. Aus diesem Abgrunde der Leerheit gab es nur einen Ausweg: man mußte an dem Gewissesten im Menschen sich halten, an dem sittlichen Gebote; die Ueberzeugung: es gebe eine sittliche Ordnung und Wahrheit in ihr, mußte man der Sophistik entgegenstellen, wenn man sie mit Erfolg bekämpfen wollte. Von der Ethik also ging Sokrates (mit Zurücksetzung der Physik) aus, um von etwas Festem, Wahrem, Gewissem zu der allgemeinen Wissenschaft vor=

zudringen; ja, er fand in dieser den Mittelpunkt und das Ziel aller anderen Bestrebungen. So lange ein Denken und Handeln nicht über sich selbst Rechenschaft geben kann und über seinen Zusammenhang mit allem übrigen Denken, ist es blos ein schwankendes Meinen.

Sokrates muß als der Begründer des wissenschaftlichen Verfahrens bezeichnet werden, ohne welches gar kein wahres Denken zu Stande kommt. Wenn er einerseits wußte, daß der höchste Gegenstand des Wissens ein Ueberschwengliches, das wahrhaft Göttliche sei, so hegte er andererseits die Ueberzeugung, in der ganzen Welt herrsche Uebereinstimmung mit der Vernunft in uns, Alles sei nach vernünftigen Zwecken gebildet und gebe Zeugniß von der allgemeinen Vernunft, aus welcher unsere vernünftige Seele stamme und in welcher sie lebe. Das Göttliche ist die reine Vernunft, welche als Grund aller Dinge, aller Erscheinungen und als Ziel alles menschlichen Strebens von ihr verehrt werden muß. Der wahre, vernünftige Gott, ohne allen Dualismus, ohne physische Beschränkung und ohne pantheistische Vernichtung des Individuellen, war vor Sokrates keinem Philosophen bekannt gewesen. Das Erkennen des Guten und das Handeln nach diesem Erkennen betrachtet er als das wahre menschliche Gut; Zweck des Lebens ist ihm Vernünftigkeit und Weisheit; sein sittliches Streben steht mit seinem wissenschaftlichen in der engsten Verbindung. Denn nur der Wissende ist, nach seiner Ansicht, einer vernünftigen Wahl fähig und wird, als solcher, das Gute wählen; ja man kann sagen: die Tugend ist dem Sokrates die transscendentale Vollendung, das höchste Gut, und insofern mit der Wissenschaft eins.

Obgleich nun Sokrates weder ein System der Ethik, noch der Physik, noch der Dialektik entwickelte, hat er doch zu Allem die Anregung gegeben und gewisse leitende Grundgedanken hingestellt oder eingeübt, welche sich in verschiedenen Männern und Schulen weiter, obgleich einseitig, in Platon dagegen aufs Tiefsinnigste und Umfassendste entwickelten.

So fand die Lehre des Aristipp in Sokrates ihren Ausgangs-, wie in Epikur ihren Endpunkt. Das Streben des Ersten nach ungebundener Freiheit legte der Gegenwart einen übertriebenen Werth bei, und die Lust, welche den Augenblick erfüllt, mußte ihm als das wesentliche Gute erscheinen, obgleich er noch verlangt, daß die Seele eine Herrschaft über die wahre Lust ausüben müsse. Zuletzt fällt aber doch auf diesem Wege die Einheit des sittlichen Zweckes ganz weg, und dem Leben werden so viele Zwecke gesetzt, als Augenblicke desselben gegeben sind. Das Handeln wird etwas sittlich Gleichgültiges, da Alles

bei den Cyrenaikern nur auf den Erfolg, auf Lust oder Unlust ankommt; die Tugend kann ihnen nicht zum Zwecke dienen, sondern nur Mittel sein, und Vernünftigkeit höchstens die Unlust vermeiden lehren.

In der weitern Entwickelung dieser Lehren durch Theodoros findet sich keine Spur der Sokratischen Mäßigung mehr; Alles verräth die Verkehrtheit eines Sophisten, der am Guten und Schönen keine Lust oder Freude findet, sondern nur an dem hochmüthigen Dünkel von seiner eigenen Selbstgenugsamkeit. Der Gipfel dieser Lehre im Hegesias mußte alles Handeln und alles Leiden als etwas Gleichgültiges darstellen und sich in dem Satze aussprechen: dem Thoren zwar scheine das Leben ein Gut, dem Vernünftigen aber sei es gleichgültig und der Tod ebenso wünschenswerth als das Leben.

Ganz nach der entgegengesetzten Seite richtet sich Antisthenes; und wenn Aristipp seine Freiheit in stetem Genießen der Gegenwart suchte, wollte sie jener in der Unabhängigkeit von Bedürfnissen finden, gerieth aber dadurch in einen irrigen Widerspruch gegen die Verhältnisse seiner Zeit, gegen Wissenschaft und Bildung. Die Tugend, lehrte er, sei hinreichend zur Glückseligkeit; aber schon seine Tugend nahm eine schroffe Wendung, und die spätern Cyniker erscheinen in ihrem Hochmuthe und ihrer Verachtung aller gesellschaftlichen Ordnung als eine ebenso arge Caricatur, wie die letzten Cyrenaiker.

Auch die Megarische Schule zeigt nur eine einseitige Richtung, und wenn sie die Unwandelbarkeit des Wahren und Guten festzuhalten strebte, verwarf sie in ihrem übertriebenen Eifer ganz das Werden und die sinnliche Erscheinung. Ganz anders wie diese Schulen der unvollkommenen Sokratiker tritt Platon auf und sucht zuvörderst mit aller Anstrengung den Begriff des Wissens und der Wissenschaft zu ergründen, um von diesem Mittelpunkte aus über alles Andere Licht zu verbreiten. Die Wissenschaft ist dem Platon das Maß aller anderen Untersuchungen, und die Dialektik soll nicht nur in anderen Wissenschaften Richtiges und Unrichtiges zu unterscheiden wissen, sondern auch, sowie sie die Erkenntniß anderer Wissenschaften hat, so auch sich selbst erkennen. Nur dadurch erhält alles Wissen Einheit, und wo wahre Wissenschaft vorhanden ist, ist auch Sittlichkeit und Tugend. So gehen theoretisches Erkennen und praktisches Handeln unzertrennlich Hand in Hand, und Eins begründet und bedingt immer das Andere. Alles menschliche Denken und Thun ist aber nur ein unvollkommenes und im Werden begriffen; die höchste Weisheit und Tugend hat nur Gott, welchem ähnlich zu werden als die höchste Aufgabe des Menschen erscheint.

So wird die Dialektik dem Platon zu der Wissenschaft, welche sowol das Denken als das Sein in sich begreift, sofern beiden ewige Bestimmungen zukommen. Daher kämpft er gegen die Lehren des Heraklit und Protagoras, denen Alles im Fließen und Werden oder als blos wechselnde Empfindung erscheint, und ebenso gegen die eleatische Lehre: Alles in der Welt sei blos ein beharrlich Seiendes, ohne Werden und Wechsel.

Gäbe z. B. jedes Empfinden an sich schon gleiche Erkenntniß und Wahrheit, so würde kein Mensch weiser sein können, als der andere, und keiner ein Lehrer des andern. Indem die Lehre: die Wissenschaft sei Empfindung, die wahre Allgemeinheit des Wissens aufhebt, widerspricht sie auch sich selbst. Es gibt etwas Beharrliches in unserem Denken, etwas Wesentliches; darauf bezieht sich alle wahre Philosophie und Erkenntniß. Von dieser Ueberzeugung aus erscheint es natürlich, daß Platon weit mehr die Betrachtung des ewigen Wesens der Dinge verfolgte, als die Wahrheit des Werdens erforschte, und daß die Lehre von den Ideen in seiner Philosophie so wichtig ward. Es muß, dies lehrte er, Ideen geben, welche die unveränderliche und ewige Wahrheit der Gegenstände aller Wissenschaft darstellen, damit es eben eine Wissenschaft von diesen Gegenständen geben könne. Da nun in Allem was ist, ja in Allem was wird, eine Wahrheit verborgen oder zu Tage liegt, so muß auch in allem Diesem eine Idee zu finden sein, welche eben das Wahre und Beharrliche in sich schließt oder ausdrückt. Dies Wahre und wahrhaft Seiende ist aber kein unterschiedloses Einerlei, sondern umfaßt eine Vielheit besonderer Begriffe, von welchen ein jeder das ewige Wesen der Dinge auf eigene Weise darstellt. Aufsteigend kommt man so zu der Erkenntniß der höchsten Idee, welche den Grund aller Dinge enthält, zu der Idee Gottes, um in dieser wiederum die Wahrheit aller niederen Ideen zu begründen, ohne damit die Vielheit des Seienden aufzuheben.

Wie nun aber diese Vielheit sich zu der göttlichen Einheit verhalte; wie das Sinnliche und das Werden auch daran Theil habe; wie Sein und Werden zugleich möglich, Geist und Materie zugleich vorhanden sei, diese später so wichtig gewordenen Fragen sind von Platon noch nicht mit vollkommener Klarheit entwickelt; es zeigt sich bei ihm eine Geringschätzung aller sinnlichen Erkenntniß, welche diese zwar als Mittel zur Wahrheit nicht ganz aufhebt, im Körper und der Empfindung aber doch weit mehr ein Hinderniß aller höhern Erkenntniß sieht.

Ja, alles Physische erscheint dem Platon blos als Durchgangspunkt aus dem Nichtsein in das wahre Sein, und seine Naturlehre, die sich an das Werden anschließt, kann keine voll-

kommene Wissenschaft geben, weil diese lediglich das ewig Seiende, nicht das Entstehende zum Gegenstand hat. Die Welt ist geworden, und in der werdenden Welt kann sich die göttliche Vernunft auch nur als eine werdende, am Körper Theil habende Vernunft zeigen. Der ganzen Welt Gestaltung entsteht aus der Verbindung des Weltkörpers mit der Weltseele. Auch in der menschlichen Seele finden sich zwei Bestandtheile, ein sinnlicher und ein göttlicher, verbunden und vermittelt durch einen dritten, gleichsam dämonischen Bestandtheil; wir haben also das Begehren, den Muth (θυμός) und die Vernunft. Nur hinsichtlich des letzten Theiles ist die Seele unsterblich.

Das höchste Gut erscheint dem Platon als ein der menschlichen Vernunft Unerreichbares, auf welches wir jedoch immer zu blicken haben in allem unseren Streben, als auf das wahre Ziel unseres Lebens; denn ohne die Erkenntniß des Guten ist uns keine Erkenntniß zu etwas nütze. Weil wir ferner die Idee des Guten nicht in der Einheit begreifen können, so sollen wir sie in der Mannichfaltigkeit und im Werden verfolgen, wo sie uns bald als Wesen und Wissenschaft, als Wahrheit und Vernunft, bald als Schönheit und Verhältnißmäßigkeit, bald als das Gemeinsame aller Arten der Tugend erscheint. Alle diese Erscheinungsweisen des höchsten Guts haben Aehnlichkeit mit demselben, aber sie sind nicht das Gute selbst, sondern nur das Gute im Werden, weshalb auch Platon nicht fordert, wir sollen Gott gleich, sondern nur wir sollen ihm ähnlich werden.

Die Lust, im gewöhnlichen Sinne des Worts, konnte dem Platon nicht als Zweck des Lebens erscheinen; doch verwirft er sie nicht ganz, sondern unterscheidet die wahre von der falschen und rechnet zu jener vorzugsweise die Lust der Vernunft an dem Besitze der Wahrheit und des Guten. Ueberhaupt soll man die Verbindung des Vernünftigen mit dem Sinnlichen nicht vernachlässigen und der Harmonie beider nachstreben. Gewisse Güter, z. B. sinnliche Lust, Gesundheit, Schönheit und Vermögen, halten schon insofern die Mitte zwischen dem Guten und dem Bösen, als man sie misbrauchen und zu wenig und zu viel davon besitzen kann. Die Tugend ist das wahre Gut der Seele; sie ist sowol als Eins, als in anderer Rücksicht als Vieles zu betrachten. Die Tugend der Weisheit z. B. besteht in der Kenntniß des Guten; der Tapferkeit darin, daß wir die richtige Meinung über das Furchtbare und Nichtfurchtbare, d. h. über das Gute und Böse zu bewahren wissen. Sie vertheidigt die vernünftige Einsicht gegen Verwirrung, mit welcher sinnliche Begehrungen die Seele bedrohen. Die Gerechtigkeit bezeichnet im Menschen die innere Verhältnißmäßigkeit seiner Ausbildung und

begründet und erhält eine völlige Ordnung der Seele. Schwäche also ist Folge der Ungerechtigkeit, Stärke die der Gerechtigkeit u. s. w.

Der Staat Platon's erscheint ihm allerdings unausführbar unter den gewöhnlichen Verhältnissen der Menschen, doch fordert er, daß man nach dessen Verwirklichung streben solle als nach einem möglichen und heilsamen Ziele. Dennoch bleibt der Einwand stehen: daß er die Persönlichkeit des Einzelnen, die Familie, das Eigenthum fast ganz den Staatszwecken opfert, die individuelle Freiheit mit der allgemeinen nicht versöhnt, den Menschen über dem Bürger vergißt und für die angeblich höchsten Zwecke tyrannisch, ja ungerecht wird. Die echte Aristokratie der Einsicht wird auf dem Wege einer kastenmäßigen Absonderung nicht gefunden, und wo die Sklaverei noch als nothwendig aufgestellt wird, muß das edelste politische Bestreben zur Hälfte mislingen.

Auch bei der Platonischen Betrachtung des Schönen ist nicht einzusehen, wie man es mit Geringschätzung der einzelnen schönen Dinge wahrhaft ergreifen und zur Anschauung bringen will; und, wenn die schöne Kunst umgekehrt nur Nachahmung der Erscheinungen sein soll, wie sie mit den Ideen und dem ewigen Schönen in Verbindung treten kann. Ueberhaupt ist der Uebergang von der Ideenwelt zu dem sinnlich Vergänglichen, vom Ganzen zum Einzelnen, es ist die Wirklichkeit des Lebens nicht in allen Theilen ergriffen und zur beruhigenden Klarheit gebracht. Schon deshalb erscheint es natürlich, daß Aristoteles, der größte unter Platon's Schülern, seine Forschungen an einer andern Stelle begann, von welcher aus alle diese Mängel zu verschwinden schienen.

31.

Recueil de lois et réglemens concernant l'instruction publique. Acht Bände.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1830, Nr. 44, S. 173.)

Was die französische Revolution in Hinsicht auf Staatsrecht und öffentliche Angelegenheiten bezweckt und erreicht oder zerstört und verfehlt hat, ist weit bekannter, als wie sie auch in andere Kreise des geselligen Lebens zum Heile oder Verderben eingriff.

Wir wollen hier nach Anleitung des vorgenannten Werkes den merkwürdigen Inhalt der Gesetze über das gesammte Schulwesen nach der Zeitfolge zusammenstellen, und vielleicht ein ander mal genauer nachweisen, ob und wie die Praxis mit diesen Vorschriften der neuen Theorie übereinstimmte.

Das erste höchst folgereiche und die Schulen großentheils zerstörende Gesetz des Nationalconvents, vom 8. März 1793, lautet: „Alle Güter öffentlicher Schulanstalten, unter welchem Namen diese auch existiren, werden verkauft, und alle Einnahmen und Rückstände, von dem heutigen Tage an, in die Staatskassen bezahlt. Den Unterhalt der Lehrer übernimmt die Nation nach gewissen allgemeinen Grundsätzen." Von dieser Verfügung kam aber nur die erste, nicht die letzte Hälfte in Ausübung; weshalb auch alle folgende Gesetze über die neuen Schuleinrichtungen nur zeigen, was die Machthaber wollten, keineswegs aber, daß irgend etwas zu Stande kam.

„In jedem Orte", sagt das Gesetz vom 30. Mai 1793, „soll eine Primairschule sein, und wöchentlich ein mal in derselben Unterricht gegeben werden. Kein ehemaliger Geistlicher oder Adeliger erhält ein Lehramt."

Umständlicher verbreitet sich das Gesetz vom 17. November 1794 über die Primairschulen. Es heißt daselbst: „Auf jedes Tausend Einwohner soll eine Schule sein, welche in zwei Abtheilungen, für Knaben und Mädchen, zerfällt und mit einem Lehrer und einer Lehrerin besetzt ist. Die vom Volke ernannten Lehrer werden geprüft, bestätigt und beaufsichtigt von Geschwornen des öffentlichen Unterrichts. Jene geben Unterricht im Lesen und Schreiben, ferner über die Menschenrechte, die Verfassung, die Geschichte der freien Völker, die republikanische Sittenlehre. Die Schüler lernen eine Sammlung heroischer Handlungen und die Triumphgesänge auswendig; sie werden in die Werkstätten und aufs Land geführt, um selbst mit Hand anzulegen."

Hievon kam so wenig zur Ausführung, daß noch im Jahre 1821 viele Tausend Gemeinen gar keine Schulen besaßen; dies hielt indeß die Gesetzgeber nicht ab, ihre Theorie weiter zu entwickeln. Für 300,000 Einwohner (dahin geht das Gesetz vom 25. Februar 1795) soll eine Centralschule errichtet und dabei angestellt werden: „ein Professor der Mathematik, der Physik und Chemie, der Naturgeschichte, des Ackerbaues und Handels, der Logik und Analyse der Empfindungen und Ideen, der Staatswirthschaft und Gesetzgebung, der philosophischen Völkergeschichte, der Gesundheitslehre (hygiène), der Künste und Gewerbe, der allgemeinen Grammatik, der schönen Wissenschaften, der alten Sprachen, der lebenden Sprachen, der zeichnenden Künste. Zu

jeder Centralschule gehört eine Bibliothek, ein botanischer Garten, Sammlungen für Naturgeschichte, Experimentalphysik, Maschinen, Modelle u. s. w. Jeder Professor bezieht jährlich nach Maßgabe der größern und geringern Bevölkerung der Stadt, 3—5000 Livres Gehalt." Alle diese Bestimmungen befanden sich blos auf dem Papiere, auch änderte das Gesetz vom 25. October 1795 schon Vieles an denselben. Es schreibt im Wesentlichen vor:

1) in jedem Canton soll eine oder mehre Primairschulen sein;

2) die Zahl jener 14 Professoren wird auf zehn herabgesetzt;

3) man wird Specialschulen gründen, für Sternkunde, Naturgeschichte, Alterthümer, Musik u. s. w.

4) Ein Nationalinstitut für Künste und Wissenschaften erhält drei Abtheilungen:

a) für physikalische und mathematische Wissenschaften mit . . . . 60 Gliedern,

b) für moralische und politische mit . . . 42 "

c) für Literatur und schöne Künste mit . . 48 "

Das Nationalinstitut und die 1799 gegründete polytechnische Schule erfüllten ihren Zweck; im Uebrigen erging am 1. Mai 1802 ein neues allgemeines Gesetz über den öffentlichen Unterricht, des Inhalts: „Es sollen gegründet werden Schulen ersten und zweiten Grades, Lyceen und Schulen für bestimmte Gegenstände. Eine Schule ersten Grades (école primaire) kann für mehre Gemeinen bestimmt sein. Die Lehrer werden durch die Maires und Municipalräthe gewählt und erhalten Wohnung von der Gemeine, Sold aber aus dem Schulgelde, dessen Betrag für jeden Ort festgesetzt wird. Die Municipalräthe können das Schulgeld bis auf ein Fünftel der sämmtlichen Schülerzahl, Armuth halber erlassen. In den Schulen zweiten Grades (écoles secondaires) lehrt man Latein, Französisch, die Anfangsgründe der Erdkunde und Mathematik. Die Regierung wird diese Schulen durch Anweisung von Gebäuden, Vergütungen u. dergl. zu begünstigen suchen. Die Zahl der Lyceen soll wenigstens der Zahl der Appellationshöfe gleich sein. Man lehre Latein, Rhetorik, Logik, Moral, Mathematik und Physik. Jedes Lyceum soll wenigstens acht Professoren haben."

Am 10. December 1802 erging eine neue Verfügung über die Lyceen. Es heißt in derselben: „Man lehrt wesentlich nur Latein und Mathematik. Geschichte, Geographie und Französisch nehmen blos eine untergeordnete Stellung ein." (Alle übrigen Sprachen und Fächer werden nicht erwähnt, und Bonaparte hatte auf den umständlichen Bericht der Schulcommission geschrieben: „drei Lehrer für das Latein und drei für die Mathematik, das ist genug." Reichardt's Briefe, I, 106.)

Die gesammte Einrichtung und Zucht war rein militairisch, mit Uniform, Trommelschlag, strenge Subordination, keine Spur deutscher Jugendlichkeit und Freiheit. Die Bücher, nach welchen gelehrt und welche erklärt wurden, schrieb die Regierung für das ganze Reich gleichmäßig vor. Keine Schulbibliothek durfte über 1500 Bücher haben, und in jeder sollten dieselben Werke sein. Ohne besondere Erlaubniß des Ministers des Innern durfte kein Buch, was nicht auf der Liste jener rechtgläubigen 1500 stand, in irgend eine Schulbibliothek aufgenommen werden. Der Cursus der Lyceen dauerte in sechs Classen drei Jahre; die Schulen zweiten Grades hatten auch sechs Classen, aber der Cursus dauerte nur zwei Jahre und betraf im Ganzen dieselben Gegenstände.

Nach einem Gesetze für die Rechtsschulen, vom 13. März 1804, wird daselbst gelehrt: „Das bürgerliche, peinliche und öffentliche Recht Frankreichs, Prozeß, Naturrecht, Völkerrecht und römisches Recht in seinen Beziehungen auf das französische Recht.“ Pandekten, Rechtsgeschichte, Kirchenrecht werden nicht erwähnt, und doch heißt es: „Die Studien sind jetzt auf Gegenstände ausgedehnt, welche sonst nicht getrieben wurden.

In den Seminarien der Erzbischöfe (welche die theologischen Facultäten zum Theil vertreten) wird gelehrt: Moral, Dogmatik, Kirchengeschichte, kirchliche Beredtsamkeit, aber keine Philosophie oder Exegese. Die Geistlichen zweiter Classe wurden nur über Moral und Dogmatik geprüft.

Wichtig ist das kaiserliche Decret vom 17. März 1808, über die Organisation der Universität. Folgende Bestimmungen dürften die wesentlichsten sein:

1) Der öffentliche Unterricht im ganzen Reiche ist ausschließlich der Universität anvertraut. Keine Schule darf gegründet, kein Unterricht irgend einer Art ertheilt werden außerhalb der Universität und ohne Zustimmung ihres Oberhauptes.

2) Niemand darf eine Schule anlegen, oder öffentlichen Unterricht ertheilen, der nicht Mitglied der Universität ist und in einer ihrer Facultäten einen Grad erhalten hat (doch blieben die Seminarien unter Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe).

3) Die Universität (die kaiserliche Gesammtuniversität) besteht aus so viel einzelnen Akademien, als Appellationshöfe im Reiche sind. Zu jeder Akademie gehören Facultäten für die eigentlichen Wissenschaften und die Ertheilung akademischer Grade, ferner die Lyceen, Pensionsanstalten und Schulen ersten und zweiten Grades.

4) Die Universität hat fünf Facultäten: Theologie, Juris-

prudenz, Medicin, mathematische und physikalische Wissenschaften, Literatur und schöne Wissenschaften (Lettres).

5) Der Großmeister der Universität ernennt für das erste Mal alle Professoren; künftig werden sie angestellt mit Rücksicht auf eine vorgeschriebene Weise der Bewerbung.

6) Es sollen so viel theologische Facultäten als Erzbisthümer sein. Der Erzbischof schlägt dem Großmeister wenigstens drei Personen zu einer Professur vor, unter welchen ein Wettstreit (concours) eröffnet und von den Mitgliedern der Facultät über die Würdigkeit eines jeden entschieden wird. Für die Lutheraner ist eine theologische Facultät in Strasburg, für die Reformirten eine in Genf. Jede Facultät soll wenigstens drei Professoren haben, für Kirchengeschichte, Dogmatik und christliche Moral. Die Zahl der juristischen Facultäten im Reiche wird auf zwölf, der medicinischen auf fünf festgesetzt.

Jede Facultät ertheilt drei verschiedene Würden, des Baccalaureus, Licenciaten und Doctors. Die Forderungen, um zu diesen zu gelangen, erscheinen nicht allzu streng. Der Baccalaureus in der philosophischen Facultät (faculté des Lettres) soll z. B. 16 Jahre alt sein und über Alles Auskunft geben können, was man in den oberen Classen der Lyceen lehrt. Der Licentiat soll Baccalaureus sein und in einer bestimmten Zeit einen lateinischen oder französischen Aufsatz über ein gegebenes Thema liefern. Der Doctor muß zwei Theses, eine aus der Logik und Rhetorik, die zweite aus der alten Literatur entwickeln und vertheidigen, und eine von beiden in lateinischer Sprache.

Im Allgemeinen bestimmt jene Verfügung: Die Lehren und Vorschriften der katholischen Religion sind überall einzuprägen und nicht minder die Treue gegen den Kaiser und seine Dynastie, welche das Glück des Volks begründet, die Einheit Frankreichs erhält und alle durch die Verfassung ausgesprochenen liberalen Ideen beschützt. Der Großmeister der Universität übt sehr große Rechte. Von ihm gehen alle Beförderungen aus, und ihm zur Seite steht der Rath der Universität, eine Behörde von 30 aus den Inspectoren, Rectoren und Professoren erwählten Personen. Sie beschäftigen sich mit Vervollkommnung der Verwaltung, des Unterrichts, der Polizei, des Rechnungswesens u. s. w.

Aus dem Allen geht hervor, daß die Universität in Frankreich etwas ganz Anderes ist, als was wir in Deutschland darunter verstehen. Sie begreift dort alle Unterrichtsanstalten ohne Ausnahme in sich, und ist zugleich eine Art von Ministerium für die Leitung, Verwaltung u. s. w.

Nach Wiederherstellung der Bourboniden sind manche der

kaiserlichen Einrichtungen wesentlich verändert worden. Schon die erste Verfügung über die Lyceen vom 28. September 1814 hob die militairische Zucht und äußere Gestaltung, sowie die tyrannische Vorschrift über die Bibliotheken auf; sie erweiterte den Unterricht auf das Griechische, ja sogar auf Metaphysik und Geschichte der Philosophie.

Ein allgemeines Gesetz über den öffentlichen Unterricht, vom 17. Februar 1815, sagt im Wesentlichen: „Die gegenwärtigen Einrichtungen bedürfen in mancher Beziehung einer Besserung. So ist es illiberal, einer Behörde (der Universität) alle und unbedingte Gewalt zu überweisen; es ist unmöglich, daß diese zugleich das Ganze leite und alles Einzelne genügend beaufsichtige; es ist irrig, alle Beförderungen in die Hand eines Mannes zu legen, häufige Versetzungen eintreten zu lassen u. s. w. Künftig sollen 17 Universitäten in Frankreich sein. Jede besteht aus dem Rathe der Universität, den Facultäten, den königlichen und Stadtschulen (collèges royaux et communaux). Im Rathe der Universität sitzen der Rector, die Dekane, der Vorsteher der königlichen Schule im Hauptorte und drei Notabeln, erwählt durch die königliche Behörde für den öffentlichen Unterricht. Jener Rath führt die Aufsicht über alle Schulen des ihm zugewiesenen Kreises, und zwar sowol in Hinsicht der Einnahmen und Rechnungen, als der Zucht und des Unterrichts.

Zur Stelle des Rectors jeder Universität werden dem Könige drei Personen vorgeschlagen, welche aus den Professoren der Facultäten oder der königlichen Gymnasien erwählt sind. Die Rectoren der Universitäten ernennen die Lehrer bei allen Gymnasien, mit Ausnahme der Professoren für Philosophie, Rhetorik und Mathematik.

Eine Verfügung vom 15. August 1815 räumt ein, daß die schwierigen Zeitläufe die vorgeschriebene kostspielige Unterhaltung der Lehranstalten unmöglich machen, weshalb viele Ersparungen angeordnet und mehre philosophische Facultäten (des lettres) aufgehoben werden. Mit Rücksicht auf Wohlfeilheit gründete man im Jahre 1817 in 12 Departements Schulen des wechselseitigen Unterrichts. In jedem Erzbisthum oder Bisthum darf (laut der Verfügung vom 5. October 1814) eine geistliche Schule sein, in welcher junge Leute, die vom Besuch der Gymnasien entbunden sind, zur Aufnahme in die größeren Seminarien vorbereitet werden.

Eine Verfügung vom 5. Juni 1820 schreibt vor: Niemand kann in die juristische und medicinische Facultät eingetragen werden, der nicht vorher Baccalaureus der Philosophie (des lettres) geworden ist. Die Prüfung des Baccalaureus geschieht öffent-

lich durch drei Examinatoren und bezieht sich auf Griechisch, Latein, Rhetorik, Geschichte, Geographie und Philosophie. Es sollen Reihen von Fragen aus diesen Wissenschaften entworfen und jedes mal eine gewisse Zahl derselben herausgelooset und dem Candidaten zur Beantwortung vorgelegt werden.

Für die Facultät der Rechte schreibt die Verfügung vom October 1822 einen dreijährigen Cursus vor. Im ersten Jahre hören die Studenten Institutionen und französisches Civilrecht; im zweiten französischen Civil- und Criminalprozeß; im dritten französisches Handelsrecht, oder Pandekten. Von Rechtsgeschichte, Kirchen-, Staats-, Völkerrecht ist nicht die Rede.

In gewissen Fällen können die von einer Universität weggewiesenen Studenten auf keiner andern aufgenommen werden. Verbindungen, oder Eingaben Namens aller Studenten (als bildeten sie eine gesetzlich anerkannte Körperschaft) sind streng verboten.

Ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht, vom 27. Februar 1821, übersetzt das frühere Napoleonische in das Bourbonidische, indem es bestimmt: Die Grundlagen der Erziehung in den Gymnasien sind: die Religion, die Monarchie, die Legitimität, die Charte. Der Unterricht wird in allen Gymnasien gleichartig und ausschließlich nach den Werken ertheilt, welche die vorgesetzte Behörde jährlich auswählt. Auch die Bücher für die Schulbibliotheken müssen aus dem von jener Behörde entworfenen Verzeichnisse genommen werden. Im August 1824 ward ein Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten und den öffentlichen Unterricht gegründet.

Das Nationalinstitut erlitt schon im März 1816 eine bedeutende Umgestaltung und besteht seitdem aus vier Akademien: der französischen, der der Inschriften und schönen Wissenschaften, der schönen Künste, der strengen Wissenschaften.

Dieser trockene, aber lehrreiche Auszug aus den Gesetzen gibt Veranlassung zu den mannichfachsten Betrachtungen. Wir beschränken uns hier indeß auf wenige Bemerkungen:

1) Die deutschen Universitäten haben den Vorzug vor den französischen in Hinsicht auf die Zahl der Lehrer, die Unabhängigkeit ihrer Stellung, den Reichthum der literarischen Hülfsmittel, die Mannichfaltigkeit der Gegenstände des Unterrichts, die Vorbereitung der Studenten, die Strenge der Prüfungen. Eine eigentliche universitas literaria im deutschen Sinne ist dort nicht vorhanden.

2) Für die deutschen Gymnasien gelten etwa dieselben Vorzüge, auch bringen sie (wenigstens im Preußischen) die Schüler weiter als die französischen Lyceen. Nicht minder schließen sich

Bürgerschulen, gelehrte Schulen und Universitäten dort zweckmäßiger aneinander an als in Frankreich.

3) Mehr als alles Andere sind die niederen Schulen und der Volksunterricht in Frankreich vernachlässigt, denn noch jetzt befinden sich, laut Dupin's Statistik, in Nordfrankreich 4441 Gemeinen und in Südfrankreich 9668 Gemeinen ohne alle Schulen.

32.

Deutschlands Pflichten.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1831, Nr. 95, S. 416.)

In mehren ausländischen Blättern wird nicht blos jeder Versuch, die Volksthümlichkeit aufrecht zu erhalten und von fremder Herrschaft zu befreien, laut gepriesen, sondern überhaupt jeder Aufstand wider die bestehende Obrigkeit mit Lob überschüttet, ohne näher zu untersuchen, ob er eine Nothwehr gegen nichtswürdige Tyrannei in sich schloß, oder auf verdammlichem Uebermuthe und Ungehorsam beruhte. Urtheile aber, welche unter dem Vorwande der Legitimität jede Tyrannei und unter dem Vorwande der Volkssouverainetät jede Empörung billigen, sind oberflächlich und irrig. Sobald man, wie es sich gebührt, die einzelnen Fälle näher prüft, ergibt sich, wie Das, was in Paris, Brüssel, Warschau, Braunschweig, Dresden, München, Achen, Modena, Bologna und andern Orten geschah, einerseits ähnlich, andererseits aber auch sehr unähnlich ist.

Wir wollen indeß heute auf diese Ereignisse nicht näher eingehen, sondern nur unsere Verwunderung aussprechen, daß die Franzosen, welche auf höchst preiswürdige Weise an Vaterland und Volksthum festhalten und mit Recht behaupten, man müsse, trotz aller sonstigen Spaltungen und vorhandenen Uebel, für dessen Unabhängigkeit einstimmig Gut und Blut einsetzen, daß diese dessenungeachtet so oft von den Deutschen sprechen, als hätten sie gar kein eigenthümliches Dasein, keine echte Nationalität, keine Vaterlandsliebe, keine selbständige Politik, kein Recht auf eigene Freiheit, Entwickelung und Unabhängigkeit.

Die Deutschen (sagen Manche jener ausländischen Politiker) sind nicht blos ungeschickt zu erobern, sondern auch unfähig, sich zu vertheidigen. Eingeklemmt zwischen Rußland und Frankreich,

ist ihr Vaterland der natürliche Tummelplatz fremder Heere, und wir werden, da es uns an Gelde fehlt, schon deshalb Krieg beginnen, damit Deutschland sie ernähre und besolde! So bliebe denn für die Deutschen als höchster Lohn nichts übrig, als den Triumphzügen wohlgekleideter und wohlgenährter französischer oder russischer Heere, ärmlich und abgehungert, in knechtischer Unterwerfung zu folgen!

Wäre dies jemals möglich, so hätten die Deutschen es verdient! Aber nach den so jammervollen und glorreichen Erfahrungen der neuesten Zeit halten wir es für unmöglich, daß man Deutschland durch List täusche und spalte, oder durch Gewalt besiege. Die Vorzüge, welche die Vielheit germanischer Staaten gewährt, können und sollen jetzt mit der Stärke ihrer Einheit verbunden werden. Jeder mächtigere deutsche Staat, welcher Leben und Größe lediglich im Ertödten der kleineren fände, jeder kleinere, der eigennützig sich von dem allgemeinen deutschen Verbande löste und den Fremden anschlösse, wäre verdammlich; und die Franzosen müßten, ihrer richtigen Sinnesart nach, dies Urtheil am Lautesten und Härtesten bestätigen.

Daß das Unterjochen fremder Volksstämme nicht stärke, sondern schwäche, haben wir an den mächtigsten europäischen Staaten gesehen; wer dieselbe Bahn noch einmal betritt, wird hoffentlich dieselbe Erfahrung machen.

33.

Absetzbarkeit der Beamten.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1831, Nr. 105, S. 460.)

Zufolge des in Frankreich herrschenden Grundsatzes: daß jeder Beamte (nur mit Ausnahme der Richter) ohne Angabe eines Grundes zu jeder Zeit nach Willkür könne fortgeschickt werden, sind laut der „Revue de Paris", in drei Monaten, vom 1. August bis zum 1. November 1830, entlassen: 81 Präfecten von 86, ferner 577 Unterpräfecten, Generalsecretaire und Präfecturräthe, 2978 Stadträthe und 6401 Bürgermeister und Stellvertreter derselben (maires et adjoints), zusammen 10,042 öffentliche Beamte! Verdienten sie dies Schicksal, welche Verwaltung muß vor den letzten Ereignissen stattgefunden haben; verdienten sie es nicht, welche entsetzliche Härte!

Wie können aber Beamte überhaupt Sachkenntnisse erwerben, Achtung gewinnen, Muth beweisen, wenn sie, sobald der Wind der Lehre in den höchsten Regionen sich wendet, wie Spreu hinweggeblasen werden, daß keine Spur ihrer Thätigkeit übrig bleibt und das Meiste in entgegengesetzter Richtung neu begonnen wird? Wie kann man sich da am Ziele wähnen, wo diejenigen Männer, welche das Reich wesentlich mitregieren sollen, selbst keine Freiheit und Sicherheit genießen, sondern einer Bureaukratie preisgegeben sind, welche ihnen nicht einmal wie dem geringsten Dienstboten eine Kündigungsfrist zugesteht? Wie kann da, wo viele Leute, selbst wenn sie gar keine Geschäftskenntniß haben, blos ihrer angeblichen Gesinnung halber die wichtigsten Stellen erhalten, eine angemessene Verwaltung stattfinden? Geschäftskenntniß und gute Gesinnungen gehören zu einander; Eins ohne das Andere ist und bleibt Stückwerk.

Auch wäre es sehr irrig, zu meinen, der Wechsel der Beamten treffe blos diese; er wirkt in noch ungleich größerem Maßstabe auf das Wohl und Weh der Regierten. Darum sollen nicht blos die Beamten, sondern auch die Völker Gott danken, wenn weder leichtsinnige Vorwände noch erhebliche politische Gründe vorhanden sind, die Verwaltung in solchem Maße umzugestalten *).

34.

Die Jahre 1830 und 1831.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1832, Nr. 94, S. 403.)

Der Verf. vorliegender Schrift erscheint als ein Mann von der edelsten und wohlwollendsten Gesinnung; betrübt und erzürnt über die Sprachverwirrung der politischen Schreier und die Empörungslust der aufgereizten und verführten Massen, weiset er mit Ernst und Liebe auf die Nothwendigkeit hin, über misverstandene und misgedeutete Worte (z. B. Volkssouverainetät) ins Klare zu kommen, der Obrigkeit zu gehorchen, die Sünde zu

*) In dem neuen preußischen Disciplinargesetz finden sich leider viele jener schlechten französischen Grundsätze, wie ich in einer, in der ersten Kammer gehaltenen Rede zu erweisen versucht habe.

meiden und in den Vorschriften des Christenthums die höchsten Gebote zu erkennen und zu befolgen. „Kein Volk (sagt der Verf. mit Recht) rühme sich der Freiheitsliebe und Freiheit, das in seiner Eitelkeit nichts Höheres kennt und sinnt, als andere Völker zu unterjochen; kein Stand rühme sich seiner Freisinnigkeit, so lange er nur für sich sorgt, die anderen Stände aber verachtet und tyrannisirt. Nur wer den Nächsten liebt als sich selbst, wird für sich und Andere die rechte Freiheit suchen und finden; dies Gebot gilt auch ganzen Ständen und Völkern."

Woher kommt es nun, daß uns, ungeachtet dieser und so vieler anderen trefflichen, unleugbaren Aeußerungen, dies Büchlein in mancher Beziehung nicht genügt? Wir möchten sagen: weil der Verf. sich in Bezug auf eigentliches Staatsrecht nur als Dilettanten zeigt, und diese Wissenschaft neben der Theologie als entbehrlich und verwirrend zu betrachten scheint. Bei der höchsten Ehrfurcht vor dem Christenthume, treten wir aber F. v. Raumer bei, welcher sagt („Ueber die Begriffe von Recht und Staat", S. 188): „Die Theologie kann sich so wenig in Staatsrecht, als dies in Theologie verwandeln; die Dogmatik ersetzt keine Verfassung, und die Verfassungsurkunde kann kein Katechismus werden." Antwortet der Verf., er mache keineswegs diese unpassenden Forderungen, so stellt er doch unbedingten Gehorsam auch gegen die entsetzlichsten Herrscher als höchstes Gebot hin: eine Ansicht, die nicht weiter führt als die entgegengesetzte vom unbedingten Insurrectionsrechte der Völker. Beide heben vielmehr das Staatsrecht ganz auf, werfen alle schützenden Formen bei Seite und geben Alles den tyrannisirenden Sultanen, oder dem tyrannisirenden Pöbel preis. Man soll ausschließend weder den Formen, noch ausschließend den Personen vertrauen, und das echte Christenthum führt im Staatsrechte, gottlob! noch zu positiveren Resultaten als dem leidigen Troste des Hobbes: sich mishandeln zu lassen und ire per Christum ad martyrium. — Dieses Gebot des herrschenden Unrechts soll im Sinne des Liebe gebietenden Christenthums aufgehoben, und wenn die Liebe noch fehlt, das Schild des Rechts dem Speere der bloßen Gewalt entgegengestellt werden. Das Märtyrerthum ist ehrwürdig und bewundernswerth; daraus folgt aber keineswegs, daß man staatsrechtlich nicht mit Erfolg danach trachten könne und solle, noch auf andere Weise die Unterthanen vor Tyrannei und die Könige vor Empörung zu sichern. Alles Recht beginnt erst, wenn ich die beiden Extreme des unbedingten Gehorsams und unbedingten Ungehorsams als nichtsnutzig zur Seite geworfen habe. Ueber den Buchstaben des Rechts hebt allerdings die Religion hinaus; sie kann aber desselben nicht entbehren, und am wenigsten kann

allein die augenblickliche Thatsache über Umfang und Dauer der Rechte entscheiden; sonst mußte Athen den dreißig Tyrannen, Rom den Decemvirn, Holland dem Herzoge von Alba, Frankreich dem Convente, Deutschland dem Napoleon unbedingt und für immer gehorchen.

Ebenso wenig als die abstracte Lehre vom unbedingten Gehorsam, hilft des Verf. abstracter Satz vom unbedingten Halten der Eide zu dem von ihm vorgesteckten Ziele, das wahre, ewige Recht für immer zu befestigen. In einer uns vorliegenden, noch ungedruckten Schrift heißt es bei einer andern Veranlassung: Alle Ultras in der Sittenlehre sprechen in einer Stunde nach ihrem faulen Rechenknechte Hunderte selig, oder verdammen sie zur Hölle; aber gerade da, wo sie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachsen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat klingt z. B. ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte (hier alle Eide) erhalten; denn hiemit ist die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben! Und doch hilft dieser Orakelspruch nur so weit, als er sich von selbst versteht oder überflüssig ist; er läßt rathlos, sowie man an das Leben selbst kommt. Denn das Recht ist ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches; sondern die Schwierigkeit geht erst an, wo wir es erzeugen, auffinden und gestalten sollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit vernichtet und versteinerten Götzen unverständig gehuldigt. War es Recht, vom gesetzlichen Heidenthume zum Christenthume überzugehen, die Sklaverei und Leibeigenschaft aufzuheben, Duldung zu gestatten u. s. w.?

Nur ein Wahnsinniger kann den Werth der Heiligkeit der Eide leugnen, oder im Allgemeinen auch nur bezweifeln. Will denn aber der Verf. verdammen die Holländer, welche Philipp den Gehorsam aufkündigten, die Nordamerikaner, welche sich von England trennten, die Polen, welche sich an Kosciuszko anschlossen? War Friedrich Wilhelm III. eidbrüchig, als er den Unterwerfungsvertrag mit Napoleon zur Auferstehung seines Volkes vernichtete, oder der General York, als er sich vom französischen Heere trennte, oder die Deutschen, welche sich vor Entlassung aus französischen Eiden ihren Brüdern anschlossen?

Niemand kann schärfer und strenger als wir Leichtsinn, Willkür und Frechheit in diesen Regionen verdammen; aber bei der ernstesten Prüfung fühlen wir uns doch unwiderstehlich getrieben, mit Jacobi (Werke, III, 37) zu sprechen: „Ja, ich bin der Atheist und Gottlose, der dem Willen, welcher nichts will, zuwider — lügen will, wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades, mor=

den wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen wie Epaminondas, wie Johann de Wit, Selbstmord beschließen wie Otho, Tempelraub unternehmen wie David — ja, Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Ich bin dieser Gottlose und spotte der Philosophie, die mich deswegen gottlos nennt — denn mit der heiligsten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi wegen solcher Verbrechen, wider den reinen Buchstaben des absoluten allgemeinen Vernunftgesetzes, das eigentliche Majestätsrecht des Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur ist." Wir sind überzeugt, die Theologie des Verf. hindere ihn nicht, sich diesen Aeußerungen anzuschließen; sowie zwischen uns und ihm zuletzt kein wesentlicher Zwiespalt der Ansichten übrig bleiben dürfte, sobald uns verstattet wäre, sie ihm gegenüber strenger und wissenschaftlicher zu entwickeln und zu rechtfertigen.

35.

Geschichte der Philosophie. Von Heinrich Ritter. Dritter Theil.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1832, Nr. 169, S. 725.)

Der vorliegende Band enthält die Geschichte der Philosophie des Aristoteles und der ältern Peripatetiker, der Skeptiker, Epikuräer und Stoiker. Die Klarheit und Gewandtheit der Darstellung des Verf. bleibt sich gleich, auch dürften die folgenden kurzen Auszüge erweisen, daß der Inhalt dieses dritten Bandes nicht minder lehrreich und wichtig ist als der Inhalt der beiden ersten Abtheilungen.

Wenn Aristoteles dem Plato nachsteht in der Kunst anlockender Zusammenstellung und glanzreicher Darstellung, so tritt an deren Stelle die Gelehrsamkeit und ein viel größerer Umfang des Wissens; und wenn die Philosophie bei jenem mehr als ein Streben und eine Liebe erscheint, so bei diesem mehr als eine Lehre. Das was bisher dem griechischen Geiste in den Wissenschaften und Künsten gelungen war, sammelt Aristoteles aus der Zerstreutheit, in welcher es bei den Erfindern auftrat, und gibt

zugleich eine möglichst vollständige Anschauung des äußerlich Vorhandenen, auf welches sich die bildende Thätigkeit fernerhin zu richten hatte. In der Philosophie erforscht er unparteiisch die verschiedenen Meinungen der Philosophen, knüpft sie an seine eigenen Untersuchungen an und weiß, daß die vollkommenste Wissenschaft in der Erkenntniß der ersten Gründe und des Guten besteht; obgleich er bei Anwendung dieser höchsten Gründe auf das Gebiet der Erfahrung mit Recht große Vorsicht, und einige male wol natürliche Ungewißheit oder Unentschlossenheit zeigt.

Indem er ferner die Philosophie als eine Wissenschaft bezeichnet von den obersten und allgemeinen Gründen des Seins, trennt er sie von allen einzelnen Arten des Handelns und des Thuns; wodurch manche Vortheile für den strengen Gang der Forschung entstehen, die Einheit aller geistigen Bestrebungen (welche Platon sorgfältig verfolgt hatte) jedoch minder hervortritt. Hiemit steht in Verbindung, daß er viele Hindernisse in der Natur und im menschlichen Leben erblickt und, die Erreichung eines unbestimmten Ideals für unmöglich haltend, sich begnügt, die Wirklichkeit meisterhaft darzustellen und die Philosophie wie ein menschliches Werk zu betrachten. Doch sondert er das Gebiet der Meinung von dem der Wissenschaft, und fordert, daß jene wo möglich auch zu dieser emporgebildet werde.

Was Aristoteles die erste Philosophie nannte, schließt sich auf das Genaueste an die Logik an und ist wol nur dem Namen nach von der Dialektik des Platon verschieden. Er erforscht in derselben die ersten Gründe alles Seins, und da sich diese nun in Gott finden, wird die erste Philosophie auch Theologie genannt, und kann, weil sie es mit dem Ewigen und Unveränderlichen zu thun hat, mit größerer Genauigkeit und Sicherheit ausgebildet werden, als die Physik oder Ethik.

An der Spitze der Logik steht der Satz des Widerspruchs, und wenn hiedurch die Wahrheit der Rede festgestellt wird, dann auch die Wahrheit des Seins. Auf diese Weise ist einerseits diejenige Lehre zurückgewiesen, welche (auf unbeschränktem Zweifel begründet) jedes Denken und Alles was vom Sein ausgesagt werden kann, für falsch erklärt; und andererseits die, welche alles Denken und Sein für gleich wahr hält. Der Schluß gilt dem Aristoteles für die Form der eigentlichen Wissenschaft, und da jener von allgemeinen Grundsätzen ausgeht, so muß auch das Allgemeine von Natur bekannter sein als das Einzelne, welches erst durch den Schluß und durch das Allgemeine seine wissenschaftliche Beglaubigung erhält. Hieran reiht sich der Unterschied zwischen dem sinnlichen Sein und dem nur vom Verstande Gedenkbaren. Dieses ist das eigentlich Seiende an und für sich,

und der Gegenstand der Wissenschaft; während das Sinnliche nur für eine Erscheinung gelten darf, von welcher man sagen könnte, daß sie nicht sein würde, wenn nicht die empfindende Seele wäre. Ungeachtet dieser Ansicht eröffnet Aristoteles die Kluft zwischen den Sinnen oder dem Sinnlichen, und dem Verstande oder dem Gegenstande der Verstandeserkenntniß, keineswegs so weit wie Platon; denn das durch den Verstand Erkennbare ist jenem gar nicht für sich, sondern nur in dem Sinnlichen, und kann deswegen auch nur in dem Sinnlichen ergriffen werden, sodaß ohne Empfindung Niemand etwas zu erkennen im Stande wäre; ja wenn uns ein Sinn fehlte, würde uns auch eine Art der Wissenschaft fehlen. Das Sinnliche in der Seele verhält sich zur Vernunft wie der Körper zur Seele; jenes ist der leidende, diese der thätige Theil, jenes soll beherrscht werden, diese herrschen, und es kann daher auch unmöglich das vernünftige Denken lediglich von der Sinnlichkeit abhangen. Es gibt also eine Thätigkeit unseres Verstandes, welche sich zwar an die Erfahrung anschließen muß, aber nicht durch Erfahrung hervorgebracht wird, und durch welche allein die Wissenschaft erwächst. Der thätige Verstand erleuchtet also den leidenden, und aus ihm entsteht die wirkliche Wissenschaft in der Seele als späteres Erzeugniß. Weil jener ferner ewig und unveränderlich thätig ist, nicht aber dem einzelnen Wesen ausschließlich angehört, so kann er nur als göttlicher Verstand gedacht werden, weshalb (wie auch Platon lehrt) der menschliche Geist lediglich durch Gott und in Gott schauend die wahre Wissenschaft gewinnt. Hiemit steht nicht im Widerspruch, daß erst aus der Vollständigkeit der Erfahrung die Vollständigkeit der Wissenschaft gewonnen werden kann; denn das Allgemeine ist in dem Einzelnen begründet.

Die einzelnen sinnlichen Wesen sind eine Zusammensetzung aus Materie und Form; auch ist die Materie thätig bei der Bildung der Erscheinungen, wenngleich sie sonst nur als das Leidende gedacht werden soll. Ueberhaupt ist Leidendes und Thuendes der Gattung nach gleich, der Art nach aber ungleich und entgegengesetzt. Eine erste Materie muß sein, sowie eine erste bewegende Kraft, ein unbewegter, unvergänglicher Beweger.

Aristoteles suchte die Idee Gottes in ihrer Einheit in den eigentlichen Sinn eines festen und anschaulichen Ausdrucks zu bannen; er nennt dann wol Gott die Vernunft, und zwar nicht sofern sie handelt, sondern sofern sie erkennt. Die Materie ist dem Vermögen nach dasselbe, was die vernünftige Ursache der Wirklichkeit und Thätigkeit nach. Wißbar und Gegenstand der Wissenschaft ist aber nur das wahrhaft Wirkliche, und dies ist

auch zugleich das Vernünftige. Platon wie Aristoteles haben es zu fassen gesucht, daß der Gottheit alle Macht und alles wahre Sein beigelegt werden müsse, ohne daß dadurch die Wahrheit der Welt aufgehoben werde; sie haben aber die Verbindung beider Wahrheiten nicht völlig zu entwickeln vermocht. Jedenfalls bekundet es den tiefen Blick des Aristoteles, daß er (ausgehend von der Einsicht: daß von den Erscheinungen und der fließenden Erfahrung aus die Wissenschaft des Menschen sich bilden müsse) demgemäß auch den höchsten Grund aller Dinge als Energie, als Thätigkeit und Leben auffaßte; aber als ein Leben in unveränderlicher Form, als ein Leben, welches zugleich ganz Wesen ist. Gott, der Gegenstand der Wissenschaft, erscheint ihm nicht als eine todte Vollkommenheit, als ein von dem Leben in der sinnlichen Erscheinung abgetrennter Begriff, sondern als ein lebendiges und doch vollendetes Wesen. Er versöhnte zuerst in der Sokratischen Schule den Begriff des Wesens mit dem Begriffe des Lebens, und erweiterte dadurch wesentlich das Gebiet der Wissenschaft. Der Begriff der Energie, oder der Entelechie, bezeichnet diese Versöhnung und ist dem Aristoteles ebenso eigenthümlich, wie der Begriff der Idee dem Platon.

In der Physik findet Aristoteles einen so strengen Gang der Untersuchung nicht möglich als in der allgemeinen Entwickelung der Grundsätze der Wissenschaft. Jene beschäftigt sich nur mit Dem, was auf den Körper Bezug hat, wodurch wol die Seele mit in den Bereich der physischen Untersuchungen gezogen wird, nicht aber die vom Körperlichen trennbare Vernunft. Im Allgemeinen unterscheidet Aristoteles den Begriff der Natur nicht von dem der allgemeinen Weltkraft, und die in den einzelnen lebendigen Dingen bewegende einzelne Kraft hat auch ihren Grund in der allgemeinen Natur. Den Pflanzen kommt nur Ernährung zu, allen Thieren Empfindung, den vollkommenern auch örtliche Bewegung, und dem Menschen Vernunft.

Das Sittliche im Einzelnen und in der Gesellschaft ist dem Aristoteles nur etwas, das sich an die natürlichen Anlagen des Menschen und an seine natürliche Bestimmung anschließt; wie denn überhaupt von den sittlichen Wesen nichts Anderes erstrebt werden kann als Das, was die Natur in ihnen angelegt hat. Der Naturtrieb und die leidenden Zustände der Seele sind hiebei keineswegs minder wirksam als die Vernunft. Durch drei Dinge wird der Mensch gut: durch Natur, Gewöhnung und Vernunft, woraus sich ergibt, daß das Ethische und Physische in einer sehr nahen Verwandtschaft steht. Andererseits gewährt Erkenntniß und Wissenschaft die stetigste und größte Glückseligkeit, und das praktische Leben erscheint großentheils nur als Mittel für die

wissenschaftliche Ausbildung. Aristoteles sucht die Glückseligkeit des Menschen ihrem Wesen nach in der kräftigsten und aufs Höchste entwickelten Thätigkeit der Seele, macht jene aber doch auch von andern Gütern abhängig, sodaß die Erreichung derselben nicht allein in der Gewalt des Menschen liegt. Das Streben nach Lust ist auch ein Streben nach dem Guten, sobald man nur die wahre Lust von der scheinbaren unterscheidet und nie vergißt, daß sie mit der Thätigkeit der Seele unzertrennlich verbunden ist. So hat, weil größere Thätigkeit und Energie dazu gehört, z. B. das Lieben mehr Werth als das Geliebtwerden. Das Handeln aus dem leidenden Zustande heraus unterscheidet sich von dem tugendhaften Handeln dadurch, daß jenes von Natur und ohne Absicht geschieht, während es zur Tugend gehört, daß man mit Wissen und Absicht das Gute wegen des Guten thut. Dieses findet sich zwischen zwei äußersten Punkten oder Ausartungen, welche Mitte durch verständige Einsicht gesucht und gefunden wird.

Wir können des mangelnden Raumes wegen diese Auszüge nicht auf die Oekonomik und Politik des Aristoteles ausdehnen; wogegen noch einige allgemeine Betrachtungen hier Platz finden mögen. Die Lehre des Aristoteles geht nicht auf eine ganz vollkommene Wissenschaft aus; ja, er hat eine Scheu vor den leeren Idealen, welche für unsere beschränkte Lage in der Welt nicht zu passen scheinen. Das Menschliche trat um so mehr gegen das Ganze in den Hintergrund, als er die einzelne menschliche Seele nicht für unsterblich hielt, und die Vernunft (welche ewig ist) nicht ausschließend dem Menschen eigenthümlich, sondern dem Ganzen angehörig sein soll. Andererseits verehrt er die Vernunft nicht, wie Platon, als das Bild Gottes, sondern als Gott selbst, und sondert (mehr wie Jener) die theoretische Ausbildung derselben von der praktischen. Ueberhaupt wurde die aristotelische Philosophie (ohne seine Schuld) allmälig immer mehr Weisheit für die Schule als für das Leben; wenigstens hat Aristoteles die Schule viel mehr beherrscht als Platon. Dies hebt jedoch die Behauptung nicht auf, daß Jener immerdar danach strebte, die Wirklichkeit des Lebens mit den Forderungen der Vernunft auszusöhnen, indem er diese Wirklichkeit als etwas über der Erscheinung Stehendes, als Gegenstand der verständigen Erkenntniß auffaßte und wußte, daß die wahre Lust nur der Abschluß der, allein im Staate vollständig auszubildenden tugendhaften Thätigkeit ist.

Die spätern Peripatetiker leisteten Manches durch Fleiß, wandten sich aber immer mehr zum Sinnlichen und zeigten sich unbedeutend im Leben. Noch weniger kamen die Skeptiker zu

positiven Ergebnissen; sie gestehen vielmehr selbst, daß ihre Philosophie das Leben zerstöre, und stellen jene diesem feindlich gegenüber. Epikur endlich verachtete geradehin die Wissenschaft, oder betrachtete sie doch nur als ein Mittel, welches uns lehren soll, ein glückseliges Leben zu führen. Diese Glückseligkeit hatte zum Hauptbestandtheil die sinnliche Lust; ja Epikur's Lehre ward noch verneinender, indem er die Thätigkeit des Weisen auf Vermeiden des Unangenehmen beschränkte und den sinnlichen Eindruck als genügendes Kennzeichen des Wahren und Falschen betrachtete. Auf diesem Wege führte er Alles auf das einzelne Dasein zurück, welches der selbstsüchtigen Genußsucht entspricht, und indem er alles Allgemeine und jede höhere Kraft leugnet, versagt er sich dem Glauben wie dem Aberglauben. Dies sind die Feinde, gegen welche Epikur kämpft. Er ist durchaus ein Aufklärer der gemeinen Art, welche die Aufgaben nicht löset, sondern leugnet. Die Seele ist ihm körperlich und vergänglich, und die Götter (deren Seligkeit bloße Ruhe ist) machen sich mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu schaffen.

Die Lehre der Stoiker ist edler und wissenschaftlicher als die der Epikuräer und Skeptiker. Sie gehen auf die einfache Lösung der wichtigsten Fragen aus, welche das menschliche Nachdenken beschäftigen, weshalb auch ihre Philosophie in der genauesten Verbindung mit dem praktischen Leben steht. Sie ist ihnen Uebung der Tugend, und diese im höhern Sinne die einzig nützliche Kunst. In diesen Erklärungen wird aber der Begriff der Tugend im weitesten Sinne genommen und ist der Wissenschaft nicht entgegengesetzt. Die verschiedenen Theile der Philosophie bilden ein untheilbares Ganzes; die Physik ist aber die göttlichste unter den philosophischen Wissenschaften, weil sie es mit der Erkenntniß des Göttlichen zu thun hat, während die Ethik nur das Menschliche untersucht. Doch fehlten ihnen reiche Erfahrungen, um die Physik wahrhaft weiter zu bringen, und hinsichtlich der Ethik scheinen sie es mehr auf einen großen Vorrath nützlicher, oder räthlicher Vorschriften und Ermahnungen abgesehen zu haben, als auf eine wissenschaftliche Erforschung und Eintheilung des sittlichen Lebens. So wurden überhaupt die Massen größer, während der philosophische Geist abnahm, und die Stoiker wollten nicht nur die Erfahrung, sondern auch die Wissenschaft, nicht nur die Erkenntniß der Erscheinung, sondern auch der vernünftigen Begriffe aus der Empfindung und der sinnlichen Vorstellung ableiten. Sie zeigten wol die Nothwendigkeit des Wissens, keineswegs aber die Möglichkeit, zu ihm zu gelangen; und so galt ihnen bald das Anschauliche für Wahrheit, bald suchten sie den Unterschied zwischen Wahrem

und Falschem nur in der Rede. Die allgemeinen Begriffe, in welchen wir die Dinge aufzufassen und wissenschaftlich zu begreifen suchen, schienen ihnen wesenlose Gebilde unserer Vorstellungsweise, sie wollten nur das Einzelne als das Wesentliche erkennen; zuletzt aber sahen sie sich doch wieder gedrungen, dem Allgemeinen die höchste Bedeutung beizulegen, ja eine Bedeutung, welche die Wahrheit alles Einzelnen zu gefährden schien. Platon's Ideenlehre hatte das Wesen der Dinge von dem sinnlichen Grunde getrennt; Aristoteles hatte zu zeigen gesucht, daß dies unstatthaft sei, indem das Wesen der Dinge nur in der Verbindung der Form mit der Materie, oder der wesentlichen Eigenschaften mit der materiellen Grundlage besteht; die Stoiker fanden endlich, daß beide gar nicht von einander getrennt werden sollten. Alle Dinge, die da wirken und leiden, also auch die Seele, sind ihnen körperlich. Die Voraussetzung der Einheit und des stetigen Zusammenhangs in der Welt ist die eigentliche Grundlage der stoischen Lehre von Gott. Dieser gilt ihnen für die durch die ganze Welt herrschende lebendige Kraft und für die allgemeine Vernunft der Welt, und die Einheit der göttlichen Seele mit dem göttlichen Körper ist die Welt. Auf diesem Wege geht alles Einzelne zuletzt in dem Allgemeinen auf, und der religiöse Glaube erscheint erkünstelt, ohne frisches Leben. Ihre höchste Vorschrift der Sittenlehre lautet: folge der Natur, oder lebe in Uebereinstimmung mit der Natur; wobei aber zunächst zweifelhaft bleibt, was die Natur sei. Jedenfalls dringen sie auf Thätigkeit, Zurücksetzung des Persönlichen und der äußern Zwecke, sodaß der richtige Wille entscheidet und die Tugend allein gut ist und zur Glückseligkeit hinreicht. Hiemit steht der Satz in Verbindung, daß alle gute Handlungen gleich gut, und alle böse gleich böse sind. Nicht minder wollen sie den Unterschied der Staaten, Völker und Gesetze aufheben, und auch hier das Besondere, um des Allgemeinen willen, vertilgen. Je höher aber und allgemeiner die Stoiker ihr Ideal der Sittlichkeit stellten, je mehr sie nur die allgemeine Form als Bestimmungsgrund gelten ließen und von allen äußern Verhältnissen absahen, um so unzufriedener wurden sie mit der Wirklichkeit, und verachteten, wenn nicht die Menschheit, doch die Menschen wie sie wirklich waren. Dies ist das Zeichen einer alternden Gesinnung und des Zerfallens aller Verhältnisse.

Platon hielt es für die Aufgabe der Philosophie, nicht blos von der Mannichfaltigkeit zur Einheit auf-, sondern auch von der Einheit zur Mannichfaltigkeit herunterzusteigen; er wußte aber dieser Aufgabe nicht vollständig zu genügen, und die Vielheit der Ideen in der Einheit Gottes ist z. B. nur eine

Voraussetzung. Lieber nimmt er, um Wahrheit zu finden, die Phantasie zu Hülfe, als die Geschichte und die Beobachtung der Wirklichkeit. Aristoteles dagegen glaubt nicht, daß es je zur Ausgleichung aller vorhandenen Mängel kommen werde, und Gottes Wirksamkeit und sein Wesen in der Welt erscheint ihm gebrochen an der nothwendigen Unvollkommenheit des Werdenden. Wir müssen also das Leben nehmen wie es ist und in regster Thätigkeit, welche dem Tugendhaften Lust ist, in der vernünftigen Gemeinschaft mit andern Menschen es zu genießen suchen. Von dieser schwierigen Stellung, die Dinge zu nehmen wie sie sind, wandten sich Einige zur Hoffnung auf das Sinnliche (Epikur), Andere zur Verzweiflung (die Stoiker); bis das wissenschaftliche Forschen fast ganz ein Ende nahm, alle erzeugende Kraft verschwand und man wie ohne eigentliche Gedanken, so zuletzt auch ohne Genuß lebte, und die Philosophie zugleich mit allen andern Wissenschaften, Künsten und Staaten des Alterthums zu Grunde ging.

36.

Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur. Von V. A. Huber. Erstes Heft. Ueber Friedrich v. Raumer's England im Jahre 1835.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1838, Nr. 139, S. 568.)

Raumer's Buch über England ist so viel gelesen und besprochen worden, daß wir Niemand mit Darlegung dieser neuen umständlichen Recension belästigen, sondern nur, damit man sich über ihren Standpunkt nicht täusche, bemerken wollen, sie sei nicht blos gegen Raumer, sondern auch gegen alle neuern Entwickelungen Großbritanniens gerichtet; ohne jedoch positiv nachzuweisen, in welcher andern möglichen Weise man habe regieren sollen. Nach aller Wahrscheinlichkeit sieht indessen Herr Huber allein Hülfe in den Ansichten und Vorschlägen Lord Lyndhurst's und des Herzogs von Cumberland.

Obgleich wir Raumer's Buch mit Aufmerksamkeit lasen, war uns doch Vieles, was Hr. Huber darin entdeckt hat, neu und überraschend. So z. B. daß Raumer das berliner Theater mit dem athenischen vergleiche und nach seiner Ansicht Raupach

allein die Bedeutung des Sophokles und Aristophanes in sich vereinige. Da in unserm Exemplare hievon kein Wort steht, so müssen wir voraussetzen, daß Hr. Huber eine zeither unbekannte Ausgabe des Werkes vor sich hatte, oder mit überpoetischer Kühnheit Athen, Sophokles und Aristophanes hineininterpretirte.

In unserem Exemplar finden wir weiter, daß Raumer allerdings sagt: Preußen besitze Das, wonach England strebe. Dies äußerte er aber in bestimmter Beziehung auf soeben behandelte Gegenstände, z. B. Schulen, Universitäten, Städteordnung u. s. w., daß sich aber Großbritannien schlechthin in Preußen verwandeln, alles Preußische (von der Verfassung und Verwaltung bis zu den kleinsten Einrichtungen) annehmen und alles Englische abschaffen solle, dieser Unsinn ist ihm weder wachend noch im Traume eingefallen. Herr Huber sagt ferner, daß in Raumer's historischen Schriften, besonders über England, sich theoretische Verwirrung, Unklarheit und Haltungslosigkeit offenbaren; daß sie entstellt würden durch das Gespinnst eines dürren, vagen, mit willkürlicher, selbstgefälliger Unparteilichkeit kokettirenden und hin und her schulmeisternden Raisonnements, daß eine pedantische Dürre, Staub der Bücher, Dünste der Eitelkeit und Pedanterie seinen Blick ins wirkliche Leben trüben, daß er auf gewissen Gebieten dem Stamme des jungen Deutschlands angehöre; daß manche seiner Aeußerungen nach Pantheismus, wo nicht nach Atheismus schmeckten; daß er eine Art historischer Falschmünzerei treibe und sein Spielen mit der Geschichte nichts Besseres sei als ein Spiel mit falschen Karten u. s. w.

Um diese unbefangene Würdigung des Schriftstellers zu Stande zu bringen, darf die Kritik, nach Hrn. Huber's Worten, sich Conjecturen und Deutungen nicht versagen; sie muß in den Absichten und Gesinnungen einen Schlüssel suchen. Dieser von Hrn. Huber aufgefundene Hauptschlüssel dreht sich nun eben lediglich darum, die Redlichkeit der Gesinnung und Handlungsweise Raumer's zu verdächtigen und deutlich genug zu erklären, daß Rücksichten, die außerhalb der Sache liegen, seine Darstellungen und Urtheile über England und Preußen bestimmten und verfälschten. Ferner heißt es S. 96: „Regen sich vielleicht bei ihm gewisse Pläne und Gelüste in Bezug auf die Whigs, etwa Reminiscenzen der Bedeutung, welche ein Gentz durch die Gunst der Tories erhielt, so wünschen wir ihm von Herzen allen Erfolg, soweit das Interesse der historischen Wahrheit es irgend erlaubt, das heißt, sofern er auf die Würde der historischen Wahrheit verzichtet. Aliis alia licentia."

So ungebührlich derlei Insinuationen auch sind, waren sie

uns doch, da wir zufällig die Wahrheit genauer kennen, fast nur lächerlich. Englands nicht zu erwähnen, welches Raumer viel Geld kostete, hat er seit 27 Jahren, seitdem er freiwillig der Wissenschaft halber, unter großen äußeren Opfern, den preußischen praktischen Staatsdienst verließ, weder Geld, noch Gut, noch Zulage, noch Titel, noch Orden erhalten, so freigebig dergleichen auch rings um ihn vertheilt wurden. Man hat ihn ferner seiner Grundsätze halber angeschwärzt, seine zweite Wahl zum Rector der Universität verworfen, seiner Rede zur Feier der 25jährigen Regierung des Königs den Druck versagt, sein Buch über Polen verdammt, sein „England" wegen der eingemischten Urtheile über Preußen hart getadelt und nicht einmal erlaubt, daß seine „Beiträge zur Geschichte Friedrich II." in den berliner Zeitungen als erschienen angezeigt wurden.

Wenn ungeachtet dieser und ähnlicher Dinge Raumer ein preußischer Patriot in solchem Maße blieb, daß Hr. Huber es lächerlich und unsinnig findet, so muß jener wol durch tiefere und wahrhaftere Gründe bestimmt werden, als welche dieser ihm unterschiebt. Kleinliche Persönlichkeiten, Gelüste des Ehrgeizes oder der Geldgier haben niemals Raumer's Urtheile bestimmt, oder der Freiheit und Unabhängigkeit seines Charakters Eintrag gethan. Dies werden Alle bezeugen, welche irgend etwas Näheres von seinem Leben und Wirken wissen und seine Schriften unbefangen lesen, ohne Deuteleien, Conjecturen und künstliche Schlüssel. Wir hoffen, daß Hr. Huber dereinst selbst, nach genauern Erkundigungen, die Wahrheit unserer Einreden anerkennen werde.

37.

Prinz Sebastian. Von Adelheid Reinbold.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1840, Nr. 214, S. 861.)

Unsere schönwissenschaftliche Literatur gleicht einem Niagarawasserfalle, wo das in diesem Augenblicke glänzend Beleuchtete im nächsten nur als Schaum, und noch einen Augenblick später nur als gewöhnliches Wasser erscheint. Das laut Empfohlene und Bewunderte läßt, nach unglaublich kurzer Frist, selbst die Bewunderer nicht blos kalt und gleichgültig, sondern sie schämen sich sogar ihres frühern Beifalls und überschreien den verdienten

Spott mit Lobhudeleien neuer Werke, welche demselben Schicksale nicht entgehen. Es gehört Muth und Scharfblick dazu, in diesen brausenden Wogen und Strömungen das wahrhaft Dauernde und Selbständige vom Vergänglichen zu unterscheiden und ihm seine rechte, feste, ehrenvolle Stellung anzuweisen. Dies Verdienst haben sich Ludwig Tieck und Eduard von Bülow um Adelheid Reinbold erworben*), und wenn ich als ein Dritter mich ihnen zugeselle, so geschieht es nicht um eitel Kennerschaft an den Tag zu legen, sondern um, als vieljähriger Freund, der zu früh verstorbenen Freundin noch einmal öffentlich die Hand zu reichen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß, als dies edle Wesen, mit jugendlicher Schönheit und Heiterkeit geschmückt, zuerst in Dresden erschien und Aufmerksamkeit erregte, sie von Etlichen der Koketterie und Gefallsucht beschuldigt wurde. Tieck war, gleich mir, ihr starker Vertheidiger, und allmälig hat sich ihr Geist, ihr Gemüth, ihre Bescheidenheit, die Reinheit ihrer Sitten, die Kraft großartiger Entsagung und Aufopferung so sichtbarlich entwickelt und dargelegt, daß die anfangs Zweifelnden und Widersprechenden sich in die eifrigsten Lobredner verwandelten. Die Geschicklichkeit, mit Menschen der verschiedensten Art in Ernst oder Scherz, leicht oder gewichtig zu verkehren, sie gesellig anzuregen und angenehm zu unterhalten: dies im Stillen wol beneidete, laut aber getadelte Talent ging bei unserer Freundin nicht hervor aus bloßer Gefallsucht, war kein leer geschwätziges Abmühen, sondern es entsprang vorzugsweise aus der echten Lebendigkeit und edeln Freiheit ihres Geistes und Herzens. Wenn z. B. übertriebene Aengstlichkeit oder Unkunde der Sprachen viele Damen zurückhielt, anwesende Franzosen und Engländer anzureden, oder ihnen eine Antwort zu ertheilen, so mußten sich diese freilich angezogen und glücklich finden, wenn unerwartet ein zierliches, reizendes junges Mädchen das ängstliche Schweigen unterbrach und ihnen mit Unbefangenheit und Gewandtheit Rede stand.

Trotz aller Freundschaft, trotz aller Theilnahme an ihren frühern Werken, trotz der im „Irwisch-Fritze" erwiesenen niederländischen Meisterschaft, hat der „Sebastian" doch sehr meine Erwartung übertroffen. Vielleicht gehe ich nun deshalb in freundschaftlichem Beifalle zu weit, wenigstens erscheinen mir alle die Einreden, welche gegen das Werk erhoben wurden, unbegründet, oder sie verlieren doch, von anderem Standpunkte aus betrachtet, meist ihr Gewicht.

Zuvörderst klagen manche Damen: leider sei das sonst

*) Vgl. Nr. 312 d. Bl. f. 1839.

schöne Buch so unanständig, daß man es nicht lesen könne. Das angeblich Anstößige füllt etwa zwei bis drei Seiten, und man kann fragen, ob es nicht besser gewesen wäre dieselben zu streichen, um Einstimmigkeit des Lobes hervorzurufen. Ich kann mir, nach dem Sprüchworte, nur keinen Vers daraus machen: wie dieselben Personen über Kleines großen Lärm erheben, welche doch täglich die skandalösen Kameele französischer Romane ohne Mühe verschlucken? Und worauf läuft der Vorwurf hinaus? Daß in der schwarzen Beduinenhöhle in Afrika nicht die Förmlichkeiten, Umschweife und Weitläufigkeiten beobachtet werden, mit welchen man eine Bekanntschaft in dem weißen Saale auf dem berliner Schlosse anknüpft und fortsetzt. An dem Kapitel vom Herrn Pankraz möchte ich vielmehr tadeln, daß es zu verschämt und deshalb unklar ist, was es eigentlich wolle und bezwecke.

Wie soll Jemand das Schöne schildern, wenn er es nicht kennt, wenn es ihn gleichgültig läßt? Und wiederum keine Schönheit ohne Sinnlichkeit! — Der unbedingte Gegensatz einer Sittlichkeit für Unverheirathete, und einer andern für Verheirathete ist eine Fabelei; oder man muß folgerecht den jungfräulichen Stand für den unbedingt höhern, und schon das Wissen von der Ehe für eine Bestialität halten.

Herr v. Bülow sagt: „Die Kritik wird es von ihrem höchsten Standpunkte aus misbilligen, und große Autoren erlaubten es sich niemals, Natur- und Sittenschilderungen einzig und allein nach Büchern zu geben, weil die Sache so jedenfalls nur auf einer Lüge beruht.“ Ich kann dieser Ansicht nicht beitreten. Zuvörderst haben (um aus mehren doch ein paar Beispiele auszuheben) Tieck in „Lovell“ und Jean Paul im „Titan“ meisterhafte Schilderungen von Natur und Sitten gegeben, die sie nicht gesehen hatten; ja, der Letzte sagte mir (mehr im Ernste als im Scherze), der Dichter könne nur Das recht schildern, was er nicht gesehen habe. Ihm erschien jenes, von Herrn v. Bülow als Lüge Bezeichnete, als die echte dichterische Wahrheit, und er erkannte den höchsten kritischen Standpunkt für schönwissenschaftliche Werke keineswegs in jener Bezugnahme auf prosaische unmittelbare Auffassung; vielmehr legte er allen Nachdruck auf die schaffende Begeisterung, welche zwar nicht alle disjecti oder disjecta membra viatoris in sich aufnimmt, aber mehr hat, sieht und gibt, als alle Reisenden sahen oder begriffen. Daher sind mir im „Sebastian“ auch die neapolitanischen und römischen Scenen kein überflüssiges Beiwerk, sondern lebendig, wahr und zweckmäßig; denn sie erweitern den Gesichtskreis

und lassen nicht auf geradem langweiligen Fahrwege nach einem unausbleiblichen Ziele hintraben.

Unter den gegebenen Verhältnissen konnten Variationen derselben Seelenzustände nicht wegbleiben oder abgekürzt werden, wogegen umgekehrt in dem Augenblicke, wo Sebastian Portugal wieder betritt, sein zurückgedrängter Thatendurst trotz aller Hemmungen ungeduldig hervorbrechen und den tragischen Ausgang beschleunigen muß. Deshalb halte ich die scheinbare Uebereilung des Schlusses für die allein natürliche und rechte Lösung, und die angebliche Vernachlässigung manches Einzelnen spart Licht und Kraft auf für das Entscheidende.

Inwieweit der Sebastian der Dichterin mit dem geschichtlichen ganz übereinstimmt, ist um so schwerer zu entscheiden, da ja eben Keiner weiß, ob und wie die ungeheure Katastrophe seinen Sinn und Charakter weiter bildete und umgestaltete. Genug, daß er sich in dem Romane zusammenhängend zeigt und hinreichend erklärt. Auch das Frühere ist genügend angedeutet, ja ausgesprochen; ein anderes Verfahren hätte die ganze Aufgabe völlig verwandelt, und Tieck's „Camoens" führte wol die Dichterin, gleichwie viele Leser, bereits auf den rechten Standpunkt.

Unsere Freundin hatte nie ein Schlachtfeld am Tage nach dem Kampfe gesehen, aber wo ist eins von Sachverständigen und Augenzeugen mit mehr Lebendigkeit und so erschütternder Kraft gezeichnet und beschrieben, als, in dem ersten Kapitel, das Blutfeld? Gleich meisterhaft erscheint der Gegensatz der beiden Sebastiane und ihrer Geliebten, herrlich die Vision der römischen Dichterin, ergreifend der Ruhm Portugals, tiefsinnig die Erörterung über Recht und Pflicht, Kopf und Herz der Könige. Es ist gerade das rechte Maß von Politik, Religion und Patriotismus im Buche: weniger hätte uns von dem erhabenen Inhalte zu einer bloßen Liebesgeschichte hinabgezogen, mehr dem blos belehrenden Bestandtheile ein unpoetisches Uebergewicht eingeräumt. Auf mich hat das Buch den Eindruck gemacht: es könne nicht anders sein, als es ist, und diesen Eindruck bringt eigentlich jedes eigenthümliche, echte Kunstwerk hervor. Stände mir mehr Raum zu Gebote, würde ich noch Vieles lobend hervorheben und, uneingedenk der mir fremden kritischen Richtung, meiner theilnehmenden Begeisterung freien Lauf lassen.

38.

Victoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Zwei Theile. Von Ludwig Tieck.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1840, Nr. 278, S. 1121.)

Die Kritik sollte den Werth Dessen, was in Staat, Kirche, Philosophie, Poesie u. s. w. geschieht und zu Tage gefördert wird, für die Gegenwart und Zukunft festsetzen. Sie ist aber nur zu oft in Lob und Tadel befangen und parteiisch, oder sie verhält sich auch ganz gleichgültig, sodaß ihr Geschäft lediglich der Geschichte anheimzufallen und diese, wie man gesagt und oft wiederholt hat, das Weltgericht zu bilden scheint. Aber abgesehen davon, daß die Geschichte immer nur hintennach kommt und nur selten das Gegenwärtige aus dem Vergangenen beurtheilen lehrt, hat sie oft dem Unbedeutenden, ja Schlechten eine künstliche Dauer verliehen, während das Edelste und Schönste völlig zu Grunde gegangen und verloren ist. Zum Theil haben diese Verhältnisse wol zu der Ansicht Veranlassung gegeben, in Staat, Kunst und Wissenschaft sei jedes Vergangene eben das Unvollkommenere, und zufolge des a priori nothwendigen, steten Fortschreitens der Menschheit müsse man den neuesten Entwickelungen und Erscheinungen immer den höchsten Werth beilegen. So sei z. B. nicht blos die classische, sondern auch die romantische Dichtkunst vorbei und abgethan, und es stehe eine neue in der Geburt, welche von allem Frühern ganz abweichend und ohne Vergleich nach Form und Inhalt weit vortrefflicher sein werde und sein müsse.

Sind wir auch keineswegs der niederschlagenden Lehre des römischen Dichters zugethan: das spätere Geschlecht stehe an Geist und Tugend stets dem frühern nach, räumen wir auch gern ein, daß die Menschheit im Ganzen und Großen wesentlich fortschreite; so folgt doch daraus nicht, daß jedes Geschlecht, oder gar jeder Einzelne und sein Werk in jeder Beziehung höher zu stellen sei als alles Frühere. Hienach gäbe der Kalender die Hauptgrundlage jeder Beurtheilung und Kritik.

In dem Sinne, wo alles Vergangene abgethan ist, hat auch das Gegenwärtige nur das Leben eines Tages und culminirt seinem Untergange entgegen. Sowie aber die ewigen Sterne troß scheinbaren Unterganges immer wieder mit gleichem Glanze aufsteigen und in ihrem sichern Dasein schon manche

Betrachtungsweise überdauerten, so auch die Heroen der Kunst und Wissenschaft, obwol sie bisweilen dem vorsätzlich beschränkten Gesichtskreise entschwanden. Sophokles und Euripides, die Nibelungen und Tristan, Shakspeare und Calderon, Rafael und Michel Angelo, Bach und Händel wurden verkannt, vergessen, oder den elendesten Erzeugnissen des letzten Tages nachgestellt. Desto glänzender war ihre Auferstehung, desto augenscheinlicher trat die Wahrheit hervor, daß falsches Lob und einseitiger Tadel weder zu beleben noch zu ertödten im Stande sind. Allgemeiner Beifall ist oft Zeichen der Mittelmäßigkeit, anmaßliches Verdammen vom kritischen Throne herab Beweis für ein eigenthümliches Leben des beurtheilten Werkes. Alle Kritik ohne Liebe und Begeisterung bleibt unfruchtbar, und wer nichts erzeugen kann, versteht sehr selten zu erziehen.

Wie oft hat man hören müssen: die Zeit der Poesie und Philosophie sei vorüber und die der Praxis gekommen — ein Satz, den man mit gleicher Thorheit umkehren und das Auseinandergerissene, Halbe für das Ganze halten und götzendienerisch anbeten könnte. Gibt es deshalb keine Philosophie, weil Jemand, der sich nicht den langlebenden Aethiopen beizählen darf, in Deutschland (die Nebensprossen ungerechnet) schon fünf Hauptsysteme an sich vorübergehen sah? Ist diese Bewegung nicht Zeichen und Beweis des Lebens, und ist es nicht höchstes Unrecht, alle frühere Erstgeburt umzubringen, um das jüngste Kind als das allein legitime auf den Thron zu setzen?

Im Gefühle ihrer jugendlichen Kraft und höhern Stellung erklärten Manche in neuester Zeit: Ludwig Tieck sei ein todter Mann und geistig längst gestorben. Um jedoch ihre Leichenpredigten nicht nach herkömmlicher Weise mit übertriebenem Lobe anzufüllen, haben sie den alten Spruch umgekehrt und sprechen de mortuis nil nisi male. Für dies Verfahren, oder diesen Hergang, findet sich im Alterthume ein lehrreiches Vorbild: die Anklage der Unfähigkeit und Abgestorbenheit, welche Sophokles so glänzend mit dem „Oedipus in Kolonos“, wie Tieck mit der „Vittoria Accorombona“ widerlegte.

In neuester Zeit hat man die Poesie hauptsächlich in zwei entgegengesetzten Richtungen gesucht und zu finden gemeint. Die erste stellt das Kranke hinauf über das Gesunde, die Caricatur höher als das Maß, die Leidenschaft höher als die Begeisterung, die verbissene oder laute Unzufriedenheit und Zerrissenheit höher als die heitere Harmonie des edelsten Seins, ja kurzweg Laster und Verruchtheit über Sitte und Tugend. Allerdings gibt es auch Riesen in dieser Richtung, wie Lord Byron; aber welch ein Drachenschwanz hat sich ihm angehangen, von nahverwandten

Geistern an bis hinab zu dem Gesindel, was unter dem Hochgerichte mit emancipirten Weibern seine Orgien feiert.

Die zweite Reihe nimmt gerechten Anstoß an diesen Greueln, meint aber homöopathisch, mit der allerkleinsten Dosis Poesie Alles heilen zu können. Gottlosigkeiten werden nur erzählt, um den Lesern Gelegenheit zu geben sich ihrer eigenen Trefflichkeit zu erfreuen; die Tugend wird in plattirter, verzuckerter Mittelmäßigkeit hingestellt, damit Jeder glaube er dürfe nur die Hand danach ausstrecken, um sie bequem in die Tasche zu stecken. Caquetage gilt für Stil, überflüssiges Detail für scharfe Beobachtung, Salongeschwätz für feine Charakteristik, psychologische Trivialitäten für tiefsinnige Entwickelung geistiger Zustände, aufgebauschtes Wortgeklingel für echte Größe, und Nullität für Tugend!

Jene erste Schule wühlt mit blutigem Messer in den Herzen der Menschen; diese kratzt mit oberflächlicher Anatomie nur da, wo es den Leuten zu jucken pflegt. Jene hat nur Verbrecher und Schufte als prima sorte auf dem Lager; diese spielt alle lieben Vettern, Muhmen und Basen als Trumpf aus und meint Alle zu veredeln, wenn sie dieselben an den Hof versetzt und die Dutzendwaare Grafen und Marquis betitelt. Bisweilen findet sich ein unendlicher Hintergrund, zu dem die kleinen im Vordergrunde spielenden Personen nicht passen, oder ein kümmerlicher Hintergrund mit schwülstigen Reflexionen bevölkert, welche angeblich die Welt erleuchten sollen. Alle diese Bestandtheile liegen so zur Hand, sind wie nürnberger Tand so leicht zu handhaben, daß man gewöhnliche Romane zusammenwürfeln kann wie Tänze und Musikstücke nach Kirnberger's spottendem Recepte, oder Gedanken nach des Raymundus Lullus Drehmaschine. Wie oft hört man nicht das Urtheil: „Der Roman ist vortrefflich, nur müssen sie keine Poesie darin suchen"; und solcher Ablaßkram heißt Kritik. Freilich, die wahre Dichtkunst hat andere Quellen, Grundlagen, Bestandtheile, Dimensionen, und die bezeichnete Literatur wächst ganz außerhalb des Bodens, auf welchem Sophokles, Cervantes, Shakspeare erwuchsen. Die Duldsamkeit für das Schlechte, die Angewöhnung an das Schlechte macht allmälig ganz unfähig das wahrhaft Große zu begreifen und zu lieben.

Neben dem Irrthum: man könne aus bloßem Laster, oder aus der gewöhnlichen Ordnung des bürgerlichen Lebens die Poesie auferbauen, läuft sonderbar ein anderer: als müsse man, um sich, seine Umgebungen und sein Leben zu steigern und zu verklären, die natürlichen und von Gott angewiesenen Kreise verlassen, als habe jeder junge Mensch und jedes

junge Mädchen ein Recht und eine Pflicht, Romanhelden zu spielen.

Auf einer großen geschichtlichen Grundlage hat Tieck frei und erfindungsreich fortgebaut; er hat nicht blos Familienverhältnisse an einem Faden aufgereiht, sondern die ganze Zeit erleuchtend vorübergeführt. Selbst die kleinste Nebenfigur greift in das Ganze ein, bildet und erläutert dasselbe. Räuber und Kinderfrauen, Dichter und Cardinäle, Herzöge und Päpste, Schwäche und Kraft, Liebe und Rachsucht, Alles wächst aus eigenthümlichen innern Zuständen und äußern Verhältnissen angemessen und dichterisch hervor. Wir werden in eine Zeit geführt, wo selbst die Edelsten nicht in ganz reine Bahnen eingeschlossen waren, sondern drüber verdammlich hinausschweifend sich ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Lossprechung gaben, bis Sixtus' V. Herrschergeist die allgemeine Regel und ein durchgreifendes Gesetz in furchtbarer Heiligkeit hinstellte und aufzwang.

Vittoria ist die glänzendste eigenthümlichste Gestalt, ohne jedoch den Andern zu nahe zu treten und sie übermäßig zu verkürzen. Ihre Ansicht der Welt, Kunst, Liebe, Ehe ist so noch nicht dagewesen und für sie (aber auch nur für sie) natürlich und gerechtfertigt. Die gewöhnliche Form der Ehe konnte ihrem Geiste nicht genügen, und doch bleibt ihre Denkungs- und Handlungsweise von Dem verschieden, was man jetzt wol Emancipation der Frauen genannt hat. Deshalb ist ihre Liebe zu Bracciano aber auch eine andere, und was die meisten Frauen gewiß und mit Recht abgeschreckt hätte, zieht sie vielmehr an. In ihren bewundernswerthen Gedichten zeigt sich Alles schön und verklärt, wogegen die Wirklichkeit nothwendig den Gesichtskreis trübte. Ja, schon anfangs, in den sonnenhellen Tagen der sich eröffnenden Liebe fliegen dunkle Wolken schreckhaft vorüber und allmälig mußte sich Alles auf diesem Boden und nach so vielen Unthaten zu einer geschichtlichen und dichterischen Nemesis steigern. Ja diese führt bis an die äußerste Grenze des künstlerisch Erlaubten; sie ist nach Maßgabe der Personen so mannichfaltig und schrecklich, daß etliche male die Schönheit in Gefahr geräth, von der unerbittlichen Gerechtigkeit verdeckt zu werden.

39.

Geschichte der christlichen Philosophie. Von Heinrich Ritter. Zwei Theile. — Auch u. d. Titel: Geschichte der Philosophie. Fünfter und sechster Band.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1843, Nr. 16, S. 61.)

Nach langem Zwischenraume übergibt der würdige Verf. seinen zahlreichen Freunden die ersehnte Fortsetzung seiner „Geschichte der Philosophie". Wenn die Verdienste der ersten vier, die alte Philosophie behandelnden Bände, in Hinsicht auf Form und Inhalt schon dankbar anerkannt wurden, so befriedigen die vorliegenden beiden Bände fast ein noch größeres und dringenderes Bedürfniß. Denn der vorzugsweise theologischen und dogmatischen Auffassung gegenüber, bedurfte es einer neuen Durchforschung der Werke jener Männer, insbesondere der Kirchenväter, um die philosophischen Ergebnisse derselben dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäß im Zusammenhange und unparteiisch darzulegen. Ueber diesen Standpunkt, der Auffassung und Behandlung sind die heutigen Meister und Chorführer in der Philosophie nicht einig und der Verf. sagt (S. 17) zur Vertheidigung des seinigen: Das Christenthum ist keine Philosophie, und nicht der Gedanke, sondern der Wille ist das Erste, auf welchem erst das Wissen des Guten folgt. Die Wissenschaft, der ausgebildete Gedanke kann immer nur ein späteres Erzeugniß des Lebens sein: man muß erst einen kräftigen Willen in seiner Seele, einen sichern Haltpunkt für das weitere Leben gewonnen haben, ehe man wissen kann. Der vernünftige Wille führt zum Wissen, und die Entschlüsse des Willens leiten die Reife des Gedankens ein.

Recensent möchte nicht das unbedingte Gegentheil des hier Gesagten behaupten, wol aber dem Clemens von Alexandrien beitreten, wenn er äußert (Th. I. S. 464): Erkenntniß und Handeln, Wissen und Wollen stehen in einer nothwendigen Verbindung; eine Lehre, welche Spinoza noch vollständiger entwickelt. Der ausgebildete Wille ist (gleichwie der ausgebildete Gedanke) erst ein späteres Erzeugniß des Lebens, und rohes Wissen und rohes Handeln gehen Hand in Hand. Der Wille kann, vor allem Wissen, noch gar nicht den Beinamen des vernünftigen verdienen, oder Beschlüsse fassen, die als Haltpunkt für das ganze Leben zu betrachten wären. Diese und ähnliche Gegensätze und Trennungen (so Geist und Herz, Denken und Fühlen,

Vernunft und Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus u. s. w.) sind untergeordneter Art und bedürfen einer tiefern Durchdringung und Versöhnung.

„Das Christenthum ist keine Philosophie"; das heißt: die Totalität seines Wesens ist keineswegs auf den Begriff einer philosophischen Schule oder Disciplin hinabzubringen; wol aber enthält es philosophische Elemente, oder (wie Andere behaupten) das Wesen und den Inhalt aller wahren Philosophie: — sonst wäre ja auch eine Geschichte der christlichen Philosophie ganz unmöglich. Wenn nun aber Grund, Boden und Lebensquell der christlichen Philosophie sich ohne Zweifel im Neuen Testamente findet, so wünschen wir, daß der Verf. seine Geschichte nicht mit den Gnostikern und Apologeten begonnen hätte, sondern mit einer Darstellung der Philosophie des Neuen Testaments. So wenig man die Sokratiker ohne Sokrates, die Platoniker ohne Platon begreifen und würdigen kann, so wenig die Kirchenväter ohne Christus und die Apostel. Erst wenn diese Grundlagen hervorgehoben und ins rechte Licht gestellt sind, wird man darlegen und erweisen können: ob und wo die Kirchenväter fortgeschritten oder zurückgegangen sind, was lehrreiche Entwickelung, was verkehrter Zusatz und welches Verdienst ihnen beizulegen ist. Die Philosophie des Paulus, Johannes, Jakobus und der Evangelisten ist unendlich tiefsinniger als die eines Basilides oder Valentinian; und andere christliche Philosophen stehen nicht über den heidnischen durch ihre eigene Kraft und Weisheit, sondern durch die des Neuen Testaments. Was im Verhältnisse zur Stoa und Akademie als Fortschritt erscheint, ist es nicht im Verhältniß zu den Lehren der Bibel, und Platon und Aristoteles würden mit Hülfe derselben keineswegs hinter Irenäus oder Tertullian zurückstehen oder zurückgeblieben sein.

Vielleicht antwortet der Verf. auf unsern Wunsch wie Neander (Kirchengeschichte I, IX.):

„Die Geschichte der apostolischen Kirche ist mir etwas zu wichtiges, als daß ich mich entschließen konnte, sie gleich diesem geschichtlichen Werke mit einzuverleiben.. Ich setzte sie daher hier überall nur voraus und behalte mir die Mittheilung derselben als eines besondern Werks noch vor."

Sollte es denn aber für das Verständniß der Sachen und für die künstlerische Abrundung ihrer Werke nicht besser gewesen sein, wenn beide Meister das Fehlende darin aufgenommen und eingefügt hätten? Wenigstens hoffen wir, daß Hr. Ritter (wie es Neander gethan) dasselbe noch nachliefern werde.

In der Vorrede sagt der Verf.:

„Man wird vielleicht befürchten, daß dies Werk einen zu

großen Umfang erhalten dürfte, wenn man findet, daß ich der Philosophie unter den Kirchenvätern zwei Theile gewidmet habe."

Wir theilen diese Furcht nicht, denn der Stoff erfordert eine so umständliche Erzählung. Wol aber entsteht uns eine andere Besorgniß, wenn der Verf. hinzufügt:

„Dieser Furcht mag die Erklärung begegnen, daß ich die patristische Philosophie, gegen die gewöhnliche Meinung, für wichtiger halte als die Philosophie unter den Scholastikern."

Wir stellen uns nämlich auf die Seite der gewöhnlichen Meinung und würden es sehr bedauern, wenn der Verf. die Scholastiker verhältnißmäßig kürzer behandeln wollte als die Patristiker. Jene sind noch weniger bekannt, noch öfter misverstanden und mishandelt als diese, und die Meisten begnügen sich Oberflächliches über sie zu wiederholen, anstatt die ernste Arbeit weitläufiger und mühsamer Forschung zu übernehmen.

In philosophischer Beziehung hat die zusammenhangende, abgerundete Systematik der Scholastiker mehr Gewicht als die zerstreute Polemik der Patristiker, und es war leichter, der heidnischen Religion und Mythologie gegenüber siegreich zu bleiben, als alle die philosophischen Richtungen und Gegensätze durchzudenken und auszuarbeiten, welche auf christlichem Boden emporwuchsen und emporwachsen durften. Hinsichtlich der Form stehen die Patristiker den Scholastikern nicht voran, wol aber sind diese hinsichtlich des Inhalts weit vollständiger und mannichfaltiger. So bleibt zwar die Naturphilosophie auch bei ihnen nur untergeordnet; doch zeigen Albert der Große und Roger Bacon in dieser Beziehung mehr Eifer, Arbeit und Ausbeute, als alle Patristiker zusammengenommen, und wo wäre unter diesen eine Ethik, welche der des Thomas von Aquino, ein System scharfer Begriffsbestimmungen, welches dem Duns Scotus könnte gleichgesetzt werden? Der Verf. gesteht die Schwäche der patristischen Philosophie selbst an mehren Stellen ein (so S. 76, 89, 95, 105), und die neuere Kritik hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Willkür und Schwäche vieler dogmatischen Bestimmungen damit in nothwendigem Zusammenhange stehen.

Die Zeit der Patristiker war (nur mit Ausnahme des christlichen Elements) in allen Beziehungen eine alte, dahinsterbende, zu neuem Leben unfähige, und selbst die Macht des Christenthums konnte keine frische Jugend hervorrufen; das 12. und 13. Jahrhundert zeigt dagegen überall (in Staat und Kirche, in häuslichem und öffentlichem Leben, in Künsten und Wissenschaften) eine neue, eigenthümliche, höchst mannichfaltige, überall durchbrechende und sich gestaltende Lebenskraft. Schon

deshalb stehen die Scholastiker, in der Totalität ihrer Umgebungen aufgefaßt und betrachtet, höher als die Patristiker. In Konstantinopel, in Abyssinien, im innern Asien wirkte das Christenthum ganz anders als in den deutschen und romanischen Völkern, und die, an sich gleichartige, Offenbarung trug in wesentlich verschiedenen Ländern und Zeiten auch sehr verschiedene Früchte. Mit Recht behauptet deshalb der Verfasser: es sei das Wesen des Christenthums in keiner, durch bestimmte Formeln ausgesprochenen Summe der Lehren zu finden und eine philosophische Untersuchung desselben nicht zu fliehen, sondern zu vollkommener Einsicht und Verklärung nothwendig und heilsam. Allein nicht Jeder, welcher diese Aufgabe zu lösen versucht, trägt den wahren Glauben, oder die rechte Erkenntniß, als untrüglichen Maßstab schon in sich; vielmehr fallen bei der Berührung und Wechselwirkung die oft mitgebrachten Schlacken und Irrthümer zu Boden, welche vereinzelt wol noch lange und anmaßlich fortgelebt hätten.

Die alte Philosophie (sagt der Verf. Th. I. S. 40) war mehr eine Vorbereitung auf die christliche, als eine Bestätigung der heidnischen Religion. Indem diese neue Lehre (S. 35) von den Vorurtheilen, von der Hoffnungslosigkeit der alten Religionen befreite, gab sie auch der Philosophie eine kräftige Anregung, in die Tiefe einzudringen und ihr Nachdenken zur Lösung der wichtigsten Fragen anzuspannen. Das Ziel (S. 42), welches die christliche Philosophie verfolgt, ist viel zu groß um annehmen zu dürfen, daß wir ihm schon sehr nahe gekommen sein sollten. Wir können uns (S. 69) nicht zu der Meinung Derer bekennen, welche davon überzeugt sind, daß die christliche Glaubenslehre ein für allemal festgesetzt sei durch die Untersuchungen der Kirchenväter, der Scholastiker, oder des Jahrhunderts, in welchem die kirchliche Reformation zu neuen Feststellungen der Glaubensartikel führte. Wenn, wie nicht zu bezweifeln ist, in der patristischen und scholastischen Philosophie nur eine einseitige theologische Richtung herrschte, so müssen wir auch die Richtung der neuern Philosophie, seit Herstellung der Wissenschaften (wie einseitig sie auch zuletzt gegen die christliche Theologie sich erklären mochte) als dazu bestimmt ansehen, eine nothwendige Ergänzung der frühern Einseitigkeit einzuleiten. Mögen wir uns freuen (S. 70), wenn wir jetzt zu einer billigern Schätzung der Vergangenheit zurückgekehrt und im Stande sind einzusehen, daß die theologische Richtung in der Philosophie nur in Verbindung mit der weltlichen eine richtige Einsicht in das Wesen der Dinge gewähren kann. Beide Richtungen sind jetzt (S. 71) untereinander auszugleichen.

Nachdem der Verf. im ersten Buche sehr klar und lehrreich vom Begriffe der christlichen Philosophie und ihrer Eintheilung gehandelt hat, spricht er im zweiten Buche von den Sekten der Gnostiker. Man kann deren Lehren (S. 96) als Uebergänge aus der vorchristlichen in die christliche Philosophie betrachten. Sie zeigen eine Vermischung von orientalischen, griechischen und christlichen Bestandtheilen (S. 115). Vor Allem beschäftigen sie sich mit der Frage nach dem Grunde des Uebels und des Bösen, und weil den meisten unter ihnen dasselbe bei der Annahme eines allmächtigen und allgütigen Gottes unbegreiflich und unerklärlich erschien, kamen sie nicht nur zur dualistischen Annahme zweier Urwesen, sondern bildeten auch die Lehre von Emanationen, Aeonen u. s. w. mit einer grenzenlosen, ganz unphilosophischen Willkür aus. Die Offenbarungen der Heiligen Schrift (S. 161) waren ihnen nicht genügend, weil sie weder unzweideutig, noch ausreichend den Lauf der Weltentwickelung bezeichneten, besonders weil sie über die physische Seite des weltlichen Daseins keine genügende Auskunft gäben. Den Gnostikern erschien Alles, was nicht der Erkenntniß angehört (S. 242), nur als etwas Geringfügiges, ja Gleichgültiges; und ein geistiger Hochmuth ihrer Lehre (S. 244) gewann auch wol auf ihre Handlungen einen schädlichen Einfluß. Alle Emanationslehre (S. 259) können wir der christlichen Denkweise nicht entsprechend finden, weil sie unvollkommene Zwischenglieder zwischen Gott und seinen Geschöpfen einschiebt und daher der innigen und unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott, nach welcher der Christ strebt, unumgänglich Abbruch thun muß. Noch schneidender stellt sich die Lehre vieler Gnostiker in Widerspruch mit der christlichen Denkweise (S. 261), wenn sie, die sinnliche Welt verachtend, auch die Werke in ihr und das handelnde Leben als etwas Gleichgültiges für die Gewinnung des Heils betrachten. Nur in der Ruhe des beschaulichen Lebens suchen sie die Seligkeit; sie sehen in diesem sinnlichen Leben nur den Schein, seine Wahrheit verkennen sie. Hiemit hängt auch die Schroffheit der Unterschiede zusammen, welche diese Gnostiker zwischen den Naturen der Menschen sehen, zwischen den geistigen, den seelenartigen und den materiellen Menschen, wodurch die Vorurtheile der alten Welt, welche bisweilen Volksgenossen und Barbaren als Wesen ganz verschiedener Natur betrachteten, in einer andern Gestalt erneut werden.

Gewiß stehen die gnostischen Lehren (S. 283) von der christlichen und kirchlichen Ansicht der Dinge ab. Während sie ein weitläufiges System von Schwärmereien sich ersinnen, um in diesem die Grundlage ihees Lebens zu entdecken, während sie

vor allen Dingen verlangen, daß wir in diesen luftigen Bildern ihrer Phantasie heimisch werden sollen, um mit der rechten Lehre ausgerüstet uns in dieser Welt zurecht finden zu können, hält die christliche Kirche vor allem Uebrigen das praktische Leben dieser Welt fest, und erwartet nur von der Gesinnung der Liebe und dem mit Gott vereinenden Geiste Belehrung und Aufschluß über die Räthsel dieser und einer höhern Welt.

Das dritte Buch handelt von den Apologeten oder Vertheidigern des Christenthums gegen Heiden und Gnostiker, von Justinus, Athenagoras, Theophilus, Tatianus, Irenäus, Tertullianus. Einige unter ihnen suchen die alte Philosophie für ihre Zwecke zu benutzen und mit denselben zu versöhnen; Andere stellen sich ihr feindlich entgegen, und selbst jene (so Justinus) vertrauen mehr dem Beweise des Glaubens und der Kraft (S. 299), als den Gründen menschlicher Wissenschaft. Dem sittlichen Gehalte des Lebens (S. 303, 291) legen sie, abweichend von den Gnostikern, das größte Gewicht bei und noch jetzt ist der Ausspruch des Briefs an den Diognetus wahr: was die Seele im Körper ist, das sind die Christen in der Welt. Aehnlicherweise hebt Irenäus (S. 354) den Gedanken einer Erziehung der Menschen durch Gott hervor, welche den Zögling durch verschiedene Stufen seiner Vollendung und dem vollkommenen Schauen Gottes zuführen soll. Nicht von Natur, wie die Gnostiker lehrten (S. 355), sollte der Mensch gut oder böse sein, sondern durch seine eigene Wahl. Zur Seligkeit des Menschen gehört indeß nicht allein die Heiligkeit des Willens, sondern auch die Vollkommenheit aller seiner äußern Verhältnisse.

Gern stimmen wir dem Verf. bei, daß die Anfänge der christlichen Philosophie (S. 362) nicht unscheinbarer sind, als die Gedanken eines Thales oder Sokrates; doch darf man nicht vergessen, daß für diese Männer der Anfang sehr schwer, für jene (mit dem Evangelium in der Hand) sehr leicht war. Daher hat Tertullian durchaus Unrecht in der Art (S. 365), wie er den Sokrates mishandelt, die Philosophie als Werk der Dämonen betrachtet, alles Wissen verachtet und für den Glauben allein die Regel (S. 368) aufstellt: was die heilige Ueberlieferung sagt, ist glaublich, weil es abgeschmackt ist; es ist gewiß, weil es unmöglich: credibile est, quia ineptum est; certum, quia impossibile. Mit diesen Ansichten stimmt es schlecht zusammen, wenn Tertullian die Ueberzeugung ausspricht (S. 374): daß jede Meinung nur insofern ein wahrer Fortschritt sei, als sie auch das Alte und die bewährten Güter der Vorzeit zu bewahren wisse; oder wenn er anerkennt, daß Gott sich auch in

der Natur (S. 376), seinem schönsten Werke, offenbare und dies Werk lediglich für die Menschen erschaffen sei.

Das Räthsel des Bösen in der Welt ist nicht erklärt, wenn Tertullian sagt: es lag in dem Beschlusse Gottes (S. 401), daß der Mensch frei sei, und deshalb hielt er seine Allwissenheit und Allmacht in sich selbst zurück, damit das Böse geschehen könne; — auch geschieht mancherlei (S. 402) ohne den Willen und den Befehl Gottes.

Im Verhältnisse zum Evangelium, zu Paulus und Johannes erscheinen die Gnostiker und Apologeten eher als Rückschritt, oder als willkürliche und fragmentarische Auffassung, denn als wahrhaft höhere und umfassendere Entwickelung. Erst in der alexandrinischen Katechetenschule (viertes Buch), bei Clemens und vor Allem bei Origenes, treten Gedanken und Beziehungen hervor, welche man im echteren Sinne als philosophisch anerkennen muß. So arbeitete Clemens mit Recht darauf hin, das Christenthum von der jüdischen Engherzigkeit loszumachen. Ihm ist es gewiß (S. 424), daß die Vorsehung Gottes nicht allein auf die Juden sich habe erstrecken können, sondern ebenso sehr den Heiden zugewendet gewesen sei. Er rechnet Diejenigen, welche die Philosophie nicht als ein Werk Gottes anerkennen wollen, zu Denen, welche der Allgemeinheit der göttlichen Vorsehung zn nahe treten. Die Philosophie (S. 427) erzog die Griechen, wie das Gesetz die Juden, zu Christo; und die mannichfaltigen Kenntnisse der Philosophie, oder die Wissenschaft überhaupt, sind nothwendig zum Verständniß der Heiligen Schrift (S. 429). — Zur wahren christlichen Einsicht gehört (laut Clemens) auch der wissenschaftliche Beweis der Glaubenslehren, und er erwartet durch diesen die Vollendung Dessen, was aus dem Glauben zum ewigen Leben sich entwickeln soll. Glauben, erkennen und handeln steht ihm im engsten Zusammenhange und Wechselverhältnisse (S. 464); und ebenso geht durch seine ganze Lehre (S. 457) der Gedanke hindurch vom Zusammenhange aller Dinge untereinander, von einer Harmonie und Symphonie aller Geister, welche in der Einheit ihres Wesens gegründet ist.

In noch umfassenderem Sinne als Clemens suchte Origenes (185—254 nach Chr.) Christenthum und Philosophie zu versöhnen. Wenn dies auch in damaliger Zeit und mit den gegebenen Bestandtheilen nicht vollständig gelingen konnte, wenn sich auch Schwankungen, Irrthümer, Willkür und Widersprüche zeigen, so bleibt doch Origenes des größten Lobes würdig als einer der regsamsten und strebsamsten Geister, und es liegen in ihm so viele Elemente weiterer Gedanken und Entwickelungen,

so viele fermenta cognitionis, daß man nur wenige Philosophen und Kirchenlehrer in dieser Beziehung ihm gleichstellen darf. Gewiß gingen seine Bestrebungen (wenigstens zum Theil) über den Gesichtskreis seiner Zeit hinaus; und nach ihm verlor man die breite, umfassende Grundlage für eine christliche Philosophie aus den Augen, und stritt mit Scharfsinn oder Verblendung fast nur über einzelne Fragen.

Jene Achtung des Philosophischen hindert aber den Origenes nicht zu lehren: der christliche Glaube (S. 480) gewähre allen Menschen eine heilsame Ueberzeugung, während die Philosophie immer nur auf Wenige einen Einfluß gewinne. Aber sein Hauptbeweis für die Wahrheit und Heilsamkeit des christlichen Glaubens ist das praktische Leben der Christen. Ein jeder Glaube ohne Werke ist ihm ein todter Glaube, in der Sünde erstorben; der wahre Glaube bewährt sich nur im Siege über die Sünden. Daher ist ihm der Glaube der Einfältigen, welcher sich in ihren Thaten offenbart, größeren Werthes als die Worte der sogenannten Weisen, welche durch ihre Thaten widerlegt werden: denn er ist die Grundlage jedes wahren Erkennens, weil in Wahrheit nur der Gute einsichtig und kein Lasterhafter verständig ist. Nur von einem reinen Herzen kann Gott, das Ziel alles unsers Denkens, erkannt werden; wer aber nicht glaubt, kann nicht erkennen. Des guten Weges Anfang ist, das Gerechte zu thun (S. 484); dieser praktische Weg führt aber zum theoretischen Ende, in welchem nur ein Thun erfunden wird, das Gotterkennen.

Laut Origenes ist Gott unveränderlich und eine untheilbare (S. 490) Einheit. Daher betrachtet er auch den Sohn Gottes gewissermaßen als Schöpfer (S. 496) und sieht Gott den Vater nur insofern als Schöpfer an, wie der Sohn den Befehl des Vaters vollzog. Der Vater kann ihm in keiner Weise als Vielheit gedacht werden, während der Sohn in vielen verschieden ist und wirkt, mithin als Vielheit gedacht werden muß. Man kann sagen (S. 500), es liege hierin ein Bestreben, den Begriff der unveränderlichen Einheit Gottes, wie er beim Platon sich findet, mit dem Begriffe der Energie, in welchem Aristoteles das Wesen Gottes auszudrücken gesucht hatte, zu vereinigen. Jener platonische Begriff ist im Begriffe Gottes des Vaters, dieser aristotelische im Begriffe des Sohnes dargestellt, und indem beide zu einer Einheit verbunden werden, scheint beiden philosophischen Lehren ein Genüge geschehen zu sein. Doch ist es schwer, im Begriffe des Sohnes die Vielheit und Veränderung mit dem bleibenden Wesen desselben zu einigen (S. 501) und zu verständigen.

Wegen des Zusammenhanges aller Dinge in der Welt mußte Origenes behaupten, daß der Abfall der Geister von Gott die ganze Welt durchdringe und kein Geist gedacht werden könnte, welcher nicht in einer nähern oder entferntern Weise an ihm Theil hätte. Auch die Geister, welche nicht gefallen sein sollten, werden in das Schicksal der übrigen Welt verflochten und haben an der Eitelkeit und den niedern Zuständen Theil, welche alle Dinge der sinnlichen Welt erfahren müssen.

Das Böse ist wesentlich nur ein Mangel des Guten (S. 524), ist an den Dingen nur das Nicht-Seiende. Geschöpfe können nicht die ganze Vollkommenheit des Schöpfers fassen. Soll die Welt begreiflich sein, so muß sie ihre Grenzen haben in der Zeit wie im Raume; doch ist neben dem ewigen Sein auch ein ewiges Werden. Nicht die Nothwendigkeit lenkt den Lauf der Welt (S. 527), sondern dieser hängt von der Freiheit des Willens ab, welche in verschiedener Weise vom Guten sich abwendend, auch Grund verschiedener Weltbildungen werden muß. Da der Abfall der Geister von ihrem gemeinsamen Grunde sie in verschiedene Arten des Daseins zerrissen und in (S. 531) Zwietracht gespalten hat, so war es nöthig sie miteinander zu verbinden nach einem nothwendigen Gesetze, wenn auch mit Bewahrung ihrer Freiheit, und dies ist dadurch geschehen, daß die verschiedenen Theile dieser sinnlichen Welt wie Glieder eines lebendigen Wesens zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigt wurden. Alle Unterschiede in der geistigen Welt (S. 533) sind Unterschiede des Grades; doch bleibt zwischen Geistigem und Körperlichem, Vernünftigem und Unvernünftigem ein strenger Gegensatz. So kann die Seele zwar verschiedene Grade der Vernunft haben, aber nicht aus einer vernünftigen zu einer unvernünftigen werden. Diese Welt (S. 537) ist ein Schauplatz für die Entwickelung der Vernunft, und die Geschichte der Welt ist ein Durchgeborenwerden der Geister durch die verschiedenen Stufen ihres Lebens, um zu ihrem Ursprunge wieder zurückgebracht zu werden. Alle Zeitläufte, wie gewaltig sie auch die Welt verändern mögen, haben nicht in physischen Kräften, sondern in ethischen Zwecken ihren Grund. Selbst der Teufel wird sich zuletzt der Herrschaft Gottes unterwerfen; denn kein Wesen kann auf die Dauer der Wahrheitskraft des Wortes Gottes widerstehen.

Im fünften Buche trägt der Verf. die Geschichte der Streitigkeiten über die T r i n i t ä t s l e h r e vor. Daß ein Analogon derselben sich bei Platon findet und viele Philosophen sich bemüht haben, sie ihren Systemen anzueignen oder denselben gemäß umzudeuten, mag für Beweis einer philosophischen Grund-

lage und Bedeutung gelten. Woher kommt es nun aber, daß, bis auf den heutigen Tag, so viele Christen laut oder im Stillen diese Lehre bekämpfen, oder doch gleichgültig zur Seite liegen lassen? Wahrscheinlich weil sie meinen, daß diese mit den Worten der Bibel und einer einfachen Auslegung derselben nicht übereinstimme, sondern zuviel hinein= oder herausgedeutet werde. Sie würden sich die philosophische Erklärung von dem einen, unveränderlichen Gott, von seinem Abbilde dem Sohne, und einem heiligen und heiligenden Geiste wol gefallen lassen; schwer aber wird ihnen anzunehmen, daß alle Bedürfnisse und Geheimnisse der Speculation mit Recht auf den geschichtlichen Christus übertragen werden, daß dieser von Ewigkeit vorhanden, Schöpfer und Erhalter der Welt und (mit Zurücksetzung seines unermeßlichen Wirkungskreises) als einzelner Mensch so lange in Palästina gelebt habe. Sie fragen: ob dies laut rechter Exegese evangelisch und apostolisch sei, oder sich diese weitere Entwickelung zum ersten Keime etwa verhalte wie Plotin zum Platon? Sie können sich nicht darin finden, philosophische Begriffe als Personen zu betrachten, oder, beim Zugestehen dieses Bedürfnisses, den heiligen Geist nur vorübergehend als Taube erscheinen zu sehen. Auch ohne Trinität sei ein unmittelbares Verhältniß der Geschöpfe zu Gott und eine genügende Offenbarung möglich und wirklich; weshalb diese ganze Lehre nicht zum Wesen des Christenthums gehöre, oder doch ein Geheimniß, und zwar ein entbehrliches Geheimniß bleibe. Wenigstens sollte man mit Petrus Lombardus aufrichtig sagen: „ich weiß es nicht, ich erforsche es nicht; ich tröste mich, da Engel es nicht wissen und Jahrhunderte nicht fassen.“

Einwürfe dieser und ähnlicher Art sind von den Anhängern der Trinitätslehre stets als oberflächlich, platt und gottlos zurückgewiesen, aber dessenungeachtet immer wieder erneut worden; ein Beweis, daß nach all dem unermeßlichen Bemühen, diese Lehre aufzuklären und zum Verständniß derselben zu zwingen, immer wieder neue — vielleicht tantalische Arbeit nöthig wird. Mit Recht hat der Verf., unter Zurücksetzung all solcher Zweifel, die philosophischen Bestandtheile dieser Begriffe hervorgehoben und sie so erklärt, daß auch Unitarier auf die Erörterung eingehen könnten; ob aber eifrige Trinitarier diese vorzugsweise philosophische Betrachtungs= und Erklärungsweise genügend und erschöpfend finden dürften, ist eine andere Frage.

Das sechste Buch ist dem wichtigsten aller Kirchenväter, dem Aurelius Augustinus gewidmet. Die Darstellung seiner Philosophie wird dadurch erschwert, daß sich seine Ueberzeugung durch fortgesetzte Untersuchungen über wichtige Punkte

änderte und Früheres deshalb von Späterem verschieden ist. So erscheint ihm Werth und Bedeutung der Philosophie anfangs von viel größerem Gewichte als nachher, und in gleichem Maße werden seine Urtheile über die heidnischen Philosophen strenger, während ihm Ansehen und Entscheidungsrecht der Kirche dergestalt in den Vordergrund tritt, daß er sagt (Th. 2, S. 171): „auch dem Evangelium würde ich nicht trauen, wenn mich das Ansehen der katholischen Kirche nicht dazu bewegte.“ Nur was unmittelbar und zunächst mit dem Christenthume zusammenhängt, scheint ihm nothwendig und rathsam; alles Andere gehört dem philosophischen Stolze an und ist tadelnswerth, weil es sich von der Demuth entfernt, welche Christum allein als unsern Lehrer anerkennt. Mit einer sehr einseitigen Auffassung dieses Satzes stand die völlige Vernachlässigung der Physik und Naturphilosophie in Verbindung, und nicht minder knüpfte sich die unselige Behauptung daran: man müsse Ketzereien wie Verbrechen bestrafen und zum Glauben zwingen. Rechtfertigte man doch zur Zeit Ludwig's XIV. die verdammlichsten Verfolgungen der Protestanten durch Bezugnahme auf Augustinus. Trotz dieser und andern Schattenseiten erhoben ihn seine Schriften auf Jahrhunderte hinaus zu einem Hauptlehrer der abendländischen Christenheit.

Der größte Vorwurf, welchen Augustinus den Philosophen macht, ist, daß sie durch ihre eigenen Kräfte zur Erkenntniß der Wahrheit kommen wollten. Die Ansicht, daß diese Kräfte doch auch Gabe Gottes sind, wird nicht hervorgehoben, sondern erläuternd hinzugefügt: die Wissenschaft hilft ohne die Liebe nichts; nur die Liebe erbaut, die Wissenschaft blähet auf (S. 193). Nicht die Schwäche der menschlichen Vernunft (S. 196) ist der Grund, weswegen die philosophischen Forschungen mislingen mußten, sondern ihr sittliches Verderben, ihr Stolz; wenn die Vernunft durch Gottes Hülfe gesund ist, ist sie den höchsten Aufgaben gewachsen. Weil den Heiden und auch den heidnischen Philosophen die wahre Frömmigkeit fehlte (S. 198), muß man ihnen jede Tugend absprechen.

Es ist eine unverständige Neugier, das Verborgene der Natur erforschen zu wollen; dies geht über unsere Kräfte, ja die physischen Kenntnisse (S. 200) sind etwas geradezu Unnützes. — So hat die Forschung des Augustinus einen durchaus theologischen und sehr beschränkt theologischen Charakter.

Erkenntnisse der Sinne und des Verstandes (S. 219) unterscheiden sich dadurch, daß jene nur für Einzelnes gelten, diese aber allgemeine Bedeutung haben. Die Wahrheit kann nicht vergehen (S. 221), ebenso wenig wie das Sein und das Wesen,

weil es ja kein Gegentheil dieser Dinge gibt, in welches sie untergehen könnten. Alle vergänglichen sinnlichen Erscheinungen bilden, in Eins zusammengefaßt, die Welt; Gott hingegen ist der Inbegriff aller ewigen Wahrheiten. Gott ist die Wahrheit (S. 222): wenn wir sie erkennen wollen, müssen wir uns von den trügerischen Erscheinungen des Sinnlichen und der Welt abwenden zu den untrüglichen Kennzeichen, in welchen das Urtheil der Wahrheit liegt, zu der Wahrheit, welche man durch den Verstand und den innern Geist erkennt, welche immer dieselbe bleibt und in keinem trügerischen Bilde erblickt wird.

Die Substanz der Seele kann kein Körper sein, weil sie sich sonst unmittelbar als einen Körper erkannt haben würde. Wäre sie körperlich (S. 228), so müßte sie es wissen, da ihr nichts gegenwärtiger ist als sie selbst, und ihre Erkenntniß der Art des Körperlichen zu welcher sie gehörte, müßte eine unmittelbare sein, eine Erkenntniß durch Anschauung, sowie sie von ihrem Leben und Denken, von ihrem Wollen und Erkennen eine unmittelbare Anschauung hat. Sie ist weder als ein Theil Gottes (S. 236), noch als ein Ausfluß desselben zu betrachten, weil sie sonst weder das Böse in sich aufnehmen, noch im Guten eine weitere Ausbildung erfahren könnte. Gott ist nicht über dem Sein und der Vernunft (S. 238), sondern er ist das höchste Sein und die vollkommene Vernunft. Gott kann die Vernunft in uns nicht hassen (S. 253), welche er uns gegeben hat zum Vorzuge vor den unvernünftigen Thieren, die Vernunft, ohne welche wir auch nicht glauben könnten. Der Glaube gehört zu den Grundlagen der Wissenschaft; wer nicht glaubt, wird nicht erkennen. Es gibt Vieles, was wir nur glauben, ohne es zu wissen (S. 255); aber nichts, was wir wüßten, ohne es zu glauben. Selbst für das Dasein der Körperwelt müssen wir den Glauben in Anspruch nehmen; die Erkenntniß der allgemeinen ewigen Wahrheiten ist uns beiweitem sicherer, als die Erkenntniß des Körperlichen.

Die Liebe ist nichts Anderes (S. 263) als der verstärkte Wille. Erst durch die Liebe wird der Glaube thätig; der Glaube ohne Werke ist todt. Die Liebe muß nothwendig der Erkenntniß vorausgehen; denn um Gott zu erkennen, müssen wir es verdienen. Seine Erkenntniß kann nur als Belohnung unseres Strebens oder unserer Liebe eintreten.

Wir können Gott (S. 268), den höchsten Gegenstand unsers Denkens, nicht durch einen andern Gedanken ausdrücken. Mit größerer Wahrheit denken wir Gott, als wir über ihn sprechen; mit größerer Wahrheit ist er, als wir ihn denken. Um Gott zu denken (S. 272), müssen wir uns vom Zeitlichen

reinigen; sein Begriff kann in keiner der Kategorien ausgedrückt werden. Zwischen ihm und der Welt (S. 276), dem Schöpfer und dem Geschöpfe bleibt ein wesentlicher Unterschied; und das Festhalten an der Freiheit ist die sicherste Schutzwehr gegen den Pantheismus. Die Welt ist geschaffen aus Nichts; denn außer Gott war nichts, aus welchem sie hätte gebildet werden können, und wäre sie aus dem Wesen Gottes gemacht, so würde sie Gott gleich sein und ein unveränderliches Wesen haben. Die Schöpfung der Welt (S. 311) ist das größte Wunder. Es gibt keinen Raum außer der Welt, und ebenso keine Zeit außer ihr. Selbst die Materie, als der niedrigste Grad des Daseins betrachtet (S. 314), muß als etwas Gutes angesehen werden, denn sie ist der Form wenigstens fähig. Die körperliche Natur ist nicht blos des Bösen wegen und nach dem Falle der Geister entstanden; sie gehört vielmehr zur Schönheit der Welt und dient zum Guten. Das Böse oder das Uebel bezeichnet nur die Beraubung (S. 315) des Guten. Das Unvernünftige ist wesentlich nur ein Mittel, das Vernünftige dagegen der Zweck der Welt (S. 325); auch die niedrigste Seele müssen wir höher stellen als den höchsten Körper.

Gott wollte seinen vernünftigen Geschöpfen nicht die Macht zu sündigen rauben, damit offenbar würde (S. 340), wie viel Uebel ihr Stolz und wie viel Gutes seine Gnade bewirken könne. Pelagius bemühte sich, die Untersuchung über die Wirklichkeit des Guten und Bösen fern zu halten von der Frage nach dem Grunde dieses Gegensatzes in Gott. Er unterscheidet dreierlei (S. 341): das Können, das Wollen und das Sein der Menschen. Das Können, d. h. das Vermögen, gut oder böse zu sein, hat Gott gegeben; die beiden anderen Punkte aber, das Wollen des Guten oder des Bösen, und das Gut- oder Bösesein, sieht er nur als eine Sache des Menschen an. Augustinus hält diese Ansicht für oberflächlich und die Wirksamkeit Gottes irrig beschränkend. Auch das Wollen der Geschöpfe bewirkt Gott in ihnen, möge es durch Einwirkungen veranlaßt werden, oder sich durch ihre innere Thätigkeit vollziehen. Doch hängt vom Willen Alles ab, was unser ist (S. 347), unser Werth und unser Unwerth, unser Verdienst und unsere Verdammung. Unsere Freiheit im Guten läuft indeß nur darauf hinaus, daß wir Gott uns unterwerfen. Das Böse kann sich nur am Sein finden und also am Guten, denn alles Sein als solches ist gut. Ein höchstes Böses kann es nicht geben, denn es würde die Beraubung alles Seins sein. Der böse Wille geht von Gott nicht aus, weil er nichts ist. Gott weiß die Sünde zwar vorher (S. 354), aber er bestimmt sie nicht vorher. Da der

Mensch durch seine Sünde (S. 362) ein Gut aufgab, welches ewig hätte sein können, so wurde er dadurch auch einer ewigen Strafe würdig; die menschliche Natur und die menschliche Geschichte ist seitdem durchaus umgeändert. Die Sünde hat die Ordnung der Welt verkehrt; sie ist nicht eine Sache nur der Einzelnen, sondern des Ganzen. In diese gestörte Ordnung tritt jeder Geborne ein, und es bedarf daher nicht erst einer besondern sündigenden That, um die einzelne Seele in das Verderben zu stürzen, sondern von Natur und in ihrer Wurzel gehört sie der zerstörten Menschennatur und dem Verderben an. Sie sind alle eine verderbte Masse, eine (S. 370) Masse des Kothes und der Sünde geworden. Am wenigsten (S. 379) darf den Ungläubigen ein gutes Werk zugestanden werden.

Aus Barmherzigkeit hat Gott sich eines Theils der Menschen erbarmt und aus dieser Masse ausgewählt, um an ihnen seine Gnade zu erweisen. Der Mensch hat hiebei kein Verdienst und seine guten Handlungen gehen dieser Gnade nicht vorher (S. 380), vielmehr macht Gott die Menschen gut, damit sie gute Werke thun, und seine Gnade ist unwiderstehlich. Niemand ist der göttlichen Gnade würdig; denn wäre dies der Fall, so würde Gott sie schuldig sein, und wäre er sie schuldig, so wäre sie keine Gnade. Nicht für Alle (S. 391) ist Christus gestorben, nicht Alle hat Gott retten wollen; denn sonst würden sie Alle gerettet sein: ja, die Wenigsten hat er retten wollen, denn die meisten Menschen sind dem Verderben anheimgefallen.

Diese schroffe Ansicht des Augustinus verdammt alle Heiden (sowie die meisten Christen), stellt das Wesen der menschlichen Freiheit in den Hintergrund, leugnet eine durchgreifende Erziehung und eine allgemeine Erlösung der Menschen, betrachtet das Böse als bloße Verneinung und läßt den, von Gott rein erschaffenen Adam durch die Schuld der Erbsünde die ganze Schöpfung Gottes zu Grunde richten, während sie ihm und allen seinen Nachkommen jede Kraft abspricht, sich des Bösen zu entledigen. Sie glaubt die Gerechtigkeit Gottes durch eine unbegreifliche Gnadenwahl zu ehren, und sieht in dieser nur kleinen und theilweisen zweiten Schöpfung einen Ersatz für die erste einst größere, reinere und schönere Schöpfung.

Trotz dieser und anderer bösen Schattenseiten war die Lehre des Augustinus damals, in ihrer einseitigen Weise, die folgerechteste und tiefsinnigste. Statt weiterer Ausbildung zeigt sich indeß seitdem in der morgenländischen wie in der abendländischen Kirche ein immer zunehmender Verfall, von welchem der Verf. im siebenten Buche handelt. Am Schlusse des sechsten und siebenten Buches finden wir höchst lehrreiche, aber

keines Auszugs fähige Betrachtungen des Verf. über Augustinus und die patristische Philosophie überhaupt. Im Mittelalter wird die philosophische Entwickelung aus schon angedeuteten Gründen mannichfaltiger, umfassender, dauerhafter; doch brachte auch sie die Dinge zu keinem vollständigen Abschlusse. Anstatt hiedurch (wie in Hellas und zur Zeit der Patristiker) zu ermatten, bewegt sich seitdem der lebendige Strom der Gedanken (alle Hemmungen überwindend) durch die Jahrhunderte vorwärts; und sowie der Verf. zeigt, daß die Mängel der patristischen Philosophie nicht unbedingt vom Uebel waren, sondern auch fördernd wirkten, so kann man Gleiches von den spätern Irrthümern, gläubig und verständig zugleich, behaupten. Auch die neueste Kritik des christlichen Lehrsystems, welche man wol eine nothwendige, unvermeidliche Skepsis nennen könnte, wird nicht mit einer bloßen Verneinung enden; sie wird vielmehr die Schlacken nur ausbrennen, damit das echte Metall sich von neuem doppelt glänzend bewähre.

Vorstehende kurze Auszüge aus dem trefflichen, lehrreichen Werke des Verf. genügen in keiner Weise den reichen Inhalt irgend darzulegen; sie sollen nur darauf aufmerksam machen und zum Lesen desselben auffordern. Ebenso gehen unsere eingestreuten, bescheidenen Bemerkungen nicht darauf aus einen Meister zu hofmeistern, dem wir seit Jahren befreundet sind und zu dessen dankbaren Schülern wir uns zählen.

40.

Geschichte der Chursächsischen Staaten von Dr. Christian Ernst Weiße, Oberhofgerichtsassessor und ordentlichem Professor des Lehnrechts in Leipzig. Fünfter und sechster Band. Leipzig, bei Hinrichs. 1808 und 1810.

Auch unter dem Titel:

Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen, seit dem Prager Frieden bis auf unsere Zeiten. Erster und zweiter Band.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1812, Nr. 13, S. 205.)

Es ist ein mühselig Ding um die Specialgeschichte eines untergeordneten, durch freien Verband oder Gewalt von mächtigern Staaten bestimmten, mit diesen fortgerissenen Landes.

Will man die größern Begebenheiten, die Weltgeschichte, hineinzwängen, so trifft der gerechte Tadel der Unangemessenheit, der Unverhältnißmäßigkeit; will man sie heraus lassen, so bleiben nur langweilige unverständliche Details, die (wie selbst in Müller's trefflicher Schweizergeschichte) den Bewohner der erwähnten Stadt oder des Dorfes wol interessiren mögen, die aber kein Fremder sich gern, leicht und mit Nutzen einprägt. Wenn nun aber auch der Gegenstand minder reich und mannichfaltig erscheint, so bleibt doch für die Specialgeschichten, unserer Meinung nach, Dreifaches, dessen Entwickelung Fleiß, Verstand und selbst historische Kunst erfordert. Erstens, eine genaue Nachweisung, wie Umwälzungen größerer Staaten auf die kleinen zurückwirken, welche als lebendige organische Glieder des Körpers der gesammten Menschheit, nicht aber wie Haare oder Nägel betrachtet werden sollen, die man nach Willkür und ohne Schaden fürs Ganze ausreißen oder beschneiden könne. — Zweitens, die innere Geschichte des Landes, seiner Verfassung und Verwaltung in jeder Hinsicht. — Drittens, die psychologische Entwickelung der Verhältnisse und Gründe, welche den Fürsten, welche die Höflinge, die Stände, die Behörden bestimmten. Von diesen drei Forderungen ist der letzten in vorliegendem Buche in sofern am wenigsten genügt, als der Verf. sie am kürzesten behandelte, und manche erleuchtende Bemerkung und Anekdote, die in Mémoires französischer Art, oder in der Saxe galante ihren Platz fand, oder, die noch in Ueberlieferungen lebt, selbst wenn durch kritische Beleuchtung ihre Wahrheit hätte festgestellt werden können, dennoch verschmäht ist. Dazu mögen freilich hinreichende Gründe vorhanden sein; auch wollen wir keineswegs behaupten daß diese Seite ganz übergangen worden (denn Fräulein Neitschitz, der große Kuchen im Lustlager bei Zeithayn, die von 1656—1677 am sächsischen Hofe erlegten 96,861 Stück Wildpret, Graf Brühl und seine Garderobe und ähnliche sehr lehrreiche Züge würden uns widerlegen), sondern nur, daß der ersten und zweiten Forderung noch vollständiger, noch lehrreicher genügt worden sei. Das Verhältniß der Stände und des Hofes liegt klar vor Augen, es ist offenbar: es war immer heilsam, daß die Stände auf den Hof, und der Hof auf die Stände wirkten, obgleich weder der eine noch der andere Theil immer Recht hatten. Der Wahrheit, dem Rechte, dem Nutzen kam man näher durch gemeinsame Behandlung, und das um so mehr da die persönliche Größe der Regenten hier nicht, wie in dem benachbarten Preußen, die Stände, wenigstens auf eine Zeitlang, ersetzen konnte. Vor allem verdient die Einheit und Kraft und Schnelligkeit, mit welcher der Fürst und die Stände nach

Beendigung des siebenjährigen Kriegs für die Aufhelfung des Landes und für die Regulirung der Schulden und des Credits sorgten, das höchste Lob. Dies Muster, wie Staaten in ähnlichen Fällen, die jetzt nur zu häufig sind, verfahren sollten, ist leider selten befolgt worden, und wir sehen Länder wo der Krieg schon seit Jahren nicht mehr hauset, ohne daß für die Landesschulden mit Einsicht und Kraft etwas geschehen wäre.

Ungeachtet dieser heilsamen Einwirkung der Stände im Ganzen, ist doch auf der andern Seite nicht zu leugnen daß die fehlerhafte Art der Repräsentation, wo einzelne Stände ganz übergangen sind, wo für eine Gegend viele, für die andere wenige Glieder repräsentiren; wo das Recht auf dem Landtage zu erscheinen, von adlichen Groß- und Aeltervätern und Müttern abhängt, nachtheilig und einseitig gewirkt und besonders allmälig dem Steuersystem eine fehlerhafte Richtung gegeben hat. Freilich bestimmt die Form der Verfassung nicht allein, aber sie ist auch keineswegs gleichgültig, wie viele uns jetzt weiß machen wollen; da doch gerade die neueste Zeit mehr als je beweiset, wohin eine in sich untaugliche Constitution führt. Man vergesse also nicht das Gesetze geben über dem Gesetze anwenden, man reformire, damit man nicht revolutionirt werde. Eben so lehrreich und gründlich als die Entwickelung der innern Verfassung und Verwaltung ist der Einfluß dargestellt, welchen größere Mächte und der Gang der Weltbegebenheiten auf Sachsen hatten. In der Regel mußte dieser Einfluß sich als Willkür und Gewalt darstellen, und wir wollen, weil es Gebrauch ist, die Leiden unserer Zeit, insbesondere Kriegsmanier und Kriegsfrevel, als beispiellos darzustellen, hier einiges aus früherer Zeit anführen. — Dreißig Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege waren in Sachsen noch 900,000 Menschen weniger als vor dem Kriege; der Krieg selbst und die Pest hatten in Dresden von funfzehn Hauswirthen nur Einen übrig gelassen, mehre Orte waren ganz verschwunden, in Freiberg die wehrhafte Mannschaft von 4000 auf 500 gesunken, Oschatz konnte statt 28,000 Schocke nur 8000 Schocke steuern. Der Wildschaden ward allgemein, Wölfe fanden sich im Lande. Von sechszehn Freitischen auf der Universität Leipzig blieben nur sechs; Kirchen- und Schulgut war vorzugsweise genommen und zerstört worden. Im Jahr 1637, als Sachsen sich nicht zu Schweden wenden wollte, ließ Banner Städte und Dörfer niederbrennen, plündern, viele Einwohner wurden getödtet, gemartert, in Backöfen gesteckt, oder ihnen Mistjauche (der sogenannte schwedische Trank) in den Leib gegossen, um sie zur Angabe ihrer Schätze zu bringen. Die Plackereien der eigenen Soldaten waren so groß als die der

Feinde, jene mordeten und raubten auf den Straßen und in den Dörfern. — Karl XII. verlangte die Aushändigung des Einnahme- und Ausgabeetats, stellte Deputirte für die Verwaltung der Landesangelegenheiten an, nahm aber sonst auf ihre Vorschläge wenig Rücksicht; er warb im Lande nach Willkür, war gleich streng gegen seine Soldaten, als bei Executionen gegen die Bewohner. Sein kurzer Aufenthalt kostete dem Lande nach einer Berechnung 23 Millionen Thaler. Friedrich II. nahm die königlichen Kassen in Beschlag, setzte die höhern Rathscollegien außer Thätigkeit, verweigerte die Auszahlung der Besoldungen oder zog diese ein, ließ Hubertsburg verwüsten, weil die Sachsen Charlottenburg zerstört hatten, verursachte durch schlechtes Prägen die großen Münzverwirrungen, hob im Lande Rekruten aus, hielt strenge Mannszucht, zog nach eigener Rechnung, ohne Lieferungen und Naturalverpflegung, 40 bis 50 Millionen Thaler aus dem Lande; drohte 1760 Leipzig anzuzünden, weil es die Contribution nicht bezahlte; schon hingen die Pechkränze, aber niemand glaubte es sei Ernst; er ließ hierauf 120 der reichsten Einwohner zehn Tage lang einstecken, dann 17 Auserwählte vier Monate lang im Gefängnisse sitzen. Diese entschlossen sich zur Bezahlung als man sie nach Magdeburg abführen wollte. Die alliirte Reichsarmee verwüstete im Jahre 1757 ganze Gegenden und plünderte um Freiberg zwanzig Dörfer und Kirchen rein aus. Die Bewohner von Dresden retteten 1760 bei der Belagerung ihre Güter in felsenfeste Gewölbe und Keller auf der Neustadt, aber die befreundeten östreichischen Soldaten brachen sie auf und plünderten. Sachsen hatte durch den Krieg an 90,000 Menschen verloren.

Nur denen, welche keine Historie kennen, ist alles was sie erfahren, auch unerhört; und dennoch wird jetzt in Schulen, auf Universitäen, im Leben selbst kein Studium zum Verderben Einzelner und Aller mehr vernachlässigt, als das Studium der Wissenschaft, welche uns lehrt was wir in der gesellschaftlichen Verbindung erwarten, fürchten, was wir thun sollen; welche uns allein in eine andere Zeit versetzen, oder mit der Gegenwart versöhnen kann.

VII.

Theater und Musik.

Briefe, Berichte, Beurtheilungen.



1.

Briefe über Theater und Musik an Ludwig Tieck.

Erster Brief.

(„Conversationsblatt", 1825, Nr. 15, S. 27.)

— — — — Die verschiedenen Theile der Tonkunst stehen in stetem Wechselverhältniß; das Wachsen oder Sinken des einen hat unausbleibliche Wirkung auf den andern, und über Fortschritte und Rückschritte der gesammten Kunst wird das Urtheil oft ganz anders lauten, als über die Fortschritte und Rückschritte einzelner Zweige. Ja es kann ein Zweig so üppig treiben und sich überwachsen daß er, zu belastet, bricht oder erschöpft abstirbt, während Beschränkung und Vernachlässigung auf der andern Seite die schönsten Triebe vernichtet und dem Baume der Kunst ein fratzenhaftes, windschiefes Ansehen gibt. Nur dem oberflächlichen Beobachter sind Erscheinungen dieser Art unerwartet oder unverständlich; dem Unterrichteten bietet die Geschichte der Künste und Wissenschaften so viel ähnliche Fälle, daß er als rückwärtsgekehrter Prophet auftreten kann.

Wollte man den Baum zur Abhelfung der bezeichneten Uebel an das Spalier binden, jede zurückbleibende Knospe drängen und pressen, jede sich vorwagende ausbrechen, die Verkrüppelung würde noch größer und unnatürlicher: denn die Entwickelung der Kunst erfolgt nach keiner mechanischen Regel, ist keine mathematisch unbedingt gleichförmige Bewegung. Zwar hat man bei mancher wissenschaftlichen Prüfung den Grundsatz aufgestellt: wer in allen Theilen des Unterrichts gleich viel wisse, sei der reifste und fähigste; noch mehr aber als in jenem Falle möchte ich bei Kunstjüngern behaupten: daß nur die Mittelmäßigen

jener Forderung genügen können, den wahrhaft Tüchtigen und Begeisterten dadurch aber ein verdrießlicher Hemmschuh angelegt werde. Allerdings umfassen die größten Genien das ganze Gebiet einer Kunst: Rafael, Titian, Eyck malten Landschaften und Menschen; Shakspeare schrieb Trauerspiele und Lustspiele; Händel erreichte das Höchste in allen Arten der Tonkunst; aber wie groß ist der Hochmuth und die Verblendung, eine universelle Stümperei jenen Wundern gleichzustellen. Dadurch, daß Jemand seinen kupfernen Schilling in viele Hohlmünzen ausprägt, wird der Werth ja nicht erhöht, und in Himmel's Fanchon, Urania, Todtenpsalmen, Messen u. s. w. tönt z. B. immer dieselbe Leier.

Am entgegengesetzten Ende der musikalischen Welt steht die große Zahl der sogenannten Virtuosen, welche den Boden ihrer Kunstbestrebungen in dem Maße übertrieben verengen, als ihn jene oberflächlich erweiterten. Sie und das Publikum verführen sich wechselseitig zur Ueberschätzung hieher gehöriger Leistungen; und Alles was Noverre von den Beinen der Tänzer sagt, findet hier seine Anwendung auf die Finger und die Mundstücke. Virtuosität dieser Art ist nichts weniger als die Kunst selbst; ja sie verschließt in der Regel den Eingang zur wahren Kunst und führt in die unheilbare Gesellschaft der Manieristen.

Der eine Hauptheil aller musikalischen Kunstgenüsse unserer Zeit besteht in Concerten, wo jene Virtuosen den Zepter führen. Sehr selten wird danach gefragt, was sie spielen, und nur zu oft sind die Stücke, welche sie vortragen, höchst langweilig, trivial, ja unsinnig. Schwierigkeiten zu erfinden und in dieser musikalischen Seiltänzerei nicht den Hals zu brechen, ist das höchste Streben jener angeblichen Künstler, sowie der Gegenstand lauter Bewunderung. Als ein wahrer Proteus wird endlich der angestaunt und bis zum Himmel erhoben, der sein Instrument plötzlich in ein anderes verwandelt: und so hören wir denn das Flageolet auf Geige und Violoncell, Triller auf dem Waldhorne, Doppelschläge auf der Harmonika, und Regen, Schloßen und Donnerwetter auf dem Pianoforte!! In der Malerei und Bildhauerei werden derlei Fratzen jetzt allgemein verworfen; wer aber die Tonkunst von jener babylonischen Verwirrung und Hexenküche befreien möchte, wird verhöhnt, weil er nicht mit der Zeit gebührend fortgeschritten sei. Und in der That, es sind Schritte geschehen seit Mozart und Haydn, wie mit Siebenmeilenstiefeln. Wie Vielen gelten jene Meister jetzt für leer und schwächlich, während man die dummsten Gedanken, mit dem Cayennepfeffer der Blechinstrumente, der großen Trommeln und Pauken gewürzt, gierig verschlingt, oder sich den gesuchtesten

Aberwitz als tiefsinnige Genialität verkaufen läßt. So sind die Deutschen, welche die Instrumentalmusik auf eine bewundernswürdige Weise ausgebildet haben, in Gefahr diesen Ruhm einzubüßen, oder den Untergang derselben herbeizuführen. Möchten doch junge Künstler den krankhaften Neigungen des Tages muthig widerstehen, die großen anerkannten Meister nie aus den Augen verlieren und sich mit falscher Originalität nicht abquälen. Alles Erkünstelte geht schnell zu Grunde, niemals ist in der Kunst das Häßliche bedeutsam und von Werth. Zusammenwürfeln der fremdartigsten, unzusammenhängendsten Gedanken gilt jetzt für Phantasie; und aus falscher Furcht vor der Pedanterei der Schule bleiben die Unwissenden von aller Schule fern. Höchstens bekümmern sie sich um gewisse Regeln musikalischer Rechtschreibung, als wäre damit alle höhere Kunst hinreichend begründet. Aber von Nachahmungen, Fugiren, doppeltem Contrapunkte hört man sprechen wie von Narrheiten einer kindischen Zeit; und was den echten Meistern Brunnquell der mannichfachsten Entwickelungen und zugleich Mittel höherer Einheit war, schilt man unnütze Bande und preiset als neue Freiheit, was nur zügellose Willkür ist. Und die Lehrer der Musik, welche sich dem Strome entgegenstellen sollten, fördern recht eigentlich das Uebel und empfehlen oft wider bessere Ueberzeugung das Geringhaltigste, um nur in der Mode zu bleiben und die lieben Schüler und Schülerinnen nicht zu verlieren. Daher findet man auf allen Pulten Compositionen, welche zu erlernen eine sündhafte Tödtung der Zeit, wie des Geschmacks ist; und dem Heißhunger nach den Erzeugnissen des letzten Tages folgt unglaublich schnell Gleichgültigkeit, Ueberdruß und völliges Vergessen des Bewunderten.

Dies führt mich zu einer allgemeinen Betrachtung und der Rüge eines, für die Tonkunst höchst folgereichen Mangels. Die Dichtkunst genießt des Vorzugs, daß ihre Meisterwerke durch den Druck ins Unzählige vermehrt werden können; Kupferstiche und Gipsabgüsse leisten wenigstens etwas Aehnliches für die Malerei und Bildhauerei. Ob nun gleich die Tonkunst hier nicht ganz zurücksteht, so gehören doch zur vollen Darstellung ihrer größern Werke eine solche Menge von Mitteln und Kräften, ein solches Zusammentreffen günstiger Umstände, daß auch die eifrigsten Verehrer ihre Kenntnisse und Einsichten nicht nach Wunsch mehren und läutern können. Daher sind die großen Meister in den übrigen Künsten weit bekannter, genießen weit höhern Ansehens, wirken ohne Vergleich mächtiger und heilsamer auf Ansicht und Urtheil. Kein Liebhaber der Malerei ist über ihre Geschichte, über ihre Hauptschulen und das Entstehen und

Ineinandergreifen derselben so unwissend, wie in der Tonkunst nicht Wenige, die sich für Kenner und Meister ausgeben. Niemand wagt dort Rafael, Michel Angelo, Coreggio und ähnliche Meister herab-, oder die Maler des letzten Tages rasch über jene hinaufzusetzen; während jeder in der Musik aburtelt, als sei sie erst vor einigen Jahren erfunden worden. Dort bestrebt man sich, die Geschichte der Kunst überall aufzuklären und hegt eine bisweilen übertriebene Vorliebe für das älteste; hier gilt jedes Beziehen auf die Vorzeit, jedes Erinnern an dieselbe, den Meisten für Zeichen eines beschränkten, zu allem Auffluge unfähigen Sinnes. Dort hält man den, welcher allein die Gemälde der letzten Kunstausstellung studiren und copiren wollte, für einen Thoren; hier gelten nur die neuesten Namen, und wer z. B. aus Bach's und Händel's Fugen und Suiten etwas vortragen wollte, würde fast in jedem eleganten Kreise musikalischer Liebhaber und Liebhaberinnen altfränkisch und geschmacklos gescholten werden. Jeder junge Maler und Dichter besteht sogleich die Feuerprobe der Vergleichung mit Meistern aus allen Zeiten und Völkern; der Tonkünstler hingegen segelt bequem und glücklich mit dem letzten Winde des Tages. Aber seine Freude ist übereilt: er segelt der gleichgültigen Vergessenheit rasch entgegen, und wird von den Nachfolgenden so wenig beachtet, als er auf seine Vorgänger Rücksicht nahm. So lange nicht mit Ernst an eine gründlichere geschichtliche Auffassung der Tonkunst gedacht wird, bleibt auch die scheinbar lebhafteste Begeisterung grund- und wurzellos; und anstatt mit sich und ihren Zuhörern nach Weise des Vogel Strauß zu verfahren, sollten die Tonkünstler die Augen öffnen, den Blick erweitern und bedenken, daß wahrer Ruhm auf einer breiteren und tieferen Grundlage ruhen muß.

Aus dieser geschichtlichen Unwissenheit geht großentheils die höchst tadelnswerthe Vernachlässigung der Kirchenmusik hervor. Denn wenn ich auch zugeben will, daß die Richtung der Zeit ihr leider überhaupt nicht günstig ist, so fehlt doch das religiöse Kunstgefühl nie ganz, und wenn nur dem Publikum Meisterwerke wie Bach's Passion, Händel's Messias, Graun's Tod Jesu, Mozart's Requiem häufiger geboten werden, so öffnet sich Ohr und Sinn, und die Unbefangensten fühlen nicht selten am reinsten, welch ein Unterschied zwischen diesen ewigen Werken und den Spielereien des Tages ist. Niemand leugnet: das Erbauen von Tempeln und Kirchen, das Malen heiliger Geschichten, das Bilden von Göttern und Aposteln sei der Triumph und die höchste Stufe der Baukunst, Malerei und Bildhauerei; und so soll auch Niemand leugnen, Kirchenmusik sei der erste,

höchste, großartigste, erhabenste Theil der Tonkunst. Während sie vernachlässigt, ja verachtet und verschmäht wird, kann die Musik nicht ihre große Zeit haben; und wenn der künftige Geschichtschreiber auch noch so viele Beweise beibringt, daß Saiten beim Spielen der neuesten Phantasien gesprungen, Trommelfelle beim Hören von Lärmopern geplatzt, Lungenflügel beim Singen der arie cattive zerrissen sind, er wird den Blick hiedurch nicht von den größern Mängeln abwenden und verdecken können, woher eigentlich jenes Lumpenelend entstanden ist!

Glauben Sie nicht, ich sei gegen die heutigen Tonsetzer unbillig und verlange, Jeder solle ein Bach, Händel oder Mozart sein; vielmehr ist es zu bewundern, daß das 18. Jahrhundert soviel vollendete Meister hervorgebracht hat; ich verlange nur, daß man sie genauer kennen lerne und inniger bewundere. Sehr nützlich wirkt auf diesem Wege die treffliche berliner Singakademie, wo ein Stamm gründlicher Liebhaber gebildet wird, an dem manche Thorheit des Tages zerschellt; allein wie viele müssen als Nichtsingende draußen bleiben, die an Kenntniß und Liebe zur Sache keineswegs nachstehen, und, die Aufführung des Todes Jesu abgerechnet, wirkte jene Stiftung (in frühern Jahren) fast gar nicht auf das größere Publicum. Manche an Umfang geringere Städte, z. B. Breslau, haben jährlich mehr regelmäßig wiederkehrende geistliche Musiken zu Stande gebracht als Berlin *), und der preiswürdige Versuch einer talentvollen Künstlerin, Händel's Athalia zu geben, sollte um so weniger vereinzelt bleiben, da in diesen Dingen der Anfang am schwersten ist und die Zuhörer nur allmälig besser hören und verstehen lernen. Josua und die Semele, welche durch die neue Ausgabe bekannter geworden sind, würden gewiß Beifall finden, und zu dem innern Genusse und Verdienste sich auch wol äußerer Vortheil einfinden.

Am auffallendsten ist es allerdings, daß ungeachtet der religiösen Gesinnung des berliner Hofs und der lobenswerthen Bemühung, selbst die Soldaten für den Kirchengesang zu bilden, die ungeheuer großen Mittel, welche die Kapelle darbietet, so ganz und gar nicht für geistliche Musik benutzt werden. Dresden und München leisten in dieser Beziehung weit mehr; was aber, selbst bei den geringsten Hülfsmitteln, einem von Liebe zur Sache durchdrungenen, kenntnißreichen Manne möglich ist, zeigt Schneider in Dessau. Er gibt Sonnabends und Sonntags regelmäßig geistliche Musiken, und zwar nicht blos dünne

---

*) Dies hat sich jetzt zum Bessern verändert.

und durchsichtige für schwächliche Herzen, sondern auch achtstimmige Motetten von J. S. Bach.

Zweiter Brief.

Ich freue mich, daß Sie den Inhalt meines vorigen Briefes nicht als eine unnütze Abschweifung betrachten, sondern mit mir überzeugt sind, das Ueberwachsen der Instrumentalmusik, die Vernachlässigung der Kirchenmusik und die Unkenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Tonkunst habe auf die Behandlung der Oper den größten Einfluß. Aus dem ersten Uebel entspringt das Verdecken der Singstimmen durch die Begleitung des Orchesters, weshalb selbst Beethoven's Fidelio stellenweise wie eine große Symphonie erscheint. Doch singen die Menschenstimmen hier menschlich; weit verkehrter ist es, wenn Rossini, gegen seine ursprüngliche Natur, in einigen Opern denselben Weg betritt und den Sängern Figuren in den Mund legt, wie sie sonst nur die zweite Violine oder Bratsche hergeigte. Am allerübelsten endlich, wenn musikalische Materialisten, welche nur an die Kraft der Massen glauben, dieselben im Orchester immer mehr verstärken, bis ein durchaus nachtheiliges und thörichtes Misverhältniß zu den Menschenstimmen entsteht. So lange die Sänger nicht mit ungeheuern Sprachröhren auf die Zuhörer losschreien, oder im Hintergrunde der Scene auf 32füßigem Orgelregister die vox humana zur Unterstützung der Erschöpften gespielt wird, ist an kein Gleichgewicht der Kräfte zu denken. Und am Ende wäre dies Gleichgewicht der Kräfte (des Geistes, der Angemessenheit und Schönheit nicht zu gedenken, welche auf diesem Wege nie erreicht werden können) nur ein wechselseitiges Aufheben und Vernichten, sodaß nicht einmal das höchste Ziel dieser Schule erreicht und Effect gemacht wird. Kennten die Verehrer der Massen, welche man zur Abkürzung die Massiven nennen darf, nur ihren eigenen Vortheil, sie würden ihre Trümpfe nicht aller Orten so freigebig ausspielen, sondern aufsparen und mit einem Zehntel weit mehr erreichen. An der Naturmusik sollten sie ein Beispiel nehmen und bedenken daß ein Pfropfen, der in meiner einsamen Stube neben mir von der Flasche losspringt, mehr Effect macht, als Kanonen bei einer Kriegsübung. Oder erscheint ihnen dieser Vergleich zu gering, so verweise ich sie auf Händel's Alexandersfest und Judas Makkabäus, auf Gluck's Armide, wo mit höchster Weisheit die Kunstmittel aufgespart sind, dann aber auch die erhabenste Wirkung hervorbringen. Allein, wie würden die Massiven jetzt den Tonsetzer verdammen, welcher, wenn im Texte von Trompeten die Rede wäre, nicht trompeten ließe; oder, wenn den Helden

ein heißes Fieber brennte, ihm nicht homöopathisch ein Fegefeuer im Orchester anschürte. Zwischen der dünnen und dürftigen Begleitung der Singstimmen, wie sie in manchen frühern italienischen Opern stattfand, und den neumodischen Ueberladungen gibt es eine richtige Mitte, und Gluck und Mozart haben sie, obgleich auf verschiedene Weise, erreicht. Der junge Künstler möge diese Vorbilder unablässig studiren, jedoch weder knechtisch nachahmen, noch anmaßlich überbieten wollen.

Diese Andeutungen werden genügen, Ihnen meine Meinung über den ersten Punkt deutlich zu machen; was den zweiten, die Vernachlässigung der Kirchenmusik anbetrifft, so ist daraus eine doppelte Wirkung hervorgegangen. Einige, aber nur Wenige, haben gefühlt welch ein Reichthum auf diesem Boden zu finden sei, aber ohne hinreichende Einsicht ihn unverändert in die Oper übertragen wollen; weit Mehre hingegen haben eine so strenge Scheidung der Kreise vorgenommen, daß jeder Anflug von Ernst und Erhabenheit schon Kirchenstil gescholten wird, und alle strengern Formen der Schule aus der Oper verbannt sind. Beides gewiß mit großem Unrecht: oder hat nicht Mozart neben dem Scherze, ja den Possen der Zauberflöte das Alleredelste durchaus angemessen hingestellt? Beschämt dies nicht viele unserer heutigen Kirchenmusiken, oder will man in der Alceste die Töchter ewiger Nacht streichen, weil sie nicht so weltlich sind wie manches Sanctus? In ältern Opern, z. B. selbst in denen Graun's, sind die Kunstmittel des Nachahmens, Fugirens und dergl. allerdings bisweilen nach einem zu trockenen Leisten angewandt; aber ein Leisten ist doch oft besser als gar keiner, oder als hundert verschiedene Leisten, über welche eine und dieselbe Arie von acht zu acht Tagen geschlagen wird. Insbesondere hege ich die Ueberzeugung, daß für die Chöre unendlich viel zu gewinnen wäre, wenn man jene strengern Formen auf geistreiche Weise anwendete: das nicht selten Lose, Zerhackte, überall Abreißende würde in eine großartigere Verbindung treten und ein breiter, gewaltiger Strom von Harmonien und Melodien entstehen, in den sich die Arien der Sänger wie einzelne Bäche ergießen müßten. Sage man nicht, das Publicum sei unfähig dergleichen zu würdigen und zu genießen; es wird immer noch so schnell hören, als mancher Tonsetzer in jenen Formen schreiben lernen, und selbst die strengste, der Canon, macht die glücklichste Wirkung, wenn man ihn nur so geschickt wie Mozart, Beethoven und Salieri anzubringen weiß.

Was drittens die geschichtliche Entwickelung der Oper anbetrifft, so reichen die Kenntnisse des Publicums nicht weiter, als die Repertorien führen; und welches reichte über Gluck,

Salieri und Mozart hinaus? Ja, außer der berliner Bühne hat fast keine einzige das Verdienst, die Werke dieser drei Männer gleichzeitig in hoher Vollkommenheit darzustellen und dadurch einen richtigen Maßstab für den Werth oder Unwerth einer Oper an die Hand zu geben. Von Kaiser und Hasse, die für ihre Zeit mehr waren als Rossini für die unsere, weiß fast kein Mensch mehr ein Wort, und die Rede: Händel sei in seinen Opern dürftig und gering, spricht die Menge nach, ohne je eine Note aus denselben gesehen und gehört zu haben. Wer nur irgend Geschick hat, sich von den Floskeln und Rhythmen der letzten Tage loszureißen, wird das Lieblichste wie das Erhabenste bei ihm finden, und Scenen, wie die aus dem Tode Cäsar's: Alma del gran Pompeo, welche eben vor mir liegt, haben mehr echten Kunstwerth als ganze Lirumlarum- oder Lärm-Opern.

Fragt Jemand, ob ich leidenschaftlich Parteiischer glaube, daß in aller Eil Opern von Kaiser, Hasse oder selbst von Händel in die Scene gesetzt werden könnten, so kann ich bei Berücksichtigung aller Umstände und Hindernisse nicht mit ja antworten; auch geht meine Forderung oder mein Wunsch nur dahin, daß die ernsten Liebhaber der Tonkunst Mittel besitzen oder ausfindig machen möchten, wenigstens ein Jahrhundert musikalischer Entwickelung näher kennen zu lernen. Daß Manches, was sich großen Beifalls erfreute, veralten könne und solle, leidet keinen Zweifel; allein von unsern Repertorien verschwinden aus ungenügenden Gründen viele Opern, die noch Lebenskraft genug in sich tragen. Würde das Publicum nicht dankbar sein, wenn es einmal Piccini neben Gluck hören könnte; hat es nicht laut Sachini's Oedip verlangt; sollte Benda's Romeo und Julie ohne Wirkung bleiben; sind nicht Cimarosa und Martini, ja fast alle Italiener, ganz verschwunden; fällt es den musikalischen Heerführern des Tages ein, ihren nächsten Vorgängern, dem lieblichen Righini, dem geschmackvollen Reichardt, auch nur einen Abend einzuräumen? Sie sollten bedenken: was ihr wollt, daß euch dereinst die Leute thun sollen, das thut ihnen jetzt auch.

Wenn es recht angefangen würde, müßten sich bei minderer Quälerei und Schererei der Sänger und Musiker weit mehr Opern geben lassen; auch sollte man sich nicht damit breit machen, einer Menge Erzeugnisse von diis minorum gentium in die Welt geholfen, oder sich als Folie untergelegt zu haben. Der tüchtigere Spohr dagegen hat seit Jahren noch keine Aufführung irgend einer seiner Opern durchsetzen können, und lange ist Weber's Euryanthe vorenthalten worden.

Kein gewissenhafter Kapellmeister, so sagt man, darf eine

Oper auf die Bühne bringen, welche, nach seiner Ueberzeugung, keinen Beifall finden wird. Abgesehen also von dem unmöglichen Falle, daß man eine Oper aus Furcht zurückwiese, weil sie zu großen Beifall finden möchte, frage ich: Wer kann denn jetzt mit Bestimmtheit angeben, weshalb eine Oper Beifall findet? Aufzüge und Ballete, Kleidungen und Decorationen, Donner und Blitz, Feuerregen und Wasserfälle, Eulen und Elefanten umstellen und umhüllen die Musik dergestalt, daß Niemand mehr weiß, was sie selbst wirkt oder nicht wirkt. Daher schieben Gegner Weber's den Erfolg des Freischützen auf die Teufeleien in der Wolfsschlucht, Gegner Spontini's das Besuchen der Olympia und Nurmahal auf die kostspielige Nebenpracht. Kann ich doch selbst kaum ermitteln und sondern, in wiefern mich diese Aeußerlichkeiten anziehen oder zurückstoßen; wie viel schwerer ist's also zu entscheiden, was die Menge treibt und begeistert! Um zu erfahren, welche unserer heutigen Opern allein durch die Kraft der Tonkunst ergreifen und sich erhalten könne, müßte man sie mit höchster Einfachheit in die Scene setzen oder im Concertsaale geben; eine Feuerprobe, die nur wenige, gleich den Mozart'schen überstehen, und die sich viele Tonsetzer verbitten dürften.

Dritter Brief.

Sie schreiben mir, * — behaupte: die Lehre von den verschiedenen Kunstschulen sei für die Musik unbrauchbar und veraltet und habe selbst für andere Künste nur Bedeutung, so lange sie in der Kindheit und von höherer Ausbildung fern wären. Das Oertliche, Zeitliche, Volksthümliche, was anfangs überall beschränkend einwirke, den Kampf mit Hindernissen zeige und selbst Beweis der Unvollkommenheit sei, müsse allmälig der Schönheit und Vollendung Platz machen, welche keines Beiworts und Nebenzwecks bedürfe, keine untergeordnete Charakteristik dulde. Nur in dem Maße, als es der Kunst an dieser vollen Erleuchtung und Verklärung mangele, lege man einen Nachdruck auf jene Dinge und halte das farbige Licht, welches durch die bunten Brillen der sogenannten Kunstschulen ins Auge komme, für schöner und reizender als den vollen Strahl des Tages. Wer diesen zu fassen und zu ertragen stark und gereift sei, der sehe in allen jenen Abtheilungen der Kunstgeschichte nur die Kisten und Kasten, wohin man das mit Unedlem versetzte Metall lege, weil man das reine Gold noch nicht kenne, oder thöricht verschmähe. Wer nur eine deutsche, französische, italienische Malerei oder Musik wolle, stehe noch in den Vor-

höfen der Kunsteinsicht und achte die bunten Streifen des Regenbogens höher als das Bild der Sonne.

Der Werth oder Unwerth dieser Ansicht dürfte sich klarer ergeben, wenn man ihren Boden theils erweitert, theils verengt. Im Fall wir also auch für den Augenblick zugeben: es solle keine Deutsche, Italienerin, Engländerin u. s. w. für das unbedingte Vorbild der Schönheit gelten, sondern aus ihnen allen möge der Künstler, wie Zeuxis, ein höheres Urbild derselben entnehmen und darstellen, so hätten wir doch zuletzt nur eine europäische Schönheit gefunden. Soll denn nun aber auch die Chinesin, die Kamtschadalin, die Mohrin, die Hottentottin mit zur Betrachtung gezogen und, nach einer Durchschnittsberechnung der eingelieferten Antheile, eine Schönheit, anbetungswürdig für alle fünf Welttheile gebildet werden? Ein solcher Allerweltsmischmasch müßte ohne Zweifel ganz fratzenhaft werden, und weit mehr läßt sich am entgegengesetzten Ende durch Erforschen des Einzelnsten, durch das Porträt leisten; die höchsten Stufen der Kunst liegen aber zwischen beiden Aeußersten, und gewiß der Lehre von dem Volksthümlichen und den Kunstschulen näher, als jener Feind derselben meint.

Nicht besser möchte sich seine Ansicht bewähren, wenn wir sie jetzt so auf engerem wie oben auf weiterem Boden prüfen. Sie führt nämlich, folgerecht durchgeführt, auch zum Verwerfen des Persönlichsten und Eigenthümlichsten. Dies muß als ein über die volle Schönheit geworfener Schleier, als eine Hülse erscheinen, die ihren vollen Durchbruch aufhält. Das, woran ich Händel, Gluck, Mozart erkenne, ist hienach die Schlacke ihrer irdischen Beschränktheit; würde diese von jedem heruntergehobelt oder heruntergeschlagen, so stände die vollkommene Musik, als ein wahres Ding an sich, vor den Augen und Ohren. Auf diesem Wege haben Viele dem sogenannten Ideale nachgejagt, aber eine Wolke statt der Juno umarmt und mit einem wesen- und sinnlosen Schatten Götzendienst getrieben. Damit verwandt erscheint die Eitelkeit, welche nach einer réputation européenne strebt, in allen Ländern und Hauptstädten gleichmäßig wurzeln, gefallen, wirken will, und vergißt, daß das Allersubjectivste zugleich das Allerobjectivste ist. Wäre etwa Calderon's und Shakspeare's Ruhm dadurch über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgewachsen, wenn jener den Spanier, dieser den Engländer ausgezogen, oder sich mit einer mittlern europäischen Farbe geschmückt hätte? Stehen S. Bach, Händel und Mozart hinter manchem Andern, weil sie schärfer vom Italienischen gesondert und der deutschen Musikschule bestimmter beizuzählen sind? Ist Lessing weniger ein deutscher Klassiker als Wieland, weil er die

bunten Lichter der Nachbarn aufzusetzen verschmähte? Seit Anbeginn der Geschichte zählen diejenigen, welche in Kunst und Wissenschaft nicht aus einem Stück sind, auch nicht für voll; der bunte, aller Orten zusammengeborgte Flitterstaat verliert bald seinen Reiz, das Zusammengesetzte entbehrt der Haltbarkeit und Dauer. Setzt man das Wesen des Volksthümlichen und der Kunstschulen in gewisse augenfällige Sonderbarkeiten oder lächerliche Mängel, wonach selbst der größte Stümper ihre Unterschiede leicht zu erkennen wähnt, so ist freilich die Sache bald abgethan und das Urtheil gesprochen; was aber hat dieses oberflächliche Verfahren mit echter Einsicht und Kennerschaft gemein? Es wäre ein ganz irriger und dem Charakter der Deutschen durchaus widersprechender Hochmuth, wenn sie das Fremde schlechthin verwerfen, ja nicht einmal kennen lernen wollten; aber es ist nicht minder thöricht, wenn sie das Nationale verkennen, oder gar nicht wissen, worin es besteht. In der Geschichte, Politik, Wissenschaft und Kunst hat sich dieser schwere Irrthum gezeigt, in falsche Bahnen hineingeführt und die traurigsten Folgen gehabt. Selbst wenn das Fremde in gewissem Sinne das Geistreichere und Bessere ist, kann man es nicht unbedingt verpflanzen, soll es sich nicht (mit gewaltsamer und unnatürlicher Verwandlung und Zurücksetzung seines eigenen Wesens) ganz aneignen wollen. Wo Volk und Regierungen solchen Tausch- und Wechselhandel herbeiführen oder billigen, schwindet die eigentliche Physiognomie, und die Geschichte wird dies Verschwimmen in den großen Strom menschlicher Entwickelung, oder den Sumpf der Erstarrung, weder bei dem so sich auflösenden Volke mit Ehren erwähnen dürfen, noch Namen zu nennen finden, an die sich neues Leben und echte Fortschritte anreihen. Die Deutschen haben, Gottlob, nach der Gallomanie und Anglomanie sich wieder zurecht gefunden und andere Uebertreibungen auf das richtige Maß zurückgeführt; sie werden ja auch die musikalischen Abwege erkennen lernen, auf welche man sie jetzt nach ganz entgegengesetzten Seiten zu verlocken sucht. Leugnen läßt sich indeß nicht, daß ein Publicum, welches über Rossini und Donizetti seinen Händel, Haydn und Mozart vergäße, im Finstern wandelt; daß Tonsetzer, welche um der Mode des Tages willen allein jene nachahmen, ja überbieten, nie in der deutschen Kunstgeschichte einen Namen erlangen werden.

2.

Briefe aus Wien an Frau von L—u. (1833).

— — — Den 26. September 1833 wurden auf dem Theater in Prag Scenen aus dem „Cinna“ und dem „Cid“ von Corneille französisch aufgeführt. Herr Jerrmann vom Hoftheater zu München hat sich die tragische Darstellungsweise der Franzosen so zu eigen gemacht, daß ich (wären die Mitspieler ihm gleich gewesen) hätte glauben können, ich säße wieder einmal im Théatre français, und Diejenigen, welche nie in Paris waren, erhielten dadurch auf eine wohlfeile und genügende Weise mehr wie eine Klaue des angeblich altclassischen Löwen (ex ungue leonem). Denn er streckte würdig seine Pfoten aus und zog sie wieder an sich, schüttelte seine Mähne, kraute sich mit Majestät hinter den Ohren, drückte die Augen zu und machte sie weit auf, runzelte die Stirn, gähnte und was der erhabenen Dinge mehr waren, welche auch alle Diejenigen verstehen konnten, welche das Französische des tragischen Leuen nicht verstanden.

Deshalb hat denn auch Jemand (ich weiß nicht mehr wo) in höherem Tone von diesen kolossalen Leistungen gesprochen und für seine unbegrenzte Bewunderung nicht Worte genug finden können. Kolossal? Allerdings in dem Sinne, wie man in einem Löffel oder Hohlspiegel ein kolossales Gesicht, oder bei schiefer Beleuchtung eine kolossale Nase an der Wand sieht, oder wie eine langbeinige Tänzerin mit dem Koloß von Rhodos verglichen ward.

Was es im Ernste mit diesen kolossalen Fratzen für eine Bewandtniß hat, ist ja schon vor mehr als 50 Jahren von Lessing augenfällig dargethan worden. Da indeß die meisten Schauspielbesucher, ja viele Schauspieler von seiner Dramaturgie nichts wissen, so thäten die Journalisten beim häufigen Mangel anziehender Gegenstände nicht übel, einzelne Abschnitte daraus abzudrucken und mit neuen Beispielen zu belegen.

Geschichtliche Hinweisungen auf Das, was die Franzosen zur Zeit Ludwig XIV. für das Höchste der tragischen Kunst hielten, und so gelungene Proben wie Herr Jerrmann gab, sind an sich nützlich und verdienstlich; sie werden aber schädlich und thöricht, sobald man in jener Methode und Schule das wahrhaft Schöne und Erhabene zu erblicken wähnt. Indeß finden wir in Dem, was die Franzosen irrig das Klassische nennen, wenigstens Schule und Methode; in Vielem was ihnen roman-

tisch heißt, fehlt dagegen beides ganz, und man könnte jenes als ein Gegengift oder niederschlagendes Pulver betrachten.

Nachdem der misverstandene Aristoteles, Unkenntniß der alten Welt, Einfluß des Hofes, Vorurtheil des Publicums, Eigensinn der Schauspieler u. s. w. unzählige tadelnswerthe Fesseln angelegt hatten, hat sich nun die frühere Verehrung in Verachtung gewandelt, und nach dem Wegwerfen aller Regeln gilt grenzenlose Willkür für Beweis und Inhalt aller dichterischen Kraft. Es wäre einseitig und unbillig, den Häuptern der neuen französischen Dichterschule Anlagen und Geschicklichkeit abzusprechen; aber je größer ihr Pfund ist, desto strengere Rechenschaft sollen sie dafür ablegen. Der Terrorismus, welcher auf eine in der Geschichte fast beispiellos entsetzliche Weise Frankreich in den neunziger Jahren heimsuchte, ist jetzt auf eine nicht minder unerhörte, unglaubliche Weise in der schönen Literatur wiedergeboren worden!! Aus Grausamkeit, Wollust, Egoismus und Niederträchtigkeiten aller Art wird ein angebliches Kunstwerk auferbaut und das Widerwärtigste und Ekelhafteste nicht verschmäht, um die abgestumpften Organe des Geistes und Leibes aufzureizen. Von Schönheit und Maß ist nirgend mehr die Rede, und die Kritik soll damit zum Schweigen gebracht werden, daß diese Literatur jetzt nothwendig sei. Nach diesem oberflächlichen Systeme ließe sich aber auch jedes Verbrechen der Einzelnen wie der Völker rechtfertigen, und Ordnung, Recht, Gesetz, Sitte und Religion werden leere Schatten vor jener satanischen Realität. Es ist, sagt man ferner, nur eine Durchgangsperiode. Das gebe Gott! denn sonst wäre es besser, auf allen Vieren mit dem Viehe nach Rousseau's Vorschlage zu wandeln als auf diesen gepriesenen Höhen der Menschheit, welche in Wahrheit nur ein Rabenstein und ein Narrenhaus sind.

Verzeihen Sie meinen Zorn; er ist aber gerecht, wenn ich sehe, wie dieses Gift auch in unserm einfachern, ruhigern Deutschland (hier gewiß ohne innere Nothwendigkeit) Eingang findet, und Mütter, welche Shakspeare'sche Lustspiele anstößig finden, das Verruchteste der Gegenwart ihren zarten Töchtern in die Hände geben, damit Grund und Boden und Haltung ihres Daseins ausgehöhlt und die unschuldigen Visionen schöner heiterer Jugend in höllische Phantasmagorien verwandelt werden.

Sie verlangen genaue Beispiele und Beweise; diese zu geben ist hier nicht der Ort. Doch will ich eins zur Probe anführen, welches deutlich zeigt, in welcher Richtung und wohin wir uns bewegen. Armide läßt, der Liebe und Treue Rinald's vertrauend, ihn in der heitern Gesellschaft der schönsten Nymphen; Roschane ruft im „Oberon" ihre Kammerjungfern zu Hülfe,

um Hüon zu verführen; in „Robert dem Teufel" endlich leitet der alte Satan an heiliger Stätte die Auferstehung der Todten, und will seinen eigenen Sohn bethören mit den Leichen liederlicher Nonnen.

Die Fähigkeit, ein Kunstwerk als ein Ganzes, als ein in jedem einzelnen Theile wesentlich Bedingtes und Ineinandergreifendes zu verstehen und sich dafür zu begeistern, wird immer seltener; ja, die Forderungen der allernatürlichsten und unwiderleglichsten Kritik gelten den flachen Enthusiasten des Tages für kalte Thorheit. Sie übertäuben sich und Andere mit unverständigem Beifall und führen die Kunst einem immer tiefern Verfalle entgegen. In der „Semiramis" von Rossini z. B. singen Arsaces und Assur in einem Duett ganz dieselben Schnörkeleien, obgleich der Erste lauter Liebe und der Andere lauter Haß im Munde führt. Nachdem Arsaces entdeckt, daß seine Mutter Semiramis seinen Vater umbrachte und ihn selbst dem Tode bestimmte, in einem Augenblicke wo Verbrechen der widerwärtigsten Art zu Tage kommen und der edelste Zorn, der großartigste Schmerz, die bitterste Reue herzzerreißend in Worten und Tönen hervorbrechen sollten, ergehen sich Beide in den süßlichsten Zärtlichkeiten, welche an dieser Stelle ganz absurd, ja ekelhaft und verbrecherisch sind. Und so reichen sich der wahrhaft sündige Leichtsinn des Componisten und des Publicums die Hände, und wer an echtdramatische und charakteristische Musik erinnert, heißt ein Krittler, der sich und Anderen den Genuß verdirbt. Von aller wahren Kunst abzusehen, sie nicht zu fordern, sie nicht zu vermissen, gilt für Lebensweisheit, und durch ein paar Takte leicht nachzutrillernder Tanzmelodien weiß der wunderthätige Magus alle schwache Herzen in somnambule Zustände zu versetzen, daß ihnen, während sie Augen und Ohren aufsperren, doch in Wahrheit das rechte Hören und Sehen bereits ausgegangen ist.

Alles wahrhaft Schöne und Echte hat seinen Ort, seine Zeit, seine eigenthümliche Umgebung, seinen nothwendigen Zusammenhang; aus dem Allen herausgerissen oder willkürlich umgestellt, wird es zum Unnatürlichen und Häßlichen. Das schönste Auge auf der Brust, die schönste Nase zwischen den Schultern sitzend, erweckt Entsetzen; und kann denn ein wahrhaft Einsichtiger zweifeln, daß, wie dem Maler und Bildhauer, so dem Tonkünstler und Schauspieler hierüber feste Gesetze vorgeschrieben sind?

— — — Dadurch, daß das Burgtheater in Wien blos

auf Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel angewiesen und von Oper und Ballet getrennt bleibt, hält es seine Kreise von tausend Störungen frei und es ist eine höchst löbliche und erfreuliche Erscheinung, daß die reichere und vornehme Welt immerdar die Logen ausfüllt, während die so Gestellten in Berlin für jene Richtung der Kunst meist ganz gleichgültig sind und nur Beine der Tänzerinnen eine mächtigere Anziehung auszuüben scheinen.

Bequem und nicht unnatürlich ist ferner die bestimmte Sonderung der Rollen, sodaß ein Schauspieler fast nie in die Kreise des andern hineingreift. Doch hat diese Theilung andererseits auch ihr sehr Bedenkliches, sofern sie leicht eine vielseitige Ausbildung hindert und z. B. durch stetes Spielen der rhetorischen Tragödien zu leerer, übertriebener Declamation verführt. Auch ist auf diesem Wege, ohne andere der Direction zu Gebote stehende Mittel, nicht immer ein harmonisches Zusammenspiel erreicht worden. In der „Jungfrau von Orleans“ z. B. erlaubte sich der Schauspieler, welcher über das glückliche Gefecht Bericht zu erstatten hatte, so zu schreien, daß ihm zuletzt Stimme und Gedächtniß versagte. Er vergaß daß sich dies in seiner Stellung, dem Könige gegenüber, durchaus nicht schickte und für die Erzählung, für das Epische, nie die zum eigentlich Dramatischen erforderliche volle Kraft verwendet werden darf. Auf solche Weise wagt sich der Hintergrund des Bildes bis in den Vordergrund, sodaß zuletzt Gruppirung, Abstufung und Zusammenhang ganz verloren geht.

Ebenso wenig kann ich billigen, daß die schöne Stelle: „für seinen König muß das Volk sich opfern“ u. s. w. nicht mit dem vollen Tone der edelsten Festigkeit und erhabensten Sicherheit ausgesprochen, sondern wie ein convulsivischer Schrei der Verzweiflung herausgestoßen ward. Am meisten schien mir die Scene verfehlt, wo der Liebhaber Johannens über ihre Gefangenschaft berichtet. Da der Vorhang gleich hinter der ersten Coulisse niedergelassen war, so schrie er, auf den Knien heranrutschend, aus Leibeskräften zur Rechten und Dunois zur Linken des Souffleurloches; Beide handthierten und beinthierten auf unglaubliche Weise, bis der schöne und rührende Ton, welchen Gott in die menschliche Stimme gelegt hat, zum klirrenden, schneidenden Schrei ward und das Ganze nur wie eine lächerliche oder jammervolle Parodie der wahren Tragödie erschien. Wenigstens habe ich auf keinem französischen Theater etwas Uebertriebeneres gesehen. Wie kann ein Schauspieler, der von Natur so reich begabt ist, der tiefe Einsicht in die edelsten dramatischen Meisterwerke besitzt, der den Eingeweihtesten durch seine Darstellungen Calderon's und Shakspeare's noch neue

Offenbarungen zu geben vermag, wie kann der sich durch den Beifall der Menge so verlocken lassen, oder die Menge so zu verführen trachten daß Maß und Schönheit, wie Stimme und Gesundheit leichtsinnig hingeopfert werden.

Alle falschen und verderblichen Richtungen in Kunst und Wissenschaften gehen von großen Talenten aus. Deshalb soll neben der verdienten Bewunderung dieser Talente, die bestimmteste Rüge des Misbrauchs stattfinden und nachgewiesen werden, wo derselbe beginnt und daß er übermächtig emporwächst, sofern man ihm nicht bei Zeiten ernst entgegentritt. Anstatt z. B. einen Charakter in allen seinen Theilen gehörig aufzufassen, nach allen Abstufungen und Richtungen zu entwickeln, nirgend des Guten zu viel oder zu wenig zu thun, nichts vorsätzlich oder leichtsinnig hervorzuheben oder fallen zu lassen; statt dieses harmonischen, gleichartigen, überall angemessenen Spieles, wodurch sich besonders die Crelinger auszeichnet, streben manche Künstler und Künstlerinnen mit Aufopferung des Ganzen nur dahin, an einzelnen Stellen die Kraft ihrer Mittel übertrieben geltend zu machen und dadurch unpassenden Beifall gleichsam zu erzwingen. Sie vergessen, daß das Vereinzelte stets mangelhaft, das Gewaltsame nie erhaben, das Uebertriebene immerdar krankhaft und häßlich ist.

Von allen Seiten wird jetzt Kraft, Feuer, Stärke und Fülle gefordert, empfohlen und bewundert; aber jene Kraft ist in Wahrheit nur zu oft die eines Nervenkranken; die angeblich feurigen Bewegungen gehen aus innerem Froste hervor, die gerühmte Stärke des Tons wird tonlos, und die Fülle der Accente ist nichts als leerer Bombast. Wenn aber die „Hauptrufer im Streit" voranschreien, vergessen die Uebrigen in ihrer Beifallsgier ihre eigene Natur und Stellung und überbieten sich untereinander, bis es scheint man führe nur ein einziges Schauspiel, den Thurm zu Babel, auf.

Obgleich insbesondere Milde, Schönheit und Stimmen der Weiber verloren gehen, sobald sie sich auf solchen Wettlauf einlassen, feuert das Publicum (statt davon zurückzuhalten) mit lautem Halloh und Tajo zu dieser Kunsthetze an. Da soll dann die Fournier so stark sprechen wie die Crelinger, die Crelinger wie die Schröder; und doch verschwindet wiederum dies vermeinte non plus ultra, im Fall die Duchesnois und die Georges losgelassen würden. Es wäre Zeit, man wendete einmal um und stellte den Preis an das andere Ende der Laufbahn; wenigstens haben mit Recht bewunderte Künstlerinnen (wie die Mars, die Bethmann und die Wolff) ihn weit mehr in dieser, als in der jetzt vorherrschenden Richtung gesucht und erlangt.

Fordert man aber z. B., daß unsere Jungfrauen von Orleans nicht hinter unseren Dunois zurückbleiben, so sollte man ihnen an den Helm gleich ein Sprachrohr, oder einen Elefantenrüssel anschnallen, damit sie ihre Begeisterung urkräftig bis in die Gallerie oder das Paradies hinauf aussprudeln und ausschnauben könnten.

Um gut und schön zu spielen, dazu gehört in unseren Tagen nicht blos Anlage und Geschicklichkeit, sondern auch Muth; man muß dem irrigen Beifalle des Augenblicks oft entsagen, ja auch wol Misfallen überstehen, um erst später als treuer Anhänger der echten Kunst Lorbeern zu ernten.

3.

J. S. Bach's H-moll-Messe (Berliner Berichte 1834 und 1835).

Als die verdienstvolle Direction der hiesigen Singakademie beschloß, die große H-moll-Messe von J. S. Bach aufzuführen, und die Uebungen begannen, erhoben sich viele Stimmen dagegen: das Werk sei langweilig, veraltet, unverständlich und viel zu schwer. Mehre Mitglieder, besonders weiblichen Geschlechts, hatten kaum ein „Herr erbarme dich unser" gesungen, so begaben sie sich ängstlich auf die Flucht, um ihr gar zu stark klopfendes Herz zu Hause nicht durch ein Gratias agimus, sondern durch ein Rossini'sches Palpiti zu beruhigen, oder von den Bänken der Zuhörer aus die Chöre mit modernen Sprechfiguren unermüdlich zu begleiten und zu bereichern. Trotz dieser und anderer Schwierigkeiten hat Hr. Musikdirector Rungenhagen mit festem Muthe und unermüdlicher Ausdauer die Uebungen fortgesetzt und ist von seinen nächsten Gehülfen und dem getreuen kunstbegeisterten Theile seines musikalischen Heeres so eifrig unterstützt worden, daß gestern die Aufführung mit größtem Erfolge stattfand. Ich meine nicht, daß jedes Stück sogleich allgemeinen Beifall erhielt; man kann eine solche Musik weder vom Blatte singen, noch hören; ich will auch zugestehen, daß Manches den Charakter einer ganz andern Zeit an sich trägt, und J. S. Bach, wenn er wieder auferstände, Dies oder Jenes anders setzen und am wenigsten behaupten würde: die

Kunst solle keine Entwickelung oder Geschichte haben. Veraltet aber ist dieser erhabene überreiche Meister nur in dem Sinne, wie Aeschylus und Sophokles, oder Dante und Shakspeare es auch sind. Freilich wenn Kinder, welche erst lernen sollen, Gesetze geben und entscheiden dürfen, so würden jene großen alten Meister auch verdammt, und die neusten und flachsten Lesereien, oder das Vademecum für lustige Leute in den Schulen eingeführt werden. Die Singakademie hat durch die gelungene Aufführung dieses schwersten aller Werke gezeigt, daß sie weiß was ihr Beruf und ihre Würde erfordert; sie hat bewiesen, daß sie nicht zurückgegangen, sondern künstlerische sowie andere Hindernisse zu besiegen vollkommen fähig ist. Wer diesen Sinn, diesen Muth, diese Ausdauer nicht in sich fühlt, sondern die Singakademie nur wie einen gelegentlichen Zeitvertreib betrachtet, oder nach einer Viertelstunde davonlaufen will, der bleibt am besten ganz zu Hause.

Auch einige Zuhörer (die nicht zu wissen scheinen, welchen Werth die Schlußchöre in Werken dieser Art haben) möchten wir bitten, mit ihren Köchinnen vorher bestimmtere Abrede über Coteletten oder Eierkuchen zu treffen, damit sie nicht genöthigt sind, die aufmerksameren Musikfreunde vorzeitig zu stören.

4.

Die Vestalin. (1834.)

Frau Schröder-Devrient wünschte die Reihe ihrer Darstellungen mit einer hier noch nicht von ihr gesungenen Rolle, mit der Statira, zu beginnen, wählte aber, weil dies ohne Zeitverlust unmöglich war, die Vestalin. Diese Oper ward in den Jahren 1806 und 1807 componirt und nach Besiegung vieler Schwierigkeiten zum ersten male in Paris am 15. December 1807 gegeben. Es sang den Licinius, Nourrit; den Cinna, Lais; den Oberpriester, Derivis; die Julia, Madame Branchu; die Obervestalin, Demoiselle Armand. Nachdem die Vestalin in Paris wie an anderen Orten (z. B. in Neapel) unzählige male mit immer steigendem Beifall aufgeführt war, erhielt Spontini den von Napoleon ausgesetzten großen zehnjährigen musikalischen Preis. Seine Mitbewerber waren: Paisiello für Proserpina;

Cherubini, für Demophon und Anakreon; Lesueur, die Barden und der Tod Adams; Mehul, Amphion; Gossek, Theseus; Gretry, die Caravane von Cairo; Panurge, Anakreon bei Polykrates; D'Alayrac, der Pavillon des Chalifen; Catel, Semiramis und die Bajaderen; Persuis, Trajan und das befreite Jerusalem; Vogel, Demophon; Kreutzer, Astyanax und der Tod Abels; Lemoine, Elektra, Nephtys und die Verlobten; Winter, Tamerlan und Castor und Pollux; Porta, der Connetable Clisson u. s. w. Als die vier Classen des Instituts die Vestalin so vielen andern Opern voranstellten, erhob sich von mancher Seite laute Klage über ungebührliche Begünstigung des Componisten; obgleich sich weit eher hätte vermuthen lassen, sie würden sich gegen den 24jährigen fremden Spontini, im Vergleiche mit so vielen, bekannten und gerühmten Meistern, vielmehr zu streng als zu gelinde zeigen. Die Zeit hat unterdeß jenes Urtheil bestätigt und den Tadel desselben widerlegt.

Am 18. Januar 1811 gab man die Vestalin unter Bernhard Anselm Weber's thätiger Leitung zum ersten male in Berlin, und es sang den Licinius Eunike, den Cinna Grell, den Oberpriester Franz, die Julia Demoiselle Schmalz, die Oberpriesterin Mad. Lanz. In einer damaligen Beurtheilung heißt es, nach einigem Lobe unter Anderem: „Die Oper scheint hier dem großen Publicum sehr gefallen zu haben; nur Künstler und Kenner von reinem, strengem Geschmack sind dagegen laut geworden. Sowohl in der Ouverture, als in den musikalischen Sätzen zu den langen Aufzügen und Tänzen, herrschte äußerst wenig harmonische Mannichfaltigkeit, die Accorde des Hauptton und der Quinte wechselten unaufhörlich mit einander; ja selbst in den Melodien der Instrumentalsätze war wenig Charakter und Annehmlichkeit und noch weniger rhythmische Bestimmtheit und Abwechselung zu hören. Das Meiste klang wie Jagdmusik!!" Von einer andern, wenige Wochen später gegebenen Oper, der Taucher, ward dagegen mit solchem Lobe gesprochen, als überflügele sie in jeder Beziehung weit das Werk Spontini's.

Ungeachtet jenes Tadels und dieser Anpreisung wird aber die Vestalin seit 23 Jahren mit immer gleichem Beifalle gegeben, während der Taucher sehr bald vom Repertoir verschwand und jetzt bereits so ganz vergessen ist, daß viele unserer Leser ihn vielleicht niemals haben nennen hören. Abgesehen von diesem Misgeschick hatte der Componist desselben in andern Beziehungen sehr große, jetzt oft verkannte Verdienste, an welche zu erinnern und dieselben geltend zu machen sich vielleicht ein andermal Gelegenheit findet.

Schon vor der gestrigen Aufführung der Vestalin hörten

wir neben der Frage: wie wird Mad. Schröder-Devrient singen? auch die aufwerfen: wie wird sie gekleidet sein? Die Fragenden gingen von der Ansicht aus, daß eine Vestalin nonnenartig bis zu den Fingerspitzen verhüllt sein müsse; wogegen Kunstkenner mit Bezug auf vorhandene Denkmale erwiesen, daß jene die Arme ganz entblößt trugen, und daß das Kleid nur mit einer Spange auf der Schulter festgehalten ward. Geschichtlich wäre also hiemit jene Frage genügend entschieden. Dieser Standpunkt kann und darf indessen bei der Kleidung auf der Bühne nicht ganz allein vorherrschen, vielmehr muß zunächst auch der Anstand berücksichtigt werden. Denn obgleich die Sittlichkeit der verschiedenen Völker keineswegs in dem Verhältnisse zunimmt oder abnimmt, als sie mehr oder weniger verhüllt einhergehen, muß sich doch selbst die Nachahmung des Ausländischen, nach Maßgabe des Herkommens und der Landessitte innerhalb gewisser Grenzen halten, und wir können weder Grazien und Musen, noch Mohren oder Mexikaner ohne Abänderung und Ermäßigung auf der Bühne erscheinen lassen. Ferner gibt es Fälle, wo man geschichtlich die Trachten genau kennt und ihre Nachahmung der Sitte keinen Anstoß gibt; dennoch sind sie verwerflich, sofern sie der wahren Schönheit widersprechen, oder den menschlichen Körper entstellen. Nur als Scherz und Parodie, zu komischer Wirkung, können Reifröcke, Pauschärmel, übergroße Hauben und ähnliches Ungethüm auf der Bühne geduldet werden.

Endlich treten ganz persönliche Rücksichten ein: denn es schickt sich nicht dasselbe für große und kleine, starke und magere, schöne und häßliche Schauspieler und Schauspielerinnen. Das Unvollkommene und Mangelhafte soll nicht, das Schöne darf (innerhalb der von uns angegebenen Grenzen) gezeigt werden, und nach dem was man in dieser Beziehung den Tänzerinnen erlaubt, wird man keine Sängerin und Schauspielerin jemals über ein Zuviel anklagen dürfen. Im vorliegenden Falle muß Julia, welcher an diesem Tage ein außerordentliches, heiliges Geschäft übertragen ist, von den übrigen Vestalinnen auch durch die Kleidung ausgezeichnet und hervorgehoben sein. Wir sind also damit ganz einverstanden, daß Frau Schröder-Devrient sich durch ihre Kopfbinde von den übrigen unterschied, sich (schon der Freiheit des Spiels halber) weder mit langen weiten Aermeln behangen hatte, noch durch ganz entblößte Arme zu sehr eine Vergleichung mit ihren eingehüllten Genossinnen hervorrief. Ihr vermittelnder Ausweg ist für Schönheit, Spiel und Harmonie zweifelsohne der beste.

Doch, kommen wir zu der Hauptsache: dem Gesange und dem Spiele der Schröder-Devrient. Ihre Stimme gehört, bei

aller Trefflichkeit, doch zu denen, welche, sobald man sie abwechselnd vernachlässigt und dann übermäßig anstrengt, gar leicht scharf und spitz, ja unangenehm werden; um so mehr müssen wir lobend hervorheben, daß die Künstlerin sie zu einer viel größeren Gleichheit und Milde ausgebildet und jede Schärfe und Härte vertilgt hat. Ihr stärkster Ton ist nicht verletzend und ihr leisester und zartester doch klingend und verständlich; ja, was noch seltener und schwieriger ist, sie geht nicht (wie durch Verschiebung des Griffbrettes auf einem Fortepiano) durch ein schädliches Umsetzen der Stimme von einem Aeußersten plötzlich zu dem andern über, sondern hat alle Mittelstufen in ihre Gewalt gebracht und dadurch die Möglichkeit gewonnen, jede Modification der Gedanken und Gefühle auszudrücken. Ungeachtet all dieser löblichen, die Erwartung Vieler selbst übertreffenden Fortschritte, haben wir indessen größere und geläufigere Stimmen gehört; das Eigenthümlichste und Seltenste liegt bei Frau Schröder-Devrient darin, daß sie mehr als eine Concert-Sängerin, daß sie eine dramatische Sängerin ist, Gesang und Spiel bei ihr ganz unzertrennlich erscheinen, eins das andere trägt, und ihre eigene Begeisterung auf die Zuhörer übergeht und diese mit sich fortreißt.

Aber, hören wir einwenden: sie hat ja durchaus nicht gespielt wie eine Vestalin. Ganz richtig: denn Julia ist keine Vestalin, sie kann, will und soll keine sein, sondern steht in schroffem Gegensatz zu allen übrigen Vestalinnen. Schon ihre ersten Worte: „Bei Vesta's Namen fließen meine Thränen", offenbaren ihr Inneres; auch ist diese Stellung und Sinnesart so wenig ein Geheimniß, daß die Oberpriesterin Julien schon oft darüber zurechtgewiesen hat, und ihr jetzt „zum letzten Male" das lebendige Bild der drohenden Gefahr vorstellen will. Ungeachtet also von Anfang an die Grundrichtung ihres Charakters ausgesprochen und durchweg vom Dichter und Componisten festgehalten ist, darf doch die Rolle Juliens keineswegs in einfarbiger und eintöniger Weise gespielt und gesungen werden, sondern sie erlaubt, ja sie erfordert die mannichfachsten Wendungen und Abstufungen.

Diese zu ergreifen und auszudrücken, ist der eigenste Vorzug der Schröder-Devrient, und je mehr und je unbefangener man sich in die Aufgabe hineindenkt und hineinfühlt, desto mehr wird man ihre Lösung preisen müssen. Daher stellt die Künstlerin überall eine unschuldige Jungfrau, nirgends aber (wie Manche irrig verlangen) eine Jungfrau dar, welche noch gar nicht zum Bewußtsein der Liebe gekommen ist; daher spricht sie zur Oberpriesterin zwar mit Unterwürfigkeit, aber auch mit be-

scheidenem Selbstgefühl. Als sie, ungeachtet ihres Flehens, der neuen Gefahr entgegengetrieben wird, waltet jedoch das Pflichtgefühl vor und sie wünscht sich den Tod. Bei Bekränzung des Licinius beginnt sie ihre Worte mit Festigkeit und Hoheit, und die einbrechende Wehmuth wird erst durch seine Worte in neues Schrecken verwandelt.

Hierauf die bewundernswerthe große Scene des zweiten Aktes, ein Kampf durch die ganze Tonleiter menschlicher Leidenschaften, mit fast beispielloser Schnelligkeit und Innigkeit hindurchgeführt. In dem Augenblicke, wo zuletzt eine unwiderstehliche Kraft der Liebe zugleich die Seligkeit der Vereinigung mit Licinius und das offene Grab vor Augen führt, noch mit berechnender Mäßigung eine Priesterin Vesta's darstellen zu wollen, wäre ganz aberwitzig. Alle künstlichen Gelübde und Bande sind gebrochen, und in dem, was die Uebrigen als das heilloseste Verbrechen bezeichnen, sieht Julia jetzt ihr Verdienst; sie spricht keineswegs als eine arme Sünderin, sondern in unbezwinglich stolzem Selbstgefühle und in dem Glauben an ein höheres Recht der Natur, die Worte: „ich liebe!"

Auch im dritten Akte verläßt Julien, bei aller Wehmuth und Ergebung doch diese tiefere Zuversicht keineswegs; und erst in dem Augenblicke, wo alle Gefahren beseitigt sind und sie gesichert an Licinius' Seite steht, tritt aus der beruhigten Seele die ursprüngliche Jungfräulichkeit und Zartheit Juliens mit Recht wieder hervor.

Das Haus war überfüllt und die Theilnahme des Publicums sehr lebhaft. Frau Devrient ward nach dem zweiten und dritten Akte, und Herr Bader am Schlusse gerufen.

5.

Fidelio.

Dieselben Schwierigkeiten, welche Gluck, Mozart und Spontini bei Aufführung mancher ihrer Opern zu bekämpfen hatten, traten auch Beethoven hinsichtlich seines Fidelio entgegen; weshalb ein damaliger Beurtheiler den Gegnern dieses Meisters folgende Worte in den Mund legte: „Eine entsetzlich schwere Oper! Sie ist gar nicht zu Stande zu bringen, das Orchester

verzweifelt an den Schwierigkeiten, die Choristen fallen wie Fliegen in den Proben um; es ist der leerste, tollste Bombast, es ist eine Jugendarbeit. Alle Jahre zwei solcher Opern einstudiren, und der Kapellmeister muß vor Aerger die Schwindsucht bekommen und die Geiger den Veitstanz in die Finger, und die Blaser werden wenigstens an einem Lungenflügel lahm, die Sänger aber sich umkehren wie Handschuhe."

Ungeachtet dieser und ähnlicher Klagen haben die echten Meister immerdar obgesiegt; ja was noch schwerer ist, sie haben sich, trotz ihrer verschiedenen Natur und Eigenthümlichkeit untereinander volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und dadurch ihren Schülern, Anhängern und Beurtheilern ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben. Alle darf man an die Worte eines zu früh verstorbenen Philosophen *) erinnern: „Bloße Talente geben nur technische Fertigkeit, aber niemals Genie. Dieses erscheint uns ebenso anhaftend, als der Charakter des Menschen, aber von noch höherem Ursprunge. Es läßt sich mit keiner anderen geistigen Eigenschaft vergleichen, auch nicht ein Genie mit dem andern. Die Genies kommen nie in Collision, die Charaktere sehr oft. Das Genie muß im höchsten Grade tolerant sein; denn die Idee kann sich unendlich vervielfältigen, ohne daß die Formen, in denen sie erscheint, sich gegenseitig begrenzen und beschränken. Nur Künstler, in denen das Talent das Genie überwiegt, können streitsüchtig sein, und nur vermöge dieses Verhältnisses ihrer geistigen Anlagen. Ohne Begeisterung ist kein echter Künstler denkbar; sie ist die besondere faktische Thätigkeit des Genies. Diese höchste künstlerische Begeisterung braucht nicht krampfhaft und ängstlich mit der Wirklichkeit zu kämpfen, sie hat vielmehr den Charakter der höchsten Ruhe und Klarheit. Ein Zustand der Raserei entsteht nur aus willkürlicher, absichtlicher Begeisterung, welche die Menge gewöhnlich mit der wahren verwechselt. Das echte Kunstwerk entwickelt sich, wie die Pflanze aus ihrem Keime, durch ruhige und stille Thätigkeit."

Mit Beiseitsetzung aller andern Betrachtungen, welche sich an diese wichtigen Grundsätze anreihen lassen, machen wir heute nur darauf aufmerksam, daß Frau Schröder-Devrient zwar hinsichtlich des bloßen Talents von Einzelnen übertroffen wird, andererseits aber wahrhaftes Genie besitzt und durch die Kraft desselben, gleichwie in der Vestalin, so gestern im Fidelio die größten Wirkungen hervorbrachte. Ihre Begeisterung ist keineswegs eine blos willkürliche, äußerlich und krampfhaft hervorgerufene Aufregung, sondern sie quillt aus dem innersten Born des Ge-

*) Solger's Aesthetik von Heise. S. 119, 124.

müths. Begeisterung ohne Stimme, und Stimme ohne Begeisterung führen aber nie ganz zum Ziele; deshalb suchte Frau Schröder-Devrient die Gaben der Natur durch echtes Studium der Kunst zu reinigen, zu erhöhen und zu verklären. Sie war eingedenk der Worte Goethe's:

Es gilt wol nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

Seit dem Tode der Schick haben nicht wenige Sängerinnen des königl. Theaters, wir wollen nicht sagen zu lahm, aber doch zu zahm gesungen und gespielt, und manche Zuhörer und Zuhörerinnen gewöhnten sich dergestalt an diese Weise, daß ihnen das hievon wesentlich verschiedene Verfahren der Colbran, Pasta, Malibran und Devrient als ungemäßigt und übertrieben erscheinen muß. Zugegeben, daß Künstlerinnen solcher Art vorzugsweise diesen Abweg zu vermeiden haben, ist doch der entgegengesetzte kalter Gelassenheit und schläfriger Mattigkeit keineswegs minder gefährlich und verwerflich. Ganz und gar geht endlich Harmonie und Zusammenhang einer Darstellung verloren, wenn (den Allzuruhigen gegenüber) Sänger auftreten, welche durch übertriebene Lebhaftigkeit körperlicher Bewegungen und durch überlautes Schreien die Abnahme ihrer Stimme zuzudecken suchen. Während ihnen die unkundige, hiedurch bestochene Menge lauten Beifall zollt, möchte der wahre Kenner sie vielmehr auffordern, einen ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen und jenen, so leicht verlornen, als gewonnenen Beifall zu verschmähen.

Mäßigung, welche nur auf Kälte und Gleichgültigkeit beruht, und Kraft, die lediglich durch Ueberspannung hervorgetrieben wird, erweisen höchstens unreife, oder überreife Talente. Der wahre Genius erliegt freilich zuletzt auch den zerstörenden Einwirkungen der Zeit; aber ihm bleibt beim Rückblicke auf die zurückgelegte Laufbahn eine beruhigende Erinnerung; ja, die innere Jugend dauert unangetastet fort, wenn gleich die äußere dahingeschwunden ist. Bloße Talente werden dagegen (wie Solger andeutet) streitsüchtig und verdrießlich; sie suchen den Grund der eintretenden Veränderungen aller Orten (in den Vorstehern, den Tonkünstlern, dem Publicum, den Rückschritten des Geschmacks, ja der ganzen Menschheit) — nur nicht in sich selbst!

Das Heiligthum der Kunst wird nur denen eröffnet, welche mit heiligem Ernste nahen und sich durch unermüdlichen Fleiß, sowie durch unvertilgliche Begeisterung desselben würdig machen.

Diejenigen, welche auf andere Weise hineinschleichen, werden bald entdeckt, und der kurzen Freude scheinbaren Gelingens folgt dann langer Schmerz über die unvermeidliche, aber wohlverdiente Zurücksetzung.

Am 13. und 15. April sang Frau Schröder-Devrient zum zweiten male in der Vestalin und im Fidelio. Die baldige Wiederholung beider Opern war nicht allein den Wünschen des Publicums angemessen, sondern es hat auch andere Vortheile, wenn nicht gar viel Zeit zwischen den verschiedenen Aufführungen verfließt. Sänger und Orchester ersparen z. B. ermüdende Proben und können etwa stattgefundene Fehler mit verdoppelter Aufmerksamkeit vermeiden; eifrige Musikfreunde erhalten Gelegenheit, das Kunstwerk genauer kennen zu lernen und zwischen dem jedes mal Geleisteten anziehende Vergleichungen anzustellen.

So möchten wir diesmal den zweiten Vorstellungen noch Vorzüge vor den ersten einräumen. Frau Schröder-Devrient zeigte als Vestalin die größte wahrhaft künstlerische Herrschaft über alle Abstufungen ihrer Stimme; Vortrag und Ausdruck ließen nichts zu wünschen übrig, und Licht und Schatten, Kraft und Milde wurden zugleich so weise und so gefühlvoll vertheilt, daß die Darstellung eine ganz ungewöhnliche Lebendigkeit und dramatische Wirksamkeit erhielt. Es war nicht für drittehalb Stunden mühsam angezogene oder künstlich aufgeschminkte Liebe, Hoffnung und Verzweiflung, es waren nicht für die Bühne zum Zeitvertreib erfundene Begebenheiten, sondern man sah die Wahrheit selbst, mit all ihren Freuden und Leiden.

Besondere Erwähnung verdient die Geschicklichkeit, mit welcher die Schröder-Devrient ihr Gewand zu benutzen wußte. Daher war sie verhüllt in Zeiten wehmüthigen Schmerzes und stummer Verzweiflung; daher bewegte sie sich frei und gewaltig in den Augenblicken schrankenloser Leidenschaft; daher ergriff sie von neuem den Schleier bei dem Eintritte Licinius'; daher stellte sie sich kühn dem fragenden Oberpriester entgegen u. s. w.

Manche glauben, es genüge ein weites antikes Gewand anzulegen, mit zwei Fingern einen Zipfel desselben in die Höhe zu heben, dann die Arme auszubreiten, hierauf sie über die Brust zusammenzuschlagen und gleichzeitig den Kopf niederzubücken und dergl. mehr. Wer sich auf diese kinderleichten und wohlfeilen Mittel beschränkt, bleibt eine Pagode, er mag sich chinesisch oder griechisch kleiden. Ohne Fleiß und stete Uebung lernt man nicht einmal in gewöhnlicher, wie viel weniger in ungewöhnlicher Kleidung sich angemessen und edel darstellen und bewegen; der Anschlagszettel verwandelt nicht plötzlich durch ein

Wunder in eine Vestalin oder Oberpriesterin. Verständige Hausväter mögen ihre Töchter vor allem Kleiderputz und Kleiderwechsel warnen; eine junge Künstlerin, welche es unternimmt sich und ihr Aeußeres der Welt darzustellen, hat dagegen die Pflicht, nicht etwa ihr Herz an die neuesten Fratzen des Modejournals zu hängen, sondern die Sammlungen der Antiken und die Gypsabgüsse, die Gemäldegalerien und die wichtigsten Kupferwerke zu studiren, damit sie daraus entnehme, wie man sich nach den Gesetzen der Schönheit stellen, drapiren und bewegen müsse.

Nicht minder sollten junge Sängerinnen fleißig das Theater besuchen, wenn große Künstlerinnen spielen; obgleich man hiebei einem Irrthume, nämlich dem widersprechen muß, es lasse sich Haltung und Bewegung unmittelbar aus dem Lustspiele und Trauerspiele auf die Oper übertragen. Das raschere Wort verlangt eine ganz andere körperliche Begleitung, ein anderes Zeitmaß, eine andere Abwechselung als der Gesang. Was z. B. Frau Crelinger als goethische Iphigenia meisterhaft vollbringt, soll die gluckische Iphigenia mit Aufmerksamkeit betrachten und prüfen, aber nicht geradehin nachahmen; sowie umgekehrt das richtige Verfahren einer Sängerin der Schauspielerin kein unbedingtes Vorbild sein darf.

So einfach und unverfehlbar die Auffassung des Charakters der Leonore in Fidelio auch zu sein scheint, wird dieselbe doch sehr verschieden dargestellt. Einige Künstlerinnen (die wir an verschiedenen Orten sahen) schienen nämlich ihr Bemühen hauptsächlich darauf zu richten, daß Rocco nebst Marcellinen getäuscht werde. Jene verwandelten sich deshalb in einen Gefangenwärter, ja fast möchten wir sagen in einen kopfhängerischen einfältigen Burschen. Dieser künstlich angenommene Charakter Leonorens darf aber, unseres Erachtens, nie weiter hervortreten, als die äußerste Nothwendigkeit es erfordert; selbst in Rocco's Gegenwart muß ein vornehmerer Anstand hindurchleuchten und, sobald alle Zeugen entfernt sind, die schmerzensreiche, aber heldenmüthige Natur des edeln W e i b e s frei und siegreich hervorbrechen. Spiel und Gesang der Schröder-Devrient stimmen ganz mit dieser unserer Ueberzeugung überein.

Gegen den Text des Fidelio könnte man (wenn die Musik nicht Alles übertrüge) wol mancherlei einwenden, so z. B. daß er sich auf Exposition und Handlung gar nicht einläßt, sondern, dies Alles voraussetzend, gewissermaßen mit der Katastrophe beginnt, und daß die Entwickelung des Schicksals Marcellinens und Jaquinos mehr Raum einnimmt, als die Entwickelung der Unfälle des verhafteten Florestan. So wird es ferner nur durch

die Kraft des Spiels der Leonore begreiflich, daß der bewaffnete gewaltige Pizarro sich von der schwächeren Frau nicht blos im ersten Augenblicke überraschen, sondern völlig einschüchtern läßt. Soll übrigens dieser Zweck nicht vereitelt werden, so muß Leonore wol um so mehr ihren Gegner im Auge behalten, als es eine geraume Zeit dauert, bevor die Trompete unerwartete Hülfe verkündet.

Abänderungen des Textes in dieser Beziehung würden jedoch, da das Kunstwerk fertig und unantastbar dasteht, völlig unpassend, ja unmöglich sein; vielleicht sollte man aber eine Kleinigkeit verbessern, welche Manchen unwillkürlich stört. Während nämlich Rocco dem Gefangenen kein Wasser geben will, reicht er ihm doch Wein; und nachdem dies geschehen ist, folgen hintennach lange Ueberlegungen, ob Leonore ihrem Gatten ein Stückchen Brod darbieten dürfe. Der treffliche Gesang erhöht und veredelt allerdings die Worte des letzterwähnten Textes, kann aber den gerügten Widerspruch des Benehmens (contradictio in adjecto) nicht vertilgen.

Doch, das sind Kleinigkeiten und Nebensachen! Viel wichtiger erscheint die oft aufgeworfene Frage: ob der Fidelio nicht vielmehr eine concertirende Symphonie, als eine Oper sei, und ob die Menschenstimmen nicht den Instrumenten zu sehr untergeordnet werden? Hierauf ließe sich eine doppelte Antwort geben: eine, welche ausschließlich auf die Natur und Persönlichkeit Beethoven's Rücksicht nähme, und eine zweite, welche vorzugsweise die geschichtliche Entwickelung der Oper überhaupt ins Auge faßte. Denn ohne Rückblick auf die Geschichte der Musik kann man keinen sichern Standpunkt für die Würdigung ihres gegenwärtigen Zustandes gewinnen. Deshalb sei es uns verstattet, hierüber gelegentlich einige Andeutungen, zunächst in Hinsicht auf die Oper, mitzutheilen.

6.

Geschichte der Oper.

Gretry sagt an einer Stelle seiner Versuche über die Musik (I. 97): „Was man gewöhnlich Musik nennt, wird alle zehn bis funfzehn Jahre zum bloßen Spielwerke der Mode. Sängerinnen,

mit vorzüglichen Eigenschaften begabt, Componisten, die sich vom gewöhnlichen Wege entfernen oder Narrensprünge versuchen, wodurch die nach Neuigkeiten begierige Menge aufgeweckt wird; endlich Cadenzen und Rouladen (gewissen Sängern so lieb und bequem, aber fast immer dem Ausdrucke schädlich): all dieser musikalische Luxus entsteht und vergeht binnen nicht gar langer Zeit, ohne daß Veränderungen solcher Art irgend eine erhebliche Umwälzung und Umgestaltung für die wahre Kunst in sich schließen, oder bewirken."

Sowie es nun aber Leute gibt welche, wie wir bereits rügten, in der Kunst kein wahrhaft Unvergängliches, immerdar Schönes anerkennen, sondern Alles zu gleicher Nichtigkeit herabwürdigen und verflüchtigen möchten; so gibt es andererseits nicht wenige Musikliebhaber, welche in übereiligem Eifer die Erzeugnisse des letzten Tages jedesmal als den höchsten Triumph und Gipfel aller musikalischen Bestrebungen bezeichnen. Sie wollen nicht (mit Gretry) anerkennen, daß ihre oberflächliche Begeisterung sich noch außerhalb alles wahren Kunstgefühls und aller echten Erkenntnisse umhertreibt und lediglich auf das Vergängliche richtet. Kaum aber haben diese falschen Enthusiasten irgend einen angeblichen Meister aller Meister auf den Altar gesetzt und ihm Weihrauch gestreut, so kräht irgendwo ein neuer musikalischer Hahn, und augenblicklich verleugnen sie den noch eben Angebeteten und werfen ihn in den Winkel, um den neuen Bel zu, oder aus Babel an seine Stelle zu setzen. Und so, mit oder ohne Grazie, in infinitum.

Dieser rasche Wechsel von Bewunderung und Gleichgültigkeit, dieses Steigen und Verschwinden hochgerühmter Namen, bietet einerseits bequemen Stoff zu Scherz und Spott, andererseits aber auch zu ernsten und wehmüthigen Betrachtungen. Wie das Leben der meisten Menschen, ganz natürlich und unverschuldet, nur das Gewöhnliche umfaßt und sich daran erschöpft, so meistens auch ihre Kunstbetrachtung und Kunstübung. Wenige auf Erden sind berufen, ein intensiveres Dasein zu führen und als Künstler, Gelehrte, Feldherren, Staatsmänner u. s. w. Jahrhunderten als Vorbilder und Leitsterne zu dienen. Streben aber soll man mit allen Kräften des Geistes und Herzens, wenigstens in die Nähe dieser Chorführer der Menschheit zu kommen; man soll aus seiner bescheidenen Tiefe zu ihnen hinaufblicken, und durch Anerkenntniß und Liebe fremder Größe sein eigenes geringes Dasein heiligen. Nur der taugt gar nichts, welcher überall der Erste zu sein wähnt, oder Alles über einen todten Leisten schlagen will.

Der kleinste Gegenstand, dem Auge ganz nahe gerückt,

erscheint unermeßlich groß, und es ist nicht so leicht zu wissen, ob er blos durch seinen zeitlichen Standpunkt dafür gilt, oder wahrhaft alles Nahe und Ferne überragt. Erst in weiter Entfernung von Rom, wenn alle andern Kuppeln schon dem Auge entschwinden, erkennt man welch ein Riesenbau die Peterskirche ist; erst beim Sonnenuntergang sieht man vom Rigi, wie die kleinen Berge schon in tiefer Nacht liegen, während die Jungfrau und ihre Genossinnen noch immer in rosenrothem Feuer glühen. — Die geschichtliche und philosophische Kritik ist das Fernrohr, wodurch in Kunst und Wissenschaft der rechte Standpunkt und der Blick geschärft wird; das Auge der Begeisterung muß aber jeder mitbringen, sonst hilft alles Reden und Schreiben zu nichts.

Es ist unnöthig, mit unseren historisch-kritischen Andeutungen hinsichtlich der Oper über Lully hinaufzugehen. Er ward 1633 zu Florenz geboren, kam aber schon im zwölften Jahre nach Paris, und arbeitete sich von der Stelle eines unbedeutenden Küchenjungen empor, bis zu den höchsten Würden und dem größten Einflusse, den ein Künstler nur erwerben kann. Wie Corneille und Racine in ihrer Art, so herrschte er zur Zeit Ludwig's XIV. und noch lange nachher in der französisch-musikalischen Welt. Ja, seine Oper ward dergestalt begünstigt, daß kein anderes Theater mehr als zwei Sänger und sechs Geiger halten durfte, und fremde Musiker ganz hinweggewiesen wurden *). Gutentheils in Folge solcher Monopole hinterließ Lully (wol ein einziger Fall in der musikalischen Kunstgeschichte), anderer Dinge nicht zu gedenken, 37,000 Louisd'or in baarem Gelde **).

Zwei der berühmtesten Opern Lully's, welche vor uns liegen, Atys und Armide, reichen hin, einige allgemeine Bemerkungen daran zu knüpfen. Die Ouverturen erscheinen nicht sowol feierlich und einfach, als steif und leer; auch wird ein Versuch, in den Figuren einige Nachahmungen anzubringen, sogleich wieder aufgegeben. Alle Recitative sind in strengem, obwol öfter abwechselndem Takte geschrieben. Nicht blos für diese, sondern auch für die sogenannten Arien und Chöre gilt es als Regel (von welcher in der ganzen Oper nur ein paar Ausnahmen eintreten), daß zu jeder Silbe nur eine Note kommt, also die Musik gerade so viel Noten, als der Text Silben enthält. Obgleich sich nun natürlich höhere und tiefere, kürzere und längere Noten vorfinden, erhebt sich doch die Musik nicht über eine

*) Isambert collection des Lois XIX. 110. 156.

**) Dangeau Mémoires I, 200.

rhetorisch-syllabische Declamation und leidet an einer höchst ermüdenden Gleichförmigkeit. Ja, diese verschwindet nicht einmal in Duetten und Chören, weil auch da in allen Stimmen eine durchaus gleichartige Notirung vorherrscht und nirgends verschiedene Bewegungen oder Themata eintreten. Von Charakterisirung der Personen, sofern sie gleichzeitig singen, kann also gar nicht die Rede sein.

Als Rameau (geboren 1683, gestorben 1764) mit seinen Opern denen Lully's entgegentrat, klagten die Anhänger des Letztern, daß seine schöne Einfachheit und Natur verloren gehe und das Ohr durch eine allzuverwickelte Harmonie übertäubt werde. Rameau's Verehrer behaupteten hingegen, dessen tiefere und wissenschaftliche Einsicht in das Wesen der Musik habe zu sehr erheblichen Fortschritten geführt, und an die Stelle der langweiligen Armuth Lully's sei echter Reichthum getreten. Bevor jedoch dieser Kampf der Parteien zu Ende geführt war, mußten sich beide gleichmäßig wider Rousseau vertheidigen, welcher der ganzen französischen Compositionsweise, ja der Musik als Kunst überhaupt, den Krieg erklärte.

Seine Anklagen und Grundsätze sind im Wesentlichen folgende: Statt schöner Musik hören wir jetzt nur gelehrte und schwierige Musik. Unter dem Vorwande, das Fade zu verscheuchen, erhöht man blos die Verwirrung und glaubt Musik zu machen, wenn man nichts als Lärm macht. Wo die Leute Noten sehen, glauben sie Gesang zu finden, und doch bietet man ihnen nur Lärm und weiter nichts, voces praetereaque nihil. Nachahmungen, Fugen, Canons, mehrfache Themata, ineinandergreifende Stimmen u. dergl. sind ganz willkürliche, unbrauchbare Erfindungen. Diese geräuschvollen Dummheiten, welche das Ohr nicht ausstehen und die Vernunft nicht rechtfertigen kann, stammen aus den Zeiten der Barbarei und des schlechten Geschmacks, und bestehen (wie unsere gothischen Kirchen) nur noch zur Schande derjenigen, welche die Geduld gehabt haben sie einzuführen und aufzurichten. Auch das Duett und alle mehrstimmige Musik ist abgeschmackt und der Natur zuwider: denn mehre Personen sollen so wenig zu gleicher Zeit singen, als zu gleicher Zeit reden. Am unschicklichsten und thörichtsten erscheinen endlich diese Auswüchse in einer tragischen Oper, wo ja nur wohlerzogene Personen auftreten. Die zweite soll erst anfangen zu singen, wenn die erste aufgehört hat, oder höchstens mag man die zweite Stimme (nach der preiswürdigen Weise der Italiener) im Einklange, oder in Terzen und Sexten nebeneinander herlaufen lassen. Die Melodie ist die einzige Grundlage, der einzige Inhalt aller Musik, und wird lediglich

durch das Taktmaß bestimmt. Die Harmonie hat hiemit nichts zu thun; sie ist leer, unfruchtbar, wirkungslos und kann wol Uebelkeiten, aber keine Leidenschaften erregen. Der Himmel bewahre unsere Ohren vor aller Musik, welche aus der Harmonie hervorgeht. Nur die Italiener kennen wahre Musik, wogegen die Franzosen (besonders die aus Rameau's Schule) nur Lärm machen, ohne alle Wirkung. Ueberdies zeigt sich die französische Sprache ganz untauglich zur Musik.

Dem Allem widersprechend behauptete Rameau: die Harmonie sei die einzige Grundlage der Tonkunst, und alle große Wirkungen der Melodie gingen aus jener hervor. Eine vereinzelte Melodie klinge fade und werde ermüdend, bis ihr durch Bezugnahme auf die Harmonie und unter Mitwirkung derselben erst Charakter und Bedeutung gegeben werde. Jede Melodie müsse sich mit den Regeln der Harmonie vertragen; ja, sie habe darin ihren Prüfstein, und sobald sich eine nicht darauf zurückführen lasse, sei sie unnatürlich, unkünstlerisch und verwerflich.

Ohne Zweifel gehören Harmonie und Melodie so nothwendig und unzertrennlich zusammen, wie Zeichnung und Farben in der Malerei, und wer mit einem von beiden auszukommen glaubt, oder sich gar auf seine halbirte Begeisterung für die eine oder die andere Hälfte etwas zu Gute thut, ist in der Irre. Ja, mehr als fast bei irgend einer anderen Kunst, läßt sich bei der Musik die wissenschaftliche Grundlage mit streng mathematischer Schärfe entwickeln und erweisen daß die vielstimmige Musik, mit allen ihren Kunstformen, wesentlich in der Natur begründet und nicht (wie Rousseau behauptet) ein widerwärtiger barbarischer Einfall sei. Doch dürfen sich die großen Tonkünstler über den französischen Sophisten nicht mehr beklagen als die Baumeister, da er ja Werke wie den straßburger Münster ein schandbares Ueberbleibsel der Barbarei zu nennen wagt.

Sowie Rousseau an aller Organisation und höheren Ausbildung des Staats einen Anstoß nahm und dessen Auflösung anempfahl, damit die Menschen zu ihrer angeblich ursprünglichen Natur zurückkehren könnten, so war er auf dem Wege, mit gleichem Wahnsinn drei Noten als Triumph einfacher Natur an die Leute zu bringen. Gewiß gerieth unter seiner Mitwirkung die langweilige französische Psalmodie mit der oberflächlichen italienischen Beweglichkeit in lange Kämpfe, wobei gleich sehr zu fürchten war, daß eine dieser Parteien völlig obsiegen, oder beide in gleiche Erschöpfung hinabsinken würden.

Da geschah, was Niemand vorhersah oder ahnete: ein Meister trat auf, dessen Werke mit unverwüstlicher Kraft und Schönheit sich Bahn brachen und das oben von Gretry ver=

kündete Schicksal nicht zu befürchten haben. Wie Händel und Sebastian Bach nach scheinbarem Hinsterben zu frischem Leben emporblühen und die edelsten Gemüther von neuem begeistern, wird auch Gluck *) wie ein Fels der echten Kunst noch dastehen, wenn sich all die Gewässer musikalischer Sündfluten verlaufen haben. Gestern vor 60 Jahren, den 19. April 1774, ward in Paris zum ersten male Iphigenia in Aulis gegeben! Dieser Geburtstag einer ganz neuen, durchgreifenden Kunstrichtung hätte nicht ungefeiert vorübergehen sollen.

Wir theilten in unserem vorigen Aufsatze über die geschichtliche Entwickelung der Musik dasjenige mit, was Rousseau, dieser anmaßliche Reformator des 18. Jahrhunderts, zu ihrer Wiedergeburt und Verklärung in Vorschlag brachte. Stellen wir seiner neuen Weisheit eine Betrachtung Luther's, dieses Reformators des 16. Jahrhunderts, gegenüber. Er sagt **): „Wo die natürliche Musik durch die Kunst geschärft und probirt wird, da siehet und erkennet man erst zum Theil (denn gänzlich kann es nicht begriffen noch verstanden werden) mit großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes, in seinem wunderbaren Werke der Musika, in welchem vor Allem Das seltsam und zu verwundern ist, daß einer eine schlechte Weise oder Tenor (eine einfache Melodie), wie es die Musici heißen, hersinget, neben welcher drei, vier oder fünf andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlechte einfältige Weise oder Tenor, gleich als mit jauchzen, rings herum um solchen Tenor spielen und springen, und mit mancherlei Art und Klang dieselbe Weise wunderbarlich zieren und schmücken, und gleichwie einen himmlischen Tanzreigen führen, freundlich einander begegnen, und sich gleich herzen und lieblich umfangen, also daß diejenigen, so solches ein wenig verstehen und dadurch bewegt werden, sich deß heftig verwundern müssen und meinen, daß nichts seltsameres in der Welt sei denn solcher Gesang mit vielen Stimmen geschmückt. Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat, und durch solch lieblich Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß wahrlich ein grober Klotz sein u. s. w."

Daß viele Franzosen sich einbildeten, ihre musikalische Kunstschule sei die erste und einzige, und es komme lediglich darauf an, das Verhältniß zwischen Lully und Rameau festzustellen,

---

*) Der Raum erlaubt nicht, hier umständlicher auf die Geschichte der Oper in Italien und Deutschland einzugehen.

**) Werke VIII, 140. Jenaer Ausgabe.

ist bei der Sinnesart jenes Volkes nicht zu verwundern, Rousseau aber, welcher jene Schule angriff, hätte von den Wundern der deutschen und italienischen musikalischen Welt doch etwas mehr lernen sollen, bevor er so keck und absprechend urtheilte und verdammte. Bach, Händel, Kaiser, Hasse, Graun u. A. waren ihm indessen so gut als unbekannt, und auf die wahrhaft großen Italiener durfte er sich, zur Unterstützung seiner oberflächlichen Grundsätze, auch nicht beziehen. Denn Durante, Scarlatti, Lotti, Leo u. A. arbeiteten nichts weniger als einstimmig, sondern kannten und benutzten die Harmonie und alle diejenigen Kunstmittel, welche Rousseau als barbarisch verwirft.

Der Kampf, welchen Gluck gegen die Auswüchse der damaligen Musik unternahm, war wesentlich von dem Rousseau's verschieden: denn des Letztern Grundsätze hatten blos negative, auflösende Kraft, und würden das Edelste, gleichwie das Mangelhafte zerstört haben; Gluck's Angriff dagegen war zugleich ein positiver Sieg, indem er Ungekanntes, ja Ungeahndetes erschuf und vollendet hinstellte. Es galt nichts Geringeres, als eine wahrhaft dramatische Musik zu erfinden, und dem Klingklang der damaligen Modecomponisten ein Ende zu machen.

Ueber das Verfahren der Letzten hat sich Arteaga in seiner Geschichte der Oper scharf ausgesprochen. „Sie mishandeln (sagt er z. B.) den Ausdruck auf erbärmliche Weise, vernachlässigen die allgemeine Empfindung und legen allen Nachdruck auf einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Worte. Sie kennen weder die Sprache der einzelnen Leidenschaften, noch ihre verschiedenen Grade und Abstufungen. Das nämliche Thema, welches sie bei einer verliebten Arie gebrauchen, wenden sie auch zum Ausdruck des Wohlwollens, der Andacht, der Frömmigkeit und Freundschaft an. Nicht minder werden Argwohn, Unruhe, Eifersucht, Reue, Zorn u. s. w. auf einerlei Art behandelt. Daher kommt auch die Leichtigkeit, mit welcher die neuen Tonsetzer ihre Werke verändern und hundert verschiedenen Empfindungen anpassen. Aber was rede ich von verschiedenen Empfindungen? Es gibt nur wenig neue Arien, welchen man nicht Worte unterlegen könnte, die dem Inhalte der zuerst gewählten ganz entgegengesetzt sind. Außerordentlich freuen sich unsere gewöhnlichen Componisten, wenn sie in den Versen des Dichters etwa die Worte cara mia finden, worauf sie irgend eine affectirte Lapperei anbringen können, oder auch die kleinen Bilder von rieselndem Wasser, zitterndem Zephyr, zwitschernden Vögelchen, wiederhallendem Echo, krachendem Donner, schwarzer Dunkelheit u. s. w., die durch ihren häufigen Gebrauch fast ganz zum Ekel geworden sind. Anfossi z. B. hat kein Bedenken

gefunden, in der Oper Antigonus auf den zweiten Vokal des Wortes amato zwei mal neun und einen halben Takt hindurch lauter Coloraturen, in Summa 304 Noten, anzubringen! Und das nennt man dramatische Musik!"

Anfossi (den jetzt wenige Musikliebhaber auch nur dem Namen nach kennen) war übrigens keineswegs ein unbedeutender Componist, sondern zu der Zeit, wo Gluck und Mozart schon geschrieben hatten, in Italien noch so berühmt und beliebt, daß man ihn Tatone, den großen Vater der Musik, nannte; etwa so wie in neuester Zeit Rossini kurzweg der Meister (il maestro) hieß.

* * *

Anstatt diese Betrachtungen fortzusetzen, sollten wir wol über die vorgestrige Aufführung des Othello von Rossini Bericht erstatten. Könnte denn aber, da wir den uns zugemessenen Raum bereits verbraucht haben, das Vorstehende nicht einstweilen für eine Kritik gelten? Ein andermal ließe sich auf Verlangen darthun, wie sich Shakspeare's Meisterwerk zu dem vorliegenden Texte, oder wie sich Rossini's Oper zu denen verhält, zwischen welche hineingestellt zu werden sie das Glück oder Unglück gehabt hat: nämlich die Vestalin, Fidelio, Don Juan und Armide.

Heute nur eine Bemerkung. Wir ehrlichen Deutschen nehmen es mit der Musik dieser neuesten italienischen Schule viel zu ernst und gründlich: jeder Ton soll einen Gedanken, eine Empfindung, eine Leidenschaft ausdrücken. Rossini selbst würde sich jedoch über die Mühe, welche Sänger und Sängerinnen darauf verwenden, seine Musik dramatisch zu machen, oft nur verwundern, nicht aber das Geleistete bewundern; er würde vielmehr verlangen, daß seine melodischen Floskeln und Coloraturen noch viel leichter, bedeutungsloser und gewichtloser über die Zunge der Sänger gehen müssen, als (nach Hamlet's Verlangen) die sinnreicheren Worte. Jenes schwerfällige deutsche accentuirende und dramatisirende Bestreben bringt nur den tadelnswerthen Gegensatz zwischen Text, Charakter und Composition noch deutlicher zu Tage, und veranlaßt Kritiken und Einwendungen, welche man bei der italienischen Methode und dem leichten Vortrage dieser Opern von vorn herein zur Seite stellt. Dies Beiseitestellen ist allerdings eine Sünde gegen das Heiligste in der dramatischen Musik; hat man sich aber einmal dieser Richtung hingegeben, so thue man es wenigstens folgerecht, und halte Farbe bei den Spielereien oder Sündereien.

Wir haben (unter anderen) die Desdemona von der Colbran

und der Malibran, zufällig aber nicht von der Sontag, singen hören. Gesang und Spiel jener Italienerin war in hohem Grade ausgezeichnet, und das der Spanierin, der Malibran, noch lebhafter und wirksamer; aber besonders in der letzten Scene eher furchtbar und entsetzlich, als edel und schön. Desdemona, dies schuldlose Lamm, welches sich, nach Shakspeare, demüthig und im Tode noch liebevoll, von dem schwarzen Tyrannen hinopfern läßt und dadurch Milde über das herbe Gemälde verbreitet, hatte sich (mehr noch als es der thörichte Text verlangt) in ein so gewaltiges Weib verwandelt, daß sie mit ihrem Verfolger in eine förmliche Balgerei gerieth und es lange zweifelhaft blieb, wer obsiegen würde, bis Othello sie zuletzt auf der Erde hin und her schleifte und niederstach.

Frau Schröder-Devrient hat im Vergleiche mit der Malibran sehr viel ermäßigt und eben dadurch eine größere und edlere Wirkung hervorgebracht. Doch ist, trotz Text und Composition, das Andenken an die shakspearische Desdemona in Kopf und Herzen noch so lebendig, daß wir die Frage aufwerfen müssen: ob nicht in der letzten Scene noch Einiges (z. B. das Ergreifen bei den Haaren und das Stampfen mit dem Fuße) zu mildern oder abzuändern sein möchte.

Dieser Zweifel thut der Behauptung keinen Eintrag, daß die Schröder-Devrient auch diesmal ihre Meisterschaft als dramatische Sängerin aufs glänzendste bewährt hat. Insbesondere gab sie die Schlußscene des zweiten, und die erste und zweite Scene des dritten Akts mit einer Vollendung, welche die größte Theilnahme erweckte und ein zweimaliges Herausrufen herbeiführte. Auch die Anstrengungen der übrigen Mitspielenden wurden von dem Publicum anerkannt und insbesondere Herr Hoffmann am Schlusse ebenfalls gerufen.

7.

Lob und Tadel der Sänger und Sängerinnen.

— — — Jede Aufführung des Don Juan kann man eher für ein wichtiges Ereigniß halten, als das Einstudiren eines halben Dutzend unbedeutender, oder geradehin schlechter Opern. Mit dieser Ansicht stand ohne Zweifel die Stimmung in Ver-

bindung, welche sich vorgestern im Publicum hinsichtlich zweier Mitspielenden zu gleicher Zeit in Lob und Tadel kund gab. Wir sind weit entfernt, eine Erklärung dieses entgegengesetzten Bezeigens in Leidenschaften, Vorurtheilen und unechten Nebengründen zu suchen; vielmehr erschien uns Beides, nur von zwei verschiedenen Standpunkten aus, ganz natürlich und angemessen. Die Tadelnden hielten nämlich daran fest: daß man auf dem ersten Operntheater Deutschlands und bei Aufführung eines der größten Meisterwerke die höchsten Anforderungen machen könne und solle; daß übertriebene Nachsicht und übereiltes Lob die Sänger verderbe und das Publicum immer mehr herabstimme; und daß die Directoren (durch Erscheinungen solcher Art beruhigt) es zuletzt für überflüssig halten dürften, die zurückgegangene Oper wieder auf die frühere Höhe zu heben. Man solle die Aufführung des Don Juan, wie sie noch vor wenig Jahren von Blume, Bader, der Schulz, Milder, Seidler u. A. stattfand, nicht vergessen, nicht durch Lobhudeln des Mittelmäßigen jene größeren Verdienste in den Schatten stellen und den Anfängern Veranlassung geben, sich für vollendete Künstler zu halten.

So die Tadler; wogegen die Lobenden wol folgende Betrachtungen anstellten: Das Vergangene lasse sich nicht durch stete Aeußerungen der Unzufriedenheit wieder herstellen, und neben der gerechten Verehrung der früheren und größeren Talente dürfe, ja solle man es dankbar anerkennen, sobald die gegenwärtig auftretenden Künstler durch Fleiß und Anstrengung ihre Mittel zu reinigen und zu verstärken suchten. Wenn also in dem vorliegenden Falle einer jungen Künstlerin Beifall zu Theil geworden, so sei hiemit keineswegs gesagt, daß im Vergleiche mit ihrer hochverdienten Vorgängerin, der Madame Milder, nichts zu wünschen übrig bleibe, sondern nur daß jene Künstlerin seit der letzten Aufführung sehr löblich das Vorbild einer wahrhaft dramatischen Sängerin benutzt und sich bemüht habe, ihren Bewegungen mehr Leben, ihrem Vortrage größeren Ausdruck und ihren melodischen Figuren mehr Gleichheit und Weichheit zu geben.

Beide Theile des Publicums hatten also, unseres Erachtens, nach Maßgabe ihres Standpunktes Recht, und Künstler wie Directoren mögen gleichmäßig das Lob und den Tadel berücksichtigen. Nicht oft genug kann man indeß darauf zurückkommen, daß jeder, welcher die Bühne betritt, das allererbärmlichste Geschäft übernimmt, sofern er entweder von Natur nicht über die kleinste Nebenrolle emporsteigen kann, oder (bei größeren Anlagen) vergißt, daß die Kunst ein höchst edler und

wichtiger Beruf sei, welcher die größten und unablässigsten Anstrengungen erfordert.

Sagen wir es nur rund heraus: gar viele junge Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen lassen es an einer Hauptsache fehlen, — dem Fleiße! Die anfängliche Nachsicht des Publicums, von welcher wir eben sprachen, gilt den Eingebildeten und Lässigen für einen genügenden Beweis des größten Verdienstes; und der innern Eigenliebe kommen dann Väter und Mütter, Muhmen und Basen, Verehrer und Verehrerinnen nach Kräften zu Hülfe; — bis das langmüthige Publicum die Geduld verliert, der Beifall in Schweigen übergeht und die kurze Laufbahn mit Trommeln und Zischen endet. Zu Gesellschaften und Zerstreuungen aller Art haben die Anfänger und Anfängerinnen immer Zeit; von echt musikalischer Schule und Arbeit ist hingegen kaum mehr die Rede. Zum Beweise, daß wir nicht ungerecht sind, oder übertreiben, möge hier eine Stelle aus Bontemps Geschichte der Musik Platz finden, welche erzählt, wie Virgilio Mazzochi (Kapellmeister an der Peterskirche zu Rom) in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts seine Schüler in Gesang und Musik beschäftigte.

„Eine Stunde des Tages wurde zur Uebung schwerer Passagen angewandt, eine andere zum Triller, und wieder eine andere zum Singen vor dem Spiegel, in Gegenwart des Meisters, um sich gute Geberden und Stellungen beim Gesange anzugewöhnen. Nachmittags wurde ein Theil der Zeit dem Studium der theoretischen Musik gewidmet, indem man eine Stunde sich beschäftigte, zu einem Canto fermo einen Contrapunkt zu setzen und in einer andern die Erklärungen der Regel des Contrapunkts aus dem Munde des Meisters zu hören und sie sogleich mit der Feder in Ausübung zu bringen. In einer dritten Stunde beschäftigte man sich mit Lesen. Die übrige Zeit des Tages wurde zur Uebung auf dem Flügel oder zur Composition eines Psalms, einer Motette, Canzonette, oder eines Liedes angewandt, je nachdem die Kräfte des Schülers weit reichten. An den Tagen, da es den Schülern erlaubt war auszugehen, pflegten sie außerhalb der Porta angelica, zunächst dem Monte mario, wo ein Echo war, zu singen, wo ihnen dann das Echo ihre Fehler wieder hören ließ. Zu anderer Zeit fanden sie sich in den Kirchen ein und hörten entweder die Musik mit an, oder wurden dabei angestellt, worauf sie, nach ihrer Zurückkunft in das Collegium, ihrem Meister Rechenschaft von dem geben mußten, was sie bemerkt hatten."

8.

Beethoven und Haydn.

Mittwoch den 23. April wurde im Opernhause gegeben: Die C-moll-Symphonie von Beethoven, Adagio und Variationen für die Flöte, gesetzt und vorgetragen von Fürstenau; endlich die Schöpfung von Haydn. Die Einnahme der Musikausführungen am Bettage fließt bekanntlich in eine Unterstützungskasse (Spontini-Fonds) für hülfsbedürftige Theatermitglieder; sie reicht indessen, obgleich das Haus auch diesmal ganz besetzt war, hiezu nicht aus.

Schon im Jahre 1738 wurde in London eine Gesellschaft zur Versorgung bejahrter Tonkünstler und ihrer Familien gegründet, zu welcher die Mitglieder größere oder geringere Beiträge zahlen mußten. Die Gesellschaft ward löblich verwaltet und gewann außerdem durch Vermächtnisse und Concerte. Eilf mal ward, von 1749 bis 1759 der Messias unter Händel's Leitung aufgeführt, und im Jahre 1784 gab man fünf große Concerte zu dessen Andenken. Die Einnahme von diesen Vorstellungen kam fast ganz den musikalischen und andern milden Stiftungen zugute und betrug 160,000 Rthlr.

Die C-moll-Symphonie, vielleicht die vollkommenste unter allen Symphonien Beethoven's, brachte in der letzten Aufführung, wie immer, eine ungemein große Wirkung hervor. Vergleichen wir indessen die hiesige Aufführung mit anderen, z. B. in Paris und Dresden, so möchten wir den letzteren einen Vorzug zugestehen, welcher sich nicht sowol auf die Leitung und die ausübenden Künstler, als auf die Oertlichkeit, auf das Lokale bezieht. Die Säle des pariser Conservatoire und des dresdner Zwingers sind elliptisch, hinter dem Orchester und zu den Seiten desselben fest geschlossen, und bilden einen so trefflichen Resonanzboden, daß die Instrumente stärker, reiner und voller klingen, als im hiesigen Opernhause, sobald nämlich das Orchester auf die Bühne verlegt ist. Denn der leinwandene hintere Vorhang, die Coulissen und die offene Decke verschlingen die Hälfte aller Anstrengungen, und nur die andere Hälfte der Tonmassen wirft sich hinaus unter die Zuhörer. Es erweiset sich also auch hier, daß unsere Bühnen in vieler Beziehung verloren haben, seitdem sich daselbst gar nichts Festes, Abgeschlossenes, den Ton Zurückwerfendes mehr vorfindet, sondern Alles

in Leinwand und Vorhänge, in Thüren, Seitenöffnungen und Durchgänge aufgelöset ist.

Herr Fürstenau zeigte sich als Meister, wir möchten sagen auf der deutschen Flöte, oder in deutscher Behandlung derselben. Denn in den italienischen Orchestern hat die Flöte einen viel schärfern durchdringendern Ton, sodaß wir sie nicht als das weichste und mildeste Instrument bezeichnen möchten. Noch weniger Aehnlichkeit hat unsere Flöte mit dem griechischen Instrumente, welches man in den Uebersetzungen Flöte zu nennen beliebt, das aber, laut Aristoteles (Politik VIII, 7), einen durchaus heftigen, leidenschaftlich aufregenden Charakter hatte.

— — Als die Schöpfung und die Jahreszeiten zum ersten male gegeben wurden, erhob sich, neben lautem Beifalle, auch mancherlei Tadel, welcher gutentheils daher entstand, daß sich beide Werke nicht in das zeitherige Fachwerk geistlicher und weltlicher Musik unterbringen ließen. Seitdem hat man sich überzeugt, daß sie eben keine Nachahmung eines Anderen, sondern eigenthümliche Erzeugnisse eines Meisters sind. Ueber Einzelnes läßt sich streiten, z. B. über den Text, die Behandlung der Recitative, die Malereien u. s. w. Die Tadler der letztern werden indeß zugeben, daß Boieldieu's ähnlicher Versuch in der Ouverture zum Rothkäppchen viel unglücklicher ausgefallen ist; des alten Matheson nicht zu gedenken, welcher, weil das Wort Regenbogen im Texte vorkam, die Noten der Partitur in krummer Linie schrieb, daß sie für das Auge die Gestalt eines Halbzirkels bildeten. Ueberhaupt war Haydn gar nicht der erste große Meister, welcher sich in musikalischen Malereien versuchte; so hat (um nur einen zu nennen) schon Händel in seinem Israel in Aegypten das Springen der Frösche, das Summen der Fliegen und Mücken, das Niederfallen des Hagels, den Weg durch die Wüste, das Ertrinken von Roß und Reitern u. s. w. dargestellt. In wie weit dies und Aehnliches gelungen oder mislungen ist, darüber läßt sich vielleicht ein andermal eine Untersuchung anstellen.

9.

Der Freischütz.

Es gibt Rollen, die man gewöhnlich für leicht hält, weil sie keinen großen Kraftaufwand oder, bei der Unbestimmtheit des Charakters, keine scharfe Zeichnung erfordern und erlauben. Zu diesen Rollen zählt man gewöhnlich auch die Agathe im „Freischütz", welche Frau Schröder-Devrient gestern im hiesigen Opernhause gab. Wir müssen dieser Annahme insofern beistimmen, als das Publicum sich damit begnügt, wenn die Agathe nur rein gesungen und mit larmoyanter Weichheit gesprochen wird. Weil aber jener Charakter auf diesem Wege nur zu leicht ganz unbedeutend und negativ erscheint, muß der wahre Künstler sich nicht mit der oft ausgesprochenen Klage begnügen: „es ist mit dieser Rolle nichts anzufangen", sondern er muß doppelten Fleiß auf sie verwenden, die Zeichnung des Dichters und Componisten vervollständigen, Licht und Schatten verbreiten und dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit geben, ohne der Einheit zu schaden. Diese Einheit ist aber keineswegs eine langweilige Einerleiheit, und jene Mannichfaltigkeit keineswegs ein buntes Auftragen unpassender Farben. Frau Schröder-Devrient bewies ihre Meisterschaft auf doppelte Weise: sie erhob die Förster-Tochter nie über den Kreis ihrer ursprünglichen Natur (wie dies so oft, z. B. mit der Louise in „Kabale und Liebe" geschieht), sie wußte Abstufungen und Leben in diesen enggezogenen Kreis hineinzubringen; dahin rechnen wir unter Anderem das stumme Spiel, Kommen, Gehen, Wiedereingreifen u. s. w. in dem meisterhaften Terzett des zweiten Akts.

Frau Schröder-Devrient ist allerdings (gleichwie Frau Crelinger) vorzugsweise für Rollen geeignet, die durch Kraft der Leidenschaft und Begeisterung das ganze Gemüth des Menschen in Anspruch nehmen und fortreißen; aber es wäre ein arger Irrthum, zu glauben daß hiezu nichts gehöre, als eine starke Stimme und lebhafte Bewegungen. Solch ein Anwenden äußerer Mittel erweiset lediglich den Mangel aller wahren Kunst und entbehrt deshalb auch aller echten Wirkung. Nur wer seine Naturgaben durch unermüdlichen Fleiß erzieht und veredelt, bis er Herr aller Töne und Bewegungen geworden ist, und wer das Schwierigste (Haltung, Maß und Schönheit) sich zu eigen gemacht hat, wird von diesem Mittelpunkte aller Kunst aus seine Darstellungen bis zur furchtbarsten Kraft steigern und bis

zur größten Milde ermäßigen können. Ohne jene künstlerische Einsicht und Vollendung erscheint das erste wie eine blinde Wuth (mi viene una rabbia, sagen die Italienerinnen), und das letzte blos wie Mattigkeit und Leblosigkeit. Aber Manche scheinen zu glauben, der tragische Kothurn sei ein Siebenmeilenstiefel, sodaß es nur einen Schritt koste, um sich mitten auf den Altar des künstlerischen Heiligthums hinzustellen: und nicht minder irrig halten Andere ihre Hauspantoffeln für den rechten Soccus des Lustspiels.

In unsern Tagen, wo das Allegro weit mehr als das Adagio geübt und bewundert wird, verdient es noch besondere und lobende Erwähnung, daß Frau Schröder-Devrient dieses mit ungemeinem Ausdrucke und großer Vollendung vorträgt. Gewiß besteht der höchste Triumph einer Sängerin nicht darin, binnen der kürzesten Zeit die größte Zahl von kleinen Noten zu singen. Die große Scene im zweiten und das Gebet im dritten Akt fanden den lautesten und verdientesten Beifall.

10.

Ueber Gastspiele.

Mit der zweiten Aufführung des „Othello" ist das erste Drittheil der Rollen der Schröder-Devrient bereits beendigt. Durch zahlreichen Besuch und lauten Beifall hat das Publicum sich aufs Bestimmteste für die Künstlerin ausgesprochen: was jedoch nicht hindern kann, die anziehende Frage über die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Gastrollen-Spiels im Allgemeinen noch einmal ins Auge zu fassen.

Die Gegner desselben sprechen: durch die theure Bezahlung des Gastspiels wird eine so ungeheure Menge Geld nutzlos vergeudet, daß man dafür die größten Künstler für immer gewinnen könnte. Der einheimische fleißige Sänger oder Schauspieler erhält in einem Jahre oft nicht soviel, als der Gast in einem Monate. Spielt oder singt dieser schlecht, so ist der Verlust offenbar und unleugbar; aber auch die größten Einnahmen, welche der kunstbegabte Gast herbeizieht, bieten nur einen Scheingewinn, weil das Haus in den Zwischentagen wo er nicht auftritt, leer bleibt und nach seiner Abreise die Ermattung und

Uebersättigung des Publicums nur zu sichtbar wird. Hiezu kommt, daß jedes Gastspiel eine Menge von Proben und Anstrengungen u. s. w. nach sich zieht, die den Gang der künstlerischen Aufgaben unterbrechen, ohne dauernde Früchte zu tragen. Ja, trotz aller Bemühungen, bleibt in der Regel Gesang und Spiel des Gastes so fremdartig und ohne Zusammenhang und Uebereinstimmung mit dem Uebrigen, daß nur der oberflächliche Liebhaber an der Erscheinung des Neuen Vergnügen finden kann, nicht aber der Kenner. Ueberhaupt spielt oder singt jeder Gast entweder schlechter oder besser als der angestellte Künstler; in jenem Falle ist es thöricht ihn auftreten zu lassen, im letzten vernünftig ihn anzustellen, Unbrauchbare aber zu entlassen.

Auf dies und Aehnliches läßt sich erwidern: das Schauspiel darf keineswegs vorzugsweise wie eine Geldspeculation betrachtet werden; man soll hier so wenig, wie beim Anschaffen eines Gemäldes oder einer Bildsäule, fragen: was bringt sie ein? sondern: was ist sie werth? Und wenn das Theater Zuschüsse bedarf, so hat man blos zu erwägen, daß selbst in den Zeiten hoher Bildung und großer Liebhaberei keine Kunstanstalt irgend erheblicher Art sich ohne außerordentliche Beisteuern zu erhalten im Stande war. Die Frage darf jedoch aufgeworfen und soll beantwortet werden: ob man die gewöhnlichen und außerordentlichen Einnahmen gut verwendet?

Der Preis des Gastspiels für große Künstler läßt sich so wenig vorweg festsetzen, als der Preis aller anderen Dinge; was dem Einen schon zu theuer erscheint, hält der Andere noch für billig, und wer das Meiste bietet, mit dem kommt der Vertrag zu Stande. Dadurch, daß ausgezeichnete einheimische Künstler ebenfalls im Auslande Gastrollen geben, gleicht sich übrigens der Geldgewinn aus, welcher fremden Künstlern hier zu Theil wird. Ermattung und Gleichgültigkeit des Publicums entstehen am ersten, wenn es ohne Wechsel und Auffrischung immer dasselbe von denselben Personen sehen und hören soll; wogegen jedes Gastspiel zur Vergleichung auffordert und schon deshalb ins Theater treibt. Ist das Repertoir reich und wird Jahr aus Jahr ein der gehörige Fleiß angewandt, so zieht das Gastspiel keine großen, außerordentlichen Anstrengungen nach sich. Ebenso wenig stört der tüchtige Gast die Harmonie des Spiels, sondern erweiset nicht selten daß dasjenige, was man bisher dafür gehalten, sehr unharmonisch und mangelhaft gewesen sei. Ohne Gastspiel und Kunstreisen, ohne das Verschiedenartige und Mannichfaltige zu sehen und zu prüfen, bleibt der Künstler und Kritiker nur zu leicht einseitig und wird beherrscht von Gewohn-

heiten und Vorurtheilen. Allerdings soll man stets die Trefflichsten für Schauspiel und Oper festzuhalten suchen, doch hängt dies keineswegs immer allein von der Direction ab; und eher ließe sich zu große Milde gegen das Mittelmäßige, ja Unbrauchbare rügen, wenn dies einmal zur Stelle ist. Jedenfalls erscheint es löblich, wenn die Directionen vor dem Abschließen neuer Verträge die Stimme des Publicums hören und berücksichtigen; ja es ist zu billigen daß sie selbst einem minder Begabten erlauben, in dem Falle einmal als Gast die Bühne zu betreten, wo man das Zurückweisen desselben, ohne Zustimmung des Publicums, misdeuten oder unreinen Nebengründen beimessen könnte.

Aus diesen, leicht weiter auszuspinnenden Reden und Gegenreden geht schon zur Genüge hervor, daß sich die Frage über Nützlichkeit und Schädlichkeit des Gastspiels keineswegs, und so wenig als irgend eine wahrhaft lebendige Frage, mit einem abstrakten Ja oder Nein beantworten läßt, sondern daß Ort, Zeit und Person, daß Gründe und Gegengründe für jeden einzelnen Fall mit Unbefangenheit geprüft werden müssen, um eine angemessene Entscheidung herbeizuführen.

Ob in dem vorliegenden Falle der Vertrag über das Gastspiel der Frau Schröder-Devrient ganz zu billigen sei oder nicht, hängt wesentlich davon ab, was sie noch während ihres Aufenthalts singen wird. Wir wissen sehr wohl, daß sie durch die Kraft ihrer großen Anlagen und ihrer Kunst auch über mittelmäßige Compositionen einen glänzenden Schein verbreiten und die Zuhörer fortreißen kann; ja wir haben gesehen, daß sie selbst Anna Bolena, dies stümperhafte Machwerk Donizetti's, aufrecht halten konnte; aber Aufgaben dieser Art sind in Wahrheit für eine solche Künstlerin zu gering, und wir müssen zu ihrem Besten und zum Besten aller Zuhörer wünschen, daß weder freie noch aufgezwungene Wahl sie länger in solchen Bahnen festhalte. So gewann einst auch die Milder im „Waisenhause", dem „Augenarzte" u. s. w. (damals sogenannte hübsche Musik, jetzt vergessene Opern) großen Beifall; aber bald erkannte man in Berlin ihren wahren Beruf, und trotz alles Tadels den man im Einzelnen über sie aussprechen darf, verdient es Anerkenntniß und ungetheiltes Lob, daß sie das Edelste und Großartigste aller dramatischen Musik in Beethoven, Cherubini, Gluck, Mozart, Salieri und Spontini zum wesentlichen Inhalt ihres Strebens und ihrer Darstellungen machte und seitdem niemals mehr dem Einbruche des Verkehrten und dem Götzendienste mit dem Mittelmäßigen förderlich war. Dieser großartige Beruf ist heute augenscheinlich der Frau Schröder-Devrient von der Natur

zugewiesen, wogegen jeder andere nur untergeordnet und ihrer unwürdig erscheint. Sollten wir also (durch wessen Schuld es auch geschähe) nicht mindestens noch Armide, Euryanthe und Statira von ihr wiederholentlich singen hören, so müßten wir bekennen, daß leider unsere Wünsche und Hoffnungen nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen wären.

11.

Gluck und Spontini (Olympia).

Schon oft ist der Vorwurf ausgesprochen worden, daß die Opern Spontini's zu geräuschvoll und betäubend wären, und insbesondere die Stimmen der Sänger übermäßig und auf eine verderbliche Weise angriffen. Dessenungeachtet finden jene Opern großen Beifall, ja man würde sie vielleicht noch öfter geben, wenn der Componist nicht sehr natürlich den Wunsch hegte, daß jede Aufführung in allen Beziehungen tadellos und vollkommen sei, und zu diesem Zwecke viele Proben forderte und abhielte.

Jene Vorwürfe und diese Erfahrungen stehen in einem Widerspruche, welchen kein Machtspruch auflösen, sondern nur eine nähere Untersuchung begreiflich machen kann. Ja, die letzte wird dadurch doppelt anziehend, daß Klagen und Erfahrungen solcher Art seit mehren Hundert Jahren (ja seit Platon) bei jedem ausgezeichneten Componisten und auf jeder merkwürdigen Entwickelungsstufe der Tonkunst wiederkehren.

Als z. B. Lully die Erlaubniß erhielt, der alten Kapelle Ludwig's XIV. gegenüber die sogenannte Gesellschaft der kleinen Violinen zu errichten, welche sich durch Beweglichkeit und Gewandtheit vor jener auszeichneten, klagten die Verdrängten und ihre Anhänger über leichtsinnige und lärmende Neuerungen. Dessenungeachtet behielt Lully die Oberhand und gewann den allgemeinsten Beifall, bis, wie wir schon erzählten, Rameau hervortrat. Die schöne, alte, erhabene Einfachheit (so erneute sich die Klage) gehe verloren und Verkünstelung und Ueberladung trete an ihre Stelle. Deshalb wies Rousseau nach Italien hin, als sei dorther die einzige Hülfe zu holen. Allein hier finden wir die nämlichen Beschwerden, und ein sachkundiger

Beurtheiler schrieb damals *): „Man klagt in England über die laute Begleitung der Instrumente, aber in Italien ist es hiemit doppelt übel bestellt. In der Oper kann man nichts als die Instrumente hören, außer wenn die Bassisten singen, welche es mit ihnen aushalten können. Das Orchester spielt nicht blos zu laut, sondern hat auch zu viel zu thun.“

Unterdessen trat Gluck auf, und la Harpe (der sich für einen großen Kritiker hielt und auch dafür galt) sagte von dessen Opern **): „Man ist mehr betäubt als bewegt; diese rohe Erschütterung der Sinne schadet den Bewegungen der Seele, und man bemerkt daß der Autor seinen ganzen Ausdruck nur zu oft in einem großen Lärm, und alle seine Hülfsmittel in großem Geschrei sucht. Dies gezwungene Wesen ist der Natur ganz entgegen und von einer gründlichen Kunst sehr verschieden.“

In ähnlichem Sinne schrieb Berchoux:

> Plus d'une Iphigénie et d'une Clitemnestre,
> Sont mortes à vingt ans victimes de L'Orchestre ***).

Piccini, der Melodist, ward nun nach Paris berufen, um Gluck's Ungethüme niederzukämpfen; über ihn waren jedoch in Italien früher schon ähnliche Klagen erschollen †), insbesondere, daß er die Instrumente übermäßig beschäftige, weshalb auch kein Notenschreiber seine Opern mehr für die gewöhnlichen Preise abschreiben wollte. Und doch sind die Partituren Piccini's (so z. B. die seiner berühmtesten Oper, der buona figliola, welche vor uns liegt) so dünn und durchsichtig, daß sie leichter zu spielen sind als alle neueren Klavierauszüge.

Ungestört durch alle diese Klagen eilten die größeren und kleineren Componisten, unter Beistimmung des Publicums, auf der betretenen Bahn immer weiter vorwärts. Gretry (der schon behauptete, Gluck's Forderungen an die Sänger gingen über menschliche Kräfte hinaus) erklärte sich hierüber wie folgt ††): „Es gibt eine andere Thorheit, die immer mehr Ansehen gewinnt und um so gefährlicher ist da sie dem großen Haufen der Zuhörer imponirt: nämlich die, viel Lärm zu machen. Es scheint, daß man seit der Einnahme der Bastille in Frankreich keine Musik anders als mit Kanonen setzen kann, — ein verdammenswerther Irrthum, welcher entbindet von Geschmack, Anmuth, Erfindung, Wahrheit, Melodie und selbst Harmonie;

*) Burney's Reise 74.
**) Stegmaier über Gluck, S. 211.
***) Stendhal über Rossini, 328.
†) Burney I, 229.
††) Gretry Essai sur la Musique I, 429. II, 57.

denn diese bestand niemals in Lärm. Wenn wir nicht Acht haben, werden wir Ohren und Geschmack des Publicums abstumpfen und die Musik dadurch so gewiß zu Grunde richten, als die dramatische Kunst bei den Griechen und Römern durch die Pantomime. Die Harmonie ist jetzt viel zu verwickelt, die Sänger und Instrumentisten haben ihre natürlichen Kreise überschritten, noch größere Schnelligkeit in der Ausführung würde die Musik für das Ohr unvernehmbar machen und ein Schritt weiter uns in das Chaos zurückwerfen. So befiehlt uns Alles zur Einfachheit zurückzukehren, welche für uns jeden Reiz der Neuheit haben wird."

Aehnlich war der Gang der Dinge in Deutschland. Reichardt's Opern hießen z. B., im Verhältniß zu denen Graun's, verkünstelt und überladen, und derselbe Reichardt schrieb später: „Nur der, dessen Geschmack schon völlig stumpf und verdorben ist, begehrt die stärksten Gewürze zu seinen Speisen, wenn er Geschmack daran finden soll." Ihm und Vielen erschien Don Juan, die Vestalin und ähnliche Opern in dieser Beziehung schon alles gebührende Maß zu überschreiten. Wie noch viel härtere Urtheile anfangs über Beethoven's Fidelio ausgesprochen wurden, haben wir schon erwähnt.

Ganz dieselbe Reihe der Erscheinungen und Beurtheilungen finden wir bei der Instrumentalmusik; so z. B. (noch früherer Componisten nicht zu gedenken) hinsichtlich der, in verschiedenen Zeitpunkten hochgelobten und vielgetadelten Symphonien von Gossek, Gyrowetz, Stamitz, Kotzeluch, Vanhal, Pleyel und so hinab bis Beethoven. Dies Alles ins Auge fassend, sagt der kenntnißreiche Fetis *): „In der neuen Schule sind fast bei jedem Tonstücke alle Effekte vereinigt. Wenn auf der einen Seite ein gewisser Glanz und Fülle gewonnen wird, schleicht sich doch auf der anderen die Uebersättigung ein. Das Ohr, einmal daran gewöhnt, findet alles Andere schwach; wie der Schlemmer die feinsten und mit Gewürz überfüllten Speisen den einfachen herben Nahrungsmitteln vorzieht."

So viel für heute zur vorläufigen Aufhellung des geschichtlichen Zusammenhanges; ein andermal wollen wir versuchen, an diese widersprechenden Erscheinungen und Forderungen einige allgemeinere Betrachtungen anzuknüpfen.

Ueber die Klagen und Erfahrungen, deren wir in unserem letzten Aufsatze erwähnten, ist von verschiedenen Standpunkten

*) Briefe eines Reisenden über Musik, I, 22. Ueber Musik, S. 131.

aus sehr bestimmt und entschieden abgeurtheilt worden. Die Rückläufigen (Retrograden) wollen, wie in Staat und Kirche, so auch in der Kunst, Alles auf irgend einen früheren Zustand zurückführen, den sie willkürlich herausgreifen und in solchem Maße ausschließend verehren, daß ihnen jede spätere Forderung und Entwickelung als verderblich und verdammlich erscheint. Die Festgewachsenen (Stabilen) glauben außerhalb der beweglichen Welt einen unwandelbaren archimedeischen Punkt des Herrschens und Beharrens gefunden zu haben, und sehen von dieser Tageshöhe mit Verachtung auf Vergangenheit und Zukunft hinab. Für die Männer der Bewegung endlich hat nur die Zukunft Werth und Bedeutung, und sie möchten der allzu schnellen Zeit in der Ueberzeugung noch zuvoreilen, das Allerneueste sei jedesmal nothwendig auch das Allerbeste, und die Geschichte der Musik führe auf geradliniger Kunststraße zur unbedingten Vollendung.

Diese sich ganz widersprechenden Grundsätze und Ergebnisse dreier Betrachtungsweisen zeigen augenscheinlich, daß jede nur einen Theil der Wahrheit ergriffen hat, und daß die ausschließende Herrschaft der einen oder der andern so unheilbringend sein würde wie jede Parteiherrschaft. Wir können also keine der drei Antworten, welche sie auf die hier in Rede stehenden Fragen geben, für genügend und erschöpfend halten. Auch wird uns von einer anderen Seite her eine angeblich untrügliche Richtschnur, ein nie fehlender Prüfstein dargeboten. Das Genie und die Begeisterung (so spricht man) haben immer Recht; durch ihre erzeugende Kraft wird Staat, Kunst, Wissenschaft u. s. w. geboren, belebt und erhalten, und Alles was kalte, kleinliche Kritik dagegen aufbringt und einwendet, erweiset wo nicht ihren Neid, doch ihre unfruchtbare Ohnmacht. — Es wäre ganz leicht und bequem, in diesen Chor der begeisterten Jünger einzufallen, wären sie nur über die Meister einig; allein bei genauerem Hinhören ertönen die Vivats und Pereats bunt durcheinander, und Jeder hat eine andere Flasche, aus welcher er seine Begeisterung schöpft. Gewiß ist es nicht so leicht wie Viele glauben, das wahre Genie von dem falschen, die echte Kunstgröße von schädlicher Manier, die edle Begeisterung von thörichter Trunkenheit zu unterscheiden. So werden wir immer wieder auf Kritik und Kunstgeschichte hingewiesen und müssen uns überzeugen, daß die Theorie und die Praxis nicht in unbedingtem Widerspruche stehen, sondern sich wechselseitig reinigen und fördern.

Aller dieser Weitläufigkeiten und Mühseligkeiten sind diejenigen überhoben, welche sich kurzweg auf ihr Gefühl, ihre

Empfindung berufen. Allerdings hat jede Empfindung, als Thatsache, ihren Werth und ihre Bedeutung; sie kann und soll nicht abgeleugnet werden oder ganz unberücksichtigt bleiben: aber noch irriger wäre es in dem subjectiven Meinen, dem augenblicklichen Belieben das höchste Gesetz und die letzte Entscheidung zu sehen. Diese Art von Volkssouveränetät löset, wie den Staat so auch die Kunst auf. Hiezu kommt daß die Fähigkeit zu hören und zu fassen, die Capacität für die Musik in verschiedenen Zeiträumen, Völkern und Personen ungemein verschieden ist; ja daß diese Fähigkeit des Einzelnen durch Uebung sehr gesteigert, durch Nachlässigkeit sehr abgestumpft werden kann. In allen Künsten und Wissenschaften finden wir einen Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, und einen Höhepunkt, von wo aus das Zusammengesetzte zum Ueberladenen und Uebertriebenen wird, oder doch so erscheint. Rousseau fand diesen Punkt schon im zweistimmigen Gesange, während größere Meister im Stande waren Doppelchöre zu schreiben und zu hören.

Seit 150 Jahren ist nun die Fähigkeit zu hören und zu begreifen für die Oper und die Instrumentalmusik außerordentlich gestiegen, während sie für die Kirchenmusik und alle strengeren Formen der Fuge abgenommen hat. Dort heißt Manches jetzt flach und durchsichtig, was früher unbegreiflich und überladen erschien; und hier nennen selbst Geübtere das ein verwirrtes überkünsteltes Labyrinth, worin sich ehemals die Meisten sehr bequem zurechtfanden.

Sollen nun Dittersdorf und Kotzeluch, oder ihre Anhänger die Gesetze geben für Mozart und Beethoven, oder irgend ein dünner Kirchencomponist unserer Tage für S. Bach und Händel? Jeder Einzelne mag stehen bleiben wo er will; aber die Entwickelung der Tonkunst bleibt nicht stehen, weil irgend ein musikalischer Zionswächter Halt ruft.

Es wäre anmaßend und thöricht, die Grenzen irgend einer Kunst a priori unbedingt feststellen zu wollen; wol aber läßt sich der Weg und die Richtung erkennen und bezeichnen, in welchen sie sich bewegt. Und da ist ohne Zweifel die Oper jetzt weit mehr in Gefahr durch übertriebene Massen und Quantitäten in Schwulst, als durch Streben nach zu großer Einfachheit in Leerheit überzugehen; auch können wir die Klage nicht ungegründet nennen, daß der Gegensatz der Arien und des Chors nicht genug festgehalten und der menschlichen Stimme, besonders den verstärkten Orchestern gegenüber, oft Uebermäßiges zugemuthet werde. Viele unserer Operncomponisten erinnern an Napoleon, welcher sagt: ich habe jährlich 100,000 Soldaten

(hier Sänger) zu consumiren. Andererseits weiß jeder sich jetzt engagirende Sänger, welchen Anstrengungen er entgegengeht, und seine Klagen werden so wenig die Instrumente fortschaffen, als Klagen der Soldaten etwa das Feuergewehr. Auch kann man zuletzt noch immer die Fragen aufwerfen: ob die Orgeln nicht ehemals stärker ertönten als jetzt die Blaseinstrumente des Orchesters? und ob Sebastian Bach durch seine Messen nicht noch größere Ansprüche an Brust und Lunge des Sängers machte, als ein heutiger Componist durch seine Opern?

Daß Spontini, um auf ihn zurückzukommen, von allen ihm zu Gebote stehenden Kunstmitteln reichen Gebrauch und die größten Ansprüche an die Capacität der Hörer macht, leidet keinen Zweifel; allein es wäre durchaus irrig, wenn man deshalb allein ihn lobpreisen oder anklagen wollte. Die neuere deutsche, französische und italienische Schule bewegt sich in derselben Richtung, und manche Tonsetzer haben Spontini noch weit überboten. Zuletzt kommt also das Meiste darauf an: ob man jene Mittel an der rechten oder unrechten Stelle anwendet, und da sind z. B. die Klagechöre der Weiber im Cortes und die Triumphgesänge in Olympia weit eher zu rechtfertigen, als der entsetzliche Lärm, welcher leer und gedankenlos in so mancher neuen Oper ohne allen Grund, um Nichts und wieder Nichts gemacht wird.

Ein von Bewunderung fast trunkener Vertheidiger der undramatischen Opernmusik *) sagt rund heraus: es sei unklug, einen Operntext genau durchzulesen; und im gleichen Sinne behaupten sehr viele der jetzigen Musikliebhaber: man müsse von den Worten und dem dramatischen Inhalte der Opern ganz absehen, auch sei die Dichtung gleichgültig und dergestalt Nebensache, daß nur das Talent des Tonkünstlers über Werth, Wirkung und Dauer einer Oper entscheide.

Ist dies gegründet, so könnte man, um das schwierige Aussprechen der Worte und die vielen Consonanten los zu werden, alle Noten nach Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si absingen und etwa blos über jede Nummer schreiben, man ißt, man trinkt, man liebt, man spricht vom Kettenhunde Nero, man stiehlt Löffel, man prügelt sich, man verführt ein Frauenzimmer u. dergl. mehr. Auch hätten die Directionen hiebei den Vortheil, daß das Honorar für die Poeten ganz wegfiele, und die Zuhörer nicht vier Groschen, sondern kaum vier Pfennige für

*) Stendhal über Rossini, 50.

das kurze, im Lapidarstyl geschriebene Opernrecept zu zahlen brauchten.

Ernsthaft gesprochen, erweiset die Natur und die Geschichte der Kunst, daß keine Oper bleibenden Werth behält und behalten kann, sobald Melodie und Worte ganz willkürlich aneinander geleimt oder übereinander gepappt sind, und daß auch der größte Tonkünstler der Nemesis nicht entgeht, wenn er einen schlechten Text wählt oder den Dichter nur wie einen untergeordneten Zwangsarbeiter betrachtet.

Für diese Ansicht haben wir einen Gewährsmann, der alle jene widersprechenden Meinungen aufwiegt. Gluck sagt: So viel auch ein Tonkünstler Anlagen besitzt, so wird er doch niemals eine andere als mittelmäßige Musik machen, wenn der Dichter nicht einen Enthusiasmus in ihm erweckt, ohne welchen die Producte aller Künste schwach und ärmlich sind.

Indem Gluck so den Dichter höher stellte als die übrigen Componisten, indem er an ihn und sein Werk glaubte, hob er sich selbst und schrieb Opern wo Töne und Worte lebendig ineinander greifen und für die Ewigkeit untrennbar verbunden sind. — Er hatte, sagen Manche, Glück bei der Wahl seiner Texte; wir behaupten, es war nicht blos Glück oder Zufall; es war auch tiefe Weisheit und bewies die Kraft, ein großes zusammengesetztes Kunstwerk in seiner Totalität und zugleich in allen einzelnen Theilen aufzufassen, zu erkennen und zu gestalten.

Als Spontini seine Laufbahn begann, fehlte es so wenig als jetzt an Opernbüchlein, und er schrieb an 20 Opern vor der Vestalin. Auf ähnliche Weise hätte er 40 schreiben und den Ruf einer unermeßlichen Productivität begründen können; aber diese Sternschnuppen und Raketen würden nach kurzem Glanze verschwunden und vergessen gewesen sein, ohne Licht und Wärme zu hinterlassen. Sowie Gluck's größere Laufbahn mit der Iphigenia in Aulis, beginnt die Spontini's mit der Vestalin.

Selbst diejenigen, welche leugnen, daß das vorgesteckte hohe Ziel von ihm erreicht worden sei, müssen zugeben er habe Kraft des Charakters und musikalische Begeisterung gezeigt, indem er den Beifall des Tages verschmähte und die Kunst aus höherem Standpunkte betrachtete. Denn das Große zu wollen (sagt ein altes Wort) ist mehr, als das Geringe vollbringen. Schreibt man ferner die Wahl der Texte nicht der Weisheit und Begeisterung, sondern lediglich dem Glücke zu, so gehört Spontini wenigstens zu den glücklichsten Tonkünstlern. Wir erkennen gern den Werth der idyllischen und häuslichen Kreise an und

wollen keineswegs mit Leiermädchen und Schweizermädchen, mit Fischermädchen und Förstertöchtern Händel anfangen; aber es bedarf Lieder und Chöre höheren Tones (altioris indaginis), wenn drei Welttheile der Schauplatz der Handlung sind, wenn das Römerthum in der Vestalin, Spaniens Größe im Cortes, das macedonische Reich in der Olympia, das deutsche in der Agnes von Hohenstaufen, die Feenwelt in Nurmahal und Alcidor vorübergeführt werden. Angenommen, daß Spontini durch musikalische und kritische Eroberer aus der Hälfte dieser Besitzungen vertrieben würde, er bliebe doch ein Potentat und eine Hauptmacht in der musikalischen Welt.

Daß der Dichter der Olympia die Nachrichten von einem gewaltsamen Tode Alexander's benutzte, können wir nicht tadeln; ja der Geschichtschreiber darf wünschen daß eine Tochter des großen Königs vorhanden gewesen wäre, um der wildbewegten, in sich zerrissenen Welt die Ruhe wieder zu geben. Sobald man (und dies ist nothwendig) an die ernsten, großen Thatsachen glaubt und die Worte nicht blos für einen Rahmen oder Canevas hält, wird man die Musik begreiflich finden und den Maßstab verwerfen, wonach diejenige Oper die beste ist, aus welcher sich die meisten Cotillons für die Winterbälle arrangiren lassen.

Weil nun aber That, Wort und Musik in der Olympia zusammengehört, mußte jeder es doppelt beklagen, daß die bisher zum Grunde gelegte Uebersetzung in einem Maße ungeschickt, untreu, unverständlich und holperig war, daß sie selbst die der Armide noch übertraf. Beide Opern sollten ganz neu übersetzt werden, und sowie Herr Rellstab für die Armide einen preiswürdigen (hoffentlich nicht vergeblichen) Anfang gemacht hat, sind mehre Musikfreunde, insbesondere Herr Professor Raupach, bemüht gewesen, den Text der Olympia an sehr vielen Stellen wesentlich zu verbessern.

Die Darstellung der Statira hat uns von neuem in der Meinung bestätigt, daß Frau Schröder-Devrient als dramatische Sängerin die größten Wirkungen hervorzubringen vermag, und daß hier ihr wahrer Beruf liegt. Rollen, wo der melismatische Gesang vorwaltet und die matt und thatenlos sich hinschleppende Fabel keine Kraft der Begeisterung und des tiefen Gefühls fordert oder erlaubt, mag sie Anderen überlassen. In den beiden Hauptscenen der Statira sahen wir keine Schauspielerin, die uns allerhand Künste vormacht um den Beifall zu erzwingen; wir sahen und erlebten mit ihr Alles, was Worte und Töne aussprachen. Dies ist der Triumph der dramatischen Kunst.

Uebrigens liegt die Schwierigkeit die Olympia aufzufassen,

unseres Erachtens keineswegs allein darin, daß sie zu lärmend sei *) (vielmehr ist des Milden und Zarten nicht weniger darin anzutreffen), sondern die Anstrengung folgt wesentlich daraus, daß Worte und Musik über drei Stunden lang eine ununterbrochene Aufmerksamkeit erfordern. Dasselbe gilt in größerem oder geringerem Maße von allen denjenigen Opern, wo nicht gesprochen wird und die Recitative wahrhaft dramatisch gedichtet und gesetzt sind. Während z. B. im Freischütz die unerhörte Geschichte von dem Probeschuß, im Oberon vom Säcken der Weiber, im Don Juan vom Frühaufstehen, dem Bruder Credit u. s. w. vorgetragen werden, kann man sich bequem erholen, umsehen, lorgniren u. dergl.; nicht so in der Vestalin, der Armide, Alceste u. s. w. Ob übrigens jene Opern durch Ruhepunkte oder leere Stellen solcher Art nicht mehr verlieren als gewinnen, ist sehr die Frage; wir unsers Theils glauben daß, wenigstens in Don Juan, Mozart's bewundernswürdige Musik ohne jene Allotria noch größere und ungestörtere Wirkung hervorbringen würde.

Obgleich ein genaueres Studium der Olympia uns mit ihrem Werthe besser als sonst bekannt gemacht und unsere Fähigkeit zu hören erhöht hatte, hegten wir doch eigentlich a priori die Absicht, wenigstens an den Trompeten und dem Triumphzuge des dritten Aktes einen Anstoß zu nehmen und ihn zu misbilligen. Unwillkürlich vergaßen wir aber diesen Vorsatz, fühlten uns durch die Kraft der Musik nach Asien versetzt, gedachten des Schicksals so vieler Könige und Völker und wurden von der jugendlichen Empfindung wieder ergriffen, mit welcher wir vor 25 Jahren über den Triumphzug Alexander's des Großen am Flusse Hydaspes folgende Worte niederschrieben: Nachdem man dem Herkules, dem Jupiter Ammon, den andern Göttern und den indischen Flüssen Opfer gebracht, nachdem Alexander aus goldener Schale die Spende dargeboten hatte, brachen Alle auf in prachtvoller, vorgeschriebener Ordnung. Der Chorgesang der Schiffenden hallte zwischen den felsigen, waldbewachsenen Ufern in ungeheurem Echo zurück, vom Lande her ertönten die Antworten der übrigen Macedonier und der Inder, dann trafen Alle zusammen in gleichem Lobliede. Welch ein Triumphzug, welch ein plötzliches herrliches Leben in diesen Gewässern und Felsen! Mehr als zweitausend Jahre sind seitdem verflossen, und jene Ufer haben nie wieder hellenische

*) Freilich verschwindet das Milde, wenn das Orchester, im bestimmten Widerspruche mit den deutlichsten Vorschriften der Partitur, stets überlaut begleitet und die Tempi zu rasch nimmt.

Gesänge gehört, das Echo ist stumm geblieben bis auf den heutigen Tag, es erklingt nur in unseren Herzen mit freudiger Wehmuth.

12.

Bellini's Montecchi und Capuletti.

Der Beschluß, die „Montecchi und Capuletti" von Bellini auf dem königlichen Theater zu geben, erregte in mancher Beziehung Aufmerksamkeit und veranlaßte entgegengesetzte Urtheile. Die Einen nämlich sprachen: schon längst hätte man diese und ähnliche Opern, welche die neuesten Fortschritte der italienischen Kunstentwickelung darlegen, nicht vorsätzlich zur Seite schieben, sondern sie rascher und wo möglich besser wie auf der Königstädter Bühne aufführen sollen. Wir müssen es also der Schröder-Devrient danken, daß sie hiezu einen nützlichen Anstoß gab, und die Direction loben daß sie sogleich, mit Zurücksetzung widersprechender Ansichten, darauf einging. Denn die Rolle des Romeo ist ohne Zweifel die vorzüglichste jener Künstlerin, und mit Recht hat sie dieselbe zu ihrem Benefiz gewählt.

Hierauf erwiderten Andere: es ist nicht die Aufgabe der königlichen Bühne, alles und jedes Neue, ohne Rücksicht auf innern Werth einzulernen, vielmehr soll sie der oberflächlichen Mode dadurch einen Damm entgegenstellen, daß sie (weniger auf Geldgewinn als auf höhere Kunstzwecke hingewiesen) nur das wahrhaft Klassische und Vollendete hervorhebt und ausstattet. Nachgiebigkeit der Directionen gegen unkünstlerische Forderungen führt, wie nur zu viele Beispiele erweisen, dem Untergange der Kunst unausweichlich entgegen. Wo Shakspeare, Calderon, Goethe und Schiller den greuelvollen, ekelhaften, zucht- und geschmacklosen Stücken weichen müssen, welche der pariser literarische Terrorismus jetzt verpestend über Europa zu verbreiten strebt; wo ebenmäßig die größten Tonkünstler nicht blos dem leichtsinnigen, aber talentvollen Rossini, sondern dessen schwächlichen Nachahmern und Schülern nachgesetzt werden, da sinkt die Bühne zu einem oberflächlichen Zeitvertreibe herab, ja sie wird leider oft ein verdammlicher Mittelpunkt für sittliche und ästhetische Ausartung.

— — In der That hat der angebliche Dichter der Oper „Montecchi und Capuletti" Shakspeare's Wunderbau so niedergerissen und zerstört, daß kaum einige Ruinen davon aufzufinden sind; er hat die tiefste, geistreichste und gefühlvollste Dichtung verwandelt in ein trockenes, nüchternes, strohernes, widersinniges Textbüchlein. Und weil nun ein paar pikante Situationen aus dieser Oede grell herausgucken (wie etwa einzelne grün gebliebene Zweige aus einem von Raupen abgefressenen Walde), sollen hier reichere Siegeskränze zu flechten sein als in den Lorbeerhainen der Vestalin und den Rosen- und Myrtenbüschen der Armide?? Credat Judaeus Apella!

Allerdings ist die Musik nicht so schlecht wie der Text, allein sie erhebt sich nirgends über das Mittelmäßige, und im Verhältniß zu der heutigen Ausbildung der Tonkunst hat Bellini bei weitem nicht so viel geleistet, als früher Zingarelli und Georg Benda bei Behandlung desselben Gegenstandes.

Ueberhaupt zeigt die Oper nur da das Allergrößte, wo aus Poesie, Musik und Darstellung ein einziges, zusammengehöriges, gleichmäßig vollendetes Ganzes erwächst; sobald hingegen das eine oder das andere dieser Elemente fehlt oder zurückbleibt, oder nur hineingekünstelt wird, ist der rechte Gipfel noch auf keine Weise erreicht.

Armide, — dies Meisterwerk einer romantisch-dramatischen Oper, diese Rolle, welche alle Tonleitern der mannichfachsten Gefühle und Leidenschaften entwickelt und der Persönlichkeit der Schröder-Devrient mehr zusagt wie irgend eine andere, für deren musikalische und poetische Berichtigung Spontini und Rellstab mit gleicher Liebe Alles vorgearbeitet hatten, Armide wäre das rechte Benefiz und der höchste Triumph der Schröder-Devrient gewesen.

So etwa lauteten vor der Aufführung der Montecchi die verschiedenen Meinungen, und nur in einem Punkte trafen die Streitenden zusammen: nämlich in ihrer Verehrung für die Schröder-Devrient. Ja, sie behaupteten, daß hauptsächlich diese Verehrung und Theilnahme den wechselseitigen Eifer hervorgerufen habe.

13.

Marschner's Jüdin.

Selten thut ein Mensch so viel als er kann, niemals erreicht er so viel als er wünscht und bezweckt. Dem schärferen Beobachter entgeht indessen nicht, ob dies Zurückbleiben hinter dem vorgesteckten Ideale Folge der allgemeinen Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur, oder lediglich Folge von Nachlässigkeit, Leichtsinn oder Anmaßung ist. Für diesen Fall ist Strenge des Urtheils vollkommen gerechtfertigt und eine milde Behandlungsweise in der Regel ebenfalls nur auf Leichtsinn und Unkunde gegründet. Wenn dagegen ein Künstler oder Schriftsteller Alles gethan hat, was seine Natur ihm erlaubt, wenn sich in seinem Streben ein Ernst, in seinen Kenntnissen die Vielseitigkeit, in Verarbeitung des Stoffes Fleiß und Verstand nicht verkennen lassen, so hat er hiedurch ein Recht gewonnen daß man ihn mit seinem eigenen Maße messe und nicht verurtheile, weil er nur ein Mensch und kein Riese ist. Müßte jeder Maler ein Raphael, jeder Bildhauer ein Phidias, jeder Tonkünstler ein Mozart, jeder Geschichtschreiber ein Thucydides sein; — wer könnte da bestehen und wie einsam würden jene Chorführer und Helden der Kunst und Wissenschaft leben, wenn es verdrießlichen Kritikern verstattet würde, alle diejenigen zu vernichten, welche sich wie Planeten um jene Sonnen bewegen.

Von dem hier angedeuteten Standpunkte aus läßt sich das Lob Marschner's (dessen „Templer und Jüdin" gestern auf dem hiesigen Operntheater aufgeführt wurde) und der Tadel Bellini's begründen und rechtfertigen.

Die Schwierigkeit, aus einem Roman einen guten Operntext zu machen, hat sich auch bei dem „Templer und der Jüdin" erwiesen. Was dort in epischer Breite dargelegt werden darf, soll hier zusammengedrängt und sichtbar vor's Auge geführt werden. Hieraus folgt aber die Nothwendigkeit, Vieles auszulassen, Mittelstufen zu umgehen und ähnlich Wiederkehrendes nebeneinander zu stellen. Viele Verhältnisse bleiben dann unerklärt und unerklärlich, und das Angeschaute thut eine ganz andere Wirkung als das Erzählte. So werden hier z. B. die Verhältnisse der Sachsen und Normannen, die Thätigkeit oder Nichtigkeit des Königs, die Liebe zu Rovena, das Verfahren der Templer u. s. w. nicht genügend entwickelt, und man muß in Gedanken gar viel hinzufügen, um die Lücken auszufüllen.

Gilbert's große Scene im zweiten Akt erinnert an die der Vestalin; aber wie viel besser erwachsen hier alle Stufen der Gefühle und Leidenschaften aus der augenblicklichen Situation selbst, während dort im gewissen Sinne eine geschichtliche Auseinandersetzung nachgeholt wird, um den Ritter erst auf seine eigenen Füße zu helfen. Rovena ferner, die nichts thut als ihre Prachtkleider zeigen, müßte in größere Thätigkeit gesetzt werden und freundlich oder feindlich gegen Rebekka auftreten. Daß diese, die edelste und hervorragendste Gestalt, zuletzt zur Seite geworfen wird und Gott danken muß daß die Christen sie nicht verbrennen, thut um so weher, als man vor Allem diese größte Dissonanz des ganzen Stücks gern aufgelöset sähe. Mit Vorsatz sind heitere Elemente in die Oper hineingeflochten; aber diese Absicht tritt fast zu bestimmt hervor, und Wanda wie Tuck stehen neben der eigentlichen Geschichte, oder greifen wenigstens auf keine Weise so in die Handlung ein wie Osmin, Pedrillo, Papageno und Cherubim in den so oft mit großem Unrecht getadelten Texten der Mozart'schen Opern. Die Musik überträgt jene Mängel; aber es geht doch immer ein Theil ihrer Wirksamkeit dadurch verloren, und wir glauben, die in so vieler Beziehung ausgezeichnete Oper Marschner's würde durch die mögliche Umänderung einiger Theile des Textes noch gewinnen.

Daß der Componist an der übertrieben hochliegenden Rolle der Jüdin Einiges geändert hat, billigen wir auf jede Weise. Es ist ein wesentlicher Verlust, daß unsere Tonsetzer jetzt fast immer nur für Diskant, Tenor und Baß schreiben, und man möchte wünschen, daß eine neue Faustina einen neuen Hasse veranlaßte, den Alt in seine Rechte wieder einzusetzen. Denn selbst Diejenigen, welche unsere Vorliebe für weibliche Mezzo-Sopranstimmen nicht theilen, werden zugestehen daß da wo diese hingehören, jetzt nur zu oft eine tadelnswerthe Lücke offenbar wird.

Frau Schröder-Devrient hat durch die Kunst ihres Vortrages und durch ihr bewundernswürdiges Spiel den allgemeinsten Beifall erworben, und auch sonst verdiente die Aufführung in vieler Beziehung übliche Anerkenntniß. Da indeß zu weiterer Entwickelung hier nicht der Ort ist, so möge nur noch die Bemerkung Platz finden, daß überall wo der Text an die Grenzen des Gemeinen anstreift, der Schauspieler nicht hinabziehen, sondern veredeln und sich in künstlerischer Höhe halten muß. Deshalb, glauben wir, sollte Tuck mehr humoristisch heitern Uebermuth, als die Gebrechen zeigen, welche unverschönert eigentlich für keine Bühne gehören. Völlig verfehlt war unseres Erachtens Isaak von York. Denn wenn auch der Apfel bis-

weilen weit vom Stamme fällt, ist doch gar kein genügender Grund vorhanden, daß Vater und Tochter im allerhöchsten Gegensatze des Edeln und Unedeln erscheinen. Ist Isaak auch kein Nathan der Weise, soll er doch noch weniger als ein gemeiner herumziehender Jude aufgefaßt werden, und wenn z. B. Herr Lemm der Frau Schröder-Devrient zur Seite gestanden hätte, würde er die tiefste Rührung und den edelsten Schmerz des Vaters gezeigt und, seiner Tochter würdig, auf die Zuschauer den größten Eindruck hervorgebracht haben.

14.

Weber's „Euryanthe“.

Gestern wurde im königl. Opernhause Weber's „Euryanthe“ unter Mitwirkung der Schröder-Devrient in der Titelrolle wiederholt.

Betrachten wir zuvörderst den Text dieser Oper, so leidet er ohne Zweifel an dem großen Mangel, daß er in vieler Beziehung ohne eigentliche Handlung, also undramatisch ist. Denn Adolar's Thaten bestehen zuletzt nur darin, daß er sich etwas aufbinden und seine unschuldige Geliebte, aus angeblicher Großmuth, unter Drachen und Schlangen sitzen läßt. Ferner ist der König so nichtiger Art, daß der ihn darstellende Schauspieler bei aller Geschicklichkeit nicht weiß, wie er seine Zeit auf der Bühne hinbringen soll; Lysiart endlich, der blos horcht und lügt, nimmt unter den bösen Charakteren eine ganz unbedeutende Stelle ein.

Hiezu kommt, daß leider auch der Wendepunkt des Ganzen, die Spitze und Katastrophe, unklar und ungenügend erscheint. In Shakspeare's „Cymbeline“ werden dem Posthumus solcherlei Zeichen und Beweise mitgetheilt, daß er an der Treue seiner Gemahlin Imogen allerdings zweifeln kann; in der Euryanthe ist hingegen statt dessen (wir wissen nicht, ob aus falscher Ziererei) die wunderliche Geschichte von der Emma in den Vordergrund geschoben, und Plauderhaftigkeit eines Mädchens wird mit Unkeuschheit gleichgestellt, oder es wird doch vorausgesetzt, jede Geschwätzige sei auch untreu. Ferner fällt die Quasi-Zauberwirkung des Ringes unpassend in einen nichts weniger als wunderbaren Verlauf hinein; und dieser Ring, durch wel-

chen die gute Emma nur erlöset werden kann, im Fall man ihn von ihrem Finger abzieht und ans Tageslicht bringt, soll doch niemals aus dem Grabgewölbe hinweggenommen werden. — Als Euryanthe im zweiten Akte laut ihre Unschuld behauptet, schreien Alle sie an: „Du gleißend Bild, Du bist enthüllt!" — im dritten Akte hingegen ist der König nebst seinen Begleitern auf der Jagd besser gelaunt, und sie haben die Geduld Euryanthen ausreden zu lassen, was allerdings nöthig ist um die Oper zu Ende zu bringen.

Die Absicht: in der Euryanthe einen frommen und milden, in der Eglantine hingegen einen davon wesentlich verschiedenen, bösen und heftigen Charakter aufzustellen, damit der Tonkünstler für eine entgegengesetzte Behandlung Gelegenheit erhalte, ist an sich löblich, wird aber großentheils wieder vernichtet, weil die milde Euryanthe in solche Angst und Leidenschaft hingetrieben wird, daß sie alle Geduld verlieren und Eglantinen in dieser Beziehung fast noch überbieten muß. Deshalb sondern sich diese zwei, scheinbar himmelweit verschiedenen Personen doch keineswegs so, wie Klytemnestra und Iphigenia, Donna Anna, Elvire und Zerline, die Gräfin und Susanne, Olympia und Statira u. s. w. Zeigt sich nun die Euryanthe sehr mild und geduldig, und die Eglantine sehr heftig und herrisch (sowie wir früher beide Charaktere von Madame Seidler und Madame Schulz spielen sahen), so tritt der ursprünglich und im Ganzen bezweckte Gegensatz ohne Zweifel deutlicher hervor; allein die einzelnen Worte und Melodien stimmen dann oft weniger zu dieser ruhigen, als zu einer lebhafteren Auffassung und Darstellung Euryanthens.

Diesen Ausstellungen gegenüber rechnen wir es dem Texte der Euryanthe als einen Vorzug an, daß alles lange und leere prosaische Hin- und Herreden wegfällt und eben jegliches in Musik gesetzt und durch Musik getragen und verklärt ist. Wir bleiben in einer und derselben Stimmung und Haltung, und es wird uns nicht zugemuthet, aus den edelsten Tönen in die ordinairste Plauderei hinabzusteigen und auf das Zeichen des Kapellmeisters uns mit einem Salto mortale wieder in die höchsten Regionen echter Kunst hinaufzuschwingen. Gewiß steht die große, wahrhaft dramatische Oper in ihrer Vereinigung von Dichtkunst, Musik und Tanz der antiken, mit Recht bewunderten Tragödie am nächsten; eignet sich aber der Stoff nicht zu einer solchen Behandlung, so muß auch der Componist denselben vielmehr als leichte Operette oder als Liederspiel behandeln, und keineswegs alle nur erdenklichen Kunstmittel an unpassender Stelle anwenden, oder vielmehr vergeuden.

Obgleich der Text der Euryanthe, vom dramatischen Standpunkte aus, zu erheblichen Einwendungen Veranlassung gibt, so verdienen doch (wenn wir das Ganze als solches bei Seite lassen) die einzelnen Scenen, Lieder und Gesänge sehr großes Lob. Sie sind eben lyrischen Inhalts und erlauben, ja fordern einen selbständigen musikalischen Rahmen. Schwerlich hätten Gluck oder Spontini jemals einen der von Weber bearbeiteten Texte erwählt, sofern bei jenen das Dramatische, die Handlung und Anordnung, sowie Zusammenhang und Uebereinstimmung des Ganzen vorzugsweise heraustritt. Weber's Talent war dagegen wol mehr lyrisch als dramatisch, und deshalb mögen ihn diejenigen Stoffe am meisten angezogen haben, wo er dasselbe ungehindert entwickeln und Melodien anbringen konnte, die jeden ergreifen und sich unvergeßlich einprägen. In ähnlicher Weise scheint uns, in einer früheren Periode, Reichardt mehr ein lyrischer als ein dramatischer Künstler gewesen zu sein.

Niemals würde Weber ein Recitativ geschrieben haben wie das der Donna Anna in Don Juan, oder Scenen wie Iphigenia's Traum und Armidens Mordversuch. In solcher Weise aus sich heraustreten, können nur wenige Riesengeister, deren Persönlichkeit verschwindet, weil sie die Kraft besitzen sich wie ein Proteus zu verwandeln und unzählige Gestalten anzunehmen. Glücklich und reich begabt nennen wir aber auch Den, welcher in der eigenen Brust die Quelle aller Gefühle bewahrt und dessen eigene unverkenntliche Gestalt überall mit Wohlgefallen wiedergefunden und betrachtet wird.

Weber ist ein deutscher Componist wie wenige; denn die tiefste und edelste Sentimentalität wissen nur Deutsche ganz zu schätzen, und wenn sich derselben allerdings leicht ein Anflug von Kränklichkeit zugesellt, so wird die Vorliebe für den Künstler nur desto inniger und schwärmerischer. Ein deutscher Meister ist Weber auch deshalb, weil er, weit entfernt seinem Talente leichtsinnig zu vertrauen, die Kunst mit größtem Ernste studirte und mit einer Sorgsamkeit und Gründlichkeit arbeitete, wovon die musikalischen Dutzend-Fabrikanten und ihre Lobredner keinen Begriff haben. Ja, die Ehrfurcht vor dem Werthe und der Würde der Kunst macht ihn bisweilen zu ängstlich, und Melodien z. B., welche ein Anderer wol zwanzig mal in verschiedenen Wendungen vorgebracht hätte, werden grausam abgekürzt und zur Seite geschoben, aus übertriebener Furcht leer und trivial zu erscheinen. Daher hat sein Styl nicht selten etwas Unruhiges, Zerschnittenes, was wiederum mit einer andern, allgemeinern Erscheinung der neuen Kunstentwickelung in Verbindung steht.

Wir möchten diese Entwickelung bis Gluck und Mozart die diatonische, das Verfahren Weber's, Spohr's und Anderer hingegen die chromatische nennen. Dort geht ein Stück eben aus einem Ton, und die Tonleiter besteht aus sieben Tönen; hier aber bezeichnet die Vorzeichnung fast nichts mehr, die Tonleiter hat mindestens zwölf, oder durch enharmonische Tonverwechslungen noch viel mehr Töne. Die Kunst des Fortschreitens (wir erinnern an Paläſtrina) ist fast ganz abhanden gekommen, die Beweglichkeit des Modulirens dagegen auf eine früher ungekannte Höhe getrieben worden. In dieser Behandlung liegt ohne Zweifel ein ungemein großer, aber auch verführerischer Reiz; der Misbrauch gesellt sich fast unabweislich zum Gebrauche, bis die süßen Kunstmittel (dulcia vitia), besonders bei schwächeren Nachahmern, fast noch gefährlicher und schädlicher erscheinen als das Ungeschick und die Unbeholfenheit mancher früheren Tonsetzer.

15.

Die Schweizerfamilie von Weigl.

Weigl's „Schweizerfamilie", welche am 9. d. Mts. auf dem königl. Operntheater gegeben ward, hatte sich einst des größten und allgemeinsten Beifalls zu erfreuen, während jetzt so Mancher behauptet: Text und Musik stamme aus einer schwächlichen sentimentalen Zeit her, über welche man sich glücklicherweise erhoben habe. Allerdings gibt es eine kränkliche Sentimentalität, welche man bisweilen irrig für eine erhöhte und verklärte Gesundheit gehalten hat; es gibt aber, sowie in der Sittlichkeit, so auch in der Kunst einen Stand einfacher natürlicher Unschuld, welcher erst dann verkannt und verhöhnt wird, wenn die Augen lediglich durch eine Art von künstlerischem Sündenfall aufgegangen sind.

Meisterhafte Idyllen haben mehr Werth als bombastische Tragödien, und Theokrit ist ein größerer Dichter als Seneka. Der „Werther" bleibt (trotz der damit verwandten Ausartungen) ein immerdar zu bewunderndes Werk, und selbst der „Siegwart" steht in der Geschichte der Dichtkunst auf gesunderen Füßen als etwa „Der todte Esel" von Jules Janin. Gewiß wäre es ein Zeichen der Ueberspannung und Ueberbildung, wenn Ge-

stalten, wie „Emmeline" und „Pamina" nicht mehr verstanden, sondern fade und unbedeutend gescholten würden.

Es sei erlaubt, an dieser Stelle (ohne nähere Bezeichnung einzelner Personen und Aufführungen) einige Bemerkungen in allgemeinerer Form auszusprechen, wozu jeder Musikfreund aus seiner eigenen Erfahrung leicht Beispiele auffinden wird.

1) Viele Sänger und Sängerinnen nehmen nicht eher eine Rolle zur Hand, als bis sie ihnen von der Direction zugeschickt wird. Dies ist eine durchaus irrige Methode, denn sie macht die eigene Kunstbildung von gar vielen Zufälligkeiten abhängig, bringt sie auf einen sehr beschränkten Kreis zurück, und ist ein trauriges Zeichen daß es an dem innern Eifer fehlt, welcher keines äußeren Anstoßes bedarf. Jeder Schauspieler und Sänger, welcher sich über das Allergewöhnlichste erheben will, muß auch von solchen Kunstwerken Kenntniß nehmen, welche durch die Mode des Tages oder durch andere Gründe von der Bühne verdrängt sind; er muß weiter in die Kunstgeschichte zurücksehen als Leute, welche blos zum Zeitvertreibe einmal die Oper besuchen. Ueberhaupt sollten junge Sänger und Sängerinnen schon im voraus alle diejenigen Rollen einüben, in welche sie künftig einzurücken hoffen. Denn, nicht allein wird jede Direction sich freuen, wenn sie auf diese Weise etwa entstehende Lücken rasch ausfüllen kann, sondern die Gunst des Publicums wendet sich auch mit Recht denen zu, welche, anstatt tausend Schwierigkeiten und Einwendungen zu erheben, die Hand bieten um Wünsche zu befriedigen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Hiezu kommt, daß nur derjenige im Stande ist einem ausgezeichneten Künstler in seinen Leistungen genau zu folgen und von ihm zu lernen, welcher selbst die Rolle durch eigenes Studium bereits kennt, also im Stande ist jeden Vorzug, jede Abweichung, jede Schwierigkeit, jeden Mangel herauszuhören.

2) Noch immer wird die Aussprache von vielen Sängern und Sängerinnen zu sehr vernachlässigt, ein Fehler, der in dem Maße größer und unerträglicher erscheint, als man wahrhaft dramatische Opern aufführt. Zum Theil entsteht derselbe ohne Zweifel daher, daß man Vokale und Consonanten nicht angemessen behandelt. Es ist nämlich keineswegs hinlänglich, zu wissen, daß jene beim Singen anders tönen und diese nicht tönen als beim Sprechen, mithin die Consonanten (was die Meisten nicht gehörig berücksichtigen) weit eher verdeckt werden und weit leichter verschwinden, als in der bloßen Rede. Klingen nun überdies die Vokale nicht rein, schwebt das a zum e und ä, das e zum o und ö, das o zum ö und u, so hat die

Verwirrung und Undeutlichkeit den höchsten Gipfel erreicht. Auf den rechten Weg kommt man nur dadurch zurück, daß man 1) die Vokale rein und voll ertönen läßt, 2) die Consonanten beim Singen schärfer ausspricht und mehr hervorhebt als im Gespräche. Einige Sänger legen, um deutlicher zu werden, den Consonanten diejenige Zeit zu, welche sie den Vokalen abnehmen; dies Verfahren ist aber durchaus irrig, weil das musikalische Klingen hiebei wesentlich verliert, ohne daß an Verständlichkeit etwas Erhebliches gewonnen wird. Wenn man singt: gebest, nehmest, und das stumme e durch Gaumen und Nase herausdrückt, so ist dies noch schlimmer als wenn man gar nicht hört, ob von geben oder nehmen die Rede ist. Die Consonanten müssen also, ohne daß man die immerdar den Vokalen zukommende Zeit verkürzt, mit höchster Schnelligkeit und aufs Bestimmteste bezeichnet werden, und das, was beim Sprechen irrig und übertrieben wäre, ist hier erst das Rechte und Verständliche.

Gleiche Rüge, wie das undeutliche Aussprechen, verdient eine andere, damit in Verbindung stehende Angewöhnung, nämlich den Ton unten anzusetzen und ihn dann erst nach seiner wahren Intonation zu heben. Mit Recht sagt ein Kunstverständiger: *) „Die Singlehrer widmen diesem Uebelstande nicht Aufmerksamkeit genug; nur ein- oder zweijährige Unachtsamkeit, und alle fernere Hülfe ist umsonst!"

3) Die Begriffe von Haupt- und Nebenrollen, von dankbaren und undankbaren Rollen entbehren nicht alles Grundes, aber selten werden sie genügend aufgeklärt und entwickelt. In einem wahrhaft dramatischen Kunstwerke hat zuvörderst jede Person ihr eigenthümliches, selbständiges und erfreuliches Leben, und je nachdem sie richtiger aufgefaßt und angemessener behandelt wird, tritt sie mehr oder weniger hervor. Wir haben z. B. den Don Juan schon so gehört, daß Anna, Elvire oder Zerline, daß Don Juan oder Leporello, ja sogar der Comthur der Silberblick des Ganzen zu sein schien. Erst wenn Alle gleich ausgezeichnet sind und jeder seine natürliche Stelle wieder einnimmt, ist die Darstellung im Ganzen wie in den einzelnen Theilen vollkommen, und keiner verliert, sondern Alle gewinnen durch diese Harmonie. Wir finden es allerdings natürlich, wenn jeder Mitspielende die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht; aber dies soll nur dadurch geschehen, daß er das Höchste leistet was die Rolle und der Charakter erfordert. Wollte er hingegen Theilnahme und Beifall erzwingen durch vorlautes Wesen,

*) Fetis über Musik von Blum, S. 165.

Schreien und Heraustreten aus dem künstlerischen Maße, so wäre er eben kein Künstler mehr, sondern ein Charlatan und anmaßlicher Pfuscher.

Hiemit steht eine neumodige, gar wunderliche Ansicht in Verbindung. Manche Schauspielerinnen und Sängerinnen erheben nämlich laute Klage, wenn man ihnen eine minder liebenswürdige oder minder tugendhafte Rolle zutheilt, als würde dadurch ihre eigene Tugend und Liebenswürdigkeit, oder die der Zuschauer zu Grunde gerichtet. Gilt dieser Widerspruch den Unwürdigkeiten und Greueln, welche (ein Zeichen der höchsten Ausartung der Kunst) besonders von Paris aus die Bühne überschwemmen, so sind wir damit völlig und von ganzem Herzen einverstanden. Oefter aber geht er hervor aus Eitelkeit, Ziererei und einem Mangel an Einsicht in das rechte Wesen der Kunst. Alsdann ist er ebenso verkehrt, als wenn ein Geschichtschreiber, aus ähnlicher Ursache, alle tadelnswerthen Charaktere in seinen Darstellungen überspringen und sich und seine Leser in lauter Lobenswürdigkeit und Liebenswürdigkeit übersättigen wollte. Eher läßt sich erweisen, daß die ordinairen, zärtlichen und tugendhaften Liebhaber und Liebhaberinnen, die edeln Mütter und die fleißigen Töchter (unbeschadet ihres sonstigen Werthes) auf der Bühne die eigentlich undankbaren Rollen sind, weil sie gar nicht bis in die Region der wahren Kunst und Poesie hineinreichen.

Jeder Künstler hat allerdings seine eigene Natur und Richtung, in welcher man ihn vorzugsweise beschäftigen soll; es dürfte aber nicht selten den Reiz der Darstellung und den Wetteifer erhöhen, sowie zur Schärfung des Urtheils beitragen, wenn manche Rollen öfter gewechselt würden.

4) Die Erfahrung, daß fast alle Sänger und Sängerinnen an gewissen Stellen sich auf höchst unangenehme Weise überschreien, hat gewiß ihren Grund größtentheils darin, daß sie hiedurch Beifall gewinnen wollen. Abgesehen davon, daß dieser Beifall fast immer nur von Unkundigen ausgeht, während die Verständigen sich verletzt fühlen, beruht jenes Urtheil hauptsächlich darauf, daß leider tagtäglich zwei sehr wichtige Grundsätze oder Regeln übertreten werden. Erstens nämlich sollte ein Sänger auf der Bühne niemals den höchsten Ton singen wollen, den er etwa bei hinansteigendem Solfeggiren am Fortepiano herausbringen kann. Dieser höchste Ton ist immer ein unnatürlicher, erkünstelter, und thut (außerhalb der bloßen Schulübung) allemal eine unangenehme und übellautende Wirkung. Zweitens, sollte ein Sänger niemals die letzte und höchste ihm zu Gebote stehende Kraft geltend machen; denn diese äußerste

Kraft fällt zusammen mit Ueberspannung und Caricatur. In allen Werken der Kunst, wie in allen Handlungen des Lebens, zeigt sich Schönheit, Anmuth und Harmonie nur da, wo selbst der Schein von Gewaltsamkeit, Zwang und erschöpfender Anstrengung vermieden wird. So lange die vorhandene Kraft nicht größer ist als der augenblickliche Bedarf an Kraft, so lange die vorliegenden Aufgaben nicht müheIos und mit Leichtigkeit und Sicherheit gelöset werden, kann von künstlerischer Beherrschung des Stoffes oder von Grazie gar nicht die Rede sein. Wir werden überdies bei jenem überspannten Verfahren immer an die Grenze der Kraft erinnert und zu der störenden Ueberlegung veranlaßt, wie weit vielleicht ein höher Begabter über diese Grenze noch würde hinausgeschritten sein.

Durch stete Harmonie der Behandlung und richtige Vertheilung der vorhandenen Mittel leistete unser Wolf viel mehr, als so mancher Andere bei größeren natürlichen Kräften, und in ähnlicher Weise hat Madame Seidler ihre Stimme niemals bis zum Unangenehmen und Kreischenden gesteigert. Aber nur zu oft gilt Schreien für Singen und nur zu oft werden wir an ein Wort des kenntnißreichen Musikdirectors Türk erinnert. Als er nämlich in Halle die Schöpfung aufführte und der Bassist an einer bekannten Stelle übergewaltig einsetzte, rief jener heftig: „Brüllen mag der Löwe, aber singen soll der Sänger!"

16.

Sänger und Sängerinnen.

Nachdem Frau Schröder-Devrient Berlin wieder verlassen hat, sind für den Augenblick die Mittel, echt dramatische Opern zu geben, leider sehr beschränkt; indessen haben wir die erfreuliche Aussicht, daß unsere jungen Sängerinnen immer mehr in die größern Rollen hineinwachsen, sich dazu ausbilden und — darüber vertragen werden. Denn es ist für jede des Guten so sehr viel zu thun, und das Publicum weiß jede in ihrer Art so zu schätzen und anzuerkennen, daß für Rollenneid gar keine genügende Veranlassung ist und hoffentlich Burney widerlegt wird, welcher in dieser Beziehung sagt *): „Es scheint ebenso unmög-

---

*) Leben Händel's, S. 25.

lich zu sein, daß zwei Sänger oder Sängerinnen von gleichen Verdiensten mit gleichem Glücke die Bühne betreten können, als es unmöglich ist, daß zwei Personen auf einem Pferde reiten können, ohne daß einer hinten sitzt."

Will man aber mit den vorhandenen Kräften so viel ausrichten als möglich, dann muß zwar keine militairische, wol aber eine musikalische Subordination eintreten und die gemeinsame Oberleitung nicht durch willkürliche Einfälle gestört werden. Die Kabinetsordre, mit welcher Friedrich II. Einfälle der Mara derb zurückwies, ist bekannt, und alle Kapellmeister, welche Großes zu Stande brachten, zeigten sich mehr oder weniger streng. So erzählt z. B. Matheson *): „Unter Lully's Regiment waren die Sängerinnen nicht sechs Monate lang mit Heiserkeit geplagt, noch die Sänger vier mal in der Woche betrunken. Sie wurden ganz anders angeführt und angehalten, und man sah damals nicht daß zwei Sängerinnen, die sich um die Hauptperson im Spiele gezankt, oder daß ein paar Tänzerinnen, denen es um den Vortanz zu thun war, die Vorstellung einer Oper vier Wochen aufgeschoben hätten."

Gleich ernst benahm sich Händel. Als die berühmte Sängerin Cuzzoni eine Arie in seiner Oper Otto nicht singen wollte, sagte er **): „Ich weiß wohl, Madame, daß Sie ein wahrer Teufel sind, aber ich will Ihnen zeigen, daß ich Beelzebub, der oberste der Teufel, bin." Hiebei faßte sie der sehr starke Mann um den Leib und schwur, sie zum Fenster hinauszuwerfen, wenn sie nicht gehorche.

Obgleich Händel auf diese Weise seinen Willen durchsetzte und auch Spohr Aehnliches wagen dürfte, würden wir doch Männern, wie Weber und Spontini, nicht gerathen haben, gegen große Sängerinnen dasselbe zu versuchen. Sicherer führt es zum Ziele, wenn in solchen Fällen dem Kapellmeister eine andere Sängerin als Sekundant zur Seite steht, welche fähig ist, die zurückgewiesene Rolle zu übernehmen. Solche Doppelsänger (Doubluren) und Spielgeld (nur nicht in zu kleinen homöopathischen Dosen verschrieben) kann man als Universalmedicin gegen die meisten Krankheiten und melancholischen Beschwerden der Bühnenkünstler anempfehlen.

— — — Es gehört zur künstlerischen Ausbildung ein trefflicher Lehrer und das fleißige Hören ausgezeichneter Musik. Beides findet sich nur in den größten Städten. Zweitens gehört dazu eine mannichfaltige Praxis und das Auftreten in be-

---

*) Ehrenpforte, 180.

**) Hiller, Leben berühmter Tonkünstler, 119.

deutenderen Rollen. Dies wichtige Förderungsmittel kann jungen Sängerinnen fast nur auf den Bühnen zweiten und dritten Ranges zu Theil werden. Diejenigen nun, welche blos den letzten Weg einschlagen und sich bei solchen Bühnen anstellen und beschäftigen lassen, gerathen trotz aller praktischen Brauchbarkeit leicht in unkünstlerische, unaustilgbare Irrthümer, entbehren vorzeitig einen kenntnißreichen Lehrer und glauben oft, weil sie erste Sängerinnen in Städten zweiten Ranges sind, auch auf den ersten Bühnen Europas diese Stelle zu verdienen. Diejenigen, welche umgekehrt die Hauptstadt nicht verlassen, leben zwar (wenn Gleichgültigkeit und Lässigkeit es nicht hindern) unter steter Aufsicht und Leitung vorzüglicher Meister und berichtigen ihre Urtheile durch fleißiges Anhören des Vollendeten, aber sie gelangen in der Regel erst nach Jahren zu einigen ausgezeichneten Rollen und bleiben in vielseitiger Praxis oft so zurück, wie jene in künstlerischer Erkenntniß.

Jedem, der es mit der Kunst ernstlich meint, ist zu wünschen daß seinen Lehrjahren auch Wanderjahre folgen mögen, um so die Meisterschaft zu erringen. Denn kein künstlerischer und wissenschaftlicher Beruf wird jemals ganz begriffen und ausgefüllt, sobald der Lehrling wie ein Pilz an dem Boden haften bleibt, wo er aufgewachsen ist; sobald er nichts sieht, hört und weiß, als was auf dieser einen gegebenen Stelle bequem an ihn kömmt. Handwerker welche wandern, Studenten, Künstler, Gelehrte und Geschäftsmänner welche reisen, erhalten Gelegenheit ihre Blicke für Natur, Kunst und Wissenschaft, für Sitten und Einrichtungen, für Verfassung und Verwaltung, für Staat und Kirche zu schärfen, zu erweitern und zu berichtigen. Daher haben verständige Väter, Vormünder, Lehrer, Behörden, Vorgesetzte und Regierungen nicht allein dies Bildungsmittel erlaubt, sondern auch befördert und sich keineswegs dadurch abschrecken lassen, daß Einzelne dasselbe nicht zu benutzen verstanden und ohne Früchte in die Heimat zurückkehrten.

17.

Die Felsenmühle von Estalieres von Reisiger.

Am 3. August ward, zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, im Opernhause zuvörderst gegeben der

Festmarsch und Volksgesang von Spontini*). Beide Stücke haben eine solche Kraft und werden auf eine so großartige Weise ausgeführt, daß sie uns, wie oft wir sie auch hörten, jedesmal unwiderstehlich ergriffen und fortrissen. Die größte Wirkung machte insbesondere der Volksgesang damals, als Sängerinnen, wie die Damen Milder und Seidler, mitwirkten und Madame Schulz mit ihrer alles besiegenden Stimme auch dem größten Zweifler die feste Ueberzeugung aufdrang: „Gott bleibt mit seiner Hülfe nah, dem König und Borussia."

Die Anordnung und Vertheilung des Chors hat sich bewährt; doch wäre zu wünschen, daß die neue französische Einrichtung (wodurch der Hauptanführer im Orchester auch den Takt für das Mittelchor und die Seitenchöre auf der Bühne selbst anzugeben im Stande ist) für passende Fälle ebenfalls bei uns getroffen würde, weil man nur dadurch den Schwankungen vorbeugen kann, welche wir diesmal in Abwesenheit Spontini's zu bemerken Gelegenheit hatten.

Die von Herrn Schmidt in wohllautenden achtzeiligen Stanzen gedichtete Rede ward von Madame Crelinger gesprochen. Wir halten die Aufgabe, Festreden zu sprechen, für ungemein schwer, weil eine volle dramatische Action als unpassender Schwulst, und ein ganz ruhiges Hersagen als Mangel an Leben und Begeisterung erscheinen müßte. Um diese beiden Abwege zu vermeiden, gerathen die Meisten in einen dritten, welcher nicht geringer ist, nämlich das Deklamiren. Diese beliebte Form ist keineswegs durch die echte Entwickelung der Kunst erzeugt (wie etwa das Recitativ), sondern ein unseliges Mittelding von Poesie und Prosa, von Lesen und Tragiren, nicht kalt und nicht warm, und eben deshalb langweilig, manierirt und verwerflich. Die meisten Deklamatoren, die wir hörten, hielten sich streng an das Wörterbuch, wonach declamare heißt: sich in Reden zu Hause oder anderwärts üben, um die Stimme auszuschreien. Andere, welche nicht blos mit Kraft und Gewalt zum Ziele bringen wollten, bedeckten ihr sich hin und her bewegendes Gesicht mit unzähligen Schminkpflästerchen, durchsägten mit den Armen die Luft und flickten sich einen bunten Mantel zusammen, der zuletzt doch nur eine Harlequinsjacke war. Wenn man aber Vorlesen, Herdeklamiren und Agiren gleich-

*) Außer den bereits bekannten Bearbeitungen des Volksgesanges, z. B. für Militairmusik, ist jetzt auch eine für vier Stimmen und für eine Stimme mit Begleitung des Fortepianos in der hiesigen Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung erschienen, welche wir den Freunden des Vaterlandes und der Musik gleich sehr empfehlen.

mäßig verwirft, was bleibt dann übrig für die Festredner? Eben das Reden, antwortet praktisch Madame Crelinger; und wir verweisen wissenschaftlich unter Anderem auf Quintilian's Institutionen der Redekunst, aus welchem trefflichen Werke wir vielleicht ein andermal für Schauspieler und Sänger allerhand ausheben und mit einigen Bemerkungen begleiten werden.

Was nun die Oper, Die Felsenmühle von Estalieres betrifft, so erinnern wir uns noch mit Vergnügen des Eindrucks, welchen das Werk auf uns bei der allerersten Aufführung in Dresden machte. Derselbe hat sich auch hier erneut und unsern Beifall, jedoch auch einige frühere bescheidene Zweifel wieder hervorgerufen. Der Text erinnert an die „Zwei Worte, oder die Herberge im Walde" (Deux mots, ou une nuit dans la forêt) von Dalayrac, welche am 9. Juni 1806 das erste mal in Paris gegeben wurde. Die einfache Handlung und die einfachen Triebfedern dieses Stückes sind in der Mühle von Estalieres so viel mannichfacher und mit so verschiedenen Anregungen und Gesinnungen durchzogen, daß es nöthig ward die Oper in zwei Akte auszudehnen. Deutsche und französische Vaterlandsliebe, Soldatenmuth und Kindesliebe, Lebensrettungen und Eifersucht, welche in den Zwei Worten (dieser dramatisirten Anekdote) nicht Platz hatten, heben uns in eine andere und höhere Gemüthsstimmung und bieten dem Componisten Gelegenheit, sich in sehr verschiedenen Richtungen auszusprechen. Andererseits bezieht sich aber doch auch hier Alles auf eine Spitze und einen scharf bezeichneten Wendepunkt. Ueberall nun wo dies der Fall ist, scheint ein rascherer Fortschritt, ja das Zusammendrängen auf einen Akt rathsam zu sein; weil der Zuhörer selbst dann leicht ungeduldig wird, wenn man ihm zur Seite etwas Besseres und Tiefsinnigeres darbietet, was jedoch die eigentliche Entwickelung eher aufhält als fördert und vorwärts treibt. So ist z. B. allerdings psychologisch eine richtige Stufenfolge zwischen dem Traume Sombreuil's, der ersten Meldung einer Verwundung und der zweiten vom Tode Benoit's. Dennoch möchten wir fragen, ob eine einmalige Verkündigung und ein rascheres Umschlagen nicht noch angemessener gewesen wäre? Aehnliches ließe sich über einige Stellen des zweiten Aktes bemerken oder an der lang erwarteten Katastrophe aussetzen daß die Laterna magica und das von dem gewarnten Friedhelm ergriffene Schemelbein ihn keineswegs würden gerettet haben, wenn nicht die zur rechten Zeit eintretenden Kameraden Annetten abgelöset und den Knoten zerhauen hätten.

Der Componist hat die ihm dargebotene Gelegenheit, in Ernst und Scherz einstimmig und vielstimmig hervorzutreten,

auf sehr löbliche Weise benutzt; fleißige Arbeit, geschmackvolle Instrumentirung und ansprechende Melodien erwecken gleichmäßig unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme. Die der neuen deutschen Schule oft und bisweilen nicht ohne Grund vorgeworfene Schwerfälligkeit ist glücklich vermieden, ohne in den charakterlosen Leichtsinn mancher Italiener überzugehen; ja wir möchten Herrn Reißiger als denjenigen bezeichnen, der die fast abhanden gekommene Operette mit dem meisten Erfolge zu behandeln und herzustellen im Stande wäre. Je ernster wir es aber mit dieser Hoffnung meinen, welche hauptsächlich auf die lyrische und melodische Seite der Oper hinweiset, desto weniger können wir an dieser Stelle ein Bedenken unterdrücken, wozu so manche der neueren musikalischen Kunstwerke Veranlassung geben. Fast überall geschieht jetzt des Guten zu viel! Welch ein Unterschied findet z. B. statt zwischen jener Musik Dalayrac's und der Mühle von Estalieres. Selbst wenn wir gern einräumen, daß der Text eine verschiedene Behandlung herbeiführte und die Fortschritte der Instrumentirung zu berücksichtigen sind, hat der Componist doch an mehren Stellen, wir möchten sagen, zu hoch eingesetzt und zu freigebig seine Trümpfe ausgespielt. Allerdings kann ein Müller und ein Müllermädchen kräftiger und tiefer empfinden, als ein König und eine Königin. Dessenungeachtet wird zwischen der Art, wie jene und diese die Kraft und Tiefe ihrer Empfindungen ausdrücken, ein wesentlicher Unterschied bleiben müssen. Die Charakterisirung der Leidenschaften im Allgemeinen (Liebe, Haß, Eifersucht u. s. w.) ist nur die abstracte Grundlage eines Dramas oder einer Oper; die zweite unerläßliche Aufgabe besteht jedesmal darin, das Abstracte zum Concreten zu erheben, den Begriff in eine Person zu verwandeln und diese so bestimmt zu zeichnen, daß sie in ihrer Weise und Umgebung unverkennbar, ja einzig dasteht.

Gebraucht man alle Mittel, welche die Harmonie, die Modulation, die Instrumentirung darbieten, will man die ganze musikalische Kunst in einem Werke, ja an einer Stelle anbringen, so geräth man leicht in Gefahr nicht blos die Personen unbestimmter darzustellen, sondern selbst Regionen und Gattungen zu vermischen. Ein Altarblatt kann und soll nicht ausgeführt sein wie ein Miniaturgemälde, und dies nicht Wirkungen hervorbringen wie jenes. Wüßten wir auch gar nichts von dem Inhalte der genannten Oper, verständen wir selbst die Worte des Textes nicht, würden wir doch die Soldatenchöre, das Lied Paul's und manche andere als durchaus individuell erkennen und an die rechte Stelle bringen; ob wir aber im Stande gewesen wären, alle Gesänge Sombreuil's einem Müller oder die

sonst löbliche Arie: „Nur rasch zur That" einem Annetchen zuzuweisen, müssen wir bezweifeln.

Wir haben diese einzelnen Bedenken unverholen ausgesprochen, weil unser Lob erst dadurch bekräftigt und unsere Achtung gegen Herrn Reißiger besser an den Tag gelegt wird, als wenn wir uns im Kreise einiger herkömmlichen Formeln hin und her gedreht hätten.

18.

Winter's unterbrochenes Opferfest.

Es gibt in allen Theilen der Literatur und Kunst viel Mittelgut, was nur um des Reizes der Neuheit willen eine Zeit lang gesucht wird und auch wol Beifall findet, dann aber natürlich in Vergessenheit geräth; es gibt aber auch viel Treffliches und Ausgezeichnetes, dem sehr mit Unrecht dasselbe Schicksal wiederfährt. Die Meinung, daß dieses Treffliche ohne ernste Thätigkeit und lebhafte Theilnahme sich immer von selbst schon Bahn mache und in voller Anerkenntniß erhalte, wird durch tausend Beispiele (so z. B. durch den Untergang der alten Kunst und Literatur, durch das Vergessen der deutschen Poesie des Mittelalters u. s. w.) vollkommen widerlegt, und aus oft erwähnten Gründen nirgends mehr widerlegt, als in Betreff der Tonkunst. Wenn Fioravanti, Cimarosa, Piccini, Sacchini, Salieri, Benda, Reichardt und Andere seit Jahren von unserer Opernbühne verschwunden sind und Gluck dasselbe Schicksal bevorzustehen scheint, so rührt dies nicht daher daß ein rechtskräftiges Urtheil oder Alterschwäche den Tod jener Meister herbeiführten, sondern weil eine Menge kleiner Hindernisse und Lässigkeiten zuletzt unübersteiglich sind, oder dafür gehalten werden; weil ferner die Zuneigung zu den nicht mehr gehörten Kunstwerken natürlich abnimmt und man allmälig die Fähigkeit einbüßt, sie zu verstehen. Wird hingegen das Vollendete in seinen mannichfachen Formen unermüdlich immer wieder dargeboten, so stärkt sich das Vermögen der Auffassung und Beurtheilung; es kann das Untergeordnete, Bedeutungslose nicht zu unbeschränkter Herrschaft kommen, und die Meinung des letzten Tages nie die Ueberzeugung eines ganzen Lebens umstürzen.

Die lebhafte Theilnahme, welche gestern Winter's unter-

brochenes Opferfest, selbst bei nicht gefülltem Hause fand, ist ein Beweis, daß der Sinn für natürliche, schöne, angemessene Musik gottlob noch immer hervorbricht, sobald sie nur dargeboten wird. Wenn die Direction fortfährt, in ähnlicher Weise das verarmte Repertoir wieder zu bereichern, werden sich nicht blos die Kenner, sondern auch die Liebhaber dafür empfänglich und dankbar beweisen.

— — Mozart sagt tadelnd von den italienischen Sängern *) „sie jagen, oder trillern und verschnörkeln, weil sie nicht studiren oder keinen Ton halten können". Anstatt diese lehrreiche Aeußerung des großen Meisters heute näher zu erörtern, möge nur noch eine Bemerkung hinsichtlich des Sprechens Platz finden, wozu einige Sängerinnen und Schauspielerinnen uns Gelegenheit geben. Um deutlich zu reden, muß man nämlich allerdings die Consonanten bestimmt durch Zunge und Lippen bilden und hervorgehen lassen; allein wenn diese Zungen- und Lippensprache nicht aus dem tiefern Munde und aus der Brust kräftig unterstützt wird, wenn die Vocale nicht volltönend das Ganze tragen, so erhält die Aussprache etwas Trockenes, Spitzes, Scharfes und Schneidendes; sie geräth trotz aller Deutlichkeit und Klarheit leicht in eine kalte, verletzende Tonlosigkeit, welche sich mit dem Ausdrucke des Weichen und Gefühlvollen so wenig verträgt, als mit dem Großartigen und Erhabenen. Nur für gewisse kecke und kokette Rollen mag diese Weise brauchbar und wirksam sein.

19.

Gluck's Iphigenia in Tauris.

Die nach einem nur zu langen Zwischenraume auf heute angesetzte Aufführung der Iphigenia in Tauris veranlaßt uns zu einigen vorläufigen Bemerkungen, denen wir später eine Beurtheilung der Vorstellung selbst folgen lassen.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte Gluck für die italienischen Theater großentheils nach der damals gewöhnlichen Weise componirt und den größten Beifall erhalten; aber alle diese Werke

*) Biographie von Nissen S. 527.

sind, gleich denen der andern Meister jener Zeit, vergessen, und Gluck hielt jene Jahre seines Lebens für verloren. Mit einer fast beispiellosen Kraft des Willens und des Genius betrat er 1774 eine ganz neue Bahn durch die Iphigenia in Aulis, auf welche Orpheus und Alceste in einer sehr verbesserten Gestalt, dann 1777 Armide, und 1779 Iphigenia in Tauris folgten.

Oberflächliche Liebhaber und einseitige Kenner widersprachen auf gleiche Weise der Begründung einer neuen, wahrhaft dramatischen Musik. So schloß eines von vielen Spottgedichten auf Gluck mit den Worten:

Car il a trouvé l'art de mettre
Tous les sifflets à l'unisson *);

und der parteiische Marmontel verkündete laut **): Gluck wolle die periodische Form der Musik für den Gesang ganz abschaffen, was diesem niemals eingefallen war.

Ein gelehrter Musiker, welcher vermöge seiner historischen Kenntniß dieses Faches die Mannichfaltigkeit der Kunstentwickelung besser hätte würdigen sollen ***), sagte: „man kann, ohne Gefahr ein falscher Prophet zu werden, weissagen, daß Gluck's so gewaltsam erzwungener Ruhm nicht lange dauern wird, denn er ist nicht auf die Natur der Kunst gegründet". Mit Wohlgefallen erzählten Andere †): Händel habe geäußert: Gluck verstehe so viel vom Contrapunkt, wie sein Koch. Diese Aeußerung (wenn sie wahr ist) würde auf das Jahr 1745 fallen, wo Gluck in England war und eine Oper La caduta de' Giganti aufführte, die wir nicht kennen. Erst 19 Jahre später setzte er seine Iphigenia in Aulis, und Händel (welcher 1759 starb) hat nie etwas von den wahrhaft unsterblichen Werken Gluck's gesehen.

In Deutschland verkündete unter Anderen Reichardt mit jugendlicher Begeisterung den Werth derselben und sagte: „Ich lernte in Paris an Gluck's Opern eine Gattung kennen, von der ich keine Vorstellung hatte, die an Großheit und echtem Kunstwerthe Alles, was man in Italien, Deutschland und England sieht, hört und denkt, so unendlich weit übertrifft, daß man nur durch die unbeschreiblich große und ganze pariser Vorstellung einer Gluck'schen Oper selbst eine Idee von der einzig wahren großen Oper bekommen kann." — Burney nannte Gluck (schon vor

*) Legenden einiger Musikheiligen, 90.

**) Forkel, Musikalische Bibliothek, II, 362.

***) Musikalischer Almanach von Forkel für 1789.

†) Burney, Leben Händel's, 42.

Fertigung seiner größten Werke) eines der außerordentlichsten Genies, welche dieses und vielleicht alle Jahrhunderte und alle Nationen aufzuweisen haben *). — Zu einer andern Aeußerung Burney's: daß Gluck's Arien so einfach wären wie Balladen, fügt Forkel hinzu **): „den Styl der englischen Balladen kennen wir recht gut, er ist so edel wie der Styl unserer deutschen Gassenhauer, und gerade recht nach dem Geschmack der Schenken."

In ähnlichem Sinne sagte la Harpe in Paris ***): „Sie, Herr Gluck, haben uns keine Volksgesänge gemacht. Damit sie aber angenehm und lustig würden, mußten sie natürlich fade und gemein sein. Wie haben Sie sich nur die Mühe geben können, eine Laterna magica-Arie in Musik zu setzen, die man auf allen Straßen singt."

Während so die eine Hälfte der Gegner Gluck's Alles zu einfach, plan- und volksmäßig fand, klagten Andere über rohe und gesuchte Harmonie, und über abgebrochene, unzusammenhangende, ja über den Mangel aller Melodie †). Die Letzten glaubten an Rousseau, den Vertheidiger des italienischen Gesanges, einen Hauptverbündeten zu finden; allein der sonst so tadelsüchtige Mann war zuletzt durch die Kraft des Gluck'schen Genius doch dergestalt ergriffen, daß er ausrief: „Ihr klagt über Mangel an Melodie? Mich dünkt, daß bei diesem Meister der Gesang aus allen Poren hervordringt!" — Aehnlicherweise schrieb der Pater Martini (damals die erste musikalische Autorität in Italien): Viele von unsern Sängern und Sängerinnen sind mit Gluck's Musik nicht zufrieden. Und warum? Sie wollen nur einzig und allein ihre schönen Stimmen und die Geläufigkeit ihrer Kehlen zeigen; sie verflechten in ihre Arien gewisse kleine Gesangswendungen, durch welche sie ihre Geschicklichkeit an den Tag zu legen glauben, obschon sie öfter dem Sinne der Worte und dem Charakter der Musik entgegen sind. Gluck verwirft aber alle diese kleinen Phantastereien mit Recht, und gestattet ihnen durchaus keine Rücksicht und keinen Raum.

Die erste Oper, durch welche man Gluck in Paris stürzen wollte, war Piccini's Roland; während dieselbe aber nur zwölf mal gegeben wurde, erlebten die Werke des Erstern 158 Vorstellungen. Beide componirten 1779 eine Iphigenia in Tauris, und es lag keineswegs allein an der Verschiedenheit

---

*) Burney Reise, II, 165.
**) Forkel, Musikalische Bibliothek, I, 128.
***) Ueber Gluck von Siegmeier, 211.
†) Ebendas., 150, 204.

des Textes, daß diejenige Gluck's ganz obsiegte. Ebenso mislang der Versuch, ihm Gretry als einen vollwichtigen Meister gegenüberzustellen. Dessen Oper Cephalus brachte z. B. am 3. Junius 1777 nur 777 Livres, Gluck's Iphigenia in Aulis den 6. Junius 3265 Livres; Cephalus den 8. Junius 544 Livres; Alceste den 13. Junius 4309 Livres u. s. w. — Als Iphigenia in Aulis am 17. Mai 1782 zum 175. Male gegeben wurde, belief sich die Einnahme noch auf 6500 Livres.

Das Mittelmäßige, ja das Schlechte hat nun zwar oft auf kurze Zeit ebenfalls Beifall gefunden, oder vielmehr Furore gemacht; allein es hat sich nicht auf die Dauer erhalten oder eine Auferstehung aus der Vergessenheit erlebt.

Diejenigen Theaterdirectionen, welche sich dem Urtheile, ja den schlechtesten Begierden der unkundigen Menge unterordneten, und dabei wenigstens Geld zu verdienen hofften, haben nach kurzer Freude mit Recht nur bittere Früchte davongetragen. Selbst abgesehen von allen höheren und edleren Gründen, muß also eine verständige Direction eifrigst dahin wirken, daß echte Kunstwerke immer wieder von neuem gegeben werden, weil sonst (wie wir schon öfter behaupteten) die Fähigkeit zu sehen, zu hören und zu fühlen durch den Ueberschwall des Mittelmäßigen und Schlechten abnimmt, bis zuletzt dieser oder jener Vorspieler auf den Tanzböden als ein Amphion bezeichnet und mehr bewundert wird, als einst in derselben Stadt Haydn, Mozart, Beethoven und Gluck.

Daß endlich, nach viel zu langer Unterbrechung, des Letztern Iphigenia in Tauris einmal wieder gegeben ward, wollen wir als ein gutes Zeichen und als den Anfang einer größern Reihefolge betrachten. Jene Oper ist unter den Werken Gluck's ohne Zweifel diejenige, welche die Sänger am bequemsten singen und die Zuhörer am leichtesten verstehen lernen. Ueber den vollen Werth und die große Bedeutung dieses Meisters kann jedoch Niemand gründlich urtheilen, bevor er nicht auch die zweite Iphigenia, Orpheus, Alceste und Armide genauer kennt. Allerdings herrscht in allen derselbe Geist, dieselbe Einheit von Wort und Gesang, dieselbe Abrundung des Ganzen, dasselbe Festhalten der Charaktere: aber eben deshalb ist auch jede dieser Opern wiederum ein ganz eigenthümliches Kunstwerk und jede Person ein lebendiges selbständiges Wesen. So wenig als Gedanken, Worte und Handlungen, können in Gluck's Opern Melodien verwechselt werden, es wäre aberwitzig, auch nur einen

Takt aus der Rolle des Thoas in die der Iphigenia verlegen zu wollen. Und dennoch hat die bejammernswerthe Entartung der dramatischen Musik so viele dahin gebracht, Aberwitz solcher Art bei Modecomponisten nicht blos massenweise zu dulden, sondern laut zu bewundern.

Bloße Concertsänger und Sängerinnen, welche ihre Stimme wie ein einzelnes Instrument betrachten und behandeln, bedürfen keiner dramatischen Musik; ja diese wird ihnen (sofern sie eine neue und verdoppelte Aufgabe stellt) sehr unbequem und lästig. Wer aber dem Gesange die Kraft edler Darstellung hinzuzufügen versteht, der muß sich glücklich fühlen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird aus charakterlosen Rollen zu solchen überzugehen, wo nicht blos das Ohr gekitzelt, sondern das Tiefste im Menschen aufgeregt, und er zu Gedanken und Gefühlen fortgerissen wird, deren er sich im unbewegten Zustande des Gemüths nicht für fähig hielt. Irrig streben jetzt viele Verfertiger von Opernbüchlein nur dahin, die gröbsten Knalleffecte nebeneinander zu stellen und übereinander zu häufen; als käme der Mensch erst zum edelsten Menschlichen, wenn er stiehlt, raubt, ins Wasser fällt, den Hals bricht, sich dem Bösen verschreibt und dergleichen mehr. So Gesinnte werden in der Iphigenia freilich die Wehmuth der Verbannten, die Klagen der Priesterinnen, die Liebe der Schwester u. s. w. fade finden und sich nach übermäßigen Reizmitteln sehnen.

Geben Schauspieler und Sänger sich ganz dieser einseitigen Richtung hin, so werden sie bald Uebertreibung und Erhabenheit verwechseln, immer in derselben Farbe spielen und täglich von Maß und Schönheit weiter abkommen. Als Einige der Crelinger den Vorwurf machten, sie sei nur Virtuosin für die untereinander ähnlichen Töne der äußersten Leidenschaft, übte sie sich mit verdoppeltem Eifer in entgegengesetzter Richtung und zeigte (z. B. als Konradin, als Iphigenia), daß eine echte Künstlerin der Vielseitigkeit bedarf und ihrer fähig ist.

Daß (wie Schiller sagt) die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, hat seinen natürlichen und vollkommen zureichenden Grund; auch kann man es entschuldigen, wenn die Gewalt des jedesmaligen letzten Eindrucks, den eine Schauspielerin oder Sängerin macht, diejenigen Eindrücke schwächt und in Schatten stellt, welche durch ihre Vorgängerinnen hervorgebracht wurden. Andererseits aber müssen die jetzt Hochgepriesenen selbst wünschen, daß ihr Andenken nicht vor jeder neuen Erscheinung sogleich ganz dahin schwinde, sondern sich tiefer in Herz und Gedächtniß einsenke, damit dereinst der bejahrte Mann in freudiger und dankbarer Erinnerung von den edlen Genüssen seiner Jugend Bericht

erstatten könne. So reden Einzelne noch begeistert von der Todi und Mara; mehre von der Schick, und so sei es erlaubt heute zwei Stellen aus zwei Briefen mitzutheilen, welche vor 22 Jahren über die ersten Darstellungen der Iphigenia durch Mad. Milder geschrieben wurden. In dem einen aus Berlin heißt es: „Während der ersten Acte, wo die Sängerin dem Anscheine nach ängstlich war, entsprach sie den Erwartungen nicht ganz und gab die Recitative nicht befriedigend genug. Zelter, welcher neben R—l saß, war anfangs stumm und still, dann sagte er: ein roher, herrlicher Juwel; alle Schönheit und Trefflichkeit, aber auch alle Fehler eines solchen Steines, ehe er die Politur erhält. Nach einiger Zeit fügte er hinzu: nie habe ich eine solche Stimme gehört, sie ist einer saftigen Pfirsich zu vergleichen. R—l erzählte mir noch, wie in den beiden letzten Acten die herrliche Stimme immer mehr ihre Gewalt ausgeübt und ihn zuletzt so bemeistert habe, daß er mir nicht sagen könne, wie ihm zu Muthe gewesen sei. Sogar über den Mitspielenden übte die Milder einen unwiderstehlichen Zauber aus. Eunicke ließ als Orest an diesem Tage alle Manieren weg, und Herr Beschort erregte als Pylades (ohne irgend bedeutende Stimme) doch Befriedigung und Bewunderung." — Ueber die Aufführung der Iphigenia in Breslau schrieb damals Ref. einer Freundin: „Die alten Wundersagen, daß Thiere und Steine durch die menschliche Stimme bewegt worden sind, schienen mir wahrhaft; ich habe keinen Begriff gehabt von solcher Einwirkung einer einzelnen weiblichen Stimme auf das Gemüth. Ich bin eben nicht sentimental und thränensüchtig, und halte das Reden von Musik, die zum Weinen bewegte, in der Regel für affectirtes Geschwätz; aber bei jenen Tönen kamen mir nicht blos Thränen in die Augen, sondern ich hätte weinen mögen wie ein Kind. Noch in diesem Augenblicke, wenn ich an den Gesang nach der Wiedererkennung denke, treten mir die Thränen in die Augen und die Worte «und ich bin elternlos», sind das Rührendste, was ich jemals habe singen hören, — und vielleicht nie wieder singen höre!" —

Erinnerungen solcher Art machen nicht ungerecht in Bezug auf die Gegenwart, sondern stellen sich nur leichtsinniger Ueberschätzung und verdrießlicher Geringschätzung auf gleiche Weise entgegen. In diesem Sinne erkannte das Publicum denn auch gestern bei der Vorstellung der Iphigenia, die am vorigen Freitag wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Herrn Bader hatte ausgesetzt werden müssen, die Leistungen dieses letztern als Orest und des Herrn Mantius als Pylades an, und bemerkte, daß Mad. Louise Finke als Iphigenia sich bemühte, auf der Bahn

ihrer größern Vorgängerinnen (der Schick, Milder und Schechner) fortzuschreiten.

20.

Geistliche Musik.

In den meisten Museen finden wir neben den seltenen Gemälden und Bildwerken durchaus vollkommener Art, eine größere Zahl solcher, welche vorzugsweise nur dazu dienen den Gang der künstlerischen Entwickelung nachzuweisen und aufzuhellen. Diese Zusammenstellung des Ewigen und Vollendeten mit dem Zeitlichen (nur Ausfüllenden und Vermittelnden) ist so natürlich und für den Künstler und Liebhaber so lehrreich, daß man darüber wenigstens keinen unbedingten Tadel aussprechen sollte. Jedenfalls ist hier auf dem Boden der bildenden Künste weit mehr vorgearbeitet, gesammelt und behufs ernsterer Betrachtung hingestellt, als auf dem Boden der Musik, wo für ähnliche Tonbildergalerien so viel als gar nichts geschehen ist, oder geschieht. Denn so großes Lob auch die Errichtung von Schulen zur Bildung künftiger Kantoren und Organisten, oder der Ankauf musikalischer Werke verdient, bringen doch diese beiden Mittel kein musikalisches Kunstwerk vor das Ohr des Volks, und greifen keineswegs so in die Gegenwart ein, wie Museen und Kunstausstellungen für Malerei und Bildhauerei. Daher kommt es, daß viele Liebhaber dieser Künste die Hauptmeister, von Cimabue und Nicola Pisano bis auf die neueste Zeit, kennen, vergleichen und beurtheilen, während die musikalische Einsicht und das musikalische Gedächtniß selten über ein halbes Jahrhundert hinaufreicht.

Ohne Kenntniß der Schulen und derjenigen Werke, welche wir soeben die ausfüllenden und vermittelnden nannten, sind freilich auch die Hauptmeister nur ungenügend zu begreifen; doch wollten wir in der Musik gern auf die Vorführung jener Verzicht leisten, wäre nur mehr Gelegenheit vorhanden diese genauer kennen zu lernen. Die Singakademie erwirbt sich mithin ein sehr großes Verdienst, daß sie diese traurige Lücke nach ihren Kräften wenigstens einigermaßen auszufüllen sucht, und diesmal ein vorzugsweise geschichtliches Concert, mit Musikstücken aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert veranstaltete. Eine

solche Unternehmung ist aber mit doppelten Schwierigkeiten verbunden. Die erste betrifft das Chor der Singenden, welches eine ungewohnte Singweise einlernen und dazu alle Proben gewissenhaft besuchen muß. Die zweite betrifft das Publicum, welches das Niegehörte, Fremdartige, oft Verwickelte, was ihm binnen wenig Minuten ein einziges mal vorgesungen wird, augenblicks fassen und beurtheilen soll. Die Freunde der Malerei sind, wie gesagt, in der Regel vorgeübt genug, um neu ausgestellte Bilder (wären sie auch so verschieden wie Fiesole und Michel Angelo) an die bereits gekannten anzureihen, ihren verhältnißmäßigen oder unbedingten Werth festzustellen und jedem sein Recht wiederfahren zu lassen. Den Freunden der Musik hingegen wird es viel schwerer, aus dem Gebiete des willkürlichen Meinens, in das Gebiet wohlbegründeter Ueberzeugung fortzuschreiten und für das Mannichfaltige, ja Entgegengesetzte, den nothwendig erscheinenden Maßstab aufzufinden und anzuwenden.

Nicht selten soll dieser Mangel, diese Lücke durch allerhand andere, von uns bereits gerügte Vorurtheile ausgefüllt werden; z. B. daß die Kunst immer gerades Weges fortschreite, mithin das Neue besser sei als das Alte, und das Neueste wiederum besser als das Neue. Oder umgekehrt: daß die Ausartung der Kunst mit dem Ablaufe der Zeit zunehme, und der musikalische Tiefsinn darin bestehe, irgend einen alten Meister oder eine alte Schule ausschließend zu verehren. Das gestrige Concert widerlegte beide Ansichten und erwies, daß jedes echte Kunstwerk eine selbständige Natur, einen eigenthümlichen Werth hat, und daß es für die musikalische Kritik so wenig, als bei irgend einer andern Kritik hinreicht, ein Normalmaß oder einen Normalleisten anzulegen.

Die große Wichtigkeit Johann Gabrieli's (geboren 1550) und der venetianischen Musikschule hat Herr von Winterfeld in einem höchst lehrreichen Buche erwiesen, von dem wir ein ander mal umständlicher sprechen wollen. Dadurch, daß in dem gestern gesungenen Sancta Maria von Modulationen sehr wenig, und von dem modernen Proteus, dem verminderten Septimenaccord gar nicht die Rede ist, sondern das Stück fast immer in reinen Dreiklängen fortschreitet, erhält es einen zugleich einfachen und doch großartigen Charakter.

Johann Rosenmüller, ein Sachse, war bereits 1646 an der Thomasschule in Leipzig angestellt, ging später nach Italien, lebte als geachteter Meister im Jahre 1673 in Venedig, ward hierauf Capellmeister des Herzogs von Braunschweig, und starb ums Jahr 1686 in Wolfenbüttel. Sein Doppelchor, „Jube

Domine, zeigte nicht minder tiefes Gefühl, als Einsicht in Bezug auf künstlerische Behandlung.

Der Ostergesang des Jomelli (geboren 1714, gestorben 1774) war von den Chören des Gabrieli und Rosenmüller so sehr verschieden, daß es jedem Zuhörer auffallen mußte. Dieser Gegensatz bezeichnet indessen weniger die Gesammtrichtung und den Gesammtinhalt seiner Zeit, als die Eigenthümlichkeit und das unleugbar ausgezeichnete Talent Jomelli's, vermöge dessen er (gleich wie Rossini in unsern Tagen) eine sehr große Zahl Verehrer gewann. Wohin wäre aber wol die Kirchenmusik gerathen, wenn Jomelli's Behandlungsweise aus seinen Händen in die Hände geringerer Schüler übergegangen und herrschend geworden wäre? Zwei größere Genien, J. S. Bach und Händel, überflügelten Jomelli nebst allen übrigen Italienern, und aus ihrer nie genug zu verehrenden Schule gingen auch Fasch und Zelter hervor, deren Werke uns gestern sowol ihres innern Werthes halber, als im Angedenken ihrer Verdienste um die Singakademie vorgeführt wurden.

Jeder der sehr zahlreich versammelten Zuhörer theilte wol den Wunsch, daß diese Anstalt, welche (wir können es ohne Uebertreibung sagen) ihres Gleichen in Europa nicht hat, sich unter der einsichtigen Direction in gleicher Blüte und immer derselbe Eifer in allen Mitgliedern erhalte. Dies ist aber nur möglich wenn es, nach wie vor, für eine Ehre gilt Mitglied der Akademie zu sein, und für eine Pflicht sich dieser Ehre würdig zu machen. Herrscht diese Gesinnung vor, so mögen einige größere Talente sich ihrer Jahre halber zurückziehen müssen, und andere trotz ihrer Jugend zurückziehen wollen; immer werden aus dem Schoße der Akademie neue Talente, selbst für den Sologesang, hervorwachsen, und andere Künstler und Künstlerinnen (sowie gestern Hr. Mantius und Dlle. Lenz) gern und auf ausgezeichnete Weise für echte Kunstzwecke mitwirken.

21.

Spontini's Nurmahal. (Tanzkunst.)

Vergleichen wir die Aufführung der Oper Nurmahal, welche am 24. October stattfand, mit den Aufführungen früherer Jahre, wo die Milder, Seidler und Schulz, sowie Bader,

Blume und Devrient in ihrer höchsten Blüte standen, so hielt sich nur die Direction und das Orchester ganz in der ehemaligen Höhe, sonst war, ungeachtet aller löblichen Anstrengungen, Alles zu Allem gerechnet, ein Rückschritt unverkennbar. Wir sind weit davon entfernt dies den Einzelnen zur Last zu legen, oder die Leistungen, insbesondere der Sängerinnen, zu verkennen; halten es aber doch für heilsam und nothwendig, immer wieder daran zu erinnern, welch ein hohes Ziel, welch ein außerordentlicher Grad der Vollkommenheit einst erreicht war. Diesem unermüdlich nachzustreben, ist und bleibt die erste Pflicht der Theaterdirection, sowie der ausübenden Künstler.

Vergleicht man Nurmahal mit andern Opern Spontini's, insbesondere mit der Vestalin, Cortes und Olympia, so bietet der Text weniger großartige Gegensätze der Charaktere, Verhältnisse und Situationen, weniger Erhabenes, dem Zarten und Milden gegenüber. Desto mehr verdient es Anerkenntniß, daß der Tonsetzer die minder heraustretenden Verschiedenheiten so richtig gefühlt und so angemessen behandelt hat. Dahin rechnen wir z. B. die Art, wie er die erkünstelte Liebe Zelia's und die aufrichtige Nurmahal's in Tönen ausdrücken läßt. Der Hauptnachdruck liegt aber ohne Zweifel darauf, daß Nurmahal eine Festoper, und der Tanz die Hauptsache bei dem Feste ist.

Die Einwendungen Derer, welche den Tanz überhaupt verdammen, können wir füglich ganz zur Seite lassen; weil von ihrem Standpunkte aus die Oper in allen ihren Theilen, wo nicht verdammlich, dann doch thöricht erscheint. Ebenso müssen wir uns wider Diejenigen erklären, welche fordern, daß schlechterdings in jeder Oper getanzt werde. Die Zauberflöte z. B. ist ganz ohne Tanz; Don Juan, der Freischütz und andere Opern werden kaum davon berührt; größeren Raum nimmt er ein in Alceste, Armide, der Vestalin, den Cortes u. s. w. und verwandelt sich endlich in der Nurmahal fast zur Hauptsache. Alle diese verschiedenen Quantitäten halten wir in den genannten Opern für gerechtfertigt; sie stehen in richtigem Verhältnisse zum Texte und der gesammten Aufgabe, und die Tanzmusik Gluck's und Spontini's ist in ihrer Art so vollkommen, wie irgend eine Musikgattung der Welt. Um so verkehrter erscheint es aber, in diese Meisterwerke (wie z. B. bisweilen in die Alceste) Balletmusik anderer Stümper einzuschieben. Etliche male haben sich aber selbst geistreiche Tonsetzer verführen lassen, Ballete an unpassenden Stellen einzufügen. So erscheint es uns verfehlt, daß Roschane im Oberon ihre Kammerjungfern zusammenruft, um den patentirt treuen Hüon durch Tanz zu verlocken. Wie

ganz anders, zarter und zweckmäßiger sind die Ballete in der Armide herbeigeführt und benutzt.

Darüber also, daß man in Opern mehr oder weniger tanzen darf, wird man sich leicht vereinigen; viel schwerer, als die Frage Ob, oder nach der Quantität, ist die Frage über das Wie, oder über die Qualität zu beantworten. Da wir nun mit Recht besorgen müssen, daß man unser Urtheil hier von vorn herein verdammen und uns zurufen wird: „bleib bei deinem Leisten"; so begeben wir uns unter den Schutz des Mannes, welcher unter allen wahrhaft Tanzkundigen den höchsten Ruhm genießt und verdient. Noverre's Glaubensbekenntniß (das wir unbedingt unterschreiben) lautet im Wesentlichen, wie folgt:

„Es ist eine Schande, daß die Tanzkunst dem Einfluß und der Herrschaft entsagt, welche sie über die Seele hat, und nur darnach trachtet, den Augen zu gefallen. Es ist frostig, unangenehm und langweilig Ballete in Opern hineinzudrehen, welche mit den Gegenständen nicht zusammenhängen, nicht daraus hervorgehen, und nach elender Musik, die nichts sagt, künstlerisch tanzen zu wollen. Wo es an Inhalt, Verwickelung, Entwickelung und Auflösung fehlt, ist nur ein Tanzvergnügen, keine Tanzkunst vorhanden. Aber unsere Ballete sind von der Art daß man, ohne das erklärende Buch in der Hand zu haben, nicht das Geringste begreift, und es nöthig wäre den Tanzenden (wie auf alten Gemälden) lange beschriebene Papierstreifen aus dem Munde hervorgehen zu lassen. Um des Niedrigsten, der Mechanik des Tanzes willen, wird das Höchste zurückgesetzt und vergessen. Man bildet sich ein, Alles besteht in der Beweglichkeit der Beine, in hohen Sprüngen u. dergl.; allein mit den Beinen kann man nicht malen und darstellen, und so lange die Füße nicht von der Einsicht des Kopfes geleitet werden, bleiben sie in der Irre und bloße Maschinen. Entsagt den Kapriolen, den Entrechats, den verwickelten Pas, befleißigt euch des Tragischen, der edeln Pantomime, dieser Seele eurer Kunst, damit die Ballete welche nichts sind, sich zu echten Gedichten erheben. Ich verlange große Massen, Gruppen, Gemälde, Schönheit und Ausdruck, aber keineswegs eure kleinlichen Beinkünste. Wenn der Balletmeister alle seine Aufmerksamkeit auf die ersten Tänzer und Tänzerinnen richtet, wird die Handlung frostig, nichts rückt von der Stelle und die Aufführung ist ohne Wirkung. Jeder Tanzende muß (nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit und des Gegenstandes) mit den Hauptpersonen in steter Verbindung stehen, und es muß eine Reihe von Abstufungen der Kunst, des Ausdrucks und der Theilnahme stattfinden. Während aber die Verständigen schweigen, oder in der Stille über die Verderbniß des

Geschmackes seufzen, verschwenden die Unwissenden und Thoren ihren Beifall an der unrechten Stelle, beklatschen mit Wuth die Kapriolen unserer Tänzer und die Minauderien unserer Tänzerinnen, und verführen Alle zu dem Hochmuth: „es sei schon Jegliches abgethan und das Ziel der Kunst erreicht".

Nochmals Tanzkunst.

Die Aufführung des Ballets, der Aufruhr im Serail, am 7. d. M. bietet uns Gelegenheit, die Grundsätze des trefflichen Noverre, welche wir soeben mittheilten, näher zu erläutern. Er geht überall davon aus, daß die Tanzkunst eben eine Kunst sei, oder wenigstens sein könne und sein solle, und kümmert sich gar nicht um die Zweifel welche sich etwa in dieser Beziehung erheben ließen. Bei einer nähern Berücksichtigung derselben kann jedoch die Wahrheit nur gewinnen, nicht verlieren. Zuvörderst liegt also in dem Gebrauche des Wortes „Kunst" eine große Zweideutigkeit und Unbestimmtheit; denn man spricht bekanntlich auch von der Wundarzneikunst, der Gartenkunst, Kochkunst, Reitkunst u. s. w. Der Versuch, durch bloße Worteintheilungen (etwa von freien, schönen, redenden, bildenden Künsten) über jede hier emporwachsende Schwierigkeit hinwegzukommen, die einen milde aufzunehmen und die anderen streng hinauszuweisen, führt nicht zum Ziele, sondern läßt des Unerklärten und Zweifelhaften noch gar viel übrig. Andere haben von vorne herein, a priori erwiesen, warum es nur eine gewisse Zahl, etwa vier oder fünf Künste geben könne; wobei aber die Tanzkunst immer sehr schlecht weggekommen ist, vielleicht weil man, nach Noverre's Ausdruck, immer nur an das tagtäglich dargebotene Tanzvergnügen dachte. Der wesentliche Punkt, von wo aus der Tanz sich als Kunst allein geltend machen kann, ist sein Zusammenhang mit der Schönheit; überall wo dieser Zusammenhang, der von Noverre so kräftig gerügten Mängel halber zurücktritt oder entweicht, geht jener höhere Anspruch schlechterdings verloren. Vielleicht könnte man die Tanzkunst am kürzesten als Schönheit in der Bewegung bezeichnen; wenigstens ist die in mimischen Balleten vorkommende Ruhe nur eine vorübergehende, und lebende Bilder gehören nicht mehr zur Tanzkunst, sondern sind ein Mittelding, ergötzlich genug, jedoch mehr den Kunststücken, als den Künsten beizuzählen.

Wenn unsere Bezeichnung des Wesentlichen in der Tanzkunst nicht ganz irrig ist, so folgt daraus, daß die Forderung, Tänzer und Tänzerinnen sollen schön sein, keineswegs unnatürlich oder unbillig ist. Doch reicht die Schönheit der Formen und Glieder keineswegs allein aus; vielmehr kann die hier nothwendig hinzutretende Bewegung Mängel herbeiführen, oder auch Mängel verdecken. Gegen Marie Taglioni (die Aeltere) z. B. war in jener Beziehung allerlei einzuwenden; die Anmuth ihres ganzen Wesens trat aber auf eine so überwiegende, hinreißende Weise hervor, daß sie einen größern und mehr künstlerischen Eindruck machte, wenn sie mit einem Fliegenwedel die Fliegen verscheuchte, oder auf einen Stuhl hüpfte, als wenn Andere sich aufs Aeußerste abmühen, ja zerreißen. Nur zwei mal haben wir in unserm Leben eine ähnliche Grazie gesehen, erstens in San Carlo zu Neapel an einer jungen Engländerin, deren Namen uns entfallen ist, und dann an der Vigano, welche den lautesten Beifall hervorrief, wenn sie auch nur von einer Seite des Theaters zur andern ging.

So große Gaben der Natur sind selten, um so mehr müssen die geringern durch Kunst ausgebildet werden. Gleichwie aber in so vielen neuen Opern nur Solfeggien gesungen werden, so werden auch (wie Noverre mit Recht klagt) fast nur Tanzübungen getanzt und bewundert. Das Unschöne ist und bleibt aber dessenungeachtet immerdar verwerflich.

An dem trefflichen Gemälde der Diana von Sohn haben überscharfe Kritiker getadelt, daß sie ihren Arm im rechten Winkel ausstrecke, und doch kann man, dem natürlichen Baue des Armes gemäß, ihn im spitzen, rechten und stumpfen Winkel ausstrecken. Welcher Maler, Bildhauer, Kunstkenner, Anatom kann dies aber von den Beinen behaupten? Und doch scheint das Hauptbestreben vieler Tänzer und Tänzerinnen auf Darstellung dieser häßlichen, ekelhaften Unnatur zu gehen. Wir haben unzählige antike Abbildungen von Tänzerinnen, aber auch nicht ein einziges mal wagten die Griechen, dies für Schönheit empfänglichste aller Völker, solche Fratzen darzustellen.

Ob und warum sich das Häßliche, das Parodirte im komischen Tanze, aus anderen Gründen zeigen darf, ist Gegenstand einer besondern Betrachtung; tadelnswerth aber bleibt es immerdar, wenn das was dem Harlekin zukommt, von angeblich edeln und hohen Charakteren vorgetanzt und dazu die unpassendste Musik abgespielt wird.

Von hier aus bietet sich der Uebergang zu anderen Fragen oder Zweifeln: ob nämlich die Tanzkunst nicht eine untergeordnete, abhängige sei, weil sie von der Musik getragen wird, und

sich ohne dieselbe nicht füglich denken läßt? Ob ihr die Reitkunst nicht gleich steht, sobald diese wahrhaft die Schönheit in der Bewegung zeigt u. s. w. Damit man in Aufwerfung solcher Fragen nicht Abneigung oder Parteilichkeit erblicke, wollen wir den wesentlichen Inhalt einer Rede mittheilen, wodurch ein eifriger Verehrer der Tanzkunst bei Lucian einen Gegner derselben zu belehren sucht. „Die Tanzkunst (so heißt es daselbst) steht weit höher als das Trauerspiel und Lustspiel: sie ist das größte Gut des Lebens! Wer sie anklagt, klagt das Vergnügliche, Sittliche, Nützliche, Göttliche, das von Göttern Geübte und zu ihren Ehren Eingesetzte an; wer sie verachtet, muß aus der Gesellschaft aller ehrbaren Leute hinausgejagt werden. Unter allen Künsten ist sie die älteste und steht mit der Bewegung der Weltkörper und dem Sphärentanze im genauesten Zusammenhange. Tänzer und Tänzerinnen zeigen überall zugleich Schönheit des Geistes und Leibes. Sie müssen (nach Homer's Ausspruch) alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige kennen. Mithin den Zustand des Chaos, die traurige Mishandlung des Uranus, den Ursprung der Venus, die Hochzeit des Aegyptus, die Schliche der Rhea, die Wehen der Latona, die Doppelgeburt des Dionysos, den Raub der Helena, die wohlbewahrte Keuschheit der Diana, den Achill in Weiberkleidern, die betrunkenen Centauren, die starken Glieder des Atlas, die Ochsen des Geryon, alle Arbeiten des Herkules, alle Liebschaften und Verwandlungen der Götter und Helden. Die Tänzerin sei (denn vom Tänzer versteht sich dies von selbst) von scharfsinniger Ueberlegung, tiefer Gelehrsamkeit, vor Allem aber von menschlich mildem Gemüthe. Sie wisse Alles nachzuahmen, darzustellen und das Verborgene offenbar zu machen."

Jeder sieht leicht ein, daß diese Rede scherzhaft dem Ideale nachstrebt und es darstellt. Dessenungeachtet bleiben die damaligen Forderungen weit hinter dem zurück, was man in unsern Tagen verlangt, ja erreicht. Denn billiger Weise läßt sich voraussetzen, daß ein heutiger Tänzer von der Zukunft genau so viel kennt, als ein damaliger; wie viel mehr weiß aber jener von der, seitdem so ungemein, angewachsenen Vergangenheit. Auch wähne man nicht, es sei ihm die Kenntniß mancher der aufgezählten Gegenstände erlassen; er muß nicht blos die Urformation, sondern auch alle Uebergangsformationen und Verwandlungen bis auf den heutigen Tag kennen. Die wohlbewahrte Jungfrauschaft der Danae z. B. scheint ein verlegener, unbrauchbarer Stoff zu sein: ist sie indeß nicht in der Fille mal gardée erneut und in integrum restituirt. Unter den Arbeiten des Herkules hielt ich einige, so die Reinigung der Ställe des Augias, zu

künstlerischer Behandlung untauglich; und doch sah ich in Neapel, daß Tänzer ähnliche Geschäfte vornehmen mußten, weil eine halbe Schwadron Pferde vorher auf der Bühne mitgespielt hatte.

Mit der gründlichsten Kenntniß der griechischen Götterlehre ist der Tänzer überhaupt nur ein ABCschütze; jetzt muß er auch die isländische, peruanische, mexikanische, baktrische, kaschemirische, und Gott weiß, welche andere Mythologien durchforschen, und nicht blos weltbekannte Personen kennen, wie etwa den Jupiter und die Juno, sondern auch Thor und seine Frau Siph; nicht blos die Aurora, sondern auch die Ragnarok und Lallarukh; nicht blos Amalthea, sondern auch die Ziege Haidrun; nicht blos das Chaos, sondern auch die Ginuagagap; nicht blos Himmel und Hölle, sondern auch Gorodman und Duzakh; ferner Ormudz und Ahriman, die Braminen, Kschetrias, Waischias und Parias, Wischnu und Pierrot, Schiwa und Pantalon, die Mahakali und Kolombine, den blau angelaufenen Krischna und den bunten Harlekin, den Pantomimengott Harpokrates u. s. w.

Im Fall aber Tänzer und Tänzerinnen dies mythologische Kreuz auch noch redlicher und umfassender auf sich nähmen als Creuzer; sie sind nicht am Ziele, seitdem auch die allgemeine Weltgeschichte getanzt wird; und außer den Geschichtswerken müssen sie, der Sitten und des Kostüms halber, ebenfalls alle Reisebeschreibungen, ja die Gesetzbücher lesen, um z. B. aus dem des Manu zu lernen: daß eine schöne indische Jungfrau den Gang eines jungen Elephanten haben soll, was keine Tänzerin voraussetzen konnte; woraus wiederum die Nothwendigkeit der, von Lucian verlangten gründlichen Gelehrsamkeit hervorgeht.

Wenn ich diese nur angedeuteten, keineswegs umfassend dargelegten Forderungen und andererseits eine junge Tänzerin ansehe, so kann ich mich oft des Gedankens nicht erwehren: man übertreibe es mit dem Ideal, und es sei nicht nöthig eine Jungfrauenbrust mit diesem dreifachen Erz der Gelehrsamkeit zu verpanzern; anstatt aber bei dem Großkophta aller neuern Tänzer, Noverre, einen billigen Nachlaß zu finden, ruft er mir entgegen: sie sollen, außer dem Allen auch Musik und Malerei, Anatomie und Geometrie verstehen.

— — Noch immer werden die ersten Tänzer und Tänzerinnen gegen Noverre's Vorschrift zu sehr begünstigt und hervorgehoben. Die endlosen Solos entbehren aller Mannichfaltigkeit noch weit mehr, als die ihnen vergleichbaren Bravourarien, und das Niedrigste der Tanzkunst, die Sprünge, Kapriolen und Minauderien, gelten dem großen Haufen jetzt, wie vormals, für den Triumph der Kunst. Mag eine Tänzerin noch so anmuthig, eine andere noch so plump tanzen, dieser bleibt der Sieg, wenn

sie nur im Stande ist, sich einmal öfter auf einem Beine umzudrehen. Die Urtheile über das Verdienst der Tanzenden scheinen auf untrügliche mathematische Vorschriften zurückgebracht. Zähle, so lautet die einfache Regel, die Umdrehung dieser Windmühlen; je öfter und je schneller, desto größer Schönheit, Erhabenheit, Gefühl, Charakter. Erst bei 90 Grad Elevation beginnt die echte Kunstbetrachtung der Beine; was darunter ist, fällt der gewöhnlichen Menschheit anheim; was darüber ist, beweiset die aus der Beschränktheit zur Vollkommenheit des Unglaublichen entwickelte natürliche Anlage. Der Kreisel und der Hampelmann sind die beiden Ideale vieler Tänzer und Beurtheiler; Pantomime und tragischer wie komischer Tanz scheint ihnen eine unnütze Weitläufigkeit und Abschweifung. Aber freilich möchte Noverre gegen die Behandlung dieser Zweige noch mehr einzuwenden haben, als gegen die Ueberschätzung des Mechanischen. Jetzt beginnt eine Musik, als ginge die Harmonie der Sphären zu Grunde, als bräche der jüngste Tag herein. Ganz hinten steht ein Tänzer fünf Minuten lang unbeweglich und streckt Beine und Arme in die weite Welt. Dann macht er plötzlich einen Satz, wie ein Kater, dem man einen Erbsensack an den Schwanz gebunden hat, steht wieder still, dreht sich langsam um, als wollte er besagten Erbsensack haschen, beschleunigt (als dies vergeblich bleibt) allmälig seine Bewegung, fährt auf dem Theater hin und her und zuletzt in eine Coulisse hinein. Dies heißt das erhabene Genre, und gilt jetzt in allen Kunstzahlungen für voll!

Verständlich sind unsere Pantomimen Jedem, der sie auf obige mathematische Grundregeln und den Doppelgänger des Ideals, den Kreisel und den Hampelmann, zurückführt, — um alles Andere hingegen sich nicht bekümmert. In Florenz hatte ich Unglücklicher kein erklärendes Buch bekommen, und bei der höchsten Aufmerksamkeit war es mir und meinen Begleitern durchaus unmöglich, den Gegenstand des stundenlangen Ballets zu errathen, ob wir gleich Gibbon und andere Autores darüber gelesen hatten. Man tanzte nämlich den Untergang des weströmischen Kaiserthums! Verwickelte Aufgaben dieser Art sind ohne Zweifel thöricht; andererseits wendet man aber, weder bei Ernst noch Scherz, alle Mittel an welche zu Gebote stehen um Charakter, Leidenschaften, Begebenheiten, Gesinnungen auszudrücken. Wie Treffliches leistete z. B. die Schütz in der edeln Pantomime: als Niobe, als Hagar wußte sie die ganze Tonleiter theilnehmender Empfindungen, von der freudigsten Bewunderung bis zu Thränen des Schmerzes aufzuregen. — — —

22.

Mozart's Don Juan.

Ein großer Staatsmann behauptet: von Zeit zu Zeit müsse man den Gang der Verwaltung und Regierung eines Staates mit dessen ursprünglichen Grundsätzen und Formen vergleichen, damit man zur Erkenntniß komme, ob und welche der eingetretenen Abweichungen preiswürdig und welche tadelnswerth sind. Dasselbe ließe sich hinsichtlich der Aufführung von Opern versuchen, denn Fleiß oder Lässigkeit, Talent oder Ungeschick können hier ebenfalls Fortschritte oder Rückschritte der Auffassung und Ausführung herbeiführen. Welch ein Unterschied fand z. B. statt zwischen dem Don Juan Beschort's und Fischer's. Jener war unter allen denen, welche wir sahen, der unbefangenste, feinste, wohlgezogenste, liebenswürdigste, ritterlichste; dieser hingegen der besonnenste, herbeste, kühnste, boshafteste und gemeinste. Zwischen diesen beiden Aeußersten der Auffassung und Darstellung liegen viele brauchbare Abstufungen in der Mitte, aus denen mit Rücksicht auf die Persönlichkeit eine Auswahl getroffen werden kann. Leider ist aber Spiel und Gesang selten in gleich hohem Grade der Vollkommenheit vereint, und die Wahl schwer, wenn man eins von beiden zurückstellen soll.

— — — Ein geistreicher Mann behauptete: Donna Anna sei in Don Juan verliebt, woraus denn natürlich viel gefolgert werden kann und muß. Uns scheint dieser Einfall, oder diese Hypothese völlig unbegründet. Nirgends ist hervorgehoben, ja nicht einmal angedeutet, daß Anna die dritte zur Elvira und Zerline, daß sie nur eine Variation derselben sein solle. Zorn und edle Begeisterung ergreifen und begleiten sie vom Anfange bis zu Ende, und Worte und Musik stimmen hier aufs Deutlichste und Innigste zusammen. Ohne die höchste Kraft der Begeisterung und des Spiels sinkt Anna weit unter Elvira hinab.

Fast immer wird auch diese zu matt und lamentabel gespielt, als liefe sie nur einer Abfindung wegen dem Don Juan nach. Sie muß ihm imponiren, und Liebe und Rache müssen überall gleichmäßig hervortreten.

Zerline ist nichts weniger als ein ganz stilles unschuldiges Bauermädchen, und Masetto kein Repräsentant liebenswürdigen Bauerthums. Ganz richtig werden beide von Dem. Grünbaum und Hrn. Devrient aufgefaßt und dargestellt. Dagegen können wir uns mit dem Leporello des Hrn. Wauer nicht einverstanden

erklären. Oder vielmehr: wir haben gegen die Grundlagen und Grundsätze allerhand einzuwenden, aus welchen seine Darstellung hervorgeht. Diese ist allerdings vortrefflich und consequent, sobald man jene bestimmenden Ansichten zugesteht; sie wäre zu ändern, sobald sich erhebliche Gegengründe nachweisen ließen. Zuvörderst ist Leporello der Bediente eines höchst eleganten Herrn, welcher ohne Zweifel noch so viel Geld oder Kredit hat, seinem Bedienten, statt der schmutzigen abgetragenen, häßlichen Kleidung, eine bessere Livrée machen zu lassen. Wenigstens hätte er gewiß aus zureichenden Gründen Bedenken getragen, mit dem berliner Leporello die Kleider zu wechseln. Diese Kleider sind aber nicht gleichgültig, weil sie gutentheils auch das Spiel bestimmen. Der elegante Bediente tritt in ein ganz anderes Verhältniß zu den Mädchen, welche er seiner Gnade versichert, und zu der Donna Elvira; er geht nicht breitbeinig einher wie ein alter Mann, sondern steht auf gesunden jungen Beinen. Es kommt dadurch eine andere Art von Heiterkeit in seine Furchtsamkeit, und die Gefahr nimmt ab, den Charakter bis zu unangenehmer Gemeinheit sinken zu lassen. So ist es unseres Erachtens nicht zu rechtfertigen, daß die schöne Arie: Madamina il catalogo, noch immer nach einem schlechten, zum Theil ganz unanständigen deutschen Texte abgesungen wird. Nicht minder würden wir die erhabene Musik bei den ersten Worten des steinernen Gastes, nicht durch angeblich komische Bewegungen und Zuthaten stören; wir würden da wo Elvira den Leporello erkennt, die Caricatur weit weniger hervortreten lassen, und den abgewiesenen Gläubiger nach der soeben von Don Juan ausgesprochenen Theorie, höflicher behandeln u. s. w.

23.

Musikfeste.

Die in der neuern Zeit aufgekommenen großen Musikfeste sind eine sehr erfreuliche Erscheinung: denn sie beweisen nicht blos im Allgemeinen Theilnahme für diese Kunst, sondern richten auch die in ihrer Zerstreuung unbedeutenden Kräfte auf einen Punkt, und machen es möglich wahrhaft große Kunstwerke zur Anschauung, oder Anhörung zu bringen. Dies ist um so nöthiger, als die in unseren Tagen mehr als je angewachsene Flut

neuer Bücher und Musikalien die Zeit und Kraft fast aller Leser und Musikliebhaber erschöpft. Wer aber in Literatur und Kunst nicht über diese Lesebibliothekweisheit hinauskommt, wer sich daselbst wohlbehaglich ansiedelt, der hat noch nicht einmal die Reise nach dem Lande des guten Geschmacks angetreten, und ist also noch viel weniger bereits in demselben angelangt.

Während wir in vollem Maße den Werth jener Musikfeste anerkennen, glauben wir denselben jedoch nicht nach der bloßen Zahl der Theilnehmer abschätzen zu dürfen; vielmehr kann eine übergroße Zahl derselben die Vollkommenheit der Ausführung vermindern. Mit einem kleinen eingeübten Heere besiegten echte Feldherren jedesmal die zahllosen Scharen, welche sich, ungeübt und von allen Orten zusammengetrieben, ihnen entgegenstellten. Darin liegt der wesentliche Vorzug der berliner Singakademie, daß sie sich nicht alle zwei drei Jahre einmal zu einem coup d'éclat versammelt, sondern Jahr ein Jahr aus ihre Verbindung und Thätigkeit fortsetzt. Nur auf diese Weise kann das vorher Vereinzelte ineinandergreifen, zu einem Ganzen erwachsen und von dem Geiste durchdrungen werden, ohne welchen musikalische Kunstwerke großer Meister sich niemals angemessen aufführen lassen. Ja für jeden neuen Meister müssen neue Studien gemacht werden, um sich in ihn hineinzudenken und hineinzusingen. Dies erfuhr z. B. selbst die vielgeübte Singakademie an den Werken J. S. Bach's, welche, ungeachtet einer allgemeinen Aehnlichkeit, doch wiederum wesentlich von denen Händel's verschieden sind.

Wenn nun aber die Zahl der musikalischen Meister und ihrer Werke so groß ist, daß nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Aufführung gebracht werden kann, auf welche Weise soll alsdann die höchst schwierige Auswahl getroffen werden? Wir schlagen hiezu drei Regeln vor, oder glauben vielmehr, daß die Direction der Singakademie bereits danach verfährt. Erstens hat sie die Pflicht, für die Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Musik mitzuwirken. Diesem Grundsatze gemäß war ihr erstes diesjähriges Concert angeordnet. Zweitens gibt es Kunstwerke ersten Ranges; diese dürfen nie ganz zur Seite gelegt, sie müssen in möglichst kurzen Fristen immer wieder aufgeführt werden. Sobald (wie leider in den meisten Ländern Europas) das Feuer dieser felsenfesten Leuchtthürme verdunkelt wird, oder ganz erlischt, so jubeln und herrschen die musikalischen Schwebler und Nebler, als wären sie die wahren Steuerleute, bis einer nach dem andern scheitert, und im Untergange von den Nachfolgenden obenein verhöhnt wird! Drittens endlich, ist es höchst lehrreich und deshalb nothwendig, auch die minder

bekannten Werke großer Meister aufzuführen. Denn obgleich der Werth und das Wesen der letzten sich in einigen ihrer Arbeiten mehr abspiegelt und erkennen läßt, als in andern, so ist doch keines ohne alle Eigenthümlichkeit, und mit der Ausdehnung unserer Kenntnisse wächst auch die Tiefe unserer Einsicht und Begeisterung. Aus diesen Gründen bringt die Singakademie morgen Abend (20.) das 1743 *) componirte und hier noch nie gehörte Oratorium Händel's „Belsazar" zur Aufführung, — eine Wahl, deren Angemessenheit auch dadurch bestätigt wird, daß Sachverständige zu Wien in diesem Herbste denselben Beschluß faßten.

Obgleich die Zeit, selbst der eifrigsten Musikliebhaber, nicht ausreicht allen jetzt dargebotenen musikalischen Aufführungen beizuwohnen, so darf man doch voraussetzen, die Liebe und Verehrung für jenen Heros der Musik sei in Berlin so vorbereitet und so tief begründet, daß es an einem zahlreichen Besuche dieses Oratoriums nicht mangeln wird.

24.

Händel. (Belsazar.)

Nirgends sind in den letzten zehn Jahren so viele Werke Händel's aufgeführt worden als in Berlin. Gleichwie nun die Freunde der Malerei mit Scharfsinn aus dem Ueberblicke vieler Bilder eines Meisters über dessen Natur und allmälige Entwickelung höchst Anziehendes und Lehrreiches abgeleitet haben, so wird es den Musikliebhabern mit jedem Jahre leichter, etwas Aehnliches in Beziehung auf Händel zu versuchen. Und dennoch bleibt unsere Kenntniß des großen Mannes noch immer höchst unvollkommen: denn wer hat (so vieler andern Werke nicht zu gedenken) von 45 Opern und 26 Oratorien auch nur die Hälfte gelesen, oder gar gehört? Welch eine Laufbahn, vom Jahre 1705 an, wo Händel seine erste Oper „Almira" aufführte, bis zu seinem Tode im Jahre 1759!

Wir theilen, damit man die lehrreiche chronologische Folge der hier aufgeführten oder nicht aufgeführten Oratorien übersehe, folgendes Verzeichniß mit:

*) Nicht 1734, wie ein Druckfehler des Textes sagt.

„Esther", componirt 1720, aufgeführt 1732, „Debora" und „Athalia" 1733, „Acis" und „Galathea", componirt 1721, aufgeführt 1735, „Alexander's Fest" 1735, „Ode auf die heilige Cäcilie" 1736, „Israel in Aegypten" 1738, „Allegro und Penroso" 1739, „Saul" 1740, „Messias" 1741, „Samson" 1742, „Semele, Belsazar und Susanne" 1743, „Herkules" 1744, „Gelegentliches Oratorium" 1745, „Joseph und Judas Makkabäus" 1746, „Josua und Alexander Belus" 1747, „Salomon" 1749, „Theodora" 1750, „Jephtha" 1751, und außerdem drei italienische Oratorien.

Bei einer genauern Vergleichung der frühern und spätern Oratorien läßt sich allerdings manche Verschiedenheit der Auffassung und Behandlung nachweisen; sie ist jedoch keineswegs so groß, als etwa die Verschiedenheit der heiligen Bilder Raphael's aus den verschiedenen Zeiträumen seines Lebens. Ebenso wenig kann man behaupten: Händel's Werke der ersten Jugend seien die glänzendsten und vollkommensten, oder die seiner mittleren Jahre, oder die des spätern Alters. Immerdar hält sich sein Riesengeist auf der gleichen, wenn auch nicht ganz auf einer und derselben Höhe. Athalia und Jephtha, Alexander's Fest, Samson und Judas Makkabäus zeigen überall den Meister, welcher alle früheren und späteren auf diesem Boden überragt.

Händel's Einsicht zeigt sich zunächst in der Wahl und Anordnung der Texte seiner Oratorien, sie sind lebendiger, charakteristischer und dramatischer als die meisten Operntexte. So ließe sich Belsazar fast ohne Veränderung dramatisch als ernste Oper aufführen, oder (wie man jetzt geziert sagt) im Kostüm darstellen. Die Mannichfaltigkeit der Charaktere ist ungemein groß und jeder derselben gerade in diesem Oratorium mit besonderer Aufmerksamkeit und Gewandtheit behandelt, festgehalten und bezeichnet. Wenn man die Personen und ihre Eigenthümlichkeit ins Auge faßt, und durch öfteres Hören den Grund und Werth manches, anfangs fremdartig Klingenden erkannt hat, wird man auch einen raschern Fortschritt der Handlung kaum fordern oder vermissen. Doch billigen wir daß, bei dem ohnehin großen Umfange des Werkes, einige der minder wichtigen Arien weggeblieben sind. Die Recitative ließen sich dagegen nicht füglich verkürzen, weil sie zur Verständigung über den Hergang der Ereignisse nothwendig erschienen; nur muß man bedauern, daß die sonst in vieler Beziehung empfehlenswerthe Uebersetzung gerade an der Stelle undeutlich oder vielmehr irrig ist, wo die wunderbare Einnahme Babylons begreiflich gemacht werden soll. Sie lautet:

> Und sagtest du nicht oft, daß dort im West
> Ein tiefer See sich unermeßlich ausdehnt
> Und er den Strom, wenn weithin er versiegt,
> Aus seinen Ufern nährt.

Laut Herodot (I, 185) und den englischen Worten: receiv'd th'exhausted river, müssen aber die beiden letzten Verse vielmehr lauten:

> Und er den Strom, daß weithin er versiege,
> In seine Ufer aufnimmt.

Oder:

> Und er den Strom, der hiedurch ganz versieget,
> In seine Ufer aufnimmt.

Die meisten Chöre sind vierstimmig, einige sechsstimmig; nur zwei werden, außer den Streichinstrumenten und Oboen, mit Trompeten (trombe) und Pauken begleitet, nämlich der „Zum Kampfe" und „Du mächtiger Held". Ueberall lag Händel's Partitur ohne Umänderungen und Zusätze bei der Aufführung zum Grunde; und wenn einigen Chören Posaunen zugefügt wurden, so ist dies dadurch gerechtfertigt, daß die Partitur auf den Gebrauch der Orgel, insbesondere des Pedals, hinweiset.

Händel hat zu diesem Oratorium keinen Schlußchor gesetzt, sondern verweiset in der Partitur auf einen andern: „Ich wil preisen dich, o Gott (I will magnify thee, o God)". Diese steht im 24. Bande der großen Ausgabe seiner Werke, ist aber nur dreistimmig und kurz. Mit Recht hat man deshalb einen andern größern und reichern Chor zum Schlusse gesungen, der hier noch unbekannt war und sich in Händel's gelegentlichem Oratorium (occasional Oratory) findet.

Es ist in diesen Tagen in Anregung gekommen, Händel ein Denkmal zu setzen. Das lebendigste und wirksamste wäre eine neue und möglichst wohlfeile Ausgabe seiner Werke. Verlangt man aber ein Denkmal von der Hand eines Bildhauers, so würde einer unserer deutschen Meister dasselbe gewiß würdig zu Stande bringen; wogegen uns der Vorschlag: eine bloße Nachbildung des Englischen, obenein in mancher Beziehung mangelhaften Denkmals, mit großen Kosten nach Deutschland zu versetzen, den erheblichsten Einwendungen zu unterliegen scheint.

25.

Händel's Messias.

Händel componirte den „Messias" im Jahre 1741, im 56. Jahre seines Alters. Er steht der Zeit nach zwischen „Saul" (1740) und „Samson" (1742) in der Mitte*). Die erste Aufnahme des Werks in London war, zufolge mehrfacher Cabalen, nur kalt; seitdem der Componist es aber ungeschreckt in Dublin zum Besten der Gefangenen aufgeführt hatte, stieg der Beifall mit jeder Wiederholung und es ergab sich hier wie überall, daß eine unverständige oder übelwollende Kritik zwar den wahrhaft großen Männern das Leben verbittern, oder ihre äußere Lage verkümmern, ihnen aber nicht ihren ewigen Ruhm rauben kann.

Unter den späteren Aufführungen des „Messias" verdienen die, welche im Jahre 1784 zu London in der Westminsterabtei, und am 19. Mai 1786 zu Berlin in der Domkirche stattfanden, besondere Erwähnung **). Es befanden sich bei der Aufführung:

in London	in Berlin	
48,	38	erste Geigen,
47,	38	zweite Geigen,
26,	18	Bratschen,
21,	23	Violoncellos,
15,	15	Contrabässe,
26,	12	Hoboen,
6,	12	Flöten,
27,	10	Fagotte,
12,	8	Waldhörner,
12,	6	Trompeten,
6,	4	Posaunen,
4,	2	Pauken,
57,	38	Discantisten,
48,	24	Altisten,
82,	26	Tenore,
84,	31	Bassisten,
521,	305	Personen.

---

*) Wir wiederholen, zur Beantwortung erhobener Zweifel, daß „Belsazar" laut der Originalpartitur, 1743 componirt ist.

**) Burney und Mattheson Leben Händel's. Hiller's Nachricht von Aufführung des „Messias" in Berlin.

So groß auch das Uebergewicht der Zahl bei der londoner Aufführung ist, dürfte der berliner doch insofern ein Vorzug gebühren, als das Verhältniß der verschiedenen Instrumente und Singstimmen angemessener und richtiger zu sein scheint. Der damalige Kronprinz begünstigte die Unternehmung, und ein Herr von Massow, Rittmeister bei den Gendarmen, wird wegen seiner hülfreichen Thätigkeit besonders gerühmt. Die Oberleitung war dem aus Leipzig berufenen Hiller übertragen, und ihm zur Seite standen Benda, Fasch, Lehmann, Glösch und Kühnau. Es sangen die Arien und Recitative: Mad. Carrara, Mad. Liberati und Dlle. Eichner, sowie die Herren Concialini, Tosoni, Bellaspica, Coli, Grassi, Franz und Leidel. Der Italiener halber ward das Ganze in italienischer Sprache gesungen; noch übler erscheint es indessen, daß man der Carrara (welche Händel's Musik nicht zu singen verstand und gewiß, wie die meisten ersten Sängerinnen, eigensinnig war) erlaubte, eine Arie von Traetta einzulegen, um die Geläufigkeit ihrer Kehle zu zeigen!

Die Einnahme betrug . . 2637 Thaler,
die Ausgabe . . . . . . 1525 „

und der Ueberschuß ward verwandt zur Unterstützung armer Witwen und Waisen verstorbener Tonkünstler.

Wenn sich die gestrige Aufführung des Messias in der Singakademie hinsichtlich der Massen nicht mit den vorerwähnten auf eine Linie stellen läßt, so kommt ihr der schon von uns hervorgehobene Vortheil zugute, daß sie von einer Gesellschaft ausging, welche Jahr ein, Jahr aus in gleicher Farbe und Richtung thätig ist. Sie kann und soll deshalb mehr leisten, als wenn durch ein allgemeines musikalisches Aufgebot nicht blos die Spieler und Sänger ersten Ranges versammelt werden, sondern alle musikalischen Landstürmer ihr Licht leuchten, oder ihre Töne erschallen lassen. Andererseits hat ein Director, welcher nur Freiwillige unter seiner Fahne sieht, mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen: denn übergroße Nachsicht thut der Sache Schaden, und Strenge treibt die Ungeduldigen zur Flucht. Indessen gibt es nicht blos Mitglieder der Akademie, welche im Chor und Solo treu ausharren, sondern auch andere Sänger und Sängerinnen, deren Gefälligkeit und Liebe zur Sache Manchen zum Vorbilde dienen konnte und sollte.

— — — Ein scharfes Nebeneinanderstellen von Licht und Schatten ist aber beim Vortrage geistlicher Musik nur die seltene Ausnahme; in der Regel bemerken wir den entgegengesetzten Abweg. Man sollte glauben, daß in den hieher gehörigen Arien und Recitativen das Stark und Schwach, das Anschwellen und Ermäßigen verboten und es der höchste Triumph sei, so gleich-

artig wegzusingen, als erklinge nicht eine durch Freude und Schmerz bewegte Menschenstimme, sondern höchstens die vox humana aus der Orgel. Nicht minder halten wir es für einen Irrthum, wenn, besonders in den Recitativen die Sechzehntheile so lang gedehnt werden, als wären es Viertelnoten. Ueberhaupt scheint die Meinung vorzuwalten daß, sobald von Gott und Ewigkeit die Rede ist, man Zeit in Ueberfluß habe, also beim größten Zögern noch zur rechten Zeit ankomme. Wir können uns irren, hätten unsererseits aber gewünscht, daß z. B. Schmerz und Krankheit rascher vorübergegangen und die Boten etwas schneller zugeschritten wären.

In dem dritten Theile des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter äußerte der Letzte: er halte den Messias Händel's, als Ganzes betrachtet, für zufällig entstanden; der gute Rochlitz verdiene zwar Dank für seine Geschichte der Entstehung desselben a priori *), doch sei sie tadelnswerth wie alle Geschichten dieser Art; die Nothwendigkeit selbst könne nicht bestehen ohne Zufall u. s. w.

Diese Behauptungen bedürfen und verdienen eine nähere Prüfung. Ein jedes echtes Kunstwerk muß hervorgehen aus freier Begeisterung, unterliegt also keiner äußerlich unbedingten, mathematischen Regel. Diese Begeisterung ist aber andererseits nicht etwas Regelloses, oder gar allen Regeln Widersprechendes, oder bloßer Zufall und Willkür, sondern sie bezieht sich innerlichst auf ein höheres Gesetz. Wer die Willkür mit Begeisterung verwechselt, oder in der Gesetzmäßigkeit nur Zwang erblickt, ist ohne Zweifel in der Irre. Ferner tritt die Selbstbestimmung von innen, mit Veranlassungen, Ereignissen und Bedingungen von außen, in die mannichfachsten Wechselbestimmungen; daher kann die Geschichte eines Kunstwerks so wenig ganz a priori, als ganz a posteriori geliefert werden, und Rochlitz hat den ihm von Zelter zugeschriebenen Plan, unseres Erachtens nie gehabt. Jede Construction eines Kunstwerks a priori (wie man sich wol ausgedrückt hat) ertödtet nicht allein alle die verschiedenen Möglichkeiten, welche vor dessen Erschaffung zur Hand waren, sondern verwandelt auch die eine hervorgetretene lebendige Wirklichkeit in eine todte Abstraction. Nicht weniger tadelnswerth aber wäre es, wenn Jemand aus Vorliebe für seine Arrangements a posteriori nun glaubte: man dürfe ein gegebenes Kunstwerk nach Belieben umgestalten, weil sich nirgends ein ewiger, nothwendiger, unantastbarer Kern auffinden lasse. A priori kann man nicht erweisen, welche und wieviel Philosophen

*) Rochlitz, Für Freunde der Tonkunst, Th. I.

Raphael in seiner Schule von Athen malen, wie er sie stellen, kleiden, anordnen sollte: sind sie nun aber einmal gemalt und hingestellt, dann kann man nicht hintennach kommen, umstellen, verrenken, auswischen oder zusetzen. Die frühere schöpferische Freiheit stellt sich beim echten Kunstwerke nunmehr als eine gegebene Nothwendigkeit dar und wer dies, anmaßend oder leichtsinnig, nicht anerkennt, geräth hiedurch eben selbst in die todten Abstractionen, welche er bekämpfen wollte. Ihm fehlt die Ehrfurcht vor dem Vollendeten, und indem er die durch dasselbe neu erschaffene feste Regel verwirft und willkürlich eine andere aufsucht, ergibt er sich einem Spiele mit Möglichkeiten, welche tief unter dem bereits Vorhandenen stehen. — Gern würden wir annehmen, Zelter habe mit seinen oben angeführten Worten nur in der Kürze Das bezeichnen wollen, was wir hier entwickelten; allein seine weitere Betrachtung und Behandlung des Messias scheint das Gegentheil zu erweisen.

Wir räumen willig ein, daß Händel nicht mit einem male zur Auffassung und Begrenzung des großen Ganzen kam, daß manche musikalische Motive früher entstanden, und daß vielleicht das Amen eher als die Ouverture gesetzt ward; daß er versuchte, hinzufügte und hinwegnahm, bis er endlich sagen konnte: exegi monumentum. Die Gründe dieser letzten Entscheidung des Meisters, wodurch das, anfangs in gewissem Sinne Zufällige Haltung und Festigkeit erhielt, haben Rochlitz und Braniß in ihren Aufsätzen über den Messias auf löbliche Weise zu entdecken und die Uebereinstimmung dichterischer Begeisterung und kritischer Ueberlegung zu erweisen gesucht. Daß man dessenungeachtet einzelne Stücke weglassen könne oder müsse, wird nicht bestritten; diese Maßregel beruht aber auf äußeren Gründen und ist durchaus von einem Umstellen und Umgestalten verschieden, welche den Sinn und die Bedeutung des Wesentlichen verändert.

Wenn also Zelter (im Gegensatz zu obigen Bemühungen des Rochlitz und Braniß) den Messias, welchen der Componist aus sehr überwiegenden Gründen in drei Theile theilte, in vier oder fünf Theile zerfällen will, so spricht sich schon in dem oder eine Unbestimmtheit und Unsicherheit der Kunstkritik aus, wie sie Händel gegenüber keineswegs zu dulden ist.

Nicht minder halten wir den Versuch, einzelne wichtige Stücke auf andere Stellen hinzubringen, und die aus dem ersten Händel'schen Theile gemachten zwei Abtheilungen eigenthümlich zu schließen, für völlig mislungen. Zelter nämlich beendet seinen ersten Theil mit der Arie: „Das Volk, das im Dunkeln wandelt, sieht nun ein großes Licht", und schiebt den folgenden Chor: „Denn es ist uns ein Kind geboren", hinter die Worte

des Evangelisten Lukas ein, „denn euch ist heute der Heiland geboren u. s. w." Dies Verfahren trennt zuvörderst die Worte des Propheten Jesaias (IX, 1—6), welche so wesentlich zu einander gehören, daß der Nachsatz die nothwendige und unerläßliche Erklärung enthält: worin denn das neue Licht bestehe. Des Propheten Weissagung hinter die Erzählung der nachmals eingetretenen Thatsache einschieben, beruht auf einem völligen Verkennen des tiefsinnigen Zusammenhanges. Aber selbst abgesehen hievon, ist es thöricht zu sagen: „Du siehst ein großes Licht"; nach diesen Worten aber das Licht auszublasen und den Vorhang herunterzulassen, sodaß man eben nichts sieht und hört.

Ferner werden durch das Einschieben jenes Chors die Worte und der Sinn der Stelle aus dem Evangelisten Lukas (II, 10—13) ungebührlich auseinandergerissen: denn das „Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen u. s. w.", bilden hier ebenso den untrennlichen Nachsatz zum Vordersatze, wie dort das: „Denn es ist uns ein Kind geboren."

Ebenso wenig können wir billigen, daß der angebliche zweite Theil des Messias, gleichwie der neu erfundene erste Theil, mit einer Arie „er weidet seine Heerde" endigt. Händel hat die großen Abtheilungen seiner Oratorien aus überwiegenden Gründen immer mit Chören geschlossen. Ueberdies wird durch diese Neuerung zum dritten male der biblische Text zerrissen; denn nach den Worten (Matthäus XI, 28—30): „so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen" muß nothwendig folgen, „denn sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht".

So hat Zelter's (nach Grundsätzen a priori, oder ungenügenden Abstractionen) versuchte wichtige Veränderung des Messias nur von neuem erwiesen, wie besonnen und tiefsinnig derselbe auferbaut ist. Gleichwie das System des Christenthums, welches man an unzähligen Orten zu beschneiden und umzugestalten versuchte, sich immer wieder in allen seinen Haupttheilen bewährt hat, so auch Händel's darauf gegründetes und damit übereinstimmendes Werk. Die Singakademie sollte deshalb nicht durch eine falsche Pietät abgehalten werden, dem großen Meister Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und einstweilige Irrthümer aufzugeben. Diese Forderung ist keineswegs anmaßend, denn nicht allein Händel steht uns zur Seite, sondern (sehr unerwartet) sogar Zelter selbst! Er sagt nämlich in einer Recension *): „Die Musik hat, so weit ihre Geschichte bekannt ist, in dieser Art kein Muster von Vollkommenheit und Rundung aufzuweisen, das diesem Messias an Allgemeinheit für die ganze christliche Kirche,

---

*) Reichardt's musikalische Zeitung, Jahrgang 1805, S. 42.

an poetischer Erhebung und Begeisterung und kunstmäßiger Zusammensetzung zu vergleichen wäre; und man könnte dieses Werk als einen Canon von Geist und innerer Wahrheit ansehen, der durch Wort und Ausdruck ein vollkommen klares Licht über das Wesen des gesammten Christenthums gewährte."

26.

Mozart's Figaro.

Eine jede Oper von Mozart ist ein so reiches, zu gleicher Zeit so geniales, und nicht minder besonnenes und durchdachtes Kunstwerk, daß man bei jeder neuen Aufführung auch neue Schönheiten entdecken und sich daran mit jugendlicher Begeisterung erfreuen kann. Ist diese Begeisterung rechter Art, so wird sie durch einzelne Mängel der Darstellung keineswegs ganz vernichtet; sie soll aber auch nicht die Größe des Kunstwerks selbst so ausschließend im Auge behalten, daß für Vergleichung kein Raum bliebe, oder jedes kritische Urtheil für abgünstig und böswillig gölte.

In diesem Sinne erschien uns die beifällig theilnehmende Stimmung der Zuhörer bei der Aufführung von „Figaro's Hochzeit" am 19. d. Mts. ganz richtig und angemessen, und obgleich man Einzelnes rügen konnte, mußte man doch dankbar dafür sein, daß eine solche Oper sich, trotz mancher Rückschritte, noch so geben ließ und so aufgenommen ward.

Es sei erlaubt einige Bemerkungen auszusprechen, welche nicht allein diese letzte Aufführung des Figaro betreffen, sondern sich auch im Allgemeinen auf die bisher gewöhnliche Darstellung der Charaktere beziehen. Den Pagen (um bei dem Jüngsten anzufangen) haben wir nicht selten als einen überfeinen, ja abgefeimten, oder als einen bis zum Tode verliebten jungen Menschen darstellen sehen. Dies halten wir für durchaus irrig. Er ist vielmehr noch ein halbes Kind, gutmüthig, täppisch, an alle Mädchen sich eiligst anschließend und eben deshalb noch in keine übermäßig verliebt.

— — Durch eine gründliche Schule, kluge Mäßigung, angemessene Benutzung der gegebenen Mittel, und rechte Vertheilung von Licht und Schatten erfreut Mad. Seidler noch immer die Kunstverständigen und könnte allen jungen Sän-

gerinnen zum Vorbilde dienen. Nur ein Punkt, der eigentlich über unsern Horizont hinausliegt, erregt diesmal unsern Zweifel, nämlich — der Anzug! Das neu angekommene Schürzchen der Susanne hat uns in unseren früheren Ansichten nur bestärkt. Auf einigen deutschen Bühnen und vor Allem auf der pariser, haben wir Susannen als ein Kammermädchen in einer fast ländlich eigenthümlichen Kleidung gesehen; und dies ist das Richtige. Denn erstens schickt es sich nicht, daß sie eben so geputzt ist und in Sammet und Seide einherstolzirt, wie die Gräfin. Zweitens fällt durch diese übermäßige Pracht die vergnügliche Gelegenheit fort, daß beide Frauen, durch das Umkleiden, in ganz eigenthümlichem, verschiedenem Anzuge erscheinen und doppelte Bewunderung erwecken können. Drittens verträgt sich die Aehnlichkeit der damenartigen Kleidung nicht mit der Anordnung der letzten Scenen. Hätte der Graf seine Gemahlin und Susannen alle Tage so angekleidet gesehen, wie sie zeither auf unserer Bühne erschienen, so würde er keineswegs ohne nähere Prüfung in die Falle gegangen sein. Nur der, in jeder Beziehung verschiedene Kammerjungferanzug erweckt in ihm beim ersten Anblicke die Ueberzeugung, er spreche mit Susannen. — Wenn diese Ansichten über den Anzug schon ketzerisch erscheinen dürften, wie vielmehr die über den Charakter der Gräfin. Sie wird gewöhnlich wie eine seufzende, larmoyante Ehefrau dargestellt, an deren erhabener Tugend die Uebrigen ein Beispiel nehmen sollten, und die auch so überreichlich mit derselben versehen ist, daß aller andere Spaß und Scherz damit zugedeckt und erstickt werden könnte. Diese Auffassung richtet, unseres Erachtens, das ganze Stück zu Grunde. Allerdings liebt die Gräfin ihren Gatten, ist ihm treu und fühlt sich durch seine Liebeleien verletzt; allerdings hat Mozart (damit ein Gegensatz der Charaktere und der dramatischen Haltung entstehe) die Augenblicke des Ernstes und des edeln Gefühls hervorgehoben; allein andererseits ist und bleibt die Gräfin doch die ehemalige Rosine. Deshalb ergötzt sie sich an den Späßen mit dem Pagen, deshalb läßt sie sich auf die Verkleidung ein, deshalb darf ihr Figaro sehr bedenkliche Dinge sagen, deshalb kehrt sie ihrem Gemahle gegenüber zu Unwahrheiten zurück, sobald sie irgend hoffen darf damit durchzudringen. Wäre die Gräfin ein sentimental schmachtendes Weib, so würde sie ihren Gemahl mit Thränengüssen überschütten; wäre sie eine stolze Heldin, so würde sie mit dem schweren Geschütze ihrer Tugend das übrige leichtsinnige Volk, aber damit auch, wie gesagt, die ganze Oper auseinandersprengen.

Wird nämlich der Gegensatz von Tugend und Untugend so

ungeschickt pedantisch hervorgehoben, wie nicht selten durch das irrige Spiel der Gräfin, so sinkt der Scherz der Uebrigen zu unanständiger Gemeinheit hinab. Nur dadurch, daß Alle sich in der heiteren Höhe erhalten, auf welche Mozart's Melodien den zweideutigen Text gehoben haben, kann eine ungestörte künstlerische Wirkung hervorgebracht werden. Sobald man dies vergißt, treten unabweisbar moralische Forderungen hervor; sie lassen sich dagegen bei richtiger Behandlung mit einer Bemerkung zurückweisen, die wir schon anderwärts aussprachen.

„W. leugnete mir zwar die Zweideutigkeit des Figaro keineswegs ab, behauptete aber, es sei dies nicht wichtiger, als ob Coreggio auf grober oder feiner Leinwand gemalt habe. Mozart's Melodien solle ich hören, nicht die Buchstaben lesen; jene seien so heiter, klar, durchsichtig, wohlthuend, wie der schönste Frühlingstag; in solcher Luft möge sie immer leben, und wer sich hier vor moralischer Erkältung fürchte, habe den Schnupfen oder das Ohrensausen schon vorher gehabt."

Weil nun aber die Gräfin einerseits den Adel der Stellung und des Gesanges festhalten, und andererseits in allen Scherz mit eingehen muß, halten wir ihre Spielrolle keineswegs für leicht oder unbedeutend, sondern für außerordentlich schwer.

27.

Instrumentalmusik. (1835.)

Der Beifall, welchen die sich mehrenden Vereine für Instrumentalmusik in Berlin finden, ist allgemein erfreulich, sofern er das richtige Verständniß einer durch Deutsche gegründeten, oder doch zur Vollkommenheit gehobenen Richtung erweiset. Man könnte jenen Beifall aber auch bedenklich nennen, im Fall er sich bis zu einer Vorliebe steigerte, welche den Werth anderer Theile der Kunst verkennen ließe; er ist endlich ohne Zweifel ein Gegenstand der Betrübniß, sofern die leider zunehmende Aermlichkeit unseres Opernrepertoirs die tüchtigen Musikfreunde zu diesem fast allein übrig bleibenden Genusse hindrängt. Denn obgleich man in den instrumentalen Vereinen auch nicht immer lauter vollkommene Kunstwerke vorträgt, weiß man doch im voraus, daß jeder Abend wenigstens mit einem Quartett oder einer Sinfonie der größten Meister geschmückt wird. Von dieser

reinen Höhe herab läßt sich dann das Untergeordnete leicht beurtheilen und würdigen; es kann das Leere oder Ueberladene auf die Dauer keine Bedeutung gewinnen. Wenn aber die meisten wahrhaft klassischen Werke Jahre lang gar nicht aufgeführt, oder einzelne (wie zuletzt der Fidelio und die Zauberflöte) in wesentlichen Theilen höchst mittelmäßig gegeben werden, so erscheint es zur Abwendung des völligen Verfalles dramatischer Musik dringend nöthig, daß Direction, Publicum und Kritiker mit gleichem Eifer für eine Erneuung und Wiedergeburt dessen wirken, was wir so lange in größter Vollkommenheit besaßen, und was sonst durch sehr mannichfache Ursachen verloren geht.

So viel nun aber auch für die Instrumentalmusik in Berlin geschieht, werden doch z. B. die Sinfonien noch nicht mit der Vollendung gegeben, welche wir im pariser Conservatorium zu bewundern Gelegenheit hatten. Die Zahl der Instrumentisten ist in Paris größer, die Aufführung genauer, in Licht und Schatten, im Piano, Crescendo und Forte mannichfaltiger und übereinstimmender. In dieser unwiderleglichen Behauptung liegt kein Tadel für die hiesigen Unternehmer. Es ist keineswegs die Schuld des Herrn Möser, daß ihm nicht so viel Personen zu Gebote stehen, daß ihm kein öffentlicher Saal eingeräumt wird, und daß er nicht so ungemein zahlreiche und genaue Proben halten kann wie Herr Habeneck. Wollte er versuchen, unter so vielen erschwerenden Umständen dasselbe zu leisten, so würde er, anstatt einen billigen Gewinn für seine Mühe zu beziehen, aus seiner Tasche bei jeder Aufführung mindestens hundert Thaler zusetzen. Erst wenn die Behörden musikalische Unternehmungen jener Art in größerem Maße unterstützen und das Publicum sich noch viel zahlreicher einfindet als bisher, kann man jene pariser Vollkommenheit fordern und erreichen.

Mit Recht betrachtet man Haydn, Mozart und Beethoven als diejenigen, welche die neuere Instrumentalmusik begründet und in kurzem Zeitraume bis an die äußerste Grenze der Entwickelung gehoben haben. Doch darf man daran erinnern, daß vor dieser neuen Periode eine ältere, jetzt meist ungekannte liegt, welche in ihrer Weise nicht minder abgeschlossen und vollendet war. Die Präludien, Fugen und Concerte für die Orgel von S. Bach, Händel und Anderen bieten einen größeren Schatz kunstreicher und genialer Instrumentalmusik dar, als Viele zu glauben geneigt sind. Ueberhaupt ersetzte die Orgel, dies Instrument aller Instrumente, ganze Kapellen, und musikalische Genüsse welche jetzt mit größter Mühe durch viele Menschen zu Stande gebracht werden, bereitete der ehrliche Organist mit

seinem Balgentreter sich und seinen Zuhörern. Andererseits wissen wir sehr wohl, welche Mängel der Orgel eigenthümlich sind, und daß selbst die vortrefflichen Verbesserungen, welche Herr Erard in seiner Orgel für die Tuilerien angebracht hat, dieselben nicht ganz heben konnten. Auch sollten die Anhänger jener Schule am wenigsten über zu vielen Gebrauch der Blaseinstrumente klagen, da die ältere Instrumentalmusik fast ausschließend Blaseinstrumente in Bewegung setzte. Mithin liegt der eigentliche Misbrauch unserer Tage ganz wo anders, wie wir künftig zu erörtern gedenken.

Jene drei großen Meister, Haydn, Mozart und Beethoven, haben den Raum des neuen Kunstgebietes so eigenthümlich und umfassend ausgefüllt, daß die meisten anderen Instrumentalcomponisten fast gezwungen sind, sich dem Einen oder dem Andern anzuschließen. Dieser Umstand hat seinen Nutzen, aber auch seine eigenthümlichen Gefahren. Jenes, sofern große Vorbilder immer begeisternd einwirken; dieses, sofern die Neigung entsteht, das Vorbild noch zu überbieten und zu übertreffen. Wem aber z. B. Coreggio's Klarheit, Heiterkeit und Lieblichkeit noch nicht genügt, geräth leicht wie Mazzola (Parmegianino) in süßliche, oder angeblich naive Ziererei. Wer die Kühnheit eines Riesengeistes, wie Michel Angelo, überbieten will, geräth in Wahnsinn; wer endlich Rafael zum Vorbilde wählt, wird ihn zwar nie erreichen, aber auch niemals ganz von der Bahn der Wahrheit und Schönheit abirren können.

Wir glauben, daß dasjenige, was wir hier von Coreggio, Michel Angelo und Rafael behaupten, sich analog auf Haydn, Beethoven und Mozart anwenden läßt.

Wir haben in unserem letzten Berichte darauf aufmerksam gemacht, daß vor der letzten denkwürdigen Entwickelung der Instrumentalmusik in Deutschland schon eine ältere sehr reiche Schule für diesen Zweig der Kunst bestand. Es sei erlaubt, über ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit heute noch Einiges beizubringen.

Während die russische Instrumentalmusik das Zusammengehörige in lauter einzelne Töne oder Atome auseinanderreißt und mit unsäglicher Mühe und unter Verschwendung besser zu benutzender Kräfte doch nur ein dürftiges Kunststück zu Stande bringt, schlug die ältere deutsche Schule einen ganz entgegengesetzten Weg ein. Sie strebte dahin, mit den wenigsten äußeren Mitteln das Höchste zu erreichen und darzustellen. Zweitausend Pfeifen eines großen Orgelwerkes (zu dessen Behandlung nach

russischer Weise 2000 Menschen erforderlich sein würden) beherrscht ein einziger Organist, und ist des Gelingens und Zusammentreffens sicherer als der musikalische Anführer jenes mühselig eingeschulten Regiments. Schon deshalb, weil die Orgel jeder christlichen Gemeine eine ganze Kapelle zu Gebote stellt, verdient sie die ehrenvollste Anerkenntniß und die sorgsamste Behandlung.

Andererseits behält die Orgel etwas Einseitiges, weil sie nur mit Blasinstrumenten wirkt, und die Kunst des Registerziehens oder ein angebrachter Schweller nicht die Wirkung ersetzen kann, welche aus dem Hinzufügen der Streichinstrumente und der Virtuosität lebendiger Künstler hervorgehen. Hier zeigt sich also eine bemerkenswerthe Verschiedenheit und ein eigenthümlicher Vorzug der neueren instrumentalen Entwickelung. Dagegen möchten wir ihr die Mehrstimmigkeit nicht so zum Verdienste anrechnen, wie es bisweilen geschieht. Versteht man nämlich darunter nur die Möglichkeit, nach wenigen Stimmen plötzlich viele eintreten zu lassen, so war diese bei jenem älteren Verfahren auch vorhanden; versteht man hingegen das fortdauernde Ineinandergreifen obligater Stimmen, so hat die ältere Schule das Uebergewicht vor der neueren.

Es sei erlaubt hieran noch einige allgemeine Bemerkungen zu knüpfen. Stellen wir die einfachere Lyrik und Rhythmik des Liedes und Tanzes zur Seite, so zerfällt der Inbegriff der musikalischen Kreise in Kirchenmusik, dramatische Musik und Instrumentalmusik. In demselben Maße, wie die großen praktischen Meister die Kirchenmusik zur Vollkommenheit erhoben, bildete sich ihnen gegenüber die Theorie aus, theils begründet eben auf die Werke und Zeugnisse jener Genien, theils unwiderleglich abgeleitet aus den mathematischen und physikalischen Verhältnissen der Töne, Consonanzen, Dissonanzen, Intervalle u. s. w. Für die Imitation, die Fuge, den Canon und jede Art des Contrapunkts gab es also anerkannte Regeln und Gesetze. Die Ansicht, durch all' diese Gesetze sei der Genius kläglicher Weise in Fesseln geschlagen worden, steht nicht höher als die Behauptung: durch Gesetze werde überhaupt die Freiheit des Menschen untergraben. Der Satz: daß in einer gewöhnlichen Fuge der Gefährte dem Führer in der Quinte folgen muß, und nicht etwa in der Quarte oder Septime folgen kann, beruht auf so festem Grunde, als irgend ein ethisches Gebot oder eine privatrechtliche Vorschrift. Hiemit ist aber keineswegs die unbedingte Unveränderlichkeit der musikalischen Behandlungsweise gefordert: denn es gab und gibt in der Musik wie im Staate

allerdings auch Irrthümer und Fesseln, welche allmälig berichtigt und gelöset werden können und sollen.

Die wahrhaft dramatische Musik findet ihre Regel und ihr Gesetz in dem Verhältnisse der Dichtkunst zur Musik, des Wortes zum Tone. Componisten, welche (wie Gluck, Mozart, Spontini) davon weit entfernt waren, hierin ein Hemmniß ihres Genius zu sehen, haben durch den harmonischen Zusammenhang, durch Uebereinstimmung von Text und Musik ihren Werken eine Haltung und Dauer gegeben, welche, trotz alles anfangs glänzenden Scheines, den Opern nicht zu Theil wird, wo jener Zusammenhang vernachlässigt oder vorsätzlich mit Füßen getreten wird. Kirchenmusik und dramatische Musik haben also ihre ausgesprochenen und anerkannten Gesetze; Theorie und Praxis gehen Hand in Hand, und die Erkenntniß hat sich mit der Begeisterung verständigt.

Dies würdige Ziel ist, so scheint es uns, bei der neueren Instrumentalmusik noch nicht erreicht; denn wollten wir auch zugeben, was einzelne Sachverständige (z. B. Nägele) leugnen, daß Haydn's, Mozart's und Beethoven's Werke hinsichtlich ihrer innern Organisation tadellos, ja unbedingte Muster wären, so beruht dies lobende Anerkenntniß doch meist nur auf dem unmittelbaren sinnlichen Eindrucke, und das Wie und Warum ist keineswegs auf wissenschaftliche Weise abgeleitet und zum Bewußtsein gebracht worden. Ja, wir wollen nicht leugnen, daß wir in vielen der neuern instrumentalen Compositionen Regel und Gesetz ganz vermissen, und daß uns statt wahrer Genialität nur anmaßliche, zügellose Willkür hervorzubrechen scheint. So war z. B. in der alten Instrumentalmusik jeder Fuge ein bestimmter Umfang vorgeschrieben, über welchen sie selbst bei Anwendung gewisser Verlängerungsmittel sich ohne Tadel nicht ausdehnen ließ; nicht minder hatten die Gigue, Courante, Sarabande u. dergl. ihre eigenthümlichen periodischen und rhythmischen Gesetze. Die neuere Instrumentalmusik begnügt sich dagegen meist mit Ueberschriften, welche nur das Zeitmaß andeuten (Allegro, Adagio), sonst aber keinen bestimmten Inhalt bezeichnen oder in sich schließen. Daher bleiben viele und sehr wichtige Fragen unbeantwortet, z. B. warum ein Stück gerade so lang und nicht noch einmal so lang, oder halb so lang sei? Wie in geselligen Plaudereien (die aber keinen Anspruch machen Kunstwerke zu sein) kommen manche Componisten vom Hundertsten auf das Tausendste, sodaß man nur zu oft veranlaßt wird, den alten Ausruf zu widerholen: Sonate, was willst du? In den Phantasien Johann Sebastian Bach's, Philipp Emanuel Bach's und Mozart's ist, neben der größten Freiheit

und Genialität, mehr Einheit und Zusammenhang, als jetzt oft in einem Thema von acht oder sechszehn Takten.

Dasselbe gilt von der Modulation. Sie wird nicht selten in einer Weise behandelt, als gäbe es gar keine musikalische Grammatik mehr. So beruht ja z. B. das Verbot der aufeinanderfolgenden Quinten und Octaven keineswegs darauf, daß der Ueberschwall von consonirendem Wohllaut unerträglich wäre; sondern es wurzelt in der natürlichen Verwandtschaft der Töne und widersetzt sich den Salto mortales, die jetzt (oft ohne den Springstock des verminderten Septimenaccords und ohne irgend genügende Veranlassung) aus bloßem Uebermuthe in die entferntesten Tonarten gewagt werden.

Da wir indessen sehr weit entfernt sind, uns für eine musikalische Autorität auszugeben, so sei es erlaubt, das nächste mal eine solche für diese unsere Behauptungen vorzuführen.

28.

Gluck und Piccini.

Im höheren Sinne war Piccini nie ein Feind Gluck's, sondern beide Künstler wurden (wie es wol öfter geschehen ist) nur von Parteihäuptern einander gegenübergestellt.

Als Gluck im Jahre 1787 starb, eröffnete Piccini in Paris eine Subscription für Stiftung eines jährlich an jenem Todestage zu gebenden großen Concerts, in welchem man nur Gluck'sche Compositionen aufführen wollte. Die Revolution störte diesen Plan in Frankreich; soll nun aber Gluck in Deutschland etwa ebenso vergessen werden, wie Piccini bereits vergessen ward?

Oder wer ahnet, daß von Piccini's Buona figliola die Rede ist, wenn la Borde sagt: *) „Diese vollkommenste aller komischen Opern erregte in Rom eine Bewunderung, welche bis zum Fanatismus ging. Es gab kein Beispiel eines Erfolges, der glänzender, verdienter und allgemeiner gewesen wäre. Seit 20 Jahren sieht man diese Oper auf allen Theatern Europas mit einem stets sich erneuenden Beifall. Es herrscht darin eine Wahrheit, Frische, eigenthümliche Farbe, Mannichfaltigkeit und Origina-

*) Essai sur la musique III, 219.

lität, die sich vom Anfange bis zum Ende erhalten. Jedes einzelne Stück ist ein Meisterstück in seiner Art und dem Ganzen mit so viel Kunst verbunden, daß kein Theil getrennt oder umstellt werden könnte, ohne daß das Werk dabei verlöre. Diese reizende Oper, wir wagen es zu behaupten, wird ein stetes Musterbild für diese Gattung bleiben, und ungeachtet aller Nachahmungen doch leichter zu plündern, als je zu erreichen sein".

Wir versagen uns heut, diese gepriesene Oper nach der uns vorliegenden Partitur näher zu charakterisiren, um Piccini (wie wir ankündigten) als eine musikalische Autorität über die Grundsätze der Modulation anzuführen *). Er verwarf das unzeitige Anhäufen verschiedener Harmonien, den übermäßigen Gebrauch der Dissonanzen und sagte: leicht erlernt sich, was in der Harmonie irgend Platz finden und was man niederschreiben kann; schwer aber ist es zu wissen, was man von dem Allem weglassen soll und muß. Moduliren (so fährt er fort) heißt Bahn machen, irgend wohin gehen. Gern will das Ohr Dir folgen, ja es fordert solch künstlerischen Spaziergang, aber doch nur unter der Bedingung, daß, wenn es da ankömmt wohin Du führtest, es daselbst etwas finde was den Weg lohne, und daß man sich daselbst eine Zeit lang ausruhen könne. Wenn Du hingegen, ohne diesem Verlangen zu genügen, forderst, es solle immerwährend laufen, dann ermüdet es und läßt Dich allein, sodaß Deine ganze Bemühung verloren geht. Moduliren ist an sich gar nicht schwer, es erfordert nur Uebung, nur Routine, und dies gilt von Allem was eigentlich zum Handwerke, zum Fache gehört. So sind enharmonische Modulationen, welche den Unwissenden als das Höchste der Kunst erscheinen, in Wahrheit nur Spiele von Schülern. Die wahre Kunst besteht darin, für eine gegebene Modulation Gesang zu erfinden, sie nur zur rechten Zeit zu verlassen, ohne Härte oder Trivialität zu ihr zurückzukehren, sie zu verwandeln und sie als ein Mittel des Ausdrucks und einer weisen Mannichfaltigkeit zu benutzen. Das Alles ist gar schwer: dagegen einen Ton verlassen, wenn man kaum bei ihm angekommen ist, sich ohne Vernunft und Zweck in allen Winkeln umhertreiben, Sprünge und Kapriolen anbringen, blos um zu springen und weil man nicht versteht an einem Orte zu bleiben; — mit einem Worte: Moduliren, blos um zu moduliren, erweiset daß man vom Zwecke wie von den Grundsätzen der Kunst nichts versteht, und ein Uebermaß von Einbildungskraft und Kenntniß affektirt, um den Mangel des Einen wie des Andern zu verbergen.

---

*) Ginguené Notice sur Piccini, 110.

Ebenso thöricht ist die Wuth, plötzlich die Bewegung und die Motive in einem Tonstücke zu verändern. Ein Musiker, der da nicht versteht, ein erwähltes Motiv oder Thema dem verschiedenen Ausdrucke gemäß zu wenden und den Worten anzupassen, der nicht fähig ist die musikalischen Perioden auseinander zu entwickeln und aneinander zu passen, der mit dem Hauptgedanken weder Nebengedanken und Episoden zu verbinden, noch all den einzelnen Theilen so Zusammenhang und Einheit zu geben weiß, wie es die Grundgesetze aller Künste erfordern: — der ist nur ein Papierverschmierer und Notenfresser (croquenote).

29

J. S. Bach.

In der Familie und im Staate, in der Kunst und in der Wissenschaft geht der Glaube stets der Erkenntniß voran, und diese ist nicht ohne Anstrengung zu erlangen. Mit dem Augenblicke, wo zu dem Glauben an die Vortrefflichkeit der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, der großen Meister in Kunst und Wissenschaft richtige Erkenntniß hinzutritt, schlägt die Flamme liebevoller Begeisterung hervor, wirkt beseligend in der Wehmuth wie in der Freude und theilt auch dem minder Begabten, durch den Widerschein fremden Lichtes, Kraft mit sich über seine ursprüngliche Natur zu erheben. Wer hingegen nicht mit jenem Glauben an fremde Größe, sondern mit dem Glauben an eigene Weisheit beginnt, wer es verschmäht sich in fremde Eigenthümlichkeit hineinzudenken und zu fühlen, weil er seine ungebildete Eigenthümlichkeit für den allein richtigen Maßstab hält, der wird sich nie über das Mäkeln untergeordneter Kritik erheben und niemals eigener Begeisterung fähig sein, weil er die fremde nirgends in ihrer Allmacht zu begreifen und zu würdigen im Stande war.

Allerdings gibt es auch eine unreife, übereilte Begeisterung; indessen heilen sich deren Mängel in der Regel leichter aus, als die der oberflächlichen Kritik. Insbesondere soll die Jugend mit dem Glauben beginnen und durch steigende Erkenntniß zu productiver Begeisterung vordringen. Statt dessen sehen wir leider in unseren Tagen gar viele junge Schriftsteller schon getrocknet aufkeimen und mit dem Achselzucken und den Kümmereien ih-

rer winterlichen Kritik die erhabensten Genien mishandeln. Solche Genien, von denen Licht und Leben durch Jahrhunderte ausströmt, werden von den kritischen Metzgern auf ihre Schlachtbank oder ihr Bett des Prokrustes ausgestreckt, ausgespannt, scalpirt, secirt, anatomirt, macerirt; das angeblich Vortreffliche wird auf eine, das angeblich Verdammliche auf die andere Seite geworfen und dann unter Trompetenschall verkündet, diese widerwärtige Metzelei sei ein Triumph des Tiefsinns und der höhern Kritik. Sie ist vielmehr Beweis des Mangels echter Liebe und Begeisterung, überall ertödtend, nirgends belebend, oder das Leben in seiner untrennlichen Einheit begreifend. Dem Lobe wird fast jedesmal so viel Tadel, der Bejahung so viel Verneinung hinzugesetzt, daß Null mit Null aufgeht, und diese reine Negation heißt dann nach Belieben bald die richtige Mitte wahrer Unparteilichkeit, bald die bewegungsvolle Erhebung über hemmende Einseitigkeit.

Die richtige Mitte (nicht der kleinen französischen Zeitungsschreiber, sondern des großen Aristoteles) ist aber der vollkommenste Gegensatz jener matten oder überspannten Negationen, ist die Energie des gesunden Kopfes und Herzens, der Mittelpunkt alles Lebens und aller Thätigkeit, sie ist Begeisterung und That selbst. Von hier aus beherrschen die wahrhaft großen Genien Mit- und Nachwelt, während in den Extremen immer die Krankheit und die Schwäche wohnt, mögen sich auch die Krankheiten als kalte oder als hitzige Fieber gestalten. Wer dies leugnet, dem steht Kleon höher als Perikles, Saturninus höher als Kato, Thomas Münzer höher als Luther, Alba höher als Oranien, Marini höher als Tasso, Gongora höher als Cervantes, Parmegianino höher als Rafael, Bernini höher als Phidias u. s. w. u. s. w. Und allerdings hat es Zeiträume gegeben, wo die historische und die schönwissenschaftliche Kritik mit dem Ungemäßigten, Uebertriebenen, Manierirten unheilbringenden Götzendienst getrieben und den unschuldigen Glauben an das Vollkommene nicht zur Erkenntniß erhoben und mit derselben versöhnt, sondern eine Vertreibung aus dem Paradiese der Wahrheit und Schönheit herbeigeführt hat.

In der neuern Geschichte der Musik sind vielleicht Gluck und Johann Sebastian Bach am meisten in dieser Weise, obgleich unter entgegengesetzten Vorwänden, mishandelt worden. So nennen Manche den Letzten einen bloßen Rechenmeister. Auf die Frage: was sie darunter denken, möchten sie aber wol eine genügende Antwort schuldig bleiben. Allerdings beruht die Verschiedenheit der Töne auf gewissen mathematischen Grundlagen; allein wenn Jemand auch alle die leichtgelernten Verhältnisse des

Monochords oder des Quintenzirkels, oder der gleichschwebenden und ungleichschwebenden Temperatur zu berechnen weiß, kann er deshalb noch kein Klavier rein stimmen, viel weniger componiren. Ferner gibt es anerkannte Regeln über die Anwendbarkeit und Nichtanwendbarkeit gewisser Intervalle, besonders in mehrstimmigen Tonstücken und bei contrapunktischen Arbeiten. Wenn man aber sehr leicht begreift, daß sich Quarten bei gewissen Umkehrungen in verbotene Quinten verwandeln, ist man etwa deshalb im Stande, Melodien zu erfinden und mit einander zu verknüpfen? Wo hülfe also in der Musik das bloße Rechnen, wie wäre auch nur die Möglichkeit nachzuweisen, auf diesem Wege irgend ein höheres Ziel zu erreichen? Erweise doch Jemand, daß z. B. in der Passion die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls, das „Kreuzige", das „Sind Blitze und Donner", durch Rechenkunst zu finden seien. Es ist das Gerede von Bach's Rechnerei (die nicht einmal im strengsten Canon möglich erscheint) nicht um ein Haar klüger als wenn man sagte, Rafael habe seine Gemälde zusammengerechnet, weil eine gewisse Zahl Menschen auch eine gewisse Zahl Augen, Ohren, Arme, Beine, Finger, Zehen u. s. w. besitzen, und in gewissen Verhältnissen, sichtbar oder verdeckt, ausgestreckt oder verkürzt erscheinen können. Jedem der malen will, stehen ja die Gestalten, Jedem der componiren will, die Töne zu Gebote; wäre nun das Rechnen, das Erlernbare, das Vor- und Nachzumachende die Hauptsache, so könnte man für jede Kunst und Wissenschaft ein compendiöses Rechenbüchlein drucken lassen, und Begeisterung und Genie wären dann das Alltäglichste oder vielmehr Ueberflüssigste.

Wenn J. S. Bach, so wenig als irgend ein Anderer, durch Rechnen zum Künstler geworden ist, worin besteht denn seine wesentliche Eigenthümlichkeit? Sie besteht in der höchsten Gesetzmäßigkeit, verbunden mit der höchsten Begeisterung; beide sind in ihm eins und dasselbe geworden, während in so vielen Andern entweder das Gesetz von der Begeisterung nicht getragen wird, oder ungesetzliche Freiheit in leere Willkür umschlägt. Ihm gab das Gesetz (wie Goethe fordert) die Freiheit, und seine Kraft der Begeisterung erweiterte und verklärte wiederum den Kreis der Gesetze. Kein einziger Tonkünstler hat so wie er alle Formen beherrscht, mit überschwenglichen Tonmassen so siegreich gewirkt, durch seinen Zauberstab aus scheinbar trockenem Gestein so unerschöpfliche Quellen hervorgelockt. — Wollten wir (wenden Einige ein) dies Alles auch zugeben, so mangelt seinen Werken doch die letzte und höchste Weihe, nämlich die der Schönheit. Eine Lücke, welche sich fast in allen unsern Kunst-

lehren über die Anwendung des Begriffes der Schönheit auf die Musik vorfindet, können wir an dieser Stelle nicht ausfüllen; dürfen aber doch behaupten, daß jene Ansicht diesen Begriff zu eng und zu abstrakt auffaßt. Er wird erst lebendig durch Individualisirung; so ist die Schönheit eines Weibes verschieden von der eines Mannes, die Schönheit einer Blume verschieden von der eines Baumes, einer Arie von der eines Chores u. s. w. Wollte man für die antike Bildhauerei das höchste Gesetz der Schönheit etwa vom Hermaphroditen, oder für die neuere Malerei von Carlo Dolce und van der Werft ableiten; so würden freilich Phidias, Michel Angelo und ähnliche Riesengeister der Schönheit entbehren und eine flache und verweichlichte Sentimentalität allein Werth behalten. Dasselbe gilt von der Musik und insbesondere von J. S. Bach. Auch erscheint seine Schönheit keineswegs blos einfarbig und überall einer Art, sondern jeder Aufgabe (von tiefster Wehmuth aufwärts bis zum kühnsten Gloria) immerdar angemessen.

Er ist (wird ferner tadelnd bemerkt) nicht populair. Gewiß nicht, wenn man unter diesem Worte die Möglichkeit versteht, mit halbem Blick und halbem Ohr, nach einmaliger Aufführung den unermeßlichen Reichthum seiner Werke zu fassen und zu beurtheilen. Ist denn aber in diesem Sinne Sophokles populair, oder Dante, oder Michel Angelo, oder Beethoven? Freilich haben wir es erlebt und erleben es noch, daß Leute, die von der Kunst gar nichts verstanden und einmal durch die florentiner Tribune und die römischen Stanzen hindurchgingen, nachmals behaupteten: jede berliner Kammerjungfer sei schöner wie die mediceische Venus, und Rafael's unsterbliche Werke wären eigentlich nicht des Ansehens werth. Beweiset denn aber derlei Geschwätz irgend etwas weiter als selbstgefällige Anmaßung der Berichterstatter und übermäßige Geduld der Leser? Wir nehmen für J. S. Bach eine höhere Popularität in Anspruch, nämlich: daß seine Werke nach vorübergegangener Vernachlässigung mit jugendlicher Kraft auferstehen und alle diejenigen, welche die Mühe nicht scheuten ihn wahrhaft zu studiren und zu ergründen, ihm unwandelbar das ganze Leben hindurch mit Liebe und Bewunderung anhangen.

Er ist, heißt es weiter, nicht melodiös. Allerdings sind seine Melodien aus Messen und Passionen nicht in die Drehorgel zu verpflanzen, sonst könnte man eher behaupten: für die gewöhnliche Fassungskraft wären der Melodien bisweilen zu viele mit einander verbunden. Wir möchten jenen Tadlern die Oberstimme und den Baß seiner Choräle vorlegen und mit ihnen die Wette eingehen, daß sie nicht im Stande sind, trotz aller

sogenannten Kunstfortschritte die Mittelstimmen dieser einfachsten Aufgaben so sangbar zu setzen, wie jener angeblich unmelodische Meister.

Ich denke (schreibt uns der kenntnißreiche Director der breslauer Singakademie) in einer Gesangschule dahin zu führen, daß man den tiefen, wirksamen und bedeutungsvollen Gesang auch in J. S. Bach erkenne, und die veraltete Meinung immer mehr aufgeben soll, er sei nur ein alter gothischer Baumeister gewesen. — Hiemit sind wir ganz einverstanden, da der letzte Ausdruck in dem obigen Sinne eines Rechners genommen ist; sonst möchten wir J. S. Bach mit Niemand lieber vergleichen als mit den Baumeistern jener wunderwürdigen Thürme und Kirchen, welche die größe Einfachheit und Erhabenheit mit der allergrößten Mannichfaltigkeit so zu verbinden wußten, daß der aufmerksame, unermüdliche Betrachter immer Neues und Schönes auffindet, ohne den Schatz des Dargebotenen jemals zu erschöpfen.

Daß von J. S. Bach's großer Messe in H mol, welche die Singakademie am 12. d. M. aufführte, dasselbe gelte, behaupten wir nicht nach einmaligem Hören, sondern nach dem Beiwohnen aller Proben, welche mit größtem Fleiße und seltener Gewissenhaftigkeit gehalten wurden. Allerdings seufzten, besonders anfangs, gar manche der jungen Krieger und Kriegerinnen; allmälig aber wurden sie der Schwierigkeiten Meister, und die Ausharrenden haben Theil an dem Ruhme des großen Sieges, welchen sie unter Anführung ihres musikalischen Feldherrn erfochten. Hätte dieser den Rath der Einzelnen befolgen, und nicht von der belebenden Mitte aus seines Amtes warten wollen, so würden die Einen Haydn's Jahreszeiten und die Andern Bach's Messe verworfen haben; jetzt wiederfuhr jedem Meister sein Recht.

Dem bisweilen ausgesprochenen Vorwurfe, als sei die Singakademie zurückgegangen, müssen wir (sofern nicht von einzelnen Solostimmen die Rede ist) aus 34jähriger Kenntniß widersprechen. Man sang Einzelnes sonst vielleicht besser, weil man es auf ermüdende Weise immer wieder und wieder vortrug; in den letzten Jahren hat sich dagegen nicht blos der Kreis der Musikstücke erweitert, sondern man hat sich auch mit größtem Erfolge an Werke von solchem Umfange und solcher Schwierigkeit gewagt, daß alles früher Gesungene dagegen leicht erscheint. Aus Furcht vor den jetzt glücklich aufgeführten Messen und Passionen J. S. Bach's wären aus dem musikalischen Heere jener gerühmten älteren Zeit wahrscheinlich nicht blos einzelne

(wie auch wol noch jetzt) desertirt, sondern ganze Schaaren geflüchtet!

Die Anordnung und die Auslassungen des Herrn Rungenhagen halten wir für vollkommen zweckmäßig; Aufführungen solcher Werke dürfen ein gewisses Zeitmaß nicht überschreiten. Anderen Sinnes schien eine Dame zu sein, welche beim Hinabgehen der Treppe die Beeilung des Schlusses tadelte. Wir wähnten, sie beklage die Weglassung des letzten Chors: dona nobis pacem. Bald aber wurden wir unsern Irrthum gewahr, indem sie fortfuhr: ich habe den Grundsatz wegzugehen, wenn das letzte Chor beginnt; diesmal aber war es zu Ende, ehe ich nur meinen Mantel umnehmen konnte, und so komme ich nun nicht eher ins Freie als alle die Uebrigen.

30.

Cherubini's Ali Baba.

Freitag den 27. Februar ward die Oper Ali Baba von Cherubini zum ersten, und Sonntag den 1. März zum zweiten male gegeben. Ueber ein Werk solchen Umfangs und von solch einem Meister hätten wir lieber erst nach öfterem Hören ein Urtheil ausgesprochen, und wenn wir es schon jetzt versuchen, so geschieht dies wenigstens nicht aus Anmaßung oder um anderen Meinungen in den Weg zu treten. Cherubini, geboren 1764, ist der letzte allein noch lebende Meister aus einer italienischen Schule, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so großen und verdienten Ruf erwarb. Zwar sind Piccini, Sachini, Salieri, Cimarosa, Fioravanti und Andere von der Bühne durch eine neue, wesentlich verschiedene italienische Richtung verdrängt worden; schwerlich aber dürfte diese, wenn erst der Reiz der Neuheit verschwunden ist, in der Geschichte der Musik den unbedingten Vorrang vor jener älteren Betrachtungs- und Behandlungsweise behaupten. Insbesondere zeichnete sich Cherubini immer dadurch aus, daß er in seinen Opern den Worten und der dramatischen Bearbeitung ihr Recht widerfahren ließ, und nicht beide blos instrumentalen Einfällen unterordnete. Die glückliche Wahl einzelner Texte, insbesondere des Wasserträgers, trug zur Vermehrung des Erfolges nicht wenig bei. So finden wir nun auch in Ali Baba den Meister,

welcher die Mittel seiner Kunst kennt und sie zu behandeln und zu benutzen weiß. Während der Gesammtinhalt so mancher neuen Oper in einigen melodischen Sätzchen besteht und bloßer Lärm die sonstige Armuth zudecken soll, finden wir hier einen Schatz von Gedanken und eine kunstreiche Arbeit, welche zu entdecken und zu verfolgen dem Zuhörer immer neuen Genuß gewährt. Insbesondere sind die Chöre von großer und eigenthümlicher Kraft.

Diesem ungeheuchelten Lobe gegenüber wollen wir aber nun auch ohne Scheu aussprechen, warum die Oper auf uns nicht den Eindruck mancher andern vollendeten Kunstwerke gemacht hat. Zuvörderst beweiset der Text gleichwie so viele andere, daß es eine Täuschung ist zu glauben, das episch Vortreffliche lasse sich gar leicht in dramatisch Vortreffliches umgestalten oder auflösen. Ariost, Cervantes, Wieland und Andere haben den Verfassern von Operntexten Stoff die Menge dargeboten, aber fast immer misglückten die anspruchsvollen Versuche, und auch diesmal ward die meisterhafte Erzählung aus 1001 Nacht in den wesentlichsten Punkten verschlechtert. Insbesondere ist vergessen, daß die Erzählung rasch über eine Menge von Einzelnheiten hinwegeilt, welche, im Gespräche oder gar durch Gesang auseinandergezogen, unklar bleiben und ermüden. Ferner sind in der Erzählung viele Personen und Charaktere brauchbar, welche, dramatisch vor Augen gerückt und in Handlung gesetzt, bedeutungslos, ja widerwärtig erscheinen. Dasselbe gilt endlich von den Triebfedern, Zufällen und Ereignissen selbst. So ist z. B. der Ali Baba weder komisch genug zur komischen, noch ernst genug zur ernsten Behandlung, sondern eigentlich ein erbärmliches Subject, das sich in keine poetische Region erheben läßt. Räuber und Galeerensklaven stehen jetzt freilich oft in höherer Gunst als Ritter und Helden; indessen sind Räuber, zu deren revolutionairer Frechheit sich psychologischer Tiefsinn gesellt, welche durch die Macht merkwürdiger Verhältnisse bestimmt und im Kampfe mit denselben dargestellt werden, doch ganz etwas Anderes als Räuber, die da eben gar nichts thun als plündern und nicht den mindesten Zusatz persönlicher Kraft oder Charakteristik zeigen.

Die Liebe der beiden jungen Leute gilt uns ferner auch nur für eine, wir möchten sagen unqualificirte, wie sie unzählige male in jedem Frühlinge, dem Grase vergleichbar, hervorwächst, aber keinen Anspruch hat, sich in einem Kunstwerke breit zu machen. Liebe und Haß müssen, wenn sie im Drama und in der Oper wirken sollen, besondere Beschaffenheiten besitzen: so Julie, Anna, Statira, Iphigenia, Alceste, Medea und A.

Dies sind lebendige, ewige, unverwüstliche, unverkennbare Individualitäten; Personen oder Persönchen wie Nadir, Delia und tausend andere, werden dagegen in einer und derselben Form geprägt und ermangeln alles eigenthümlichen Wesens und Lebens. Dazu kommt daß Nadir, abgesehen vom herkömmlichen Seufzen, gar nichts thut; denn daß sich 40 Räuber im Ernst vor ihm fürchten sollten, ist unglaublich; auch trägt er nicht das Mindeste zur Entscheidung bei. — Von ihm, hören wir einwenden, geht ja aber die ganze Geschichte aus. Allerdings spielt das Horchen in vielen neuern Dramen eine Hauptrolle, z. B. in Hernani, der Euryanthe, den Günstlingen u. s. w. Wir leugnen nicht, daß geschichtlich aus dem Horchen gar mancherlei mag gefolgt, gar manche Katastrophe hervorgegangen sein; dennoch muß die ernste Kritik, seit Aristoteles bis auf den heutigen Tag, dies äußerliche, mit innerer Entwickelung der Gedanken, Gefühle und Charaktere weder zusammenhangende, noch daraus hervorgehende Mittel, wo nicht ganz misbilligen, doch in die untergeordnete Reihe der Theatercoups verweisen. Wenigstens findet es in der Erzählung besser seinen Platz, als im Drama.

Unter so vielen unbedeutenden oder überflüssigen Personen wäre Morgiane, die schlaue, entschlossene, heldenmüthige, errettende Sklavin, die einzig lebendige, künstlerisch brauchbare Gestalt gewesen; sie ist aber in eine neugierige und furchtsame Zofe der allergewöhnlichsten Art verwandelt, und die Rettung abgeschmackterweise davon abhängig gemacht daß zufällig, in dem Augenblicke der höchsten Gefahr, ein Zollbeamter, nach Contrebande suchend, hereintritt und statt des Kaffees die Räuber verbrennt!

Diese und andere Mängel des Textes konnten auf die Musik und die Wirkung der Oper nicht ohne Einfluß bleiben. Jene erinnerte uns, hinsichtlich der ununterbrochenen und angestrengten Thätigkeit des Orchesters, an den Fidelio; allein während Beethoven die Singstimmen gewissermaßen in die Reihe der Instrumente stellte, bewegt sich doch durch das Ganze ein gleichartiger großer Strom der Genialität, welcher Alles zusammenhält und die Uebersicht erleichtert. In Ali Baba erscheint dagegen Manches störend durch Absicht, und gesucht um einzelner Wirkungen willen. Der verknüpfende Faden entschlüpft uns, und wir glauben neben dem sorgfältig Gearbeiteten auch Manches zu hören, was die Franzosen décousu nennen. Die kurzen, rasch wechselnden, in der Luft schwebenden Figuren, welche Geigen, Flöten, Hoboen, Fagotte u. s. w. in so großer Zahl ausführen, kommen uns vor wie bunte Vögel, die in der glän-

zenden Sonne ergötzlich herumflattern, aber wir wissen nicht recht woher, wohin und wozu. Oder (wenn dieser Vergleich und die Beziehung zu willkürlich erscheint) es war uns zu Muthe, als blickten wir in ein Kaleidoskop, wo in jedem Augenblicke, bei der geringsten Wendung neue, jedesmal zwar gesetzliche, aber doch nur vereinzelte, vergängliche und zufällige Gestalten erscheinen.

31.

Pölchau's Sammlung.

Seit langer Zeit und bis auf den heutigen Tag streiten die Alterthumskenner: ob die Musik der Griechen mit den übrigen, insbesondere den bildenden Künsten, auf gleicher Höhe gestanden habe? A priori läßt sich der Streit nicht entscheiden, und spätere Erfahrungen bieten hiezu ebenfalls keine genügenden Beweise oder Analogien. Bisweilen nämlich sehen wir mehre Künste gleichzeitig und gleichmäßig vorrücken; bisweilen schreitet eine rasch vorwärts, während die anderen zurückbleiben. Zur Zeit der großen epischen und lyrischen Dichter des Mittelalters erscheint z. B. die Musik ganz unbedeutend, und wiederum war die Zeit J. S. Bach's und Händel's auch die Zeit Gottsched's und arger Abwege hinsichtlich der Malerei und Bildhauerei.

Der einfache Grund, warum man jenen Streit nicht entscheiden kann, ist der gänzliche Verlust aller musikalischen Kunstwerke des Alterthums. Daß wir nun einem ähnlichen unersetzlichen, nicht genug zu beklagenden Verluste hinsichtlich der neuern Musik mit raschen Schritten entgegengehen, ist leider über allen Zweifel erhaben.

Während leidenschaftliche Liebhaber nicht blos den edelsten Werken der Malerei und Bildhauerei nachtrachten, sondern oft auch für das blos Seltene, Wunderliche und Unvollkommene große Summen ausgeben, während Pinakotheken und Museen erbaut werden, geschieht für musikalische Sammlungen eigentlich gar nichts. Denn die Opernaufführungen bringen die Musik als Kunst keineswegs vorwärts; man müßte denn behaupten, auch für die Malerei geschehe schon genug, sobald nur zu einer Oper neue Decorationen gemalt würden. Wie schnell aber in der Musik selbst das einst ungemein Beliebte verschwindet, er-

gibt sich daraus, daß z. B. Graun's und Hiller's Opern nicht einmal mehr aufzufinden und zusammen zu bringen sind.

Keine Kunst ist bescheidener, aber eben deshalb vielleicht auch keine vernachlässigter, als die Musik. Ihre Sammlungen erfordern keine großen Gebäude und Räume, keine große Zahl von Aufsehern und Aufwärtern. Je seltener also einsichtige Sammler in diesem Fache sind, desto größer sind ihre Verdienste. Wären die ungemein schätzbaren Musikaliensammlungen des Berliners Pepusch in seiner Vaterstadt geblieben und nicht nach England gekommen, so würden Deutsche (und nicht Hawkins und Burney) werthvolle Geschichten der Musik geschrieben haben. Eine ähnliche, aber noch umfassendere, ja in ihrer Art geradehin unschätzbare Sammlung besitzt hier in Berlin unser Mitbürger Herr Pölchau; auch sie kann für Deutschland nur zu leicht verloren gehen, blos weil die Theilnahme und Aufmerksamkeit, welche dieselbe verdient, nicht lebhaft genug angeregt wird. Wir rechnen es uns zum Verdienste, unsere schwache Stimme in dieser für die Geschichte der Musik und für die Erweiterung der vorhandenen musikalischen Sammlungen höchst wichtigen Angelegenheit zu erheben und leben der sichern Hoffnung: die Mäcene, welche binnen kurzer Frist Berlin so unendlich in Hinsicht auf Bildhauerei und Malerei bereichert haben, werden der dritten Schwesterkunst eine geringe Aussteuer nicht versagen.

Herrn Pölchau's Sammlung zerfällt in vier Hauptabtheilungen. Die erste begreift die zur Theorie, Geschichte und Literatur der Musik gehörigen Werke, oder: an 20 Handschriften, über 250 Werke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, über 1000 aus dem 18. Jahrhundert, über 200 Bände Gesang- und Choralbücher, musikalische Liturgien, Liedersammlungen, Volkslieder, Texte von Opern und Hymnen u. s. w. Es befinden sich hierunter die größten Seltenheiten, ja Vieles dürfte in der Welt nicht zum zweiten male aufgefunden werden. Die zweite Abtheilung enthält gedruckte praktische Werke aus dem 16. und 17. Jahrhundert und zählt über 600 Namen von Tonkünstlern jener Zeit. Unter anderen finden wir hier ein vollständiges Exemplar der Prachtausgabe des Orlando Lasso, welches außer München, so viel wir wissen, keine Bibliothek in Europa besitzt. Nicht minder reich an den edelsten und seltensten Werken ist die dritte Abtheilung praktischer gedruckter Musikalien des 18. und 19. Jahrhunderts. Wer da etwa wähnt, diese Werke wären leicht zu sammeln und zu finden, den würden wir bitten uns doch die Partituren der Opern Reinhard Kaiser's, Rameau's, Jomelli's, Fux, oder die italienische Par-

titur von Gluck's Orpheus, oder die von Forkel und Sonnenleithner herausgegebenen musikalischen Denkmale nachzuweisen, von denen die Platten zerstört wurden und wovon das, wir glauben einzige Exemplar, aus Forkel's Nachlaß in Herrn Pölchau's Hände kam. Noch wichtiger als die dritte ist die vierte Abtheilung der Handschriften praktischer Werke. Wenn sich gleich eine musikalische Abschrift zu einer musikalischen Urschrift anders verhält, als die Copie eines Gemäldes zum Original, so behält doch die eigene Handschrift eines großen Meisters für jeden nicht ganz gemüthlosen Menschen großen Werth und eine wohlverdiente Heiligkeit. Sehr viele dieser Handschriften sind aber in doppelter Beziehung Originale, das heißt, sie sind niemals gedruckt worden, sie existiren, so weit die Nachrichten reichen, nur dies eine mal in der Welt. Wenn sich derlei Kunde über zeither ungekannte und glücklich wiedergefundene Originale der großen Maler verbreitete, alle Liebhaber in Europa würden sich herzudrängen, bieten und bezahlen, drucken und in Kupfer stechen, copiren und lithographiren u. s. w.

Da der Raum nicht erlaubt, auch nur die Namen der Tonkünstler hier aufzuführen, mögen folgende Andeutungen über einzelne deutsche Meister genügen. Von dem großen Johann Sebastian Bach zählt diese Abtheilung mehr als 100 Nummern, unter welchen 50 Originalhandschriften zum Theil seiner größten Werke, z. B. die Passion nach dem Matthäus und Johannes, die Kunst der Fuge, das Magnificat, die Orgeltrios, die sechsstimmige Fuge über das Thema König Friedrich's II. u. s. w. Von Friedemann Bach (von dem nur einige Polonaisen und Sonaten gedruckt wurden) finden wir eine ganze Reihe höchst eigenthümlicher Werke. Desgleichen von P. E. Bach und den übrigen Gliedern dieser musikalischen Familie. Ferner über 100 Werke von Graun und Hasse; Händel's erste Oper, „Almira", die selbst in der königlichen Sammlung in London fehlt, sein „Alexanderfest" und „Acis und Galathea" eigenhändig von Mozart instrumentirt. Von Gluck mehre für die Geschichte der Entwickelung des großen Mannes höchst wichtige, selbst den meisten seiner Verehrer unbekannte Compositionen, so seine Opern „Thetis", „L'innocenza giustificata", „Semiramide", „Il Re pastore" u. s. w. Von George Benda über 50 Kirchenstücke und die Originalpartitur der „Ariadne auf Naxos". Von Mozart Originalhandschriften bekannter, aber auch noch ungedruckter Werke. Haydn's eigenhändiges „Salve Regina", mehre seiner Kirchensachen, seine „Armida", „Orlando paladino" u. s. w. Beethoven's „Kyrie" aus seiner letzten großen Messe von seiner

Hand, mit der merkwürdigen Ueberschrift: „von Herzen! Möge es wieder zu Herzen gehen!"

Möchten auch diese ungenügenden, aber von Herzen kommenden Andeutungen denen zu Herzen gehen, in deren Hände nicht blos das Wünschen gelegt ist, sondern auch das Vollbringen! *)

32.

Meyerbeer und seine Hugenotten.

Dresden, 20. April 1838.

Sie fragen, verehrter Freund, ob Meyerbeer's „Hugenotten" in Dresden gefallen haben. Hierüber kann für Jeden, welcher daselbst einer Aufführung beiwohnte, gar kein Zweifel sein. So allgemeiner Beifall läßt sich nicht erkünsteln oder willkürlich vernichten; er ist vorhanden und wird, irre ich mich nicht ganz, überall eintreten wo man die Oper so gut zu geben im Stande ist, wie sie es erfordert. Das Orchester und die Sänger haben in Dresden die großen Schwierigkeiten durch Geschicklichkeit, Ausdauer und guten Willen überwunden, und insbesondere hat Madame Devrient erwiesen, daß die Kraft ihrer Stimme und ihrer genialen Begeisterung noch fähig ist, Alles zu beherrschen und mit sich fortzureißen.

Ihre zweite, scheinbar weit leichtere Frage: wie die Oper mir gefallen habe? ist für mich weit schwerer zu beantworten. Gefühl, Reflexion, ästhetische und musikalische Grundsätze, persönliche Theilnahme u. s. w. wogen so auf und ab und durchkreuzen sich dergestalt, daß einzelne absprechende Worte des Beifalls oder Misfallens meine Ansichten oder Ueberzeugungen gar nicht deutlich machen können. Sie hängen wesentlich zusammen mit Dem, was man über öffentliche Meinung denkt oder denken sollte, und mit dem Zustande und Entwickelungsgange der Musik, ja der gesammten Kunst und Literatur, sodaß ich darüber ein Buch schreiben müßte, was gar nicht meines Amtes ist. Doch soll mich dies nicht abhalten, in einem Briefe wenigstens anzudeuten, was ich meine.

---

*) Die Sammlung ist glücklich für die königliche Bibliothek angekauft worden.

Ich halte es für einseitig und übereilt, eine Meinung die sich in Vielen zugleich offenbart, kurzweg zu verdammen oder die Augen dagegen zu verschließen. Sie verdient jedes mal eine nähere Untersuchung, und erst aus rechter Erkenntniß der Gründe, des Zusammenhanges, der Folgen und sorgfältiger Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen, wird sich ihr Werth oder Unwerth, ihre Wahrheit und Lebenskraft erkennen lassen. Immer hat das wirksam Hervortretende, Herrschende eine geschichtliche Bedeutung, und es bleibt ein steter und wesentlicher Irrthum, diesen geschichtlichen Faden abreißen und das Würdige oder Unwürdige nur vor oder nach einem willkürlich gesetzten Zeitpunkt anerkennen zu wollen. Daher kann ich mich in keiner Weise mit Denen vertragen, welche die Malerei etwa auf Giotto und Fiesole, die Musik auf Palästrina, oder das gesellige Leben auf irgend einen frühern Zeitabschnitt, irgend ein bon vieux temps zurückbringen möchten. Ebenso fern bin ich aber auch von Denen, welche mit dem Allerneuesten unbegrenzten Götzendienst treiben und den letzten Tag für alleinherrschenden Repräsentanten der Ewigkeit halten. Auf diese Weise verderbe ich es gewöhnlich mit allen Parteien und muß sehr oft den Vorwurf hinnehmen, es fehle mir zugleich an Kenntniß und Begeisterung. Niemand wird ein wahrer König und Beherrscher des Tages in Staat, Kunst und Wissenschaft ohne Anlage, Thätigkeit und günstige Verhältnisse; ob aber solche Blüte des Tages tiefe Wurzeln in der Vergangenheit habe und lebenskräftig noch in der fernen Zukunft glänzen werde, ist schwerer zu entscheiden. Man soll indessen umschauen und sich hierüber orientiren.

Bleiben wir bei der Oper stehen, so entsagen alle diejenigen Tonkünstler ganz dem Wesen und der Bedeutung dramatischer Musik, welche ihre Texte als bloße Träger instrumentaler Musik betrachten und behandeln; ihre Werke sind Solfeggien ohne weitere Wahrheit oder Inhalt. Viele Kritiker, welche in dieser Beziehung nicht ganz gleichgültig sind, haben doch den Grundsatz aufgestellt: der Text einer Oper sei im Verhältniß zur Musik nur eine Nebensache. Dieser Grundsatz wird durch die bisherige Geschichte der Oper nicht bestätigt; denn selbst die besten Arbeiten großer Künstler sind in den Hintergrund getreten, sobald der Text hinter der Musik zurückblieb, kein wahrhaftes Interesse erweckte und den echten Forderungen dramatischer Dichtkunst nicht genügte. Der Text ist also von viel größerer Wichtigkeit als die meisten Musiker glauben, und nur sehr wenige haben durch sorgfältige Wahl desselben sich einen Hauptträger ihrer Unsterblichkeit zu verschaffen gewußt. Eine nähere

Prüfung und Beurtheilung der Texte Gluck's, Mozart's, Spontini's, Weber's u. A. würde dies beweisen.

Meyerbeer hat durch seine Wahl von „Robert der Teufel" und der „Hugenotten" den Nagel des Tages auf den Kopf getroffen; sein Dargebotenes ist Das, was der Tag eben verlangt und bewundert, und keine Kritik wird ihm eine Herrschaft entreißen, welche die sogenannte Hauptstadt der Welt soeben bewilligt. Seine Werke werden unaufhaltsam und triumphirend Europa durchziehen; denn der Stempel ihres Geburtsortes und das Zeugniß pariser Kritiker ist ein gültiger Paß innerhalb der gebildeten Welt. Tönt denn aber in diese Freude der Herrschaft nicht das Bedenken hinein, daß Paris wie Saturn seine eigenen Kinder verschlingt, das bis in den Himmel Erhobene nach kurzer Frist verächtlich zur Seite wirft, in der Veränderlichkeit und Abwechselung den Gott aller Götter anbetet und wie sich selbst, so auch viele auswärtige angebliche Kenner und Liebhaber leicht umstimmt? Paris gewährt die Ewigkeit eines Sommers, einer Saison; der rechte Künstler schreitet durch die Jahrhunderte nur durch eigene Kraft. Aus seinem Innern muß das Licht hervorbrechen; alle Beleuchtungen von außen sind heute Hochzeits- und morgen Leichenfackeln.

War's ein Glück oder ein Unglück für Meyerbeer, daß er nach Paris kam? Gewiß hätten seine Opern von seiner Heimat aus Eingang und Anerkenntniß nicht überall so leicht wie von dort aus gefunden. Das hat ein anderer Künstler, der sich von Paris nach Berlin verpflanzte, erfahren. Ob diesem aber eine Art von künstlerischer Einsamkeit, eine ununterbrochene strenge, ja herbe Kritik nicht vortheilhafter geworden ist und ihn auf sich selbst und seinen Genius bestimmter und heilsamer hingewiesen hat, als es der Beifall und die Anforderungen pariser Salons vermögen, das ist die Frage!

Nur in Paris konnte ein Deutscher Texte wie „Robert der Teufel" und die „Hugenotten" erwählen, nur dort konnte dieser spanische Pfeffer dramatischer Poesie erwachsen. Wir sprechen so oft von der Rohheit der Heiden und von der Milde und eleganten Bildung der Neuern! Wenn aber Agamemnon die Tochter opfern will, um (nach seinem Glauben wie Abraham) Hellas zu retten, Klytämnestra den Tod ihrer Tochter zu rächen sucht, Orest von den Eumeniden verfolgt und durch die Götter gesichert wird, wenn Oedip nach bitterem Leiden im Haine zu Kolonos eines seligen Todes stirbt, — ist dies Herbeste der alten Welt nicht milder und edler, als so vieles Neuere?

Ich lebe der Ueberzeugung, es sei allemal ein Zeichen des Irrthums und ein Weg zur Auflösung, sobald die Schönheit

nicht der Mittelpunkt aller Kunstbestrebungen ist und bleibt; sobald Das, was man moralisch, charakteristisch, effectvoll und dergl. zu nennen beliebt, jene austreibt und sich alleinherrschend auf den Thron setzt. Mit der Schönheit und ihrem Maße entweicht in der Kunst auch die wahre Sittlichkeit, der echte Charakter und die edelste Wirkung. Es gab Zeiten, wo man Apollonius den Rhodier über Homer, Seneca über Platon und Sophokles, Marini und Gongora über Ariost und Cervantes, Lohenstein und Hoffmannswaldau über den Dichter der Nibelungen und Gottfried von Straßburg stellte. Wir finden dies thöricht, spüren aber nicht daß wir uns auf ähnlichen Bahnen bewegen. Die Maler, welche leibliche, die Dichter, welche geistige Pestkranke darstellen, tragen den Untergang in sich selbst und halten den Todtentanz, welchen sie und die von ihnen Angesteckten aufführen, irrig für die Bewegung erhöhten Lebens. Dichtkunst, Malerei und Musik gewisser Schulen reichen sich traulich die Hand; sie leben desselben Glaubens: das Mistbeet sei die Verklärung des Irdischen, und das Treibhaus überbiete die Sonne.

Auch in der Oper sind wir in dieser Weise angeblich vorwärts — oder rückwärts gekommen; von Don Juan's „Treibt der Champagner" zu Kaspar's Saufliede; von Cortes' heldenmüthigem Schwure zu der entsetzlichen Anrufung des Herrn in den „Hugenotten."

Die Bluthochzeit, von welcher der Geschichtschreiber leider sprechen, welche er wie ein Medusenhaupt zum Entsetzen vorhalten muß, von der er sich aber so schnell als möglich hinwegwendet, wählt der Dichter freiwillig zum Gegenstand einer vierstündigen Oper, als wäre sie der rechte rothe Faden, um eine schlecht motivirte Liebesgeschichte zusammenzuknüpfen. Das Ermorden von Tausenden ist eine Art von künstlichem Abendroth, das Blut ein erfreulicher Färbestoff, um den Hintergrund mit geistig-bengalischem Feuer neuer Erfindung zu bemalen und zu verklären. Ja selbst jene Urheber der größten Schändlichkeiten und Verbrechen erzitterten doch in der Nacht des Vollbringens vor sich selbst, und eine göttliche Hand schrieb vor ihren Augen das Urtheil ihrer Verdammniß nieder; hier dagegen wird zur Ergötzung der Zuschauer ein Tanz, ein Hofball hinzuerfunden, damit die Zuschauer durch die Beine der Tänzerinnen von störenden ernsten Gefühlen abgelenkt und zu frivoler Heiterkeit zurückgeführt werden.

Welche Masse von musikalischen Gedanken, von Arbeit und Anstrengung hat der edle, liebenswürdige Künstler verschwenderisch auf diese unwürdigen Texte verwandt! Schon zu

lange hielt er sich in der Hölle und dem Purgatorium auf; möge er nun den Weg zum Paradiese finden. Wir sind überzeugt, einem Manne von seinem Geiste und Charakter, seinen Gefühlen und Talenten müsse diese Verklärung zu Theil werden, sobald er nicht danach fragt was wol Anderen in diesem Augenblicke gefalle; sondern aus eigener Kraft Das zu ergreifen und hinzustellen sucht, was trotz alles Widerspruchs immerdar für wahrhaft schön und vollendet gelten muß. Diejenigen, welche ihn hieran erinnern, sind mehr seine Freunde und Verehrer, als die auf den Wellen des Vergänglichen neben ihm herschwimmen und ihn mit ihren Tagestrompeten zu verherrlichen meinen.

VIII.

Spreu.

Honi soit qui mal y pense.



1. Wenn der Weizen nicht geräth, muß man sich mit Spreu begnügen; und wem große Summen nicht zu Gebote stehen, der thut Pfennige in die Sparbüchse.

2. Man hat die meisten Einfälle über das, was man nicht gründlich versteht, schreibt Bruchstücke, weil man nichts Ganzes zu Stande bringen kann, und legt Theses vor um bestritten und widerlegt zu werden.

3. Wer als Schriftsteller seine Zufriedenheit von dem Beifalle Anderer abhängig macht, hat die Wissenschaft niemals wahrhaft geliebt. Der echte, nie zu raubende Genuß liegt in dem Lernen, Schaffen, Erzeugen!

4. Es gibt wenig wahrhaft schöne Menschen, aber noch weniger, die da wissen was schön ist. Wie sollten sie auch zu dieser Wissenschaft kommen, da das Studium des Schönen meist für unsittlich gilt.

5. Ist es wirklich viel leichter einzusehen, daß Etwas ein Anderes wird, als daß Etwas aus Nichts wird?

6. Wird das Uebermaß des Materialismus zu drückend, so versucht Mancher einen kühnen Sprung in den bloßen Idealismus; und umgekehrt.

7. Die Denkenden fordern Erkenntniß, die Fühlenden Glauben; als gehörte beides (Kopf und Herz) nicht zueinander und als vertrügen sie sich nicht miteinander. Ich stehe der wahren Gotteslehre mit meinem Kopfe so nahe, wie mit meinem Herzen.

8. Bei jeder Philosophie wirkt eine beistimmende, oder verneinende Persönlichkeit; nicht so bei der Mathematik, wo Alles für Alle gleich ist und bleibt.

9. Es ist falsch, daß Freiheit und Zufall auf Eins hinauslaufe; einseitig (wie Hume) das Causalitätsverhältniß anzugreifen, und doch Nothwendigkeit anzunehmen und an die Spitze zu stellen. Daß man nach täglicher Erfahrung gewisse Dinge thun müsse, andere glaubt unterlassen zu können, hat keinen Zweifel; aber es bedarf einer tieferen Untersuchung, wo Nothwendigkeit, wo Freiheit sei.

10. Der Skeptiker, dem Alles auf Glauben beruht, kann in Wahrheit eher an Wunder glauben, als der regelrechte Dogmatiker. Keine Religion hat an sogenannten Wundern eine für sich genügende Grundlage.

11. Hume fragt: aus welchem Eindrucke ist diese oder jene Idee abzuleiten? Diese Frage läßt sich auch umkehren: wie gestalten Ideen die Eindrücke?

12. Es gibt Gedanken, die lebhafter sind als alle Eindrücke.

13. Die Leute rufen einstimmig: das allgemeine Wohl ist das höchste Gesetz! Darüber: was das allgemeine Wohl sei und wie es herbeizuführen, herrscht babylonischer Zwiespalt.

14. Eben so macht man Bücklinge vor dem Worte: nützlich. Aber was ist denn nützlich? Wo liegt der höhere Zweck, für welchen man nützliche Mittel anwenden soll?

15. Die Sinne täuschen nicht öfter als der Verstand, und selten ohne Mitschuld des Verstandes.

16. Daß und wie Verrier Dasein und Stellung eines unbekannten an 800 Millionen Meilen von uns entfernten Planeten auffand, ist mir mehr Beweis der menschlichen Gottverwandtschaft und Unsterblichkeit, als alle künstlichen Beweise Platon's und Mendelssohn's.

17. In keiner geschichtlichen Entwickelung einer Wissenschaft findet sich nebeneinander und durcheinander eine solche Masse von Weisheit und Thorheit, von Scharfsinn und Beschränktheit, — als in der christlichen Dogmatik.

18. Sobald kriegslustige Theologen spüren, daß der christliche Gott der Liebe immer mehr Eingang gewinnt, holen sie sich neue Waffen aus dem Zeughause des jüdischen Jehovah. Die Priester des Zeus und der Athene ließen sich auf derlei Gezänk nicht ein.

19. Wer die Dichtkunst durch einen außerhalb derselben liegenden Zweck, durch ein bestimmtes, allgemeines Beiwort

erklären und verklären will, ist in der Irre und stürzt sie von der Höhe des wolkenlosen Parnasses in eine trübe Atmosphäre. So: patriotische, politische, sittenbessernde, belehrende Dichtkunst. Das Alles sind nur Bruchstücke, Ausschnitte aus dem großen Kreise der Dichtkunst, welche darin zwar auch Platz haben, aber zu keiner Alleinherrschaft berechtigt sind. Sie hat Natur, Wesen, Mittel, Zwecke, Geist und Leben in und durch sich selbst.

20. Es ist ein großer Irrthum zu glauben: der Roman werde lebendiger und anziehender, wenn man die Erzählung in lauter Gespräche auflöse. Diese finden nur da eine passende Stelle, wo die Erzählung bis zu einem Austausch entgegengesetzter Gedanken hinangeführt hat.

21. Wir schelten, wenn man uns einheimischen, sauern, unerquicklichen Wein aufzwingen will; was für Erzeugnisse der Natur gilt, gilt aber auch für Erzeugnisse der Kunst.

22. Bloße Tugendhelden passen nicht für Drama und Roman; aber Lumpenkerle und Gesindel sollen noch weniger als Helden in den Garten der Poesie aufgenommen werden.

23. Dante (sagt man) hat das Universum dargestellt; aber gewiß nicht das unseres Herr Gottes, wo es weder eine solche Hölle, noch solch Fegefeuer, noch solchen Himmel gibt. Im Dante ist, neben allem Vortrefflichen, mehr Aberglauben als im Homer.

24. Dadurch daß man unzählige Begebenheiten an einem Faden aufreiht, ist man noch kein erfindender Dichter, und jene gehören deshalb noch nicht zueinander, sind nicht lebendig ineinander verwachsen.

25. Viele neuere Dichter haben sich den Kreis ihrer Dichtung (trotz alles Lobes sentimentaler Seelen) dadurch zu sehr beschränkt und verkümmert, daß sie der Geschlechtsliebe übermäßigen Raum einräumten. Von Aeschylus und Sophokles käme sehr wenig in diesen Dichter- oder vielmehr Liebesgarten hinein.

26. Sehr wenige Menschen haben Sinn, Kraft, Entschluß für den Werth und das Gewinnen persönlicher Lebensfreiheit; sie können nur leben, befinden sich nur wohl in abhängigen Verhältnissen; — und doch schwatzen sie laut von öffentlicher Freiheit.

27. Die nothwendigste Eigenschaft für einen Herrscher ist der gesunde Menschenverstand. Wer geniale Whims darüber hinaufsetzt, macht sich und Anderen das Leben sauer.

28. Der Springer im Schachspiele ist kein Muster für königliche Bewegungen, und doch bewegen sich manche Könige in seiner Weise.

29. Sich Vereinigen für das Rechte ist das vollkommene Gegenstück vom Intrigiren für das Unrechte.

30. Es gibt eine Gelehrsamkeit, die ängstlich macht, aber auch eine, welche in die größte Kühnheit des Behauptens, Leugnens und willkürlichen Beweisens hineinführt. Der letzten dankt Niebuhr einen Theil seines Rufes.

31. Die Zahl der Professoren und Studenten steht oft in umgekehrtem Verhältnisse; je mehr von jenen, desto weniger von diesen.

32. Um die kleine Schweiz zu erklären und zu verklären, begibt sich Johannes Müller oft nach dem großen Rom; um das große Rom zu Verstande zu bringen, holt Niebuhr oft Zeugnisse (testimonia sapientiae) aus Ditmarschen und Hadeln.

33. Die Griechen führten ihre Schauspiele auf bei Sonnenschein, wir bei Lampenlicht; ihre Tempel haben volle Erleuchtung, unsere Kirchen wirken durch Halbdunkel. Wie hängt dies zusammen mit dramatischer Kunst, Lehre, Symbolik u. s. w. Bringt die christliche, geistige Lehre das echte volle Licht in die Kirchen? Oder deutet jenes Halbdunkel analogisch auf das Geheimnißvolle und Unverständliche mancher Dogmen? Zeigen helle Bethäuser und Waldversammlungen hin auf eine Umgestaltung auch der Ansichten?

34. In jener Welt gibt es kein Freien. Heißt das: der Unterschied der Geschlechter hört auf, oder eins nimmt das andere in sich auf, oder es gibt keine Vermehrung und Fortpflanzung mehr, keine Aeltern, Kinder und Geschwister? — Ich sehe in dem Allem keinen Fortschritt oder Gewinn.

35. Das christliche Himmelreich gestaltet sich geistig, es fehlt ihm aber ein mannichfaltiger Inhalt; das muhamedanische ist vorzugsweise materiell und sinnlich, hat aber deshalb, wie man sagt, Hand und Fuß.

36. Trotz alles Nachdruckes, den der Muhamedanismus auf das Sinnliche legt, hat er es doch nicht bis zu einer wahren Physik gebracht. Wer das Geistige zurückstellt, dem verschwindet auch das Körperliche.

37. Es ist ein salto immortale zu sagen: weil Gott ewig ist, bin ich es auch.

38. Jede Sittenlehre ist mangelhaft, welche nur allgemeine Vorschriften gibt und auf die Persönlichkeit keine Rücksicht nimmt. Das Wort: ihr redet von meinem Trinken, aber nicht von meinem Durste, hat auch einen richtigen Sinn.

39. Alle Bewegung, alle Entwickelung in der Geschichte beruht auf dem Einerseits und Andererseits; alles Leben auf dem Doppelschlage der Herzkammern, der Arterien und Venen, des Einathmens und Ausathmens, des Wachens und Schlafens u. s. w.

Die Begeisterung, die Thätigkeit richtet sich bei einzelnen Personen auf das Eine, oder das Andere; soll aber die Richtung nicht einseitig oder parteiisch werden, so müssen andere Männer das Entgegengesetzte ergreifen und vertreten: dann bewegt sich die Welt auf der fördernden Diagonale der Kräfte. Nur wenige der ausgezeichnetsten Herrscher verstanden zugleich das Einerseits und Andererseits; so Alexander der Macedonier, Asien und Europa; Heinrich IV. und Friedrich II., Katholiken und Protestanten. Dafür sind sie von Parteimännern und Halblern tüchtig ausgescholten worden.

40. Sinnlichkeit ohne alle geistige Beziehung ist Thierheit. Von einem Geiste, ohne alle Sinne und sinnliche Einwirkung, können wir uns aber keinen deutlichen, inhaltsreichen Begriff machen.

41. Die Wurst nach der Speckseite werfen, mag eigennützig sein; aber die Speckseite nach der Wurst werfen, ist ganz dumm.

42. Können die angeblich Seligen im Himmelreich selig sein, wenn sie wissen, daß Unzählige für die Vergehen einer kurzen Zeitlichkeit, in der Hölle von Ewigkeit zu Ewigkeit gemartert werden?

43. Dante's Hölle ist ein erstaunenswürdiges Gedicht; aber seine Fantasie verleugnet oft alle Schönheit und sein Charakter alle Milde.

44. Das Unschöne (wie wichtig und bedeutend es sich auch anstelle) ist der Todfeind aller Kunst.

45. Was sich beweisen läßt, läßt sich in der Regel auch leugnen. Das Gewisseste bedarf keines Beweises und erlaubt keinen Beweis; so: daß ich bin und denke, daß es eine Außenwelt gibt, daß zwei mal zwei vier ist u. s. w. In dem Maße als sich die Dogmatik erhob, ist auch die Skepsis gewachsen.

46. In menschlichen Dingen bedarf man einer regelnden Autorität, keineswegs aber (wie eingeschmuggelt wird) einer unbedingten, tyrannischen, die Rechte der Persönlichkeit vernichtenden.

47. Von einer gemüthlichen, andächtigen Verehrung weltlicher und kirchlicher Reliquien, bis zu einem Glauben an ihre Wunderkraft, ist noch ein großer Zwischenraum.

48. Was beweisen einige Wunderkuren an Blinden und Lahmen, wenn die Frage aufgeworfen wird: warum Unzählige dies Leiden trifft und sie grausam nicht geheilt werden!

49. Diejenigen erheben das lauteste Triumphlied über einzelne angebliche, unerwiesene Wunder, welche am meisten abgestumpft sind gegen die erhabenen, unzähligen Wunder, welche uns rings umgeben und zur Demuth anweisen.

50. Wer seiner Frau mehr anhängt, als seinem Berufe, ist ein schlechter Ehemann. Allmälig geht auch ihr darüber ein Licht auf.

51. Die erste Liebe ist sehr oft eine einfältige.

52. Wenn Schweinichen sagte: „Gott wollte, daß ich einen starken Trunk thät;" so ist dies nicht im Geringsten thörichter, als wenn Viele sagen: Gott wollte, daß meine Frau so viel Kinder bekam. Leichtsinniges Kindererzeugen ist noch unsittlicher, als leichtsinniges Trinken.

53. Dadurch daß man die Verkehrtheit der Mittel beweiset, welche S. Simonisten, Communisten, Socialisten vorschlagen, ist zur Abstellung der unleugbar vorhandenen Uebel noch nichts gethan.

54. Offenbart sich mehr Lernbegierde, oder mehr Eitelkeit, wenn viele Leute am liebsten von dem sprechen, was sie nicht verstehen?

55. Alle Begebenheiten, Verbindungen, Trennungen, welche nur durch Ränke und diplomatische Kunststücke herbeigeführt werden, sind nutzlos und dauerlos.

56. Es ist sehr leicht den Tod nicht zu fürchten, so lange man kerngesund ist, und ihn herbeizuwünschen, wenn fürchterliche Leiden quälen.

57. Die Griechen erweisen zuerst in der Weltgeschichte, daß Quantitäten nicht allein herrschen und entscheiden.

58. Die Menschen kümmern sich wenig darum, daß sie einst nicht waren, halten es aber für eine Sünde zu zweifeln,

ob sie immer sein werden; und doch fragen Zweifler: ob es nicht mehr leiblichen und geistigen Genuß gewährt hätte zur Zeit des Perikles zu leben, als dereinst (wie es heißt) in Abraham's Schoße zu sitzen.

59. Allerdings ist kein Kunstwerk lebendig; dafür besitzt es aber größere Dauer und unverwelkliche Schönheit. Der Gedanke an die Thatsache bleibt z. B. unangenehm und störend: daß auch das schönste weibliche Wesen allen Bedürfnissen, Geschäften und Mängeln des sinnlichen Daseins unterworfen ist. Werden diese in jener Welt nicht eben so aufhören, wie angeblich das Freien?

60. Man schilt, daß die Mystiker zu weit gehen. Mir scheint es, sie gehen sämmtlich in so fern nicht weit genug, daß sie nur einzelne Richtungen mit einseitiger Vorliebe verfolgen und das Meiste als vollkommen verständlich dem bloßen Verstande überlassen. In Wahrheit ist überall zugleich Geheimniß und Offenbarung.

61. Die Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei der altdeutschen Philologen ist nicht geringer als die mancher altclassischen. Beide loben und langweilen sich untereinander, während das Publicum gegen ihr Treiben immer gleichgültiger wird.

62. Während Manche, bei Strafe der Ketzerei, als Glaubensartikel aufstellen: daß der allmächtige Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, einen eingebornen, ewigen, die Welt mitregierenden Sohn habe, der auf 30 Jahre nach Jerusalem herabgekommen sei; ist es ihnen unbegreiflich, daß Alexander der Große von den heidnischen Griechen für einen Sohn Jupiter Ammon's ausgegeben worden.

63. Mag man das Zeugungsgeschäft noch so natürlich und vergnüglich nennen, und diese Erweckung des Lebens noch so bedeutend finden; immer behält der Hergang seine sinnliche, thierische, schmutzige Seite. Will man ihn auch nicht (wie einige Sekten thaten) mit dem Sündenfalle in Verbindung bringen, so hat doch die Ansicht ihre großartige, würdige Seite, welche sich durch das Gelübde der Keuschheit von einer geringen Dienstbarkeit befreien und in reinere Höhen erheben wollte. Auch scheint es mir gar nicht verwunderlich, daß man für eine Persönlichkeit wie die Christi, eine andere, höhere und reinere Entstehungsweise aufsuchte.

64. Sehr viele Leute glauben durch T a d e l n ihren Scharfsinn zu erweisen, und doch ist L o b e n keineswegs leichter. Wer nicht recht zu loben versteht, dessen Tadel ist werthlos.

65. Mit Recht schließt man schlechte Werke nicht ganz von Kunstausstellungen aus. Sie erklären Gegensätze, Fortschritte, Rückschritte, Stufenfolge, und dienen vor Allem zur Gemüthsergötzung.

66. Das Publicum ist das große Findelhaus, dem die Schriftsteller ihre Kinder übergeben. Die meisten der letzten sterben an gleichgültiger Vernachlässigung, einige auch an Verhätschelung.

67. Nachdem man lange die Poesie nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu finden glaubte, sucht man sie jetzt unter dem gemeinsten Gesindel. Beides ist Aberglaube. Die Poesie ist überall und nirgends; aber nur die Wünschelruthe des echten Dichters trifft den echten Schatz.

68. Die Menschen müssen sich bekleiden, nicht sowol der Sittlichkeit und der Kälte halber, als um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Sie sind keineswegs Alle nach dem Bilde Gottes erschaffen, und ihre Nacktheit wäre meist ein remède contre l'amour.

69. Um das Denken über das Fühlen zu erheben, hat man gesagt: auch Hunde fühlen; — aber sie fühlen eben nur wie Hunde, und ihre Gefühle und Gedanken (wenn man beides so nennen will) stehen im Gleichgewichte. Menschliche Erkenntniß und menschliche Gefühle sind beide gleich erhaben über die der Thiere.

70. Es ist keineswegs erwiesen, daß Unglück schwerer zu ertragen sei, als Glück.

71. Die höchste geistige Vollkommenheit trägt nicht das Geringste bei zur Verlängerung der Lebensdauer; gibt sie dennoch größern Anspruch auf, größere Bürgschaft für Unsterblichkeit? Steht die Seele Shakspeare's und die eines neugebornen Kindes hier gleich?

72. Viele, die in der Zeitlichkeit bloße Nullen sind, stellen sich an, als würden sie in der Ewigkeit außerordentlich wichtige Rollen spielen.

73. Fortdauer ohne Rückerinnerung und Gedächtniß hebt die Persönlichkeit auf. Die platonische Hypothese von einem früheren Dasein gibt mir dafür kein Bewußtsein und keinen Inhalt.

74. Niemand weiß, wie ihm in Mutterleibe zu Muthe war; wird er wissen, wie ihm im Grabe zu Muthe ist? War der ganze Mensch schon im Mutterleibe? Was und wie viel ist von ihm im Grabe?

75. Sind die größten Genien früherer Zeiten nicht in jener Welt so fortgerückt und weiter befördert, daß ich homuncio außer Stande bin und bleibe, sie jemals einzuholen? Geräth man aber blos unter die plebs der Marodeurs und Nachzügler, was hat man daran viel gewonnen?

76. Menschenhaß hat selten genügende objective Gründe; er beruht viel öfter auf dem subjectiven Mangel an Liebe und Gemüth.

77. Die Gedanken, Gefühle, Kenntnisse und Erfahrungen, die reichen Ergebnisse eines langen, thätigen Lebens sind einem Manne vollkommen gegenwärtig und stehen ihm zu Gebote. Im Augenblicke rührt ihn der Schlag, und die Leiche, dies Gehäuse der Seele, hat und weiß von dem Allem nichts! Wo sind die großen Schätze hingekommen? Hat die Seele sie (nebst all dem unnützen Zubehör und Gepäck) mit sich genommen zu einem anderen Dasein? Hat sie Vieles zurücklassen müssen, oder freiwillig von sich geworfen? Zertheilen sich die Besitzthümer, fliegen sie im Weltraume umher, neue Besitznahme erwartend? — Oder verschwindet das räumlich nicht zu Findende, geistig einst Vorhandene, mit dem Tode — zu Nichts? — Und muß jeder die materialistische und idealistische Laufbahn ganz von neuem beginnen?

78. Unser ganzes Leben ist zusammengesetzt aus Fragen an die Wahrheit, an das Dasein. Es ist ein erstaunlicher Fortschritt, fragen zu lernen und fragen zu wollen.

79. Es ist ein in Europa unaustilgbares Vorurtheil der meisten Vornehmen, daß das Volk dumm und überall zu gängeln sei.

80. Es bleibt gleich thöricht, das Privateigenthum aufheben zu wollen und dasselbe als ganz unantastbar, dem Staatsrechte unerreichbar, hinzustellen. Wird das letzte nicht zur rechten Zeit Regler des ersten, so kommt es zu entsetzlichem Elend und furchtbaren Freveln, wie in Irland und Galizien.

81. Es gibt Aristokraten, welche nicht eher Lehre annehmen, als bis man sie ausplündert und todt schlägt. Aehnliche Demokraten, die ans Ruder kommen, schlagen sich untereinander todt.

82. Sobald Jemand das Schwabenalter erreicht hat, rufen die Leute: der Mann hat sich überlebt, und steigen auf seinen Schultern empor. Wie viel Jahre wird nun Jemand in der Ewigkeit obenauf und à la hauteur du jour sein? Wenn die

Nachkommen ununterbrochen drängen, so müssen wir öfter culminiren und öfter sterben, um da capo zu beginnen.

83. Gleich sehr in der Irre sind Die, welche in allem Wechsel nichts Dauerhaftes erkennen und ihn deshalb verschmähen, sowie Diejenigen, welche nicht begreifen daß die Dauer sich mit Mannichfaltigkeit verträgt. Beharrlichkeit und Beweglichkeit füllen erst das ganze, wahre Leben.

84. Manche deuten an, oder sagen gerade heraus: sie wären eigentlich zu unendlich größeren Dingen geboren oder bestimmt, als sie wirklich zu Stande gebracht hätten. Allerdings gibt es gestörte und zerstörte Lebensberufe; in der Regel aber sind jene Bekenntnisse nur Zeichen übler Laune und allzugroßer Eitelkeit.

85. Wer ist frömmer, der alte Heim, welcher sagte: wenn es auch keine Unsterblichkeit gibt, bin ich doch Gott den größten Dank schuldig für das unzählige Gute, was er mir in dieser Zeitlichkeit zu Theil werden ließ; — oder Der, welcher eine lange und große Rechnung anlegt über all den Schadenersatz, welchen Gott ihm dereinst von Rechts wegen gewähren müsse, für Zahnschmerzen und Kopfschmerzen, getäuschte Hoffnungen, Verlust an Eisenbahnactien, ungünstige Recensionen, Grobheit der Vorgesetzten, unpassende Arzneimittel, rauchende Oefen, schlechte Köchinnen, gemischten sauern Wein, ausgebliebene Ordensbänder u. s. w. Dies ist übrigens gar nicht gegen die Unsterblichkeitslehre gesagt, sondern gegen eine Art sie aufzufassen.

86. Gibbon ist in sofern der größte Geschichtschreiber, als er die längste und widerwärtigste Geschichte lesbar und anziehend gemacht hat.

87. Man klagt, daß die Menschen zu viel wünschen, und doch beziehen sich fast alle ihre Wünsche nur auf Mehrung der Quantitäten: mehr Geld, Ehre, Lebensjahre, Essen, Trinken, Pferde, Jagdhunde, Gemälde, Bücher u. s. w. Eine merkwürdigere Reihe geben die ungewöhnlicheren Wünsche nach neuen Qualitäten, z. B. unsichtbar sein, sich nach anderen Orten versetzen, durch die Lüfte fliegen, im Wasser leben, bei aller Unliebenswürdigkeit liebenswürdig erscheinen und Herzen erobern u. s. w.

88. Selbst die Quantitäten erhalten neuen Werth und eigenthümliche Bedeutung durch die Art und Weise ihrer Behandlung und Benutzung, durch das hinzutretende Qualitative. Dies verwandelt z. B. ein kleines Vermögen in ein großes, und umgekehrt, es schwächt große, stärkt geringe Anlagen u. s. w.

89. Wer besitzt mehr, Der, bei welchem eine tüchtige Frau gern und freiwillig bleibt, oder der ein Serail von Weibern hat, die gern davonlaufen möchten?

90. Es lassen sich für die Vielweiberei viele wichtige physikalische Gründe anführen; sie werden aber (abgesehen von allem Sittlichen) durch den einen ebenfalls physikalischen Umstand widerlegt, daß im Durchschnitt nicht mehr Mädchen, wie Knaben geboren werden und leben.

91. Ein Mann kann eher 1000 Beischläferinnen (Sklavinnen) haben, als zwei gleichberechtigte und gleichgestellte Frauen.

92. Das Lebensprincip des Protestantismus ist Freiheit, des Katholicismus Gehorsam; und doch kann in Wahrheit jener nicht ganz des Gehorsams, dieser nicht der Freiheit entbehren.

93. Unabänderliche, zwingende und aufgezwungene Symbole tödten den Protestantismus.

94. Man ist darum weder vergänglich, noch ewig, weil man sich so denkt und fühlt.

95. Des Menschen Leben währet (höchstens) 70—80 Jahre: hiervon muß man aber die zehn ersten und die zehn letzten Jahre ausstreichen; mithin bleiben nur 50—60 Jahre.

96. Jede Leidenschaft steigert und schwächt zugleich das Denken und Fühlen.

97. Auch beschränkte Geister haben Augenblicke großartigen Daseins, und große Genien Augenblicke höherer, göttlicher Offenbarung. Träte das Göttliche mit mehr als einzelnen Strahlen in den Menschen, würde es dessen Persönlichkeit sogleich vernichten und eine Vereinigung mit der Gottheit stattfinden. Zu solch einer Offenbarung kommt man nicht durch vorsätzliche Gedanken- und Gefühllosigkeit, wie die Inder irrig wähnen.

98. Die Liebe entspringt oft aus einem Gefühle für Schönheit oder offenbart dasselbe; und wiederum macht ausschließende Liebe bisweilen unfähig Schönheit unparteiisch und im ganzen Umfange zu erkennen und sich daran zu erfreuen.

99. Stetes Reden von Liebe und Religion beweiset noch nicht daß man von beiden viel besitzt.

100. Die Liebe treibt Gedanken und Gefühle hervor, wie der Frühling Blumen und Pflanzen. Einige dauern das ganze Leben hindurch und legen Zeugniß ab für die Ewigkeit; die

meisten trocknen nach den Flitterwochen zusammen und werden als Heu verbraucht.

101. Gelegenheiten, wo ein Freund sein Leben für den andern läßt, sind in geordneten Staaten, Gottlob, selten. Desto häufiger kann man mit und für den Andern leben.

102. Es ist ein großer und häufiger Irrthum zu glauben, man werde liebenswürdig, weil man liebt.

103. Die meisten Liebesgeschichten sind Fabrikwaare, in demselben Ofen und derselben Form gebacken oder gebrannt. All diese Dutzendwaare hält sich für einzig und unübertrefflich.

104. Bei manchen Leuten wirkt die Liebe wie eine Luftpumpe. Gedanken und Gefühle werden so eilig ausgepumpt und verbraucht, daß fürs ganze Leben nur ein leerer Raum, Langeweile und Philisterei übrig bleibt.

105 [a]. Manche Mädchen spielen mit ihren Liebhabern, wie die Katze mit den Mäusen. Diese fängt aber, trotz ihrer Ueberlegenheit, keine, sobald sie alle zugleich fangen will.

105 [b]. Die schlimmste Folge verschmähter, betrogener Liebe ist, allem Lieben entsagen, ja sich menschenfeindlich dem Hassen zuzuwenden.

106. Ein junges Mädchen, die einen Mann von 50 Jahren heirathet, kann sich täuschen. Nimmt sie einen von 80 Jahren, so weiß sie bestimmt, was sie will und was sie hat.

107. Die sinnlichste Liebe hat die kürzeste Dauer.

108. In den meisten Liebesgeschichten findet sich ein kranker Bestandtheil, den man hätschelt und überschätzt.

109. Die Behauptung: Gottesoffenbarungen bezögen sich nicht auf den Verstand, sondern nur auf das Herz und würden allein durch dieses ergriffen; — beruht auf einer ungenügenden Zerstückelung des Menschen. Auch ist schwer zu begreifen, wie gewisse Dogmen (z. B. von der strengen Gnadenwahl und der Ewigkeit der Höllenstrafen) vorzugsweise das Herz so sehr ansprechen sollen.

110. Wäre die christliche Dogmatik nicht durch späte Griechen und späte Römer bereits ausgebildet und als unantastbar den Germanen übergeben worden, so hätte sie bei diesen, hinsichtlich vieler Punkte, wol eine andere Gestalt gewonnen.

111. Wo es ein allgemeines Stimmrecht gibt (rufen die Geldaristokraten), kann der Wahnsinn einer allgemeinen Ver-

mögenstheilung nicht ausbleiben. — Vorläufig doch seit 60 Jahren in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Jenes politische Gewicht, welches in die Wagschale der Aermeren fällt, wirkt vielmehr als Beruhigungs- und Ausgleichungsmittel gegen die großen, verletzenden Verschiedenheiten des Reichthums.

112. Welch Unglück (sagt man), daß Jeder jetzt nur das glauben will, was ihm gefällt. — Wird es wirklich besser stehen, wenn er glauben muß, was Anderen gefällt?

113. Will ich Jemand für meine Ansichten gewinnen, so muß ich in der Regel die Bekehrung an seine Ansichten anknüpfen.

114. Es ist unerwiesen, daß Materielles, Räumliches niemals denken könne. Gewiß tritt die Seele in Verbindung mit dem Materiellen, wenn man sie auch nicht als ein Ergebniß der höchsten Steigerung desselben betrachten will. Oder sie versenkt sich in das Materielle, unbeschadet ihrer Denkkraft. Und nun gar der Geist Gottes, ist er ganz ausgeschlossen von der materiellen Welt?

115. Wenn man sagt: es gibt ein Sein, und eine Kenntniß dieses Seins, und eine Liebe dieses Seins und dieser Erkenntniß; — ist damit die Lehre von drei Personen in der Gottheit etwa zu Stande gebracht und ihre Wahrheit und Nothwendigkeit erwiesen?

116. Vor Dingen, Schriften, Kunstwerken, Thaten, von denen ich mir in der Stille sagen darf: das hättest du wol auch machen können, habe ich sehr wenig Ehrfurcht.

117. Die Menschen sollen das Gute lieben und das Böse hassen. Es ist schwer, diese Begriffe oder Forderungen auf Gott zu übertragen; weil, wenn er etwas haßt, er es (bei seiner Allmacht) sogleich vertilgen müßte; wo dann eben nur das Höchste übrig bleibt: Gott ist die Liebe!

118. Es ist leicht für unsere gewöhnliche Betrachtungsweise, den Vorzug des Erbkönigthums vor dem Wahlkönigthume nachzuweisen. Hiermit ist aber der Vorzug der Monarchie vor der Republik noch keineswegs im Allgemeinen dargethan, und ebenso wenig, daß es erbliche Päpste und erbliche nordamerikanische Präsidenten geben solle.

119. Eines schickt sich nicht für Alle; soll man jedoch, wie man sagt, in abstracto entscheiden, so ist die nordamerikanische Verfassung die vollkommenste, welche je in der Welt vor-

handen war. Aber eben deshalb läßt sie sich, bei anderen Verhältnissen, am wenigsten mit Erfolg nachahmen.

120. Wenn Selbstpeinigung, Entsagung unschuldiger Freuden, Haß der erschaffenen Natur, Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Verhältnisse, Scheu vor Kunst und Wissenschaft zum wahren Christenthume gehört, so bleibe ich ein Heide und stelle Aristoteles über alle jene christlichen Lehrer hinauf.

121. Die Weisheit ist kein nothwendiges Erbtheil der kleineren oder der größeren Zahl; das beweiset die Geschichte der Monarchien, Aristokratien und Demokratien.

122. Die Zeit gibt keinen unumstößlichen Beweis für die Trefflichkeit einer Sache. Das Alte kann gut, es kann schlecht sein; das Erhalten, wie das Verändern, kann Lob oder Tadel verdienen. Die conservativen Heiden stimmten gegen das Christenthum, die conservativen Katholiken gegen den Protestantismus. Entschiede das Alter, so müßten wir vielleicht Schivaiten oder Buddhisten werden; entschiede das Neue, so wäre John Smidt der rechte Prophet, und der Mormonismus so wie das Neuste, so das Beste des Jahres.

123. Kenntnisse, Ehrlichkeit, Fleiß, guter Wille finden sich weit öfter als Kraft und Muth des Charakters. Daher so viele feige Schmeichler der Fürsten und Völker.

124. Wo Virtuosität überschätzt wird (z. B. der Maler, der Sänger), geht es mit der Kunst rückwärts. Sängerinnen, welche nur in elenden Opern auftreten, verführen zum künstlerisch Bösen und verderben die mit dem äußerlichen Ohrenkitzel nur zu leicht begnügte Menge.

125. Wenn Wenige die Vielen bedrücken, so heißt das nur zu oft Erhaltung der öffentlichen Ordnung; wenn die Vielen den Druck abzuschütteln suchen, so heißt das Aufruhr. Jener Druck hat in der Regel keine vernünftigen Gründe, der Aufruhr aber sehr oft wenigstens erhebliche Gründe. Fast alle Revolutionen beginnen mit dem Unrecht der Herrschenden, und führen durch Rückschlag (nur zu natürlich) bis in das Unrecht der Beherrschten.

126. Die Monarchie ist, wegen des entscheidenden Einflusses einer einzelnen Persönlichkeit, mehr Abwechselung und Umstellungen der Systeme und Maßregeln ausgesetzt, als irgend eine andere Verfassung.

127. Es gibt Augenblicke, Stunden, Tage, wo der Mensch über oder unter dem Durchschnitte seines Wesens steht.

128. Ein Vorurtheil kann Folge der Unwissenheit und Thorheit, aber auch der vorschauenden, weissagenden Weisheit sein.

129. Wenn der Verstand so oft irrt wie die Sinne, dann der Wille vielleicht so oft wie beide zusammengenommen.

130. Auf die Wissenschaft schelten 1) Diejenigen, welche sie aus Faulheit gar nicht wollen kennen lernen; 2) welche die falsche mit der wahren verwechseln; 3) welche ihr nicht um ihrer selbst willen, sondern um untergeordneter Nebenzwecke willen eine Zeit lang nachtrachteten.

131. Ein gutes Mittel gegen Unkeuschheit ist, sich anständig zu verlieben; das leichteste Mittel gegen Eitelkeit ist die Neigung zur Bequemlichkeit. Weil aber das letzte Mittel nur oberflächlich bleibt, macht es oft lässig, salopp. Eine eitele Frau ist mir lieber, als eine saloppe; denn jene hält etwas auf sich und gibt etwas auf Andere; diese ist gleichgültig gegen sich und Andere.

132. Alle Menschen sind gleich, sofern sie (wie die Bäume) auf demselben Boden stehen; sie sind verschieden, sofern sie wie Zwergbäume sich nicht darüber erheben, oder wie Riesenpalmen zu reineren Lüften emporwachsen.

133. Wo man Zwang sieht, fragt man zuerst nach dem Rechte; wo man freiwillige Unterwerfung und Entsagung sieht (z. B. bei den Mönchen), fragt man nach der Zweckmäßigkeit und Weisheit.

134. Es gibt keine ernsten, denkenden Gottesleugner. Sie leugnen entweder nur gewisse dogmatische, aufgezwungene Formeln theologischer Schulen; oder sie geben der Gottheit nur andere Namen und Titel: von wo aus sich über kurz oder lang die Mischung immer wieder zum Begriff, oder der Idee Gottes abklärt und aufklärt.

135. Die Zahl und Größe der Weltkörper setzt mich in anbetendes Erstaunen, während Manche eine Abneigung dagegen haben, von den Ziffern und Entfernungen zurückgestoßen werden und über unpoetische Leerheit der ganzen Auffassung klagen. Mit Unrecht: denn der Begriff der Größe, die Kategorie der Quantität hat auch ihren Werth und ihre Bedeutung. Wiederum verschwindet diese Quantität der Weltkörper vor der Unermeßlichkeit des Raumes, in welchem sie sich bewegen. Könnte dieser

leere Raum nicht noch mehr erfüllt sein? Ist er nicht vielleicht, ohne unser Wissen, erfüllt? Ist er der Sitz der Geister?

136. Man ist auf dem Wege, den Schulen und Universitäten zu sagen: was gehen Euch die Heiden an? Dies ist nicht Folge des Alles überflügelnden und doch zugleich Alles erkennenden wahren Christenthums, sondern der Beschränktheit, Bornirtheit, die sich nicht einmal bis zum Heidenthume zu erheben vermag.

137. Es ist eine ungeschickte Formel gewisser Eiferer: des Menschen höchste Tugend sei, sich selbst zu hassen. Auch behalten sie gewöhnlich eine Stelle ihres Innern vor, wo Gott sich persönlich niedergelassen habe und sie begeistere; sodaß alle ihre Grillen, Fratzen und Nichtsnutzigkeiten, alsdann hochmüthig für Gottes Gedanken und Thaten ausgegeben werden.

138. Diejenigen Trauerspiele kann man den Theologen und Feinden des Theaters preisgeben, welche nur Leidenschaften erzeugen, nicht sie (nach Aristoteles Vorschrift) reinigen.

139. Es ist natürlich, daß der Mensch aus dem Halbdunkel nach vollem Lichte strebt; würde er es aber auch ertragen und nicht davon (wie Semele) verzehrt werden? Er bedarf der Vermittelung und Erziehung.

140. Es ist für mich durchaus unverständlich, unbegreiflich, ja der größte Unsinn: daß der Mensch, von Kindesbeinen an, immerdar Gott hasse! — Ich kann mich nicht besinnen, je in meinem Leben, auch nur einen Augenblick lang, in diesen Wahnsinn verfallen zu sein. — Möglich mag er indeß für Diejenigen werden, denen Gott als ein grimmiger Richter erscheint, der schwache Geschöpfe mit ewigen Höllenstrafen quält. Wenn ich über meine eigenen Gebrechen auf mich selbst zürne, was hat dies mit einem Hassen des Gottes zu schaffen, welcher (als Gott der Liebe) mir in dem Augenblicke Hoffnung und Trost gewährt, wo ich mich selbst verdammen muß und mir kein Begnadigungsrecht zusteht?

141. So lange das Gedächtniß dauert, dauert auch die Strafe jeder bösen That. Härtere Bestrafungen, als jemals die grausamsten menschlichen Richter erfunden haben, wären Gottes unwürdig und unmöglich. Wer nur aus Furcht vor der Strafe sittlich handelt, ist in Wahrheit unsittlich.

142. Alle Theorien über die Ausgleichung von gut und böse, Freuden und Leiden in jener Welt heben die Ungleichheit in dieser nicht auf und widerlegen die Einwendungen

nicht, welche gegen das Dasein, die Gerechtigkeit und Weisheit des zeitlich irdischen, mangelhaften Zustandes erhoben werden. Die Lösung dieses Räthsels liegt an anderer Stelle.

143. Fast alle nichtsnutzigen Lügen und Klatschereien über Prinzen und Prinzessinnen, gehen von ihrem eigenen Hofgesinde, oder Hofgesindel aus.

144. Jede für mich wahrhaft unüberwindliche Unwissenheit macht mir keine Sorge; ich habe genug zu thun, zu lernen und zu forschen, wo die Anstrengung Pflicht ist und sich lohnt.

145. Ich will lieber dem Nichts anheimfallen, als den Marterkammern des Gottes gewisser Theologen und Poeten.

146. Sowie Manche ihre höchste Freiheit darin setzen, Alles zu thun, was ihnen beliebt, haben sie auch für Gott einen Wirkungskreis bloßer Willkür erfunden und machen ängstlich nach dieser Seite hin gar viele Complimente, während sie an den Beweisen ewiger Weisheit und Liebe gleichgültig vorbeigehen.

147. Die Kürze des irdischen Lebens finden Viele fürchterlich; und doch könnte die Länge des ewigen Lebens noch mehr erschrecken, wenn es anders ohne Abschnitt und Cäsur gleichartig fortlaufen sollte. Einige male sterben und in eine neue Klasse versetzt auferstehen, brächte mehr Mannichfaltigkeit hinein.

148. Es gibt Naturen, deren Richtung so vorherrschend geistig ist, daß ihnen das Sinnliche fast ganz verschwindet; aber sie entbehren dann auch einen wesentlichen Quell lehrreicher Offenbarung. In der Regel schelten nur Stumpfsinnige und Abgestumpfte auf die Sinnlichkeit.

149. Der menschliche Geist kann das Materielle vielfach verändern und umgestalten, aber er kann es nicht erzeugen, erschaffen. Folgt nun hieraus, daß auch das Materielle durch seine Entwickelung niemals einen Geist, eine Seele hervorbringen kann? A priori ließe sich eher beweisen, daß Kinder durch den bloßen Blick der Augen, durch Gedanken erzeugt würden, als daß sie in der bekannten, empirischen Weise entstehen. Wären wir nicht an diese Weise gewöhnt und darauf angewiesen, würden wir sie für unglaublich und unmöglich halten.

150. Es ist nicht wahr, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens immerdar böse sei von Jugend auf. Auch verträgt sich dies nicht mit der Lehre, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen worden.

151. Suchet Euer Heil (sagen viele Theologen) unter Jammern, Seufzen, Wehklagen und Thränen. Mir kommt es dagegen vor, als sei das Suchen des Heils die heiterste aller Beschäftigungen auf Erden: es führt auf der Bahn des Wahren, Schönen, Guten zum Gott der Liebe.

152. Anstatt daß die Religion dankbar gegen Gott, zufrieden mit den Beschlüssen der Vorsehung und getrost für Zeit und Ewigkeit machen sollte, heißt es: ihr seid eingesperrt in einem verfluchten Jammerthale, und dereinst werden nur Wenige in Abraham's Schoße, Viele dagegen im Fegefeuer sitzen und die Meisten in der Hölle ewig gemartert werden. Diese Art Religionsfratzen kannten die Griechen nicht.

153. Manche rufen erst auf dem Todtenbette nach einem religiösen Reisepaß; als könnten sie dadurch einem faulen, nichtsnutzigen Leben plötzlich Werth und Inhalt verleihen und alle Behörden an den Himmelsthoren täuschen.

154. Nichts ist verkehrter und beschränkter als die Forderung: man solle nur an sich denken; auch der reichste Geist geräth dabei ins Leere und aufs Trockene. Und doch sperrt man die Verbrecher in einsame Zellen, damit sie immerdar an sich denken und dadurch weise und tugendhaft werden sollen!

155. Ebenso wenig soll man sich immer mit Todesgedanken beschäftigen und abquälen. Ein tüchtiges Leben ist die beste Vorbereitung zum Sterben.

156. Leute, die schon in der kurzen Zeitlichkeit immer Langeweile haben, wie sollen sie die Ewigkeit aushalten können!

157. Trotz entgegenstehender Behauptungen und Vorschriften ist das, was von außen an uns kömmt, oft viel würdiger und lehrreicher, als was wir selbst dazuthun.

158. Wer nur in der Gegenwart lebt, kommt nicht über 50 Jahre etwanigen Bewußtseins hinaus: der rückwärtsblickende Historiker bringt es, ohne übergroße Mühe, auf 2—3000 Jahre.

159. Ich wüßte nichts, was langweiliger, unangenehmer, unsinniger wäre, als nur sich zu lieben.

160. Kenne dich selbst, ruft man seit mehr als 2000 Jahren, und doch wie wenig Fortschritte sind im Allgemeinen binnen dieser Zeit gemacht. Es wäre unbillig, die Schuld den Einzelnen aufzuladen; denn so wenig Lust Mancher haben mag, sich selbst recht kennen zu lernen (und hiedurch zu demüthigen), möchte doch jeder die Anderen, seine Nebenmenschen (und wäre

es nur aus Eigennutz), genau kennen. Die vorhandenen Schwierigkeiten sind groß, ja oft unübersteiglich. Beginnen wir mit dem Körper, so kommen viele seiner wichtigsten Thätigkeiten gar nicht zum Bewußtsein und entziehen sich der eigenen, unmittelbaren Beobachtung. Andere deutliche Andeutungen wurden misverstanden: kannte man doch z. B. seit Jahrtausenden das Pulsiren des Herzens und der Arterien, und doch entdeckte erst Harvey den Blutumlauf. Noch jetzt weiß man wenig oder nichts von dem Zwecke wichtiger Organe; die Nerven, obgleich bis ins Kleinste und Feinste verfolgt, bleiben ein öffentliches Geheimniß; andere Organe gehorchen in keiner Weise dem Willen und den Wünschen des Menschen; das Leben, der Traum, die Gedankenbildung, der Wahnsinn u. s. w. treten uns als unleugbare Thatsachen entgegen; wer aber hat sie wahrhaft erklärt und begriffen? — So schwach sieht es aus mit der Selbsterkenntniß nach der körperlichen Seite; und was ist denn seit Aristoteles Erhebliches nach der psychologischen Seite hin zu Tage gefördert worden? Kaum eine Frage können wir (über ein unmittelbares Gefühl hinaus) von der Seele beantworten. Was? Woher? Wie? Wie lange? Warum? Durch welche Mittel? u. s. w. — Das Alles sieht sehr niederschlagend aus: eine Selbsterkenntniß, die für mich unmöglich ist, ist aber für mich auch unnöthig.

161. Das, was man heute unmöglich nennt, erscheint morgen vielleicht möglich und wird übermorgen wirklich. Also: plus ultra und nil desperandum!

162. Die heutige Vorliebe und Bewunderung für alles Aeußerste ist der vollkommenste Gegensatz zu der Theorie und Praxis der Griechen. Ueberall dringen diese auf Maß und Mäßigung, Besonnenheit (σωφροσύνη) und nichts zu viel (μηδὲν ἄγαν)!

163. Es ist unwahr, daß in all dem Schwanken und Bewegen der Dinge sich nichts Sicheres und Festes erkennen und ergreifen lasse. Es gehört aber dazu nicht bloße tiefe Einsicht, sondern auch ein großer Charakter. Kleine Leute jubiliren und wähnen die Welt zu beherrschen, wenn sie auf Windmühlenflügeln die Luft durchschneiden.

164. Ist es eine Folge der Natur der Dinge oder erkünstelter Systeme, daß wir das Räumliche (Materielle) und Zeitliche als geringschätzig betrachten und behandeln? Ist denn aber das Räumliche nicht mit und durch den Geist? und das Zeitliche nicht ein integrirender Theil der Ewigkeit?

165. Wer vom Geiste nichts auszusagen weiß, als er nehme keinen Raum ein, kommt nicht über die bloße Verneinung hinaus. Es ist eine bloße Voraussetzung, daß Räumliches nicht bis zum Denken könne hinauforganisirt werden.

166. Das Unbegreifliche und das Unsinnige ist keineswegs dasselbe, und sehr Unrecht für beides gleichen Glauben zu fordern.

167. Ich denke und empfinde unabhängig davon, ob Viele ebenso mitdenken und mitempfinden wollen; so schreibe ich auch zunächst für mich, ohne Rücksicht darauf, ob Jemand es lesen will. Es gehört eben zu meinem Wesen, und in der Thätigkeit finde ich Genuß.

168. Weil der Mensch fühlt, daß er zuweilen den Teufel im Leibe (und auch im Geiste) hat, folgt noch nicht, daß er dem Ormuzd einen Arihman, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde einen Teufel gegenüberstellen dürfe, der im Stande ist ihm überall sein Spiel zu verderben und ihn zu übervortheilen.

169. Wenn wir Steine, Pflanzen, Thiere betrachten, so finden wir ihre Natur eben natürlich und haben daran nichts auszusetzen. Wir verlangen keine andere Krystallisation, keine andere Blätterform, keine anderen Zähne und Klauen u. s. w. Dagegen mäkelt jeder Mensch an seiner eigenen Natur, und noch mehr an der Natur aller seiner Mitmenschen. Das Natürliche und Sittliche ist so wenig ein unbedingter Gegensatz, als es unbedingt zusammenfällt.

170. Der Mensch, sagt man, ist ein Einwohner zweier Welten; deshalb ist er meist in keiner recht zu Hause.

171. Jenachdem Einzelne, sowie Völker, große Augenblicke, Stunden, Tage, Jahre, — Jahrhunderte — haben, steigt ihre Würdigkeit und ihr Glück. Deshalb ist es die Hauptaufgabe ihres Daseins und Lebens, sich auf der Höhe zu erhalten, und nicht raketenartig zu steigen und zu sinken.

172. Wo Könige und Königinnen bloße Symbole, höchstens Figuranten sind, kommt auf ihr Geschlecht wenig oder nichts an. Ganz anders stellen sich die Verhältnisse, wo die Persönlichkeit hervortritt und Kopf und Herz der Unterthanen sich dafür begeistert. Dann wird die Liebe zu einer Königin doch eine andere Gestalt gewinnen, als zu einem Könige.

173. Man sagt: die Heiden haben ihre Laster ihren Göttern beigelegt; aber der angeblich christliche Gott mancher Theo-

logen und Inquisitoren ist jähzorniger, gemüthloser, grausamer, willkürlicher, als es jemals der olympische Zeus nach den Ansichten der Griechen gewesen ist.

174. Wahrheit, Werth, Würdigkeit, Pflicht, Nothwendigkeit der Sittlichkeit steht für sich unleugbar und unwandelbar fest, und ist keineswegs schlechthin abhängig von Beantwortung der Frage über die Unsterblichkeit der Seele.

175. Manche Eiferer scheinen der Meinung zu sein, daß ihre Gottesliebe in dem Maße steige, als ihre Menschenliebe abnimmt.

176. So lange unsere mangelhaften und krankhaften geselligen und bürgerlichen Verhältnisse vielen Personen das Heirathen unmöglich machen, werden außereheliche Geschlechtsverbindungen fortdauern. Polizeilicher Zwang führt nicht zum Ziele und schadet an der zweiten Stelle so viel, als er glaubt an der ersten gewonnen zu haben. Ebenso bleibt eine Sittenlehre unwirksam, welche die sinnlichen Verhältnisse und Bedürfnisse des Menschen ganz unberücksichtigt läßt. Die Mäßigkeit besteht nicht darin zu hungern und zu dürsten.

177. Uebermäßige Sinnlichkeit, Unvermögen, falsche Scham und Ziererei haben, von verschiedenen Seiten her, dazu beigetragen, daß die Sittenlehre über die sinnlichen Geschlechtsverhältnisse höchst ungenügend und lückenhaft bearbeitet worden ist. Da es für unanständig gilt, die sich hier aufdrängenden Fragen laut aufzuwerfen und zu untersuchen, so beantwortet sie sich jeder in der Stille, lediglich nach Willkür und Belieben.

178. Manche sagen, diese Glaubensartikel sind gut, weil sie mit der Vernunft übereinstimmen; Andere fahren fort, diese Artikel sind noch besser, weil sie mit der Vernunft nicht übereinstimmen.

179. Zeit, Persönlichkeit, Volksthümlichkeit, äußere Verhältnisse haben das Christenthum von jeher modificirt und näher bestimmt. Es erscheint anders im ersten, wie in den folgenden Jahrhunderten, anders bei Griechen, Römern u. s. w.

180. Es ist nicht wahr, daß Europa alle seine Bildung dem Christenthume allein verdanke; mit seinem Gährungsstoffe trat z. B. das Germanische in eine andere Verbindung und hatte viel größeren, eigenthümlichen Werth, als das Abessinische! Ward doch der Polytheismus bei verschiedenen Völkern ebenfalls etwas Verschiedenes.

181. Man soll das Ewige nicht in zeitliche Formeln bannen und das Zeitliche durch dieselben nicht verewigen wollen.

182. Wenn die Lehre von der Erbsünde die eigenen Sünden nicht genügend erklärt, und noch weniger sie rechtfertigt, so ist es natürlich daß sie öfter verworfen, als angenommen und praktisch angewendet wird.

183. Es gibt keinen größeren Gegensatz, als zwischen dem bestimmten, scharf gezeichneten, gedankenreichen, zum Ziele treffenden, sonnenhellen Stile Lessing's und der Darstellung Herder's, welcher den ohnehin bestimmten Kern mit allerlei farbigen Wolken, mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, mit Schnitzwerk und Gekräusel aller Art umhüllt und vermeintlich schmückt. Neben ihren Hauptwerken geht bei Beiden allerlei Gepäck einher; doch kann man Lessing nie genug, leicht aber Herder zu viel lesen und bewundern. Lessing's Zorn und Schmerz ist edler und großartiger, als Herder's Nergelei und stete Verstimmung.

184. Die Unduldsamkeit der Gläubigen ist größer und gefährlicher, als die der Erkennenden; denn diese sind unduldsam nur im eigenen Namen, jene aber im eigenen und in Gottes Namen.

185. Es ist eine große Thorheit, sich die so heitere als großartige Natur zu verkümmern, angeblich um dem Geiste und Gott näher zu kommen.

186. Es gibt viele Narren, die Unzufriedenheit für gleichbedeutend mit Weisheit halten.

187. Wer in allen Verschiedenheiten nichts sieht als Unvollkommenheit, die einem abstrakten Gleichartigen weichen sollte, begreift gar nichts vom Wesen und der Würde des Persönlichen und Volksthümlichen.

188. Es ist gleich kläglich, viel dummes Zeug glauben und viel unnützes Zeug wissen.

189. Eine Anthropologie, die den Menschen zum Gott macht, vertilgt hochmüthig alle Theologie; wiederum bedarf jede Theologie eines anthropologischen Bestandtheils: so die christliche in der Lehre vom Mittler, den zwei Naturen in Christus u. s. w.

190. Das innigste Lieben Gottes schließt das Lieben seiner Geschöpfe nicht aus, sondern macht dafür fähig.

191. Die christlichen Heiligen sind von den heidnischen Heroen und Halbgöttern wesentlich verschieden, nehmen aber doch

nach einer Richtung hin ihre Stelle ein. Seitdem Christus Gott dem Allmächtigen fast gleichgestellt ward, bedurfte man der Heiligen als vertraulicherer Mittler.

192. Es ist ein theologischer Aberglaube, oder doch ein unlösbares theologisches Räthsel, daß die Schöpfung Gottes durch einen Menschen auf Jahrtausende in Unordnung gebracht und Gott ganz von seinen Geschöpfen, sowie diese ganz von ihm getrennt worden.

193. Keineswegs ist es das beste und erfolgreichste Mittel wider den Hochmuth, zu sagen: du bist durch und durch ein Lump und gar nichts werth; es ist keineswegs die rechte und höchste Demuth, sich dafür zu erklären.

194. Die Theologen sagen: Gott will sich verbergen, Gott will sich offenbaren; das paßt für ihn nicht zueinander. Wol aber kann man sagen: der Mensch strebt Gott zu erkennen, oder ihn fern von sich zu halten.

195. So lange mein Beruf auf der Erde ist, darf ich mich nicht von ihr trennen, noch sie (als Satans Werk) unbedingt verachten.

196. Ich sehe um mich so viele Geheimnisse, daß ich es für unnütz halte, ihre Zahl willkürlich und künstlich zu vermehren.

197. Das Joch, welches die Eiferer unter den Theologen auflegen, ist weder sanft noch leicht, sondern das Gegentheil von dem Christi.

198. Auch der Arianer und Unitarier wird zugeben, daß der Zwischenraum zwischen Christus und einem Pastor, oder Professor theologiae unendlich größer ist, als der zwischen dem kapitolinischen Jupiter und dem Pontifex maximus.

199. Wenn Streit über eine Sache genügender Beweis ihrer Dunkelheit ist, so wäre das, was die Theologen Offenbarung nennen, das Dunkelste auf Erden.

200. Zwischen wahren und falschen Theologen ist ein Unterschied, wie zwischen Himmel und Hölle.

201. Goethe's Faust beginnt mit dem umfassendsten, erhabensten Bestreben: er will (selbst mit Hülfe böser Mächte) die Schranken der menschlichen Natur durchbrechen, Gott und alles Göttliche erkennen und beherrschen. Ich erwarte Fortschritte und Kämpfe auf dieser Bahn, Seligkeit und Pein die solch ein Streben bereitet, solch ein Beruf herbeiführt, die Lösung hieher gehöriger Räthsel zur Lehre, Warnung, Besserung und

Reinigung der in dieser Richtung liegenden Leidenschaften. Statt dessen treten alle jene Aufgaben, Räthsel, erhabenen tragischen Richtungen bald ganz in den Hintergrund, nichts darauf Bezügliches wird weiter und zum Ziele geführt; vielmehr verläuft sich der große Strom in den breiten See sentimentaler Liebesgeschichten, mit vielem an sich aber gar nicht nöthigen Unrecht und Unglück. Oder um in derlei Unglück zu gerathen, braucht man sich nicht auf Faust's hohes Pferd zu setzen und Don Juan hätte sich auch das Schmuckkästchen auf Borg verschafft, ohne den Teufel unmittelbar zu incommodiren.

202. Gewohnheit wird zur Natur, enthält aber nicht das ursprüngliche Wesen unserer Natur. Vielmehr entspringen aus dieser die weisen — wie die thörichten Gewohnheiten.

203. Die Theologie hat es bequemer, wie die anderen Facultäten, sie verschreibt jedem dasselbe.

204. Man findet es natürlich und macht mir keine Vorwürfe wenn ich sage: so weit kann ich nicht sehen, so scharf nicht hören, dieser Schlußfolge nicht folgen, diesen mathematischen Beweis nicht begreifen u. s. w. u. s. w.; wenn ich aber sage: ich kann dies nicht glauben, so ruft man: der Ketzer wird verbrannt. Hat jeder Einfältige so viel Glaubenskraft, Glaubensrecht, Glaubenspflicht, wie der größte christliche Heilige, und gibt es hier keine Stufen, wie in der Erkenntniß?

205. Sobald der Protestantismus den Grundsatz der Freiheit aufgibt, den Glauben daran verliert und mit Gefesselten vorwärts zu gehen wähnt, muß er dem folgerechten Katholicismus, und von Rechts wegen, erliegen.

206. Wenn ein Papst an die Spitze der Weltentwickelung träte, nicht der sogenannten liberalen, oder conservativen (dieser bloßen Caricaturen), sondern einer wahren allumfassenden, zugleich leitenden und versöhnenden Weltentwickelung; — er wäre noch jetzt der mächtigste Fürst!

207. Ein Christenthum ohne demokratische Bestandtheile ist Tyrannei, oder wird zur Tyrannei. Die wahrhaft christliche Demokratie überragt alle politischen Erfindungen und Künsteleien.

208. Verfassung, oder keine Verfassung; dieses ist die Frage. Fehlt der Steuermann, so segelt man mit allen Winden und in allen Richtungen — schlecht.

209. Das Herz ist so wenig unfehlbar, wie der Kopf. Das Herz ohne Einsicht ist in der Irre; der Kopf ohne Herz geräth in die Irre.

210. Das jüdische Volk ist keineswegs das einzige in der alten Welt, welches sich (wegen wahrer oder eingebildeter Vorzüge) von den anderen absonderte; die Inder und Aegypter thaten dasselbe, und die Griechen nahmen ebenfalls wenigstens die erste Stelle in Anspruch. Noch jetzt geschieht (trotz alles Anpreisens christlicher Demuth) täglich dasselbe.

211. In allen Religionen sind Bestandtheile der Wahrheit, nur nicht in allen gleich viel. Jede Religion bedarf (wie jede Verfassung) der Mittel zu weiterer Entwickelung. Sie kann still stehen, vorwärts oder rückwärts gehen, fortschreiten oder ausarten.

212. War es bei den Griechen ein Gewinn an Zeit und Kraft, an Freiheit und Unabhängigkeit, daß sie die Geschlechtsverhältnisse nicht mit so viel Krimskrams und Brimborium umhüllten, wie es jetzt Gebrauch ist und angepriesen wird?

213. Ein Jeglicher (sagt Pylades in Goethe's Iphigenia) muß seinen Helden wählen u. s. w. — So haben Theologen die Juden, Philologen die Griechen und Römer für sich auserwählt, werden aber durch Vorliebe (sowie durch den nach anderen Seiten hin gerichteten Haß) oft so geblendet, daß sie das Schlechteste umdeuten und das Einfachste misverstehen.

214. Sachverständig und parteiisch ist nur zu oft gleichbedeutend. So Theologen, Fabrikanten, Officiere. Daher ist und bleibt es gleich verkehrt, sie nicht zu hören und sie allein zu hören.

215. Der heilige Augustin hat gesagt: ich würde nicht Christ sein, wenn die Wunder nicht wären. — Ich sage: ich würde Christ sein und bleiben, wenn auch die Wunder fehlten. — Ueberhaupt kann man fragen: ob Augustinus dem echten Christenthume mehr genützt oder geschadet hat?

216. Hexenprocesse, Zweikämpfe und Autodafe's überwiegen gar viele Anklagen, welche in unseren Tagen gegen die Griechen ausgesprochen werden.

217. Ich kann mir Gott ohne Welt und Welt ohne Gott nicht denken. Pantheismus ohne Persönlichkeit kann (trotz alles darüber verbreiteten Glanzes) Personen nicht genügen.

218. Sowie die Lehre von der Gnadenwahl aufgestellt wird, ist sie mehr eine Gnadenqual.

219. Man begreift leichter Wesen, Form und Zweck des ganzen menschlichen Körpers, als eines einzelnen Organs. Be-

greift man überhaupt eher das Allgemeine und Ganze, als das Besondere und den Theil?

220. In der Natur ist allmälig Alles (selbst Sonnen und Fixsterne) in den Kreis der Bewegung hineingezogen; während Viele alle Bewegung aus den menschlichen Verhältnissen verbannen möchten.

221. Allerdings ist die Natur für den Menschen, aber auch gegen den Menschen. Beide vertragen und streiten sich, siegen und unterliegen umzech.

222. Daß der Tod dem so kurzen Leben wider Willen ein Ende macht, ist nicht so schrecklich, als der freiwillige, erwünschte Lebensmord durch — Zeitvertreib.

223. Ich habe das bestimmteste Gefühl, daß meine besten, edelsten Gedanken und Gefühle nicht das Ergebniß meiner körperlichen Organisation, auch nicht einer unmittelbaren, eigenen bewußten Seelenthätigkeit sind, sondern daß sie wie durch Inspiration kommen, ich weiß nicht woher.

224. Die Kirche will unbedingt den Staat, der Staat die Kirche regieren; wohin rettet sich die wahre Freiheit bei dieser grausamen Jagd?

225. Hätte Hume mit seinen Angriffen auf die Lehre von Ursache und Wirkung recht, so würde jede Frage nach dem Warum thöricht und jeder durchgehende Faden der Erkenntniß unmöglich.

226. Jede Ursache schließt eine Thätigkeit in sich, und hat insofern den Vorzug vor der Wirkung. Wird jedoch diese selbst wiederum zur Ursache, so gleicht sich der Werth aus.

227. Wenn sich politisch Berechtigte von der ihnen zugewiesenen Thätigkeit zurückziehen, so kann man erweisen, daß sie gegen Pflicht und Klugheit handeln; hiermit ist aber die Sache gar nicht abgethan, sondern man muß untersuchen, ob erhebliche Gründe jenes auffallenden Beschlusses vorhanden sind, und gerechten Klagen Gehör geben.

228. Wo man die Ursache nicht sieht oder nicht begreift, oder zwei von einander unabhängige Ursachen in Wirkung und Zweck unerwartet zusammentreffen, spricht man vom Zufalle oder dem Ungefähr.

229. In strengen Syllogismen denken, ist gleichwie mit Holzschuhen tanzen.

230. Gegensätze sind, als solche, nur möglich durch Beziehung auf etwas Gemeinsames. Das vergessen Alle, die von einer Stelle aus richten und verdammen.

231. Das Unendliche soll das Endliche nicht vernichten, sondern in sich aufnehmen.

232. Wer das Besondere verschmäht, dem bleibt das Allgemeine leer und todt.

233. Warum ist Platon und Aristoteles leicht im Verhältniß zu mancher neueren Philosophie? Weil wir (sagen die Einen) so weit über sie hinaus und zu größeren Aufgaben und Lösungen fortgeschritten sind. — Weil (entgegen Andere) Inhalt und Form jetzt noch unausgebildet und chaotisch sind, und jene alten Meister in beider Hinsicht höher stehen.

234. Die Art, wie manche Philosophen den unendlichen Reichthum der Welt ausleeren und vernichten, erinnert an die Carikatur aus der französischen Schreckenszeit, wo der Scharfrichter sich zuletzt selbst guillotinirt.

235. Ein Denkwesen, welches immer ausgibt und nie einnimmt, sein Papiergeld lediglich im Innern schlagen will, ist nicht klüger als ein Finanzwesen, das diesen Weg einschlüge.

236. Es gibt keine unbedingte Trennung von subjectiv und objectiv; auch Zeit und Raum sind beides.

237. Alles Besondere ist reicher an inhaltlichen Bestimmungen, als das Allgemeine, und wenn man durch Ausstreichen zu diesem gelangt ist, muß man durch Zusetzen jenes wieder zu erreichen streben.

238. Fichte meint: die Welt sei blos ein Material der Pflicht; die französischen Revolutionaire sahen darin blos ein Material für ihre Rechte.

239. Manche stellen sich auf die Seite Platon's gegen Aristoteles, blos weil sie glauben, sie hätten dann nicht nöthig viel zu lernen.

240. Gott ist entweder innerhalb der Welt, oder außerhalb derselben. Im ersten Falle nimmt er Theil an der Bewegung, im zweiten Falle liegt seine Bewegung in den Gedanken, welche die Welt begleiten und in seiner einwirkenden Vorsehung. Auch müßte die erste Bewegung durch einen Anstoß hervorgebracht werden, und ein Anstoß erfolgt nicht ohne Bewegung. Kann also Gott (wie Aristoteles lehrt) der unbewegte Beweger der Welt sein?

241. Leugne ich die Unendlichkeit des Raumes, so muß ich auch die Unendlichkeit der Zeit und die Ewigkeit leugnen; und umgekehrt.

242. Das ist so erstaunens- und bewundernswürdig an Aristoteles, daß er die größten Tiefen des reinen Gedankens durchdringt und beherrscht, und wiederum mit Scharfsinn und Lust auf das Einzelnste eingeht, es ordnet, beschreibt und Anschauung mit Gedanken und Begriff heiter versöhnt.

243. Ursache und Wirkung steht mit dem Zweckbegriffe in engster Verbindung; wer jene aufgibt (wie Hume), muß auch diesen fallen lassen.

244. Bei Platon tritt der Künstler sehr bestimmt hervor, deshalb gerathen wir zu ihm oft in ein persönlicheres Verhältniß. Aristoteles' Persönlichkeit hingegen übersehen wir leicht oder bemerken sie nicht, wenn er ein unermeßliches Meer der Wissenschaft vor unseren Augen eröffnet. Zu Platon's Springbrunnen erhebt sich bewundernd das Auge; aber die grenzenlose und dennoch inhaltsreiche Fläche ist nicht minder erhaben.

245. Die Treue der Weiber nimmt mit den Jahren zu, weil sie dann nicht mehr gesucht werden; nicht so die der Männer, weil sie noch suchen und anfragen können.

246. Der Zweckbegriff setzt Etwas als dem Wesen nach schon vorhanden, ehe es äußerlich da ist: und wiederum muß vor dem Zwecke etwas da sein, das ihn bezweckt. Das, was richtig bezweckt ist, wird nothwendig. Kann man sich wirklich Nothwendigkeit denken ohne wirkende Ursache, Bewegung und Zweck?

247. Man fragt: wirkt das Sein auf das Denken (die Sache auf den Begriff), oder das Denken auf das Sein (der Begriff auf die Sache)? Ohne Zweifel tritt Gegenseitigkeit und Wechselwirkung ein.

248. Wo Bewußtsein ist, ist Freiheit, und wo Freiheit ist, gibt es Zwecke.

249. In jeder Bejahung liegt eine Ausschließung unendlich vieler Dinge; es wäre aber sinn- und sprachwidrig, jene das concrete Nichts zu nennen.

250. Denken ohne Anschauen und Anschauen ohne Denken ist eine Hungerkur für die Menschen.

251. Wo es zwölf große Götter gab, konnte man über einen klagen und auf ihn schelten, und mit elf ganz zufrieden

sein; jetzt richtet sich jede Klage sogleich gegen den einen Alleinherrscher, und ist dann zwölf mal so thöricht und gefährlich.

252. In der neueren Zeit gerathen Manche aus dem Monotheismus in den Pantheismus, weil die belebende Stufe des Polytheismus (als Geschäftsvertheilung) fehlt.

253. Wo man Ursachen und Zwecke nicht sieht und begreift, wendet man sich an Gott, — oder an den sogenannten Zufall.

254. Ein Wesen, dem ich Kraft und Thätigkeit beilege (Monas), muß auf Andere wirken und auf sich wirken lassen.

255 [a]. Je dummer, desto abergläubiger; je eingebildeter, desto ungläubiger.

255 [b]. Was den Wilden ein Fetisch ist, ist den Wundersüchtigen der Gegenwart ein Psychograph.

256. Es ist anziehend und löblich, jede Thatsache zu untersuchen und ihre Wahrheit zu prüfen; mit meiner Religion hat es aber gar nichts zu schaffen, ob Pharao im rothen Meere ertrunken ist.

257. Die Theologen sagen (und mit Recht), das Christenthum sei am geeignetsten die allgemeine Religion zu werden; und doch halten sie es für ihre höchste und wichtigste Aufgabe, überall Dämme, Schlagbäume, Zolllinien zu errichten, um Mehre auszuschließen und zurückzuweisen, als einzulassen.

258. In keiner Wissenschaft setzt man so den Theil für das Ganze, pars pro toto, als in der Theologie. Auch die kleinste Sekte meint, sie besitze die ganze Wahrheit, und allein.

259. Die edelsten Männer waren in alter Zeit bemüht, das heidnische, höchst mangelhafte Göttersystem zu veredeln und zu reinigen; wie viel Mühe hat man sich dagegen gegeben, Christi erhabene Lehre herabzuziehen und mit Menschensatzungen zu verunreinigen.

260. Sonderbar daß Anaxagoras, welcher zuerst die Thätigkeit des Geistes bei der Weltschöpfung erkannte, als Gottesleugner bezeichnet und verfolgt ward. Lag dies daran, daß der Geist (sein Nus) als Abstractum und nicht als Person auftrat, während die Griechen Alles personificirten und individualisirten?

261. Es wäre nöthiger und nützlicher, Würde und Bedeutung des Sinnlichen einmal hervorzuheben, anstatt (ohne den

rechten Erfolg) immer darauf zu schimpfen und todte Abstractionen über Natur und Leben hinaufzustellen.

262. Manche fürchten sich vor ihren Sinnen; ich wollte, ich hätte deren zehn, statt fünf!

263. Christen nehmen an, daß göttliches Sein auf dem Wege des Guten mit menschlichem Sein eine Verbindung eingehen und sich offenbaren könne; die Athener hielten dies für möglich auf dem Wege des Schönen und behaupteten deshalb, die Athene des Phidias sei nicht bloßes Menschenwerk.

264. Moloch und ähnliche Götzen haben niemals vor Christi Geburt so viele Menschenopfer gefordert und bekommen, als Torquemada und Genossen nach Christi Geburt!

265. Es ist weniger auffallend, daß Brahma von Vishnu und Schiva überflügelt ward, als daß dem christlichen Gotte der heilige Michael, Thomas Becket, Franziskus u. s. w. zur Seite gestellt, ja oft noch vorgezogen wurden.

266. Die Erkenntniß der Schönheit geht über den Besitz derselben und beseligt immer; dieser hingegen macht oft unglücklich, oder fällt der Eitelkeit anheim.

267. Unglaube ist in seiner Verneinung meist einförmig und einfarbig; Aberglauben trägt dagegen unzählige bunte Narrenkappen.

268. Fast alle Duldung in der christlichen Welt ist ausgegangen von Nichtgeistlichen, oder von verketzerten Geistlichen.

269. Die Forderung: du sollst Gott ähnlich werden, ist schwer zu begreifen und noch schwerer zu erfüllen. Die Einladung, Christo nachzufolgen, ist begreiflich und stärkend, statt niederzuschlagen. Ein Mittler hilft hinweg über den ungeheuren Zwischenraum zwischen Gott und Menschen. Ist Christus aber Gotte ganz gleich, oder nur ein gewöhnlicher Mensch, so bricht der Begriff eines Mittlers zusammen.

270. Die Griechen und Römer wandelten friedlich im Dunkel nebeneinander, die Christen zanken und streiten sich im geoffenbarten Lichte. Theologie des Krieges, Polemik, kannten jene nicht, während Kameele jetzt nicht die Last dieser Literatur fortbringen können.

271. Es ist nicht der rechte Weg, die menschliche Vernunft von ihrer Schwäche zu überzeugen, daß man ihr das Unvernünftige zumuthet.

272. Der Kessel sagte zum Topf, du Schwarznase; dies ist ein Motto, das man auf die meisten Streitschriften setzen könnte.

273. Die protestantische Lehre von der Freiheit erlaubt mehr Bewegung, als die katholische vom Gehorsam; wogegen die Tradition ein bewegliches Element in die Lehre hineinbringt, und die gesetzliche Stellung des Papstes die Möglichkeit einer formalen Weiterbildung zeigt.

274. Es ist nicht folgerecht, alles Republikanische im Staate und alles Monarchische in der Kirche zu verwerfen.

275. Christus brachte die geistige Freiheit; die angeblich sachverständigen Theologen brachten den Glaubenszwang.

276. Das wahre Wesen des Christenthums besteht nicht vorzugsweise in dem, worüber die Sekten uneinig, als worüber sie einig sind.

277. Es ist sehr natürlich und mädchenhaft, daß Klärchen sich in den glänzenden, ritterlichen Egmont verliebt und Brackenburg zur Seite schiebt. Dennoch ist dessen Liebe die großartigere und tiefsinnigere und wird das Fegefeuer bloßer Leidenschaft überdauern.

278. Hält man an dem höchsten Begriffe der Liebe fest (siehe Paulus an die Korinther), so treten alle einzelnen Zweige derselben (Mutterliebe, Kindesliebe, Geschwisterliebe, Frauenliebe u. s. w.) in natürliche heitere Verbindung. Hebt man statt dessen die Gegensätze scharf hervor, betrachtet man sie unter dem Vergrößerungsglase, veranlaßt man darüber spitze Untersuchungen, so thut sich manches Unbequeme, Unschöne, selbst Widerwärtige hervor, und daher kann ich Ketzer z. B. an Goethe's Geschwistern keine ganz reine Freude haben. Die Geschwisterliebe wird untergeordnet und zwischen den Zeilen erblickt man die Sehnsucht nach dem Hochzeitbette. Warum solch Dilemma, solch Räthsel, solch Entweder, Oder? Jedes hat Platz und glückseliges Leben für sich.

279. Athene, welche aus dem Haupte des Zeus hervorgeht, ist, dem Gedanken nach, ein Analogon der Erzeugung Christi durch den heiligen Geist.

280. Fast alle Klagen über die Gottheit entstehen daher, daß wir sie mit menschlichem Maßstabe messen; und doch sagte schon Ovid: sunt superis sua jura!

281. Bei den Griechen war die erste Eigenschaft der Götter die Schönheit, bei den Christen ist es die Heiligkeit. Michel Angelo hat erwiesen, daß selbst Gott Vater kann auf angemessene erhabene Weise dargestellt werden, aber nur sehr wenige Künstler sind dieser Aufgabe gewachsen. Die Schönheit Gottes offenbart sich in seinen Werken. Eiferer, welche daran Anstoß nehmen, müssen folgerecht mit dem Häßlichen Götzendienst treiben, das Schöne mit dem Unsittlichen zusammenwerfen und der Kunst das Lebenslicht ausblasen.

282. Es ergab sich in einem Postwagen, daß Einer reisete auf schöne Gebäude, einer auf schöne Münzen, einer auf schöne Gegenden, einer auf schöne Pferde, Schafe und Ochsen. Als Jemand zum Scherz sagte: er reise nach schönen Menschen, fand man dies unerhört und unbegreiflich.

283. Das sustine et abstine der Stoiker übersetzen Viele jetzt nicht: ertrage und entbehre; sondern: klage und begehre!

284. Die Art, wie schon den Kindern schwierige dogmatische Systeme als untrügliche Wahrheiten eingetrichtert und dann wieder abgefragt werden, dient öfter zur Befestigung von Vorurtheilen, als zur Begründung einer wahren Erkenntniß.

285. Der Glaube, welcher sich aus ernstem, prüfendem Zweifel emporarbeitet, wurzelt tiefer und fester als der, welcher bequem dogmatisirend obenauf gesäet wird.

286. Die Masse dessen, was der Mensch wissen kann und thun soll, ist so erstaunlich groß, daß er sich mit Unerforschlichem nicht unnütz abmühen und Unmögliches nicht versuchen mag. Ist aber wiederum das Unerforschliche nicht das Wissenswürdigste?

287. Wer im Alterthume ein philosophisches System erfand oder annahm, dem ging es über in Mark und Gebein; es offenbarte sich in allen Ansichten, Richtungen und Thätigkeiten des ganzen Lebens. In neueren Zeiten geht die Philosophie und das Leben eines und desselben Menschen seinen eigenen, oft sich untereinander widersprechenden Gang. Jene scheint nur ein Spiel des Geistes, ein Lusus ingenii zu sein. Dies erweiset (sagen Einige) unsere größere Freiheit und Unabhängigkeit; es erweiset (kann man entgegnen) unseren Leichtsinn und unsere Oberflächlichkeit.

288. Die so oft verketzerte Naturforschung ist, recht geübt, die größte Feindin des Aberglaubens und Unglaubens, während die einseitige Theologie oft beide hervortreibt.

289. Glauben und Wissen sind getrennt und vereint wie die Herzkammern. Alles Blut (und so alle Gedanken und Gefühle) wird durch beide hindurchgetrieben.

290. Ueber das Dasein Gottes möchten wol so ziemlich alle irgend vernünftigen Menschen einig sein. Sobald man jedoch über diese abstracte Kategorie, diesen noch inhaltslosen Begriff hinaus und auf Wesen und Natur Gottes eingeht, zeigen sich für den beschränkten menschlichen Geist die größten Schwierigkeiten; wie z. B. seine Weisheit mit dem vorhandenen Uebel, seine Allmacht und Allwissenheit mit der menschlichen Freiheit zu verständigen und auszusöhnen sei. Weniger Bedenken scheinen sich auf der Seite des Ethischen zu finden; wenn auch schon Aristoteles erwiesen hat, daß die menschlichen Tugenden von den göttlichen verschieden sind.

291. Das Sprichwort sagt: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Man könnte aber auch sagen: was ich nicht weiß, macht mich heiß; oder: was ich weiß, macht mich nicht heiß.

292. Seit Kant sind die Beweise für das Dasein Gottes sehr in Miscredit gekommen, und insbesondere ist behauptet worden: aus dem Denken eines Dinges folge nicht sein Dasein. Ganz recht für alle einzelnen Dinge in der Welt, die ich mir herbeidenken und hinwegdenken kann und die in keiner Weise nothwendig dasein müssen. Wenn ich dagegen in regelmäßiger Gedankenentwickelung bis zu Gott emporgestiegen bin und mir sein Dasein schlechthin nothwendig erscheint, so ist es mir zugleich mit dem Denken, über allen Zweifel hinaus, gegeben.

293. Es ist in der Regel ein ziemlich unschuldiges Vergnügen, daß jedem Narren seine Kappe gefällt; schlimmer, daß die Narren eine Vorliebe für alle Arten von Narrenkappen haben und Chorus machen gegen die Vernünftigen.

294. Der Geistliche hat einen besondern Beruf, nicht so (nach Abschaffung des Lehnkriegsdienstes) der Adelige. Daher könnte man noch eher sagen: jeder Mensch solle ein Adeliger, als er solle ein Priester sein. Republikanische Staaten haben deshalb die Geistlichen auf ihren Beruf angewiesen und Bürgerliche und Adelige gleichgestellt.

295. Es gibt Leute, die da glauben einen Freibrief zu besitzen, Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten zu begehen, wenn sie dieselben nachher nur pünktlich bereuen.

296. Der Materialismus geringer Liebschaften hat vor

dem angeblichen Idealismus vornehmer Courmachereien den Vorzug, daß er weniger Zeit kostet.

297. Es ist schon ein Anfang des Guten und Anerkenntniß seines Werthes, nach dem Scheine desselben zu trachten.

298. Die große (ja übertriebene) Verehrung der Madonna hat ihren natürlichen Grund zum Theil darin, daß in der stufenartigen Entwickelung des Göttlichen, oder doch Höheren, die weibliche Seite nicht ganz fehlen darf, oder durch bloße Begriffe zu ersetzen ist.

299. Fremdes Unglück kann noch mehr niederdrücken, als eigenes; sofern uns der Schmerz dann nicht als Schwäche erscheint, der man pflichtmäßig widerstehen müsse.

300. Der Neid ist eine so geringhaltige, niedrige, schmuzige Leidenschaft, daß er gar nicht kann gereinigt und veredelt werden; daher ist er auch völlig undramatisch.

301. Wir kennen Körper ohne Geist, aber auf Erden keinen Geist ohne Leib; was folgt daraus?

302. Die Zweikämpfe sind in unseren Tagen keineswegs zu betrachten als ein Ueberrest allzumuthiger Zeiten; sie entstehen meistens aus der Furcht für furchtsam gehalten zu werden.

303. Ein Gott, der ganz und gar keine Analogie zum Menschen hat, entweicht unserem Denken und Fühlen; ein Gott, der durchaus denkt und fühlt wie ein Mensch, kann für ihn kein Gott sein und bleiben.

304. Jeder Mensch ist zuvörderst er selbst, dann aber auch beiläufig ein Anderer, oder viele Andere. Eine Unsterblichkeit, welche mich *ganz* in einen Anderen verwandelt, das Bewußtsein unterbricht und die Persönlichkeit vertilgt, läuft auf Materialismus oder Pantheismus hinaus.

305. Wie verträgt sich die Unveränderlichkeit Gottes mit den Bewegungen aller Dinge und seinem Wissen von diesen Bewegungen? Die Antwort: vor Gott gibt es keine Veränderung und Zeitfolge, macht die Sache nicht verständlicher.

306. Wenn nur das wahr wäre, worüber alle Menschen übereinstimmen, so gäbe es keine Wahrheit, ausgenommen in der Mathematik.

307. Kein Mensch ist dem andern körperlich vollkommen gleich: können wir uns nun wundern, daß ihre Gedanken und Gefühle verschieden sind?

308. Die Folge körperlicher Erscheinungen, Bewegungen, Entwickelungen läßt sich leichter verfolgen und auf eine Regel bringen, als die unsichtbaren Gedankensprünge des Geistes.

309. Manche finden Trost im Unglück darin, daß sie es sich zum Verdienst anrechnen.

310. Viele kommen mit ihren Ansichten von Freiheit nicht über den Begriff eines Vorrechtes hinaus.

311. Man versteht sich am Besten auf Anwendung des Reichthums, so lange man ihn nicht besitzt.

312. Haben die unermeßlichen Fortschritte der Naturforschung die sogenannte positive Offenbarung bestätigt oder widerlegt? Bedarf es einer neuen Offenbarung, um sie mit der Naturforschung in Uebereinstimmung zu bringen? Warum überläßt Gott dem menschlichen Geiste allein, und ohne weitere unmittelbare Hülfe, seine Physik, Ethik und Dialektik zu Stande zu bringen? Warum ist, Alles zu Allem gerechnet, in diesen Wissenschaften weniger Streit, oder nach dem Streite mehr anerkannter Fortschritt, als in der geoffenbarten Theologie?

313. Wenn die dichteren Weltkörper sich auflöseten zu der Dichtigkeit des Wassers, der Luft, der Gasarten, würde dadurch der unermeßliche leere Raum, und bis zu welcher Dichtigkeit angefüllt? War alles Materielle einst so gleichartig vertheilt, und entstanden die Weltkörper durch Wahlanziehung und Bewegung?

314. Raum und Zeit stehen in wechselseitigem Verhältnisse. Seitdem sich jener ins Unermeßliche ausgedehnt hat, reichen 6000 Jahre Zeit nirgends mehr aus.

315. Regierungen, die planlos handeln und die sich das Unbedingte zum Zweck setzen, erwecken gleichmäßig Unzufriedenheit.

316. Man muß politische Rechte nie blos deshalb aufgeben, weil sie klein sind. Aus einem kleinen Samenkorn kann ein großer Baum erwachsen.

317. Niemand kann sich einer Regierung annehmen und sie vertheidigen, die nicht handelt, oder nicht einmal sagt, was sie will.

318. Es ist und bleibt (trotz aller naheliegenden Einreden) ein erhabener Gedanke, daß das Göttliche Alles durchdringe und beherrsche. Steigert sich aber dieser Gedanke nicht bis zu einer lebendigen Persönlichkeit Gottes, so wird er dem Menschen nie vollkommen genügen. Hesiod's 30,000 lebendige

Götter sind der größte Gegensatz jener begrifflichen, abstracten Auffassung.

319. Lasse ich die Welt erwachsen wie eine Pflanze oder ein Thier, so bleibt immer die Frage: woher die erste Pflanze und das erste Thier? Und das führt wieder hinan zu der Frage nach dem Zwecke, welcher ohne Vorsatz, Gedanken und Geist unmöglich ist.

320. Kann sich der Raum allmälig in der Art erweitern, wie die Zeit sich verlängert? Gewiß hängt beides nicht ab vom Denken und Wollen des Menschen, des Subjects.

321. Eine Begrenzung des Raums, eine Hemmung der Zeitfolge ist dem Gedanken nach unmöglich; denn die Begrenzung führt ja über die Grenze hinaus, und neben der Hemmung, die in die Zeit fällt, läuft die Zeit weiter.

322. Eine Ewigkeit ohne vor und nach ist für den menschlichen Verstand nicht da, ist unbegreiflich; eine Ewigkeit mit Bewegung und Zeitfolge ist nie zu Ende, also noch keine volle Ewigkeit. Eine Ewigkeit mit einem Ende, einem jüngsten, letzten Tage, ist ein Widerspruch in sich selbst.

323. Alle Zeitbestimmung beruht darauf, daß ich Messendes und Gemessenes (Uhr und Bewegung der Weltkörper u. s. w.) einander gegenüberstelle und mit einander vergleiche. Würden alle Bewegungen ohne Ausnahmen (Planeten, Uhren, Pulsschlag u. s. w.) schneller oder langsamer, wie und woran wollten und könnten wir die Veränderung bemerken und messen?

324. Durch die Vernunft können wir gewiß keine Kinder erzeugen; erzeugt sich denn aber Vernunft durch den körperlichen Beischlaf? Wäre die materialistische Seite alsdann nicht mächtiger, wie die idealistische?

325. Lebt Alles, was sich bewegt, so gibt es nichts Unbelebtes. Soll aber der Grund der Bewegung des Lebendigen in ihm selbst liegen, so läßt sich allerdings vielerlei sondern und auf die Seite des Lebendigen oder Unlebendigen stellen. Andere Schwierigkeiten bleiben aber ungelöset, so z. B. worin der Grund aller Bewegung liege? in welchem Sinne der unbewegte Beweger lebendig sei? Ob jede Krystallisation ein Leben zeige u. s. w.?

326. Männer und Weiber stehen in einem verschiedenen Verhältnisse zu Göttern und Göttinnen; stellen sie sich nun auch verschieden zu dem einen Gott, der in gewöhnlichem Leben und herkömmlicher Betrachtungsweise doch öfter als ein Mann ge-

dacht und empfunden wird, denn als ein Weib, oder als geschlechtslos?

327. Jeder Gedanke ist eine innere Bewegung, erzeugt aber für sich noch keine äußere Bewegung.

328. Unglaube, welcher Aberglauben, und Aberglaube, welcher Unglauben erzeugt, ist die ärgste generatio aequivoca.

329. Aus unermeßlicher Ferne wirkt das Materielle auf uns und erzeugt Anschauungen und Gedanken: wir können aber mit unseren Gedanken nicht in die Ferne zurückwirken. Die Materie gibt ohne Bewußtsein, wir empfangen mit Bewußtsein.

330. Manche Skeptiker und verneinende Geister rühmen die Bequemlichkeit, daß sie nichts zu vertheidigen haben. Diesen Vortheil kann jeder, in äußerer und innerer Beziehung, leicht erwerben, wenn er allem Besitze entsagt.

331 [a]. Aus der Sünde kann sich der Reuige zu Gott erheben; doch ist jene niemals der wahre und kürzeste Weg zur Erkenntniß und Seligkeit.

331 [b]. Man sagt: durch den Sündenfall hat der Mensch seine höhere Natur eingebüßt. Ist durch einen noch größeren Sündenfall das Thier zum Thier geworden?

332. Es läßt sich gar nicht ausmessen und aussagen, wie viel Verdienst Jemand hat, und wie viel Glück ihm dafür zukömmt. Liegt nicht in jeder Klage ein Anspruch, und in jedem Anspruch ein Hochmuth verborgen oder zu Tage? Für den Einzelnen gleicht sich allerdings Verdienst und Glück (so weit wir es sehen) nicht immer aus; tritt aber diese Ausgleichung vielleicht schon in dieser Zeitlichkeit ein, wenn ich die ganze Menschheit als eine Einheit betrachte?

333. Jede Entdeckung in der Natur, jeder Fortschritt der Erkenntniß erhöht das Glück der Menschheit. Falsche Anwendung fällt den Irrenden selbst zur Last.

334. Dasjenige Bekenntniß ist am entferntesten vom wahren Christenthume, welches die wenigste Liebe in sich trägt und offenbart.

335. Warum werden die Kinder unbefragt in die Welt gesetzt und die Aeltern wider ihren Willen hinausgeschoben? Warum haben so Wenige Lust, dies Jammerthal mit einer anderen Welt zu vertauschen? In Wahrheit: weil der Glaube an die Fortdauer schwächer ist, als das Wissen von dem zeitlichen Dasein.

336. Das Christenthum wirkt, wie man sagt, als ein Gährungsstoff. Aber durch die Schuld der Menschen ist es nur zu oft in die sauere und faule Gährung übergegangen und deshalb die bezweckte, beseligende Wiedergeburt der Menschheit noch nicht zu Stande gekommen.

337. Man soll die Religion keineswegs blos auf die Vorzüge oder Mängel des Menschen bauen, sondern auf beides.

338. So viel sich auch Theologen und Philosophen abgemüht haben, so bleibt doch das Dasein des Bösen und des Uebels beim Monotheismus unerklärlich und unbegreiflich. Damit, daß ich es ganz leugne, oder (etwa durch den von Gott nicht gehinderten Sündenfall seines Geschöpfes) ganz in menschliche Kreise verlege, ist die Sache nicht zu einem genügenden Ziele gebracht.

339. Wenn es wahr wäre, daß die Natur lediglich für die Bedürfnisse und Zwecke des Menschen bestimmt sei, so verdiente sie den Vorwurf, täglich ihre Pflicht zu verabsäumen; — von Erdrevolutionen, bis zur Kartoffelkrankheit.

340. Jeder würde es thöricht finden, wenn man in Quinta den Tacitus und Aeschylus lesen wollte; und doch mühen sich so viele erwachsene Quintaner ab, das zu lesen, was nicht für ihre Classe, nicht für diese Zeitlichkeit gehört. Ich warte ruhig die Versetzung ab.

341. Treibe ich die Betrachtung der Eigenschaften Gottes (Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart) bis zur äußersten, abstracten Allgemeinheit, so thue ich gar nichts, weiß gar nichts, bin gar nichts.

342. Es ist natürlich, daß die Geistlichen duldsamer sind gegen Aberglauben, als gegen Unglauben.

343. Das Reden von Freiheit und Religion steht oft in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem Vorhandensein.

344. Die Sittenlehre ist keineswegs unbedingt abhängig von dem Glauben an das Dasein Gottes. Ein theoretischer Gottesleugner wird doch nicht behaupten, er habe deshalb einen Freibrief zu lügen und zu betrügen?

345. Jeder Stand hat seine eigenthümlichen Tugenden, Gefahren, Laster u. s. w. Man ist geneigt, die ersten zu hoch und die letzten zu gering anzuschlagen. So bekommt auch jede Tugend und jedes Laster für die einzelnen Stände ein eigenthümliches, größeres oder geringeres specifisches Gewicht.

346. Wahre Frömmigkeit macht nicht finster, menschenscheu, verfolgungssüchtig, sondern heiter, gesellig und menschenfreundlich.

347. Gott hat mir meine Persönlichkeit und damit die Pflicht gegeben, sie so viel als möglich auszubilden. Hiedurch, und nicht durch faule, gedankenlose Selbstvernichtung komme ich ihm näher und erfülle seinen Willen.

348. Für einfache, redliche Christen reicht die Offenbarung aus, für zänkische Theologen wäre eine neue nöthig —; und dann würden sie doch fortzanken.

349. Ich kann, für meine Person, behufs der Unsterblichkeitslehre kein Gewicht auf die Ausgleichungstheorie legen. Gott hat sich nämlich in dieser Zeitlichkeit so gnädig gegen mich bewiesen und ich bin dafür so dankbar und zufrieden, daß ich fürchten könnte, bei der Ausgleichung in jener Welt müßte ich herausgeben und würde nachgestraft, um das allgemeine Gleichgewicht herbeizuführen.

350. Es ist unsinnig bei der Lehre von den göttlichen Strafen, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit hineinzuspringen und einer Tagesschuld eine Strafewigkeit gegenüberzustellen. All das vornehmthuende Gerede (über Bewußtsein und Gedächtniß hinaus), diese Straftheorie zu rechtfertigen, widerspricht dem natürlichen Verstande und Gefühle.

351. Daß sich Göttliches zum Menschen herablassen, Menschliches zum Göttlichen erheben könne, wußten und glaubten schon die Heiden. Ist es ein unleugbarer Fortschritt, daß man diese gemäßigte, verständliche und fördernde Ansicht bis zur scharf abgegrenzten Lehre von der Dreieinigkeit steigerte?

352. Wäre der natürliche Glaube an die Unsterblichkeit so unmittelbar gewiß, wie der an sein eigenes Dasein, so würde man nicht nach Beweisen umhersuchen. Da nun aber die philosophischen, physischen und ethischen Beweise nicht ausreichen, nimmt man seine Zuflucht zu Offenbarungsbeweisen und den Versicherungen des Neuen Testaments. Worte eines Menschen geben indeß über einen so schwierigen Punkt keine volle Beglaubigung und dies ist ein nöthigender Grund, Christus zum Gott zu erheben. Man hielt an dieser Lehre fest, um die Unsterblichkeit nicht aufzugeben, vergaß aber, daß die Ewigkeit eines Gottes die menschliche an sich noch nicht verbürgt, und die Gottheit Christi nun des Beweises bedurfte, den man hinsichtlich der Unsterblichkeit nicht finden konnte.

353. Wer nicht (trotz aller Einreden) Gedanken und Gefühl der Unsterblichkeit festhält und mit seinem zeitlichen Dasein in Verbindung setzt, leidet an einer geistigen Verstümmelung und ist ein Stockfisch und Philister. Jener Gedanke, jenes Gefühl gehört zu uns, — auch wenn es gar keine Unsterblichkeit gäbe.

354. Ich wünsche mir in jener Welt die entferntere Bekanntschaft Mancher, die ich hier gesehen habe und habe sehen müssen; ich habe aber die größte Sehnsucht nach Anderen, die nicht zu meiner Zeit auf Erden lebten.

355. Warum legen wir dem, was wir materiell nennen, weniger Dauer bei, als was wir Geist nennen. Es ist eine Vornehmthuerei zu sagen: die ganze Welt wird untergehen, meine Person aber übrig bleiben. Der Geist bewegt und entwickelt sich in der Zeit, wie die Materie.

356. Müßte man verzweifeln, wenn es kein künftiges Leben gäbe? — Nein, man müßte heiter Gott vertrauen, der Alles am Besten ordnet und entscheidet.

357. Sollte uns auch die Unsterblichkeit vorwärts zu Theil werden, ist sie uns doch rückwärts nicht gegeben.

358. Weil ich im Gedanken die Welträume und Zeiträume durchmesse, folgt nicht daß ich jene dereinst bereisen und diese durchleben werde.

359. Es ist zweifelhaft, ob gewöhnliche Hoffnungen die Menschen mehr trösteten oder mehr närrten?

360. Rochefoucauld hat seinen Lehrsatz vom Egoismus in hunderten von Sprüchen und Gedanken geschliffen und geglättet, brillantirt und facettirt; aber trotz alles Künstelns, ist und bleibt es ein falscher Edelstein.

361. Man ist gewöhnlich am duldsamsten gegen die Fehler, welche man selbst begeht; nicht aber gegen diejenigen, welche man begangen hat und nicht mehr begehen kann.

362. Die Menschen unterscheiden sich nicht blos körperlich, sondern auch geistig in Nahsichtige und Fernsichtige. Sehr selten sind beide Eigenschaften vereint; vielmehr macht das Dasein oder die Uebung der einen gewöhnlich ungeschickt für die andere; das beweisen Naturforscher, Philologen, Historiker.

363. Das Mikroskop und das Teleskop erweitern die Erkenntniß der Welt, gründen sich aber auf das natürliche Auge und machen dasselbe keineswegs überflüssig und entbehrlich.

364. Begeisterung und Kritik sollten sich ergänzen, sie stehen sich aber oft feindlich gegenüber. Wir leben in einem Zeitalter nicht der Begeisterung, sondern der Kritik und diese ist meist verneinend, auflösend, zerstörend.

365. Wer Flitterwochen der Ehe auf den ganzen Ehestand, der Jugend auf das ganze Leben ausdehnen will, hat das Wesen des einen und des andern nicht begriffen. Flitterwochen sind eben Flitter, — Wochen.

366. Das ist ein schlechter Ruhm, der nur mit dem Maßstabe des Zerstörens kann gemessen werden.

367. Papiergeld und Metallgeld verhalten sich meist wie Scheinverdienst zu wahrem Verdienste. Nach kurzen Flitterwochen kommt die Wahrheit zu Tage.

368. Die Fehler der Menschen offenbaren sich schneller, als ihre guten Eigenschaften; und schon deshalb finden sich bei näherer Bekanntschaft mehr Gründe zur Menschenliebe, als zum Menschenhasse. Diesen natürlichen, edeln, versöhnenden Bestandtheil des Menschen hat besonders Shakespeare selbst in den ärgsten Verbrechern hervorgehoben oder doch angedeutet, während viele Theologen darin ein Verdienst sehen, Alle als eingefleischte Teufel darzustellen.

369. Viele glauben Gott sehr zu ehren, wenn sie ihm verstatten oder zuweisen, das durch Gnade wieder gut zu machen, was er bei der Schöpfung versehen hat. Sie geben großmüthig dem gnädigen Gott, was sie dem schaffenden abgezogen haben.

370. Jeder weiß, wenn sein Leib, Wenige wissen, wenn ihr Geist erkrankt. Es gibt für beide keine gleiche und gleichartige Dosis von Universalmedicin.

371. Es ist keineswegs eine Nothwendigkeit, sondern ein beigefügter Widerspruch, daß große Männer große Fehler haben müssen. Gewiß sind diese von der Größe in Abzug zu bringen, wo sich dann meist ein vom ersten Scheine sehr abweichendes Ergebniß findet. Man vergleiche z. B. Bonaparte und Washington.

372. Die Persönlichkeit ist allerdings ein Maß der Begrenzung und Beschränkung; aber ebenso ein Kern immer fortschreitender Entwickelung innerhalb der eigensten Natur.

373. Wäre der Idealismus wirklich das allein Wahre und Herrschende, so müßten wir durch Gedanken Geister erzeugen können.

374. Es ist eine unnütze und thörichte Furcht, daß die Verschiedenheiten, welche hervorgehen aus der fortschreitenden Ausbildung der Persönlichkeiten, alle Einigkeit und höhere Uebereinstimmung aufheben. Diese liegt nur nicht auf der Oberfläche, sondern in den Tiefen des Geistes und Herzens, wohin der Blick gewöhnlicher Zionswächter nicht reicht.

375. Das Sprichwort: „Kleider machen Leute", ist immer noch richtiger als das: symbolische Formeln machen wahre Christen. Beides sind Kleider, die man anzieht, weil man will oder muß.

376. Wer die Demuth (fratzenhaft) übertreibt, dem wird sie zum Hochmuth.

377. Es ist eine Beschränktheit und Einseitigkeit unserer Zeit, daß sie das Edle und Große einer freiwilligen, steten Keuschheit (besonders bei Frauen) nicht begreifen kann. Es steht damit eine eigene Weltansicht in Verbindung, welche, einmal verloren, sich nicht wieder erwerben läßt.

378. Wer jemals Mode war, kommt auch aus der Mode.

379. Muth des Charakters ist das Größte und Seltenste auf Erden.

380. Es hat keinen Zweifel, daß manche Fehler mehr Beifall gewinnen, als manche Tugenden; — aber bei wem?

381. Geringe Kräfte zerbrechen bei getäuschten Hoffnungen; größere treiben doppelt, wenn mancher üppige Wasserzweig abgeschnitten wird. So zerstört bei jenen Weiberhätschelei, die für wissenschaftliches und praktisches Leben erforderliche Energie; während bei diesen zurückgedrängte oder abgewiesene Liebe die Strahlen des Geistes und Herzens zuweilen in That und Schrift- und Kunstwerken aufwärts treibt.

382. Wer an dem Wechsel der Gedanken und Empfindungen Anstoß nimmt und ihn nicht ertragen kann, dem fehlt der feste, sichere Kern, um den sich Alles bewegt.

383. Man klagt so viel über das Gefühl der Unvollkommenheit; ist es aber nicht der stärkste Antrieb, unablässig nach Vollkommenheit zu streben?

384. Das, was in der Zeit keinen Werth hat, erhält ihn auch nicht durch die Ewigkeit. Der bloße Gegensatz der Dauer bleibt bei der Oberfläche stehen, und das Zeitliche ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Werthlosen und Nichtigen.

385. Für eine Seligkeit, die blos Ruhe ist, oder sein soll, kann ich mich nicht begeistern. Warum schuf Gott die Welt, wenn ihm die Ruhe genügte?

386. Die unermeßlichen Verschiedenheiten in der Natur werden mit größtem Fleiße aufgesucht. Eine neue Pflanze, ein unbekannter Wurm wird von den sich wechselsweise deshalb Lobenden mit Jubel begrüßt, und jeder dieser Eingeweihten ist von seiner Unsterblichkeit überzeugt, sobald sein Name einem jener Würmer beigelegt wird. Da aber das Gedächtniß unter der Last der Namen und Beschreibungen erliegt, so wäre die unerläßliche und höhere Aufgabe, diese Masse von Einzelheiten durch die Kraft einer breitern Regel und eines allgemeinern Begriffs zusammenzufassen und zu vermindern, um nicht in äußerlicher Atomistik allzu vieler Arten zu Grunde zu gehen. Nur Menschen (nicht Pflanzen und Thiere) haben Persönlichkeit; deßungeachtet werden Tausende, ja Millionen keineswegs einzeln vorgeführt und als Personen behandelt. Die Naturgeschichte thue dasselbe, was die Menschengeschichte schon längst zu thun gezwungen ist.

387. Wer die im Leben nothwendigen Pausen nicht richtig hält und abzählt, wird immer zu früh oder zu spät einsetzen; wer immer fortissimo und pianissimo verlangt, wird weder die Harmonie der Sphären, noch des täglichen Lebens hören und begreifen.

388. Wenn der Geist den Leib übermäßig antreibt und benutzt und der Leib den Geist überreizt, hat der Mensch das leibliche und geistige Gleichgewicht verloren. Und doch bewundern Viele dies Stehaufspiel.

389. Für die meisten (d. h. also die gewöhnlichen) Menschen gibt es keinen schlechthin bestimmten Beruf, oder eine einzige Ehehälfte.

390. Viele trachten nach Gesellschaft mit kleinen Leuten, um sich zu zerstreuen; ich sehne mich nach der Einsamkeit mit großen Männern, um mich zu sammeln, und bin überhaupt am glücklichsten mit Personen, die mir überlegen sind.

391. Wer das Alltägliche nicht zu ertragen, zu behandeln vermag, sinkt öfter unter dasselbe, als daß er sich darüber erhöbe.

392. In dem überreizten und doch abgelebten Europa würde jede Demokratie zur Despotie führen; nicht so in dem jugendlich natürlichen, kräftigen, gesunden Nordamerika.

393. Eine dumme Frau ist schlimmer wie eine böse; denn diese kann man bändigen, jene aber nicht klug machen.

394. Es war und bleibt ein Misgriff, alle Religion in Poesie und Poesie kurzweg in Religion verwandeln zu wollen.

395. Wer nur in der Vergangenheit lebt, wird trübsinnig; wer nur in der Gegenwart, oberflächlich; wer nur in der Zukunft, unbrauchbar fantastisch; wer in allen Dreien, kömmt zu ihrer rechten Dreieinigkeit.

396. Wer den Tag geringschätzt, ist ein Thor; denn das Leben besteht aus Tagen, die sich aneinanderreihen, aus Elementen der Ewigkeit.

397. Sonst gingen viele Frauen zu Grunde an äußerlicher Philisterei, jetzt an den heimlichen Sünden der Fantasterei.

398. Der wahre Rationalismus stammt aus Gott und findet seinen Frieden in Gott; zwischen ihm und dem echten Offenbarungsglauben ist kein unlöslicher Streit. Beide aber sollen streiten gegen den Hochmuth unsinniger Selbstvergötterung und die verfolgungssüchtige Heuchelei des Aberglaubens.

399. Was man Liebe nennt, verdient diesen Namen oft gar nicht; es ist nur ein Geschlechtsverhältniß und Geschlechtsbedürfniß. Raketen, Schwärmer, Feuerräder der Liebe werden hinaufgesetzt über das ewige, belebende, erleuchtende Sonnenlicht.

400. Fast alle neueren Virtuosen begehen, mit frechem Uebermuthe, die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst.

401. Der Schmerz hat kein größeres und edleres Recht auf Dauer, als die Freude.

402. Liebe, die das Geliebte nur haben und besitzen will, ist öfter ärmlicher, aufgeputzter Egoismus.

403. Was man in der Jugend Herz nennt, sind oft nur die Sinne, und was man im Alter Kopf nennt, oft nur Eigenliebe.

404. Wer vernünftigen Rath willig annimmt, ist auf dem besten Wege ihn sich selbst zu geben.

405. Wolken der Fantasie machen keineswegs schon einen Dichter; ja sie sind das Gegentheil der bestimmten Gestalten, welche dieser erschaffen soll.

406. Wer Mäßigung mit Faulheit und Gleichgültigkeit verwechselt und deshalb schilt, besitzt höchstens die Begeisterung und Kraft der Leidenschaften.

407. Man hat mehr Grund fremdes Lob, als fremden Tadel zu bezweifeln.

408. Es gibt einzelne, ja ganze Völker, die eher Beleidigungen, als Spott verschmerzen; denn jene können sich selbst gegen das Große und Tüchtige wenden, dieser setzt das Geringe voraus und bezeichnet es.

409. Das bloße Glück erschafft nie einen großen Mann; wol aber gehen große Naturen durch äußere Glücksfälle zu Grunde, oder werden doch in Ausbildung und Fortschritt wesentlich gehindert.

410. Es ist leichter und gewöhnlicher von einem Aeußersten ins andere überzuspringen, als die rechte, lebendige Mitte zu begreifen und zu ergreifen.

411. Wenn mich meine Freunde und Freundinnen nicht mehr lieben, als ich verdiene, so bin ich übel dran.

412. Man soll nicht Verzagtheit mit Demuth verwechseln, oder Hochmuth für edles Selbstvertrauen halten.

413. Es zeugt von Gemüthslosigkeit und ist gewiß nicht geistreich, wenn man im Hintergrunde fast aller Liebesgeschichten nichts sieht, als ein zweischläfriges Bett.

414. Kenntniß des Schönen und Gefühl für dasselbe hilft mehr gegen gemeine Verhältnisse zum Häßlichen, als die meisten Sittenlehren und Tugendpredigten; wiederum ist eine blos ästhetische Erziehung niemals ausreichend für den ganzen Menschen.

415. Das Alter versteht insofern mehr von der äußern Schönheit wie die Jugend, als es von der Schminke der Leidenschaft weniger getäuscht und geblendet wird.

416. Eitelkeit ist die unbequemste aller Leidenschaften.

417. Entsagung ist oft nur die Caricatur der Mäßigung und geht oft, erzwungen, aus der Unmäßigkeit hervor.

418. Nichts Kläglicheres gibt es, als einen abgelebten jungen Menschen, der seine Blasirtheit vornehm Weltschmerz betitelt.

419. Der Schriftsteller, welcher sich, bei beschränkten Kräften, an große Aufgaben und Gegenstände wagt, leistet viel-

leicht nichts für die Welt, aber erhöhet und verklärt sein eigenes Leben; beschränkte Kräfte auf geringe Gegenstände verwandt, nützen weder der Welt, noch fördern sie den sich damit Abmühenden.

420. Blanke Stiefelchen und weiße Glacéhandschuh sind die Haupteigenschaften und Kennzeichen manches Diplomaten. In den Salons erlernen sie nichts, als sich mit Anstand zu langweilen und demnächst auch Anderen Langeweile zu machen. Alle großen Weltbegebenheiten sind ohne diese Diplomaten und trotz denselben zu Stande gekommen, und während sie mikroskopische Untersuchungen an und mit Hofungeziefer anstellen, brauset der Strom der Weltgeschichte weiter.

421. Es ist ein trauriger Beweis der Stumpfheit des moralischen Sinnes, wenn man die ungezügelte Begier, ohne Arbeit und Anstrengung schnell reich zu werden, offen eingesteht und als Beweis der Weltweisheit betrachtet. Reichthum hat nur sittlichen Werth durch die Kraft und Anstrengung, aus welcher er, als Nebenfrucht, hervorgeht, oder durch die, großen Sinn offenbarende, Art seiner Verwendung.

422. Unter den äußerlichen Eigenschaften, die eine gute Ehe verbürgen, ist Schönheit eine der unbedeutendsten; gewiß unbedeutender als ein, drückende Noth ausschließendes Besitzthum.

423. Wer die Offenbarung verschmäht, dem liegt ob, mit verdoppelter Anstrengung seine Vernunft zu gebrauchen. Wer beides nicht für einen echten Inhalt seines Lebens benutzt und verwendet, ist doppelter Streiche werth, und sie bleiben nicht aus: denn thierische Dummheit oder Verzweiflung eitler Grübelei brechen über ihn ein!

424. Daß Gott dem Menschen Vernunft eingepflanzt hat, ist das größte, unbegreiflichste, beglückendste aller Wunder!

425. Manches, was Theologen behaupten, kann ich mir trotz aufrichtigen Bestrebens nicht aneignen, sondern es erscheint mir willkürlich und überflüssige Menschensatzung. Wenn sie aber sagen: alles Schlechte und Dumme stammt aus dir, alles Gute und Weise hingegen kommt von Gott, so stimmt dies mit meinem innigsten, unmittelbarsten Gefühle, obwol der Verstand jenen Gegensatz genügend aufzuklären und darzuthun nicht im Stande ist.

426. Was ich gearbeitet, geschrieben habe, ich that es, weil ich nicht anders konnte, weil es mein Leben war, oder es in sich schloß. Das rastlose Bestreben, Alles so gut wie möglich

zu machen, verstand sich von selbst und lohnte sich selbst; weshalb Frage und Sorge um fremden Beifall fast nie zum Bewußtsein kam. Ich hatte ja mein Glück und meinen Lohn schon hinweg. Wohl aber verstimmte es mich zuweilen (nicht meinethalben, sondern der Sachen und Personen halber) da Gleichgültigkeit zu finden, wo mich Kopf und Herz zur Theilnahme, Begeisterung, Bewunderung fortgerissen hatten.

427. Ich kann mir wol denken, daß aus dem Materiellen in höchster Steigerung Gedanken hervorbrechen und in früher ungekannter Freiheit den Weltenraum mit durchziehen; aber als Schöpfer des Materiellen, als Träger der Ewigkeit kann ich nur den Gedanken Gottes anerkennen, fühlen oder träumen.

428. Ich muß mich in die platonischen Ideen hineinkünsteln und finde mich bei ihrem Schweben zwischen Himmel und Erde nicht bequem und einheimisch. Sie genügen weder einer entschlossenen Sinnlichkeit (da die Dinge nur ein Scheinleben behalten), noch einer mystischen Sehnsucht nach dem Göttlichen.

429. Unbeschadet der Demuth und nach menschlicher Betrachtungsweise kann ich sagen: ich habe mir mein inneres und äußeres Leben erschaffen durch die Kraft meines Willens und trotz vieler Hindernisse. Aber eben dies macht mich nicht herbe und kalt, sondern milde und theilnehmend.

430. Der beste Schutz gegen Urtheile kleiner Leute ist der Umgang mit den größten Männern aller Zeiten. Er schützt gegen Eitelkeit und Aerger, erhebt durch Demuth und ist eine Quelle der Weisheit und des Glücks, die unerschöpflich wird für jeden, der daraus schöpfen will.

431. Die Abhängigkeit einer Ehefrau von ihrem Manne ist (in thesi) größer, als die einer Nonne von ihrer Aebtissin; denn hier steht die Ordensregel regelnd zur Seite, während dort Alles auf Belieben und Geschicklichkeit hinausläuft.

432. Ich bete lieber (mit den Persern und Peruanern) die Sonne an, als einen Minister der Aufklärung.

433. Die Griechen, welche mehr von der wahren Schönheit verstanden, als je ein Volk, haben eben deshalb nie mit der halben und unwahren so viel gequängelt, als es in unseren Tagen geschieht.

434. Verliebte betrachten ihre Vorzüge durch das vergrößernde, ihre Fehler umgekehrt, durch das verkleinernde Glas. Nach der Heirath tritt oft das entgegengesetzte Verfahren ein, und Alle erstaunen über die Verschiedenheit der Ergebnisse.

435. Durch die Liebe (sagt man) wachsen die Menschen, wie die Pflanzen nach einem Regen. Mag sein: aber der Pilz wächst wie ein Pilz, die Rübe wie eine Rübe u. s. w.

436. Es ist irrig, immer nur die rechte und höchste Liebe da zu sehen, wo sie sich auf einen einzigen Gegenstand beschränkt. Die höchste Liebe hat vielmehr die Eigenschaft, daß sie durch Verbreitung nicht abnimmt, worauf z. B. Geschwister- und Kinderliebe schon hinweiset, und wodurch sich die Liebe Gottes offenbart. Viele stehen in dieser Hinsicht noch beim alten Testamente, wo Jehovah nicht alle seine Geschöpfe mit Liebe umfaßte, sondern die Juden vorzog und alle Anderen vernachlässigte.

437. Fast alle unsere Romane sind nichts als klägliche Liebesgeschichten, mit einer ästhetischen Brühe übergossen. Diese überwindet aber nur selten die anbrüchige und anrüchige Beschaffenheit. Uebrigens erzeugen und vermehren jene Geschichten die schon vorherrschende Kränklichkeit in größerem Maße, als sie dieselbe auszuheilen im Stande sind.

438. Manche Personen begeistern sich jedesmal für das zuletzt Gehörte oder Betrachtete; aber immer nur so lange, bis eine zweite oder dritte Seite wieder hervortritt. Sie können nur als Anempfinder in niederen Stellen die Befehle Anderer ausführen; an die Spitze gestellt, geräth Alles durch sie in Wechsel und Willkür.

439. Es ist eine Klugheitsregel, nie zu streiten, wenn man gewiß ist, seine Ansichten nicht durchsetzen zu können; aber es ist keine Regel für Gesinnung und Charakter.

440. Wenn es Mancher über seine Eitelkeit gewinnen könnte, Anderen den Schein dessen zu lassen, was er selbst durchsetzt; wenn Mancher die Geschicklichkeit hätte, Anderen aufzureden, daß sie selbst Alles bewirkten; — was ließe sich oft nicht bewirken.

441. So wie im Kriege ein großer Erfolg kann durch viele kleine Unfälle vernichtet werden, so eine große innere Regierungsmaßregel durch viele kleine, äußerliche Hemmungen. Man soll sich nie allein auf die gute Sache und deren Gewicht verlassen, sondern die höchste Aufmerksamkeit auf die kleinen Einwirkungen und Nebenumstände richten, welche sogleich entstehen, wenn etwas Wichtiges vom Stapel gelassen wird.

442. Es ist leicht Jemand zu einem tüchtigen Entschluß zu überreden und von einem gemachten Fehler zu überzeugen; aber es ist fast unmöglich, einem schwachen Charakter hiedurch

Festigkeit, Ausdauer und Sicherheit gegen täglich neue Fehler zu geben.

443. Man glaubt nicht, welche Geschicklichkeit und Kraft, Fehler wieder gut zu machen, sich oft Staatsmänner zutrauen, die nicht Kraft und Geschicklichkeit besaßen, sie zu vermeiden.

444. Ich habe oft erlebt, daß Leute, die durch die triftigsten Gründe nicht von ihrer verkehrten Meinung abzubringen waren, sogleich nachgaben, wenn man irgend etwas (einen Kunstausdruck, einen Lehrsatz u. dergl.) anführte, welches ohne Bedeutung war, von ihnen aber gar nicht verstanden wurde. Sie schämten sich zu fragen, ihre Unwissenheit zu gestehen und zogen sich vor solchem Abracadabra zurück.

445. Nur wo eine Wahl möglich ist, ist eine Berathung nöthig und nützlich. Das Unvermeidliche soll mit Kraft ergriffen, nicht schwächlich darüber hin- und hergeredet werden, als sei Aenderung möglich.

446. Es gibt Leute, welche sich einbilden, Freunde großer, entscheidender Maßregeln zu sein, weil sie die Gabe besitzen, sich hineinzudenken; aber sie merken nicht, daß ihnen die Ausdauer fehlt, auch nur das Kleinste bei erhobenem Widerspruche durchzusetzen. Niemand ist übler daran, als ein Rathgeber solcher Männer: sie gehen ihm unter den Händen verloren, wie ein Traum.

447. Man sollte glauben, Unentschlossenheit sei unmöglich, sobald man sich nur den Werth der Zeit und des rechten Zeitpunktes gehörig vergegenwärtigt; aber weil diese nicht baar eingehandelt wird, läßt man sie gewöhnlich aus der Berechnung hinweg, bis der ungeheure Mangel und Verlust zuletzt unersetzlich erscheint.

448. Wenn schwache Staatsmänner in Hinsicht der von ihnen öffentlich ergriffenen Maßregeln recht in Angst gesetzt sind, suchen sie Rettung in dem ersten Auswege, welcher ihnen dargeboten wird, ohne vorher zu untersuchen, ob sie nicht bei diesem Sprunge Hals und Beine, Ehre und Ruhm zerbrechen.

449. Es hilft nichts, das Vertrauen eines Mannes zu besitzen, der sich selbst nicht traut. Denn jenes kann nur Haltung und Sicherheit gewinnen, wo der Vertrauende selbst Consequenz und Charakter besitzt.

450. Nichts ist thörichter und gefährlicher, als zwei Parteien Genüge leisten zu wollen, welche in sich durchaus ver-

schieden sind. Beide werden unzufrieden über den ungeschickt Vermittelnden, ihre Natur Verkennenden.

451. Schwächlinge fürchten jeden entscheidenden Entschluß. Sie rühren aus mehren Mitteln eine Mischung zusammen und glauben damit Andere ebenso hinhalten zu können, wie sie sich selbst hinhalten.

452. Sieht man Schwäche mit dem besten Willen verbunden, so entsteht anfangs Mitleiden. Treten aber die schädlichen Folgen jener immer schneidender hervor, so verwandelt sich das Mitleid für den Staatsmann in Verachtung. Der Gehaßte kann sich wieder emporarbeiten, ja beliebt werden, aber nie der Verachtete.

453. Manche glauben gutmüthig: in einer Zeit, wo für Gesetzgebung und Verwaltung nichts geschieht, man gehe mit großen Entwürfen schwanger und stecke voller Geheimnisse. Und das ganze Geheimniß ist, daß Lappalien beschäftigten, für große Dinge aber Faulheit und Unentschlossenheit vorwaltete.

454. Wer allein durch Gunst und Glück schnell auf einen hohen Posten steigt, wird allmälig lächerlich und verächtlich.

455. Der größte Irrthum für Könige ist der Glaube: sie hätten ein Recht und eine Pflicht, Alles nach ihrer Meinung einzurichten.

456. Wessen Laufbahn außerhalb aller gewöhnlichen bürgerlichen Ordnung liegt, steigt (wie Cromwell sagte) am höchsten, wenn er nicht weiß, wohin es geht, zum Throne oder zum Galgen; wer aber nach Ordnung und Gesetz vorschreiten will, steigt am sichersten, wenn er besonnen Weg und Ziel kennt. Wem endlich hiebei Charakter und Sitte die höchste Bedingung bleibt, der steht oft am höchsten in dem Augenblicke, — wo er Nichts erreicht.

457. Es ist sehr schwer zu entscheiden, wie lange es rathsam sei, Lässigkeiten und Verkehrtheiten zu dulden, und wann mit dem Abwarten nichts mehr zu helfen ist. Wer zu früh auftritt, richtet nichts aus; wer zu spät handelt, hat Schuld an dem Uebel, das unterdessen geschah.

458. Es ist eine Grundregel, das Nächste zu thun, aber auch an das Entfernteste zu denken. Wer das Letzte unterläßt, wird in jenem allemal irren; und wer wiederum durch das Ferne so beängstigt und verwirrt wird, daß er kein Nächstes finden und sich darüber entscheiden kann, muß zu Grunde gehen. Die Masse kann nur durch die Macht des Augenblicks bewegt

und begeistert werden; der Staatsmann soll besonnen darüber hinaussehen und regeln, sonst wird jene Begeisterung leicht thöricht, ja frevelhaft.

459. Jede Verletzung sittlicher Grundsätze durch Worte, vor dem Vollbringen der That, wirkt insofern doppelt nachtheilig, weil sie die Möglichkeit des Thuns jedesmal verringert. Geht die That so voran, daß sie nachfolgende Worte und Entschuldigungen beschützt, so ist die innere Schuld und Zurechnung zwar dieselbe, aber nicht die Gefahr der Einwirkung und Störung von außen.

460. Wenige europäische Staatsmänner befolgen die Regel des Präsidenten Molé: für die Wahrheit mit Nachdruck und ohne Rücksicht aufzutreten, dann aber dem Könige zu gehorchen. Geschähe jenes stets in gehöriger Weise, so würden die Gefahren wesentlich vermindert, welche aus dem letzten entstehen können.

461. Nichts löset mehr Ordnung, Treue und bürgerliche Bande auf, als wenn die Regierung für die Inconsequenz und den Wechsel ihrer Maßregeln Gründe angibt, welche niemand täuschen, wol aber sehen lassen, daß man den Vorsatz hat zu trügen.

462. Ein Staatsmann, der zu viele Dinge von dem Monarchen (oder von jeder Regierung) festsetzen läßt, sündigt ebenso sehr als der, welcher zu wenig von ihm entscheiden läßt. Dort werden die vom höchsten Orte ausgehenden Erscheinungen kleinlich, der Blick und die Kraft wird vom Wichtigen abgelenkt und zerstreut, die Wirkung im Einzelnen hindernd oder zerstörend; — hier erzeugt sich Willkür, es geht die Achtung vor dem Ausgesprochenen leicht verloren, und Wohl und Wehe der Bürger erscheint als Spielwerk untergeordneter Menschen.

463. Einer Zeit, wo die Intrigue den Ausschlag gibt und aufs höchste ausgebildet ist, fehlen große Mittel und große Zwecke, und wer immer Feinheit (finesses) üben will, wird öfter getäuscht, als er täuscht.

464. Es ist eine schwere, aber nothwendige Aufgabe, das Gute und Heilsame zu unterlassen, wenn die Gemüther dazu nicht vorbereitet oder reif sind.

465. Durch Umhertreiben unter dem corps diplomatique erwirbt man keinen politischen Blick. Es gehört dazu große Kenntniß der Geschichte und ein Scharfsinn, der öfter aus einem starken Gemüthe, als aus Verstandeskünsten hervorgeht.

466. Nichts ist in einem monarchischen Staate schwerer, als die Wahl guter Minister. In dem, den Königen nahen Kreise zeigt sich oft unerwartete Dürftigkeit, und aus entfernteren genommen sind die größten Talente dem Neide doppelt ausgesetzt und scheitern oft an dem bösen Willen der Zurückgesetzten.

467. Manche Herrscher sind glücklich in Zeiten gefallen, wo das, was sie ihrer eigensten Natur gemäß thaten, unter den gegebenen Verhältnissen auch das Rechte war; — andere unglücklich in Zeiten, wo es das Unrechte war. Jene sind gerühmt, diese herabgesetzt worden, obwol sich die Urtheile (blos bei einer anderen äußeren Stellung) umkehren würden.

468. Wer nicht sieht, wenn eine furchtbare Macht schwach, eine schwache furchtbar wird, bereitet sich selbst Verderben.

469. Verwickelte Plane gleichen sehr zusammengesetzten Maschinen; diese stocken oder brechen, jene scheitern.

470. Jeder Misbrauch, der ohne Erfolg angegriffen wird, gewinnt dadurch an Kraft und Dauer.

471. Für das Schwankende, Unsichere, Bezweifelte kann sich niemand begeistern.

472. Ein Volk ist nie leichter zu revolutioniren, als wenn vorher alles Körper- und Genossenschaftliche vertilgt ward. Vereinzelte geben sich nur zu leicht jeder Gewalt preis.

473. Die Grundsätze einer Partei sprechen sich erst dann im ganzen Umfange aus, wenn sie die stärkste ist.

474. Wo kein Führer und kein Geführter, kein Lehrer und kein Schüler, kein Arzt und kein Kranker mehr geschieden ist, wo niemand sich anschließen, jeder selbst und allein entscheiden will; — da ist Dummheit und Anarchie.

475. Anarchie kann nicht lange dauern. Alle Parteien erliegen zuletzt Einem, welcher sich zuerst ihrer Wuth, hierauf ihrer Erschöpfung bedient. In der neuen Knechtschaft heißt es dann: deus nobis haec otia fecit, und man gibt nun ohne Widerspruch dem Eindringlinge zehn mal so viel, als man vorher dem rechten Herrscher verweigerte.

476. Die eiligsten zum Aufstande sind es gewöhnlich auch nachher zur Sklaverei.

477. Eine Regierung, die nicht auf ihre Rechte hält, vernachlässigt ihre Pflichten; und die nicht ihre Pflichten erfüllt, verliert ihre Rechte.

478. Ein ungebändigtes Streben nach übertriebener Selbstbestimmung macht oft unbemerkt zum Sklaven fremder Ansichten, ja fremder Leidenschaften.

479. Man muß von Staatswegen bisweilen strafen, soll aber nie sich rächen, oder seiner übelen Laune freien Lauf lassen.

480. Ehrlichkeit ohne Einsicht kann die wahnsinnig gewordene Kraft niemals bändigen und bezwingen.

481. Es ist wichtiger, daß ein Volk nach einer Revolution seine sittlichen Kräfte rette und stärke, als daß es etwanige Eroberungen behalte.

482. Ein Ur- und Idealstaat ist ein Gegenstand des Glaubens, nicht des Erkennens und Machens.

483. Die Politik kommt nicht blos der Regierung zu, sondern muß auch das Volk durchdringen. Sie ist Weisheit in der Gesetzgebung, Klugheit im Erkennen der vorhandenen Verhältnisse, Tapferkeit in Bekämpfung der Hindernisse u. s. w.

484. Echte Politik und Recht können nur zusammenstoßen, collidiren, wenn dieses erstarrt und nicht bildsam ist. Politik und Moral collidiren, wenn jene nur äußerliche Weltklugheit enthält. Die rechte Politik ist immer moralisch, aber nach ihrer Weise für den Staat.

485. Das freie Princip im Staate ist die Politik, das nothwendige ist das Recht. Man hat Unrecht, alle näheren Bestimmungen, Modificationen, welche das Recht durch die Politik erhält, für Vorurtheile, Uebelstände und Eingriffe anzusehen. Die Politik führt den allgemeinen Begriff immer ins Besondere und Persönliche.

486. Nur dadurch, daß man etwas über sich anerkennt, wird man frei und rettet sich aus der übelsten, der eigenen Sklaverei.

487. Es gibt so wenig eine an sich und überall vollkommene Verfassung, als einen allgemein passenden Schuh.

488. Es ist revolutionair (im bösen Sinne des Wortes) das unmittelbar Böse zu entschuldigen, um des möglichen Guten willen.

489. Es ist ein Hauptirrthum unserer Tage, daß Stände und Repräsentation sich wechselseitig ganz ausschließen.

490. Sofern Ungerechtigkeit das Gefühl der Gerechtigkeit hervorruft, liegt in ihr selbst ein Gegengift; — welches man jedoch durch Gerechtigkeit vom Hause aus unnöthig machen soll.

491. Pöbel gibt es in allen Ständen und Rangverhältnissen.

492. Es ist ein Hauptunglück in Revolutionen, daß auch die Besten nicht wissen, was zu thun sei.

493. Ein Strafgesetz gegen einen König ist thöricht, wenn er zu stark und wenn er zu schwach ist. Man muß andere Heilmittel aufsuchen.

494. Die Stimmung des gemeinen Volkes ist in der Regel für den Gewaltigsten.

495. Die Wegschaffung eines Tyrannen hilft nichts, wo eine Bürgschaft gegen Erneuung der Tyrannei fehlt.

496. Willkür, die aus einem persönlichen Charakter hervorgeht, ist nicht so arg und dauerhaft, als die aus falschen Grundsätzen hervorgeht. Jene fordert zum Widerstande auf, diese stellt sich an wie geheiligtes Recht.

497. Die Menge fühlt in der Regel richtig das Dasein von Uebeln und ihre Klagen sind deshalb ernstlich zu berücksichtigen; selten aber erkennt sie den Grund und die Heilmittel.

498. Wessen Bedeutsamkeit mit einem Amte begann, dessen Bedeutsamkeit endet mit dem Amte.

499. Nicht blos der ist revolutionair, welcher alle Dämme niederreißt, sondern auch der, welcher sie quer in den Strom hineinbaut.

500. In unseren Tagen brauchen wenigstens die sogenannten Gebildeten (oder doch die Romanleser und Leserinnen) wol hundert mal so viel Zeit für ihre Gedanken und Gefühle über Geschlechtsverhältnisse, als ein Grieche oder Römer. Welche Fachwerke oder Klassen von Gedanken gehen nun deshalb jetzt nothwendig leer aus?

501. Wer von den Frauen Liebe fordert, wird jene niemals richtig schätzen, sondern nach Maßgabe seiner Eigenliebe und seines Erfolges zu hoch oder zu niedrig.

502. Der laut Streitende ist oft bescheidener, als der Schweigende.

503. Manche schätzen den Grad der Liebe nach der Zahl der Thorheiten, die man dabei und deshalb begeht.

504. Wir sehen in unseren Tagen manche junge Betschwestern; was wird aus ihnen im Alter?

505. Ich weise jedes System der Philosophie zurück, das mir die erfreuliche Wanderschaft durch alle anderen Systeme und die Befreundung mit ihnen verbietet oder übel nimmt.

506. Es gibt Frauen, welche nur einen schönen Leib, und andere, welche nur eine schöne Seele haben. Anstatt dankbar das Vorhandene anzunehmen, schelten die Meisten darüber, daß jene nicht klug, diese nicht schön sind.

507. Genüsse sind in dem Maße dauernder, als sie unsere Thätigkeit in Anspruch nehmen.

508. Hofleute sollten Vermittler sein zwischen Königen und Volk; aber sie sind dazu fast ohne Ausnahme untauglich.

509. Mit gewöhnlichen Leuten mag man sich streng berechnen; bei Männern von Genie soll man 5, 7, 9, 11 u. s. w. gerade sein lassen.

510. Im Vergleiche mit manchen anderen Zeiträumen sind die Frauen aus den höheren Ständen anständiger, züchtiger geworden; ist aber auch die Zucht des Geistes wirklich in demselben Maße besser geworden, wie die Beherrschung des Leibes?

511. Aus manchen Romanen oder Liebesgeschichten lernt man so viel von wahrer Liebe, als aus Spitzbubengeschichten von guten Sitten.

512. Wer nicht lachen kann, hat keinen Kopf; wer nicht weinen kann, kein Herz. Es hat ganze Zeiträume gegeben, wo das Eine oder das Andere überwog; und doch gehört beides (trotz des Gegensatzes) zu einander. Thränen sind das Edelste oder das Gemeinste nach Maßgabe der Person, der Veranlassung, des wie, weshalb, wozu u. s. w.

513. Es gibt Romane, welche unangenehm sind durch die Thatsachen, andere durch die Grundsätze; die letzten sind die schlimmeren.

514 [a]. Die meisten Gesellschaften sind jetzt so beschaffen, daß sie die darauf verwandte Zeit nicht belohnen. Sie ermatten, statt Belehrung oder auch nur eine Erholung zu gewähren.

514 [b]. Zahlreiche Familienverbindungen haben neben der erfreulichen Lichtseite, auch ihre Schattenseiten; z. B. Beschränkung der Gedanken und Gefühle auf einen allzu engen Kreis, wechselseitiges Beaufsichtigen und Bekritteln, und für überwichtig gehaltener, endloser Klitschklatsch von gar mancherlei Art.

514 c. Es ist keine geringere Kunst sich in gegebenen Verhältnissen heiter und gewandt zu bewegen, als sich neue Verhältnisse zu erschaffen.

515. Darin, daß ich, über die Zeitlichkeit hinaus, das Ewige denken kann, liegt eine Art von Anwartschaft auf ewiges Sein; und wenn ich mir das Höchste vorstecken soll (das sich binnen 70—80 Jahren nicht erreichen läßt), so ists natürlich, die Möglichkeit der Mittel des Erreichens vorauszusetzen oder doch herbeizuwünschen. Gewiß bricht das Leben jedes Menschen ab, bevor er sich nach allen Seiten ausgelebt hat.

516. Die Erkenntniß von den Dingen, welche geringer sind als der Mensch, weiset dringend darauf hin, daß auch etwas über ihn hinaus zu erkennen sei. Dies kann nur derjenige leugnen, der Götzendienst mit sich selbst treibt und sich an die Spitze des Weltalls stellt.

517. Kann man denn wirklich Allgemeines ohne Besonderes, Besonderes ohne Allgemeines, Objekt ohne Subjekt, Subjekt ohne Objekt, Form ohne Materie, Materie ohne Form begreifen? Treiben diese Gegensätze nicht zu einer höheren Lösung, zu einer göttlichen, und einer menschlichen der Gottheit analogen, Erkenntniß? Mit dem Unverstande und der Unbegreiflichkeit (als einem letzten Ergebnisse) kann man nicht beruhigend abschließen.

518. Wenn der Wille nicht erkennen, der Verstand nicht wollen kann, und beide streng auseinander zu halten sind; wie soll da der Mensch zu irgend einer Einigkeit mit sich und der Welt kommen? Jene Trennung ist aber in Wahrheit nur eine künstliche, jene Entgegensetzung eine untergeordnete.

519. Es gibt, wie nähere Prüfung erweiset, unzählige Dinge, deren Grund und Zusammenhang wir keineswegs vollständig und beweisend erkennen, sondern nur herkömmlich und glaubend annehmen. Indem wir aber dies zu klarem Bewußtsein bringen, verwandelt sich der Glaube schon in eine Art von Erkenntniß; auch kann er nie für die höchste und letzte Stufe gelten, da ja (selbst nach theologischer Betrachtungsweise) das Schauen darüber hinausliegt.

520. Dauert nach dem Tode die Persönlichkeit fort, so kann Seligkeit und Verdammniß nicht für Alle gleich sein; treten diese beide in gleicher Weise ein, so verschwindet die Bedeutung und der Werth der Persönlichkeit. Das eine Fegefeuer löset diese Schwierigkeit für Selige und Verdammte nicht, und bedürfte selbst vieler Abstufungen.

521. Sind die Gedanken Gottes, welche er auf sich selbst richtet, verschieden von denen, die er auf seine Schöpfung richtet? Wenn dies der Fall ist, muß man jene auf sich gerichteten Gedanken dann auch ein geistiges Schaffen nennen? Wenn es nicht der Fall ist, erschöpft sich dann der Begriff Gottes in der Schöpfung? War Gott weniger vor der Schöpfung, oder ist die Schöpfung ewig? — Auf diese und ähnliche Fragen verweigert man die Antwort, oder gibt deren viele, was ungefähr auf eines hinausläuft.

522. Wenn Wille und Verstand zu einem ungetheilten Menschen gehören und jener sich auf das Höchste richten kann und wirklich richtet; steht da der Verstand wirklich so zurück und im Misverhältniß, daß er den Fortschritt überall aufhält, statt ihn zu fördern? Und sehen wir nicht gleichzeitig, daß der Wille dem vorangehenden Verstande oft nicht folgen will, oder kann?

523. Indische und überchristliche Selbstpeiniger reden von Ertödtung und Vernichtung der Sinnlichkeit; in einer viel weiseren Mitte standen schon die Griechen, indem sie überall darauf drangen, Maß zu halten. Es gibt ein zuviel und ein zuwenig des Sinnlichen, des Essens, Trinkens, Sehens, Hörens u. s. w. Der Geist wird nur frei, indem er die sinnlichen Genüsse nicht in unnatürlicher Strenge vertilgen will, sondern ihnen alles Störende dadurch benimmt, daß er ihnen ihr wahres Anrecht nie verweigert. Unverdorbene Naturen verlangen niemals mehr oder weniger, und führen deshalb ein sittlicheres und glücklicheres Leben, als Schlemmer oder Asceten.

524. Ist die Materie ein Geschöpf Gottes, warum sollte er nicht auch die Denkkraft in sie legen können? Wenn wir aber sagen, diese kann nie im Raume sein, so fehlt dafür der Beweis, und die Frage dringt sich auf: warum sie sich denn innerhalb der Zeit offenbare und entwickele?

525. Es erscheint ungenügend, nur die allgemeinen Begriffe oder Ideen in die Gottheit zu verlegen, als sei das Persönliche das Geringere. Vom Besondern zum Allgemeinen ist nicht blos und immer ein Hinaufsteigen zum Höheren, vom Allgemeinen zum Besondern ein Hinabsteigen oder sich Herablassen. Steige ich hinab oder hinauf, wenn ich vom Begriffe Mensch zur Person des Aristoteles gelange, oder umgekehrt von Aristoteles aus jenen Begriff durch Weglassung von Bestimmungen auffinde? Bei dem zum Allgemeinen sich ausschließend und ehrerbietig wendenden Verfahren wird Gott auch zum Begriffe und seine Persönlichkeit läßt sich nicht festhalten.

526. Die Voraussetzung: jede Wirkung sei geringer als ihre Ursache, führt im Ablaufe der Zeit zu einer allgemeinen Verschlechterung, und nachdem auf diesem Wege das Reich der Natur willkürlich zu Grunde gerichtet ist, sucht man es durch einen Sprung in das Reich der Gnade wieder auszuheilen und herzustellen.

527. Wodurch erweiset sich die Annahme, daß der schaffende Gott das nicht könne und wolle, was der gnädige Gott nachmals will und vermag? Worauf beruhen diese scharfen Gegensätze und Abschnitte in der Weltentwickelung, die doch wol ein Continuum und aus einem Stücke sein sollte? Wie vertragen sich diese Ansichten von der mangelhaften Offenbarung Gottes in der Natur mit der gleichzeitigen Lehre von der besten Welt? Zeigt sich hier nicht ein Misverstehen des Natürlichen, um den Kreis des Uebernatürlichen zu erweitern?

528. Das Schauen Gottes (dies letzte vorgesteckte Ziel) kann nicht ein bloßer Genuß, oder ein bloßer Akt des Willens sein; es muß wesentlich auch die Erkenntniß erweitern, was dann höhere Thätigkeit und Sittlichkeit in sich schließt.

529. In der Natur erscheint Alles individuell; das begrifflich Allgemeine entwickelt sich erst der menschliche Geist. Verliert er darüber (wie oft im Mittelalter zur Zeit der Scholastik) Anschauung und Liebe des Natürlichen und Individuellen, so ist sein Verlust an dieser Stelle so groß, als auf jener Seite der Gewinn. Die Gedanken Gottes umfassen gleichmäßig das Allgemeine und Individuelle; eine solche vereinende Erkenntniß bezweckte schon Aristoteles. Denn wer in den Dingen nur das Allgemeine oder nur das Besondere erforschen und erkennen will, bleibt stets auf halbem Wege stehen.

530. Ich kann sagen: vor der Schöpfung gab es weder Raum noch Zeit; — ich kann es sagen, aber nicht begreifen oder begreiflich machen. Wenn die Schöpfung im Wesen Gottes nichts änderte, so ist sie für ihn bedeutungslos, oder ewig wie er selbst. Aendert sie seinen Geschäftskreis, entstehen Verhältnisse zwischen ihm und den Geschöpfen, wo bleibt da seine Unveränderlichkeit?

531. Steht der Papst über der Kirchenversammlung, oder diese über jenem; heißt: fürchtest oder hoffst du mehr von der Monarchie oder Aristokratie?

532. Augustinus sagte: es sei eine unmäßige Neugier, das Verborgene der Natur zu erforschen, auch wären physische

Kenntnisse ganz unnütz. — Und neben dieser verkehrten Ansicht wagt er doch den Geheimnissen des Geistes nicht blos nachzuforschen, sondern darüber kühn abzuurtheilen. (Ritter Gesch. der Phil. VI, 200.)

533. Der Geist sucht nicht blos die abstrakte Einheit, sondern noch mehr die Mannichfaltigkeit, welche Einheit hat. Ueber jene ist wenig oder kein Streit, sondern über die verschiedenen Bilder und Reflexe der Mannichfaltigkeit in der Seele des Menschen.

534. Man sagt: das Körperliche ist wandelbar, also kann es die Wahrheit nicht enthalten. Aber unsere Seele ist ebenfalls wandelbar, und sehr oft steht das Nichtich höher, als das eitele, sich selbst beschauende und bespiegelnde Ich.

535. Denkt Gott vor oder nach, was jeder denkt; oder ist er blos der Grund, daß wir denken?

536. Der geschichtliche Christus läßt sich niemals mit dem dogmatischen, als zweite Person in der Dreieinigkeit, ganz gleich stellen, identificiren. Es treten doppelte Richtungen und Beziehungen hervor, und es entsteht die Gefahr, daß wer an jenem festhält, dem entweicht dieser, und umgekehrt.

537. Man sagt: an ein zeitliches Schaffen Gottes ist nicht zu denken. Ist deshalb die Welt ewig; und ist die Entwickelung alles Geschaffenen nicht eine Art fortlaufender Schöpfung?

538. Zuvörderst (so spricht man) müssen wir das Gute wollen und lieben, — alsdann erst können wir es erkennen. Woher können wir denn aber das Gute wollen, bevor wir wissen, was es ist? Eins gehört ja nothwendig zum Anderen.

539. Wenn dereinst alles Böse verschwindet, wird alsdann auch alles Häßliche zum Schönen umgewandelt werden?

540. Die Bergpredigt ist, bei dem damaligen sittlichen Zustande der Welt, ein größeres Wunder, als alle Heilungen von Blinden und Lahmen, und beweiset mehr die Göttlichkeit des Christenthums, als viele so oft bestrittene dogmatische Lehrsätze.

541. Das Christenthum lehrt mehr wahre Gottes- und Menschenliebe und gibt höhere Gotteserkenntniß, als alle anderen Religionen; aber in der Anwendung, in der Praxis sind die christlichen Völker und Regierungen nicht selten hinter den blinden Heiden zurückgeblieben.

542. Die Versuche: Theologie ganz von Philosophie zu

trennen, oder eine von beiden der anderen ganz unterzuordnen, sind zeither mislungen oder haben üble Folgen getragen; weshalb noch immer die Aufgabe ist und bleibt, ihr gegenseitiges Verhältniß festzustellen.

543. Es ist einseitig, die alleinige und ganze Wahrheit in einem Systeme der Philosophie oder Theologie zu finden, und alle anderen kurzweg unwahr und falsch zu schelten. In allen sind Bestandtheile der Wahrheit, alle gehören zur Gesammtentwickelung der Menschheit.

544. Es ist nicht unbedingt wahr, daß man stets über dem stehen müsse, was man erforschen und beurtheilen will; sonst wäre z. B. das menschliche Streben nach Gotteserkenntniß ganz thöricht. Man kann über, in und unter dem zu Beurtheilenden stehen, nach Maßgabe der Gegenstände und Verhältnisse.

545. Die wahre Frömmigkeit ist weder ein bloßes Wissen, noch ein bloßes Thun, noch ein bloßes Fühlen. Dies Alles gehört zueinander.

546. Es war ein Fortschritt, daß sich die Instrumentalmusik ein unabhängiges Dasein erwarb; es ist ein Rückschritt, daß sich die dramatische Musik in bloße Instrumentalmusik verwandelt. Seitdem man die, nicht blos ordnenden, sondern die wahrhaft erzeugenden, den Inhalt vermehrenden Kunstmittel verwirft, oder doch ganz zur Seite stellt (also die Lehren von Behandlung und Ausführung eines Themas, von Nachahmungen, Umkehrungen, Fugen, Canons u. s. w.), bewegt sich die Instrumentalmusik in der zügellosesten Weise, kommt vom Hundertsten ins Tausendste, hält Willkür für Freiheit, Verwirrung für Mannichfaltigkeit und Aberwitz für geniale Begeisterung.

547. Wer sich in der Jugend dem Geschäfte des Kritisirens hingibt, verliert die Kraft selbst zu erzeugen und wird zum jungen, verdrießlichen Greise.

548. Die Erfahrung zeigt, daß es unendlich schwer ist, auch nur Eine gute Predigt zu machen, und doch fordert man, anstatt duldsam gegen schlechte zu werden, daß jeder Prediger (es geht über menschliche Kräfte) deren jährlich 50 vortreffliche halte.

549. Man kann befehlen, Gott nicht abzubilden, aber man kann nicht befehlen, ihn gestaltlos zu denken. Steige ich auf von der bestimmungslosen Substanz zu der inhaltsreichen Welt, endlich zu Selbstbewußtsein und Persönlichkeit, so komme

ich immer nicht über die edelste aller Gestalten, über die menschliche hinaus. Sie bleibt aber, wie sie es den Griechen war, nur ein Symbol Gottes; und es wäre ein vergebliches Bemühen, es so kolossal ausdehnen zu wollen, daß es (nach Archimedes' Forderung) außerhalb der Welt stände, um dieselbe zu bewegen.

550. Kein Geschöpf auf Erden ist weniger eitel, wie die Weiber; denn sie kleiden sich so, daß die Schönheit der menschlichen Gestalt fast ganz verschwindet.

551. Der sterbliche Mensch kann der Religion so wenig entbehren, wie der unsterbliche; ja sie ist ihm (wo möglich) zur Erkenntniß und zum Glücke noch nöthiger.

552. Die Idee der Schönheit ist bei der christlichen Gotteslehre fast ganz zur Seite gesetzt worden, als beziehe sie sich nur auf das Sinnliche, Geringere; und doch gibt es auch eine ewige, göttliche Schönheit.

553. Reden kann man viel über das dereinstige Aufhören aller Sinnlichkeit; geht man aber näher auf die Sache ein, so schwinden mit den Sinnen auch die Gedanken.

554. Die innere Religion des Menschen ist so verschieden, wie seine Persönlichkeit, und die von außen hinzutretende kann nicht alle Persönlichkeiten gleich machen.

555. Die griechische Religionsansicht ließ sich durch alle Dichtungsweisen (Lyrik, Epik, Dramatik) ausbilden und verschönern; die christliche erlaubt fast nur Lyrik und ist durch epische und dramatische Versuche fast immer abgeschwächt und herabgezogen worden. Ein Beweis, daß sie zwar weniger poetisch (im gewöhnlichen Sinne) ist, aber tiefsinniger und über den Kreis der verschönernden Dichtung hinausreichend.

556. Diejenigen Religionslehren, welche höher oder niedriger sind als die Vernunft, haben in der Regel die leidenschaftlichsten Vertheidiger gefunden.

557. Aeußere Umstände und Verhältnisse machen den Menschen in der Regel zum Heiden, Juden, Muhamedaner, Christen. Es gehört ungemeine Geisteskraft dazu, von der so gegebenen und eingeflößten Religion zu einer anderen überzugehen, um ihrer höheren Wahrheit und Vortrefflichkeit willen und nicht — aus Nebengründen.

558. Zu der Zeit, wo unzählige Todesstrafen verhängt wurden, wurden auch die meisten Verbrechen begangen. Die Milderung der peinlichen Strafen verminderte dagegen (so scheint

es) die Zahl der schweren Verbrechen. Wie verhält sich die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, zu jenen Ansichten und Erfahrungen? Wie würde eine Abänderung der strengsten theologischen Dogmatik auf Beruhigung und Sittigung der Menschen wirken? Vielleicht ließen sich die Gottesgelehrten noch eher eine Höllenpein abhandeln, als die ästhetischen Verehrer Dante's.

559. Blos geistige Ansichten, Betrachtungen, Grundsätze, Lehren geben keine Religion für lange Zeit und ganze Völker. Diese bedürfen auch einen sinnlichen Bestandtheil; sie verlangen Thatsachen, Geschichtliches und vor Allem eine Person, oder Personen als Gründer und Träger des ganzen Baues.

560. Zweifeln an Allem und Zweifeln an Nichts ist der menschlichen Natur gleich sehr zuwider und nur Folge künstlicher Systeme und Aufredereien.

561. Es ist irrig, die Lehre von den Zwecken aus der Natur und der Naturlehre zu verweisen; sie ist so nöthig, wie die von den Ursachen.

562. Baco sagt (de augm. scient. IX, 1; Tennemann X, 45): „je mehr ein göttliches Geheimniß ungereimt und unglaublich ist, desto mehr Ehre erweisen wir Gott durch das Fürwahrhalten, desto glänzender ist der Sieg des Glaubens". Hienach gereicht ein Glaube, welcher mit der Vernunft übereinstimmt, sowie jede Erkenntniß, zur Unehre Gottes und auch des Menschen.

563. Kein Sprung ist leichter und natürlicher, als von übertriebener Skepsis zu übertriebenem Dogmatismus.

564. Nach vieler unnöthiger Noth soll ein Satz wie cogito ergo sum (oder auch sum ergo cogito) Alles ins Reine und Feine bringen. Diese wohlfeile Weisheit macht aber weder ernsten Zweifeln ein Ende, noch ist die Grundlage genügend für den Ausbau der Dogmatik. Die Schwierigkeiten kommen später und sind mit der Gewißheit meines Seins und (vielleicht absurden) Denkens gar nicht beseitigt.

565. Es ist nicht wahr, daß der Mensch (das Kind) seine Seele, als das Denkende, früher und gewisser erkenne, als jedes Andere.

566. Wenn wir (wie Malebranche sagt) alle Dinge in Gott schauen, wie ist da Irrthum und Misbrauch der Freiheit möglich? Und muß nicht jede Persönlichkeit vor der göttlichen Einwirkung verschwinden?

567. Wenn der Pantheismus verschiedene Stufen der Individualität annimmt, so geräth er in die Lehre von der Emanation.

568. Die Lehre von der Schönheit wird fast ausschließlich von den bildenden, sichtbaren Künsten abgeleitet und darauf angewandt, aber fast nirgends erörtert, wie sie sich zur hörbaren Kunst, zur Musik verhalte. Und doch sollte man ebenso gut zeigen können, was eine schöne Musik, als was eine schöne Bildsäule sei.

569. Die Musik erweckt unmittelbar weniger Gedanken, als irgend eine andere Kunst, und Personen, welche immerdar musiciren, verlernen das Denken fast ganz. Dies sollte man bei der musikalischen Treibhauserziehung der Knaben und Mädchen nicht vergessen.

570. Es gibt ebenso verdammliche, entsittlichende Musik, wie verdammliche, sittenlose Gemälde. Die meisten Sonaten, Etuden u. s. w., womit man die Zöglinge abquält, sind gedanken-, gefühl- und sittenloses Gewäsch. Je schneller die Finger laufen, desto langsamer bewegen sich alle übrigen Kräfte des Geistes.

571. Es finden sich eher zehn, die sich an den Farben der Malerei ergötzen, ehe sich Einer findet, der die Formen der Bildhauerei versteht.

572. Das höchste und dauerndste Glück liegt nicht in dem Aeußersten der Leidenschaften, sondern in der Harmonie eines gottbegeisterten Lebens.

573. Leidenschaft ist oft das Gegentheil wahrer Begeisterung. Diese begnügt sich nie mit dem Geringen, blos Aufgeputzten, und verklärt nicht blos einzelne Stunden, sondern das ganze Leben.

574. Wo kein Wechsel ist, ist kein Leben; und wo kein Leben ist, ist keine Dauer und kein Bewußtsein.

575. Unglückliche Leidenschaften erziehen, glückliche verziehen.

576. Ist es sprachlicher Tiefsinn oder Verführung zu oberflächlichem Betrachten, daß im Deutschen Schönheit mit Schein zusammenzuhangen scheint?

577. Die Dreieinheit von schön, wahr und gut ist in keinem Geschöpfe ganz und gleichmäßig beisammen; vielmehr herrscht bald das Eine, bald das Andere vor, ja es zeigen sich

Gegensätze, z. B. sittenlos und schön, geistvoll und häßlich u. s. w. Die Seligkeit ist vorhanden, wo Wahrheit, Schönheit, Güte ganz und vereint da sind und sich durchdringen.

578. Die Hauptleidenschaft des Herzens ist Verliebtheit, des Kopfes Ehrgeiz. Jene läßt sich durch Reinigung zu echter Liebe, diese zur Erkenntniß erheben.

579. Wer den Wechsel nicht ertragen kann, den würde gleichartige Dauer in verzweifelnde Langeweile stürzen.

580. Einzelne und Völker, welche das Symbol über das Symbolisirte hinaufsetzen, gehen allmälig im Götzendienste zu Grunde.

581. Das Häßliche ist ebenso schwer zu begreifen und zu erklären, wie das Böse.

582. Menschen, die da grübeln, sind noch nicht auf den Grund gekommen. Der Maulwurf grübelt und sieht nicht; der Adler sieht und grübelt nicht.

583. Wer ganz im Allgemeinen hin die Menschen verachtet, kann sich selbst nicht achten.

584. Unsere zweifelnde Zeit hat viele Auferstehungen erlebt und sollte darin einen Beweis unsterblicher Lebenskraft erblicken. Sesostris, Semiramis, Moses, Homer, Lykurgus, Romulus, Numa sind trotz aller Leichenpredigten erstanden und befinden sich ganz wohl.

585. Man hat gesagt: es ist ein wesentlicher Fortschritt unserer Zeit, daß die großen Interessen der Völker nicht mehr durch kleinliche Ränke können entschieden werden. Wahr vielleicht für großartige Republiken, nicht für veraltete Monarchien; — das beweiset Spanien!

586. Die Diplomatie ist durch Hinsichten und Rücksichten, durch Horchen und Spähen, durch Andeuten und Verschweigen, durch gedrechselte Anfragen und halbe Antworten, durch wohlgezogenes Lügen und zweideutiges Versprechen so abgeschwächt, so entnervt, so heruntergebracht worden, daß, wenn einmal ein Mann, ein Staatsmann, mit voller Kraft in diese negativen, unfruchtbaren Kreise tritt, ein Zetergeschrei über ihn erhoben und die willenlose Impotenz ihm als Gesundheit oder Universalmittel anempfohlen wird.

587. Es gibt Leute, denen ihre natürliche Gesundheit des Geistes so unschmackhaft und trivial vorkömmt, daß sie sich, um

pikant zu werden, einen kränklichen Beigeschmack ankünsteln, der aber nur zu oft die gesunden Bestandtheile überwächst.

588. Der Kranke (des Leibes und Geistes) hat eben eine Krankheit und sucht sie auszuheilen; im Gesunden liegt hingegen die Möglichkeit und Anlage zu allen Krankheiten. Für ihn gibt es Augenblicke der Aufregung, wo ein Gefühl, ein Schrei des mannichfachsten Schmerzes sein ganzes Wesen durchzuckt. Glücklich, wenn der Himmel nachmals wieder volle Klarheit gewinnt; nicht sowol im Gefühle eigener Kraft, als göttlicher Gnadenwirkung.

589. Ewiges Leben kann ich mir nicht geben, aber ewige Gedanken (nicht von mir eitel und selbstgefällig erzeugt, sondern von der Gottheit ausgestreut) ziehen bisweilen vor meinen Augen oder in meinem Innern vorüber; und solche Augenblicke schließen die Ewigkeit auf und in sich.

590. Schönheit der Seele besteht weder in außerordentlicher Kraft, noch in ermattender Schwäche; sie beruht vielmehr auf dem Gleichmaße, der Harmonie aller Geistes- und Lebensrichtungen. Daher verdient die einseitig schwächliche, aus dem Gleichgewicht gekommene schöne Seele in Goethe's Meister diesen Namen nicht; eher Fenelon, gewiß Sophokles.

591. Die rechte Abstraction ist ein Hinwegsehen von dem, was nicht zur Sache gehört, und ein Vertiefen in dem, was eben erforscht werden soll; gewöhnlicherweise ist Abstrahiren dagegen ein Hinwegsehen von dem Wesentlichen und ein Verflachen durch inhaltslose Allgemeinheit.

592. Die falsche Demuth ist gewöhnlich mit Faulheit, die rechte mit Thätigkeit und Anstrengung verbunden.

593. Wie die Zeit fließt, so bewegt sich der Raum und alles Räumliche. Wenn wir Gott durch künstliche Schlüsse zeitlos und raumlos machen, ihn aus Zeit und Raum hinausdemonstriren, behält dann Alles Das, was diese füllen soll, noch wahren Werth? Oder sind die im Flusse der Zeit und in Bewegung des Raumes vorhandenen Geschöpfe Gottes so ganz von ihm getrennt, wie jene Lehre anzunehmen scheint? Oder: wenn Gott ohne Raum und Zeit ist, ist deshalb umgekehrt Raum und Zeit ohne Gott?

594. Der Gelehrteste und der Ungelehrteste bringt ungefähr eine gleiche Zahl Vorstellungen in einer bestimmten Zeit zum Bewußtsein. Dieser aber verdummt bei steter Wiederholung der-

selben, unbedeutenden Anregungen; jener schreitet fort durch den Reichthum thätiger, lebendiger Abwechslung.

595. Mit Bewußtsein bringt der Mensch keine Grundsätze, Lehrsätze, Ideen auf die Welt; wol aber liegt es in seiner Natur und seinen eigenthümlichen Kräften, auch Gedanken, Ideen von innen heraus zu entwickeln und Gegebenes selbständig zu gestalten.

596. Unzählige Verwirrungen sind daraus entstanden, daß man mit dem Worte Glauben zwei ganz verschiedene Dinge, Gegenstände oder Kreise bezeichnet hat; erstens, das unmittelbar Gewisse, was keines Beweises bedarf und keinen erlaubt (so glaube ich an mein Dasein, an eine Außenwelt); und zweitens das schlechthin Ungewisse, der Vernunft Unbegreifliche; so verlangt man den Glauben an die Dreieinheit, die Brotverwandlung u. s. w.

597. Manche Skeptiker freuten sich über ihre verneinenden Ergebnisse, um eiligst in den sichern Hafen der Offenbarung einzulaufen. Sobald aber die Skepsis den Muth findet, die Offenbarung ebenfalls einer Prüfung zu unterwerfen, beginnt Zweifel und Arbeit von neuem.

598. Viele Menschen, ja ganze Völker haben es natürlich gefunden, oder doch daran geglaubt, daß ihre Seelen hinabsteigend durch Thiere wandern müssen. Da es nun ohne Zweifel in der Welt höhere Wesen als die Menschen gibt; warum sollten jene nicht auch ähnliche Wanderungen antreten wollen oder müssen, und in dieser Weise höhere Offenbarungen aus den in Besitz genommenen Menschen ausstrahlen und ausströmen? Oder (wenn man Anstoß nimmt an höheren Wesen und ihren Wanderungen) warum soll ein Funken des Göttlichen, eine Fulguration, nicht in einen Menschen einschlagen und so eine, darohne unbegreifliche, Steigerung und Offenbarung hervorbringen?

599. Man sagt: aus der Erfahrung, der Empirie läßt sich keine Wissenschaft aufbauen. Aber die aus dem Geiste als nothwendig erbauten Systeme haben sich nicht weniger veränderlich gezeigt, als die Systeme der Empirie, welche an der Beobachtung, dem Versuche ein fortlaufendes Mittel der Berichtigung und eine Art von Generalprobe besitzen.

600. Gott hat keinen zureichenden Grund, sondern ist sich selbst sein zureichender Grund.

601. Es ist unwahr, daß die sinnliche Erkenntniß immer dunkler sei, als die sogenannte rationale.

602. Leibnitzens Monadologie ist eine Art von geistigem Atomismus. — Seine prästabilirte Harmonie hebt das gewöhnliche Causalverhältniß auf, oder wird zum Pantheismus.

603. Wenn Gott der Urheber der Welt und diese Welt die beste ist, so kann man nicht von der Möglichkeit anderer Welten reden, die (als die nothwendig schlechteren) Gottes unwürdig wären.

604. Der Manichäismus gibt allerdings die bequemste Erklärung des Guten und Bösen; nur muß zuletzt eines von beiden obsiegen. Gelingt es endlich dem Ormudz des Ahriman Herr zu werden, so war bis dahin diese Welt nicht die beste, und ihr Urheber, wenn allweise, doch nicht allmächtig.

605. Leibnitzens Theodicee ist vollkommen genügend für Jeden, der aus Faulheit nicht fragen will, oder aus Beschränktheit nicht zu fragen versteht.

606. Kann man es Philosophie nennen, wenn man freie Handlungen als zufällige oder als solche bezeichnet, die aus unzureichenden Gründen hervorgehen? Oder läßt sich der Satz umkehren: freie Handlungen sind nothwendig, weil sie aus zureichenden Gründen hervorgehen?

607. Wenn Jemand sagt: „ich habe meine Kinder schlecht erzeugt, schlecht erzogen, sie in Versuchung geführt, ihnen zu ihrem Schaden ihren Willen gelassen, sie nach bloßem Belieben belohnt oder bestraft u. s. w.; — denn im Fall ich das Alles nicht gethan hätte, würde es mit ihnen noch weit schlechter stehen"; — so nennt man es Unsinn. Tischt dagegen ein Philosoph dergleichen Dinge auf, in Bezug auf Gott; — so heißt es Theodicee!

608. Es gibt nicht blos keine Religion ohne Demuth, sondern auch keine Philosophie.

609. Es gibt durchaus keinen Beweis für die menschliche Freiheit; wer daran zweifelt, dem ist mit Syllogismus und Induction nicht zu helfen.

610. Geistige Wahlverwandtschaften (wie sie Goethe darstellt) beweisen nicht die Nothwendigkeit, sondern die Schwäche. Ein menschlicher Charakter ohne alle Schwächen wäre allerdings für die Poesie unbrauchbar. Fast alle männlichen Charaktere Goethe's leiden aber an allzu großer Schwäche (Werther, Meister, Eduard, Faust, Tasso, Clavigo, Egmont); es fehlt ihnen die Sicherheit tiefer Ueberzeugungen und die Energie praktischer Thätigkeit.

611. Wenn nur das Untheilbare denken kann, so können nur Atome denken, welchen man dann den Titel Monaden verleiht. — Wie steht es aber mit dem aus Atomen Zusammengesetzten?

612. Nicht das Streben nach Erkenntniß, nicht der Besitz der Erkenntniß ist sündhaft, sondern der oft damit verbundene Hochmuth und die Unsittlichkeit der Anwendung.

613. Der Mensch, bei welchem Neigung und Pflicht Hand in Hand gehen, ist auf der Bahn des Rechten weiter vorgerückt, als wo sie sich noch in den Haaren liegen und gegeneinander kämpfen.

614. Man kann Dem, der alle Tugend leugnet, unschwer beweisen, daß es kein Laster gibt.

615. Eine Seelenwanderung durch Thiere müßte diese entweder vermenschlichen, oder die Menschen verthieren. Beides ist schon mit dem Organismus beider unverträglich.

616. Setze ich Dinge außer mir, so kann ich Raum und Zeit nicht ganz in mich hineinlegen. Beide müssen wieder hinaus, oder die Dinge (idealistisch) mit hinein.

617. Wenn Jeder die Dinge nur so erkennt, wie sie ihm erscheinen; woher dann die Uebereinstimmung der Anschauungen und Urtheile? Ist in diese nichts von dem Wesen der Dinge übergegangen? Bleibt die Uebereinstimmung bloße Zufälligkeit, oder beruht sie blos auf den leeren Formen von Raum und Zeit, und nicht vielmehr auf der Uebereinstimmung der Sinnesorgane, der Denkgesetze und der Gegenstände?

618. Das angebliche Verfahren a priori ist zeither ebenso Irrthümern ausgesetzt gewesen, als das a posteriori.

619. Oberflächlichkeit heißt verschönert oft Liebenswürdigkeit, und Unverständlichkeit heißt Tiefsinn.

620. Es gibt sowol subjective als objective Offenbarungen; und doch glauben Viele, sie könnten mit der Hälfte auskommen und diese Hälfte sei mehr als das Ganze.

621. Man hat wol gemeint: Aristoteles habe mit bloßen Formen und allerhand Spielen der Reflexion Philosophie machen wollen, mit Zurücksetzung der Anschauung und der materiellen Erkenntniß. Diese Ansicht ist aber einseitig und irrig; Plato ist, ungeachtet des entgegenstehenden Scheines, weit mehr auf diesem gefährlichen Wege.

622. Es ist nur eine scheinbare Bescheidenheit, dem Verstande viel abzusprechen, um es der Vernunft beizulegen. Man läßt beide so philosophiren, daß die eine Hand nicht weiß, was die andere thut.

623. Da Aristoteles kein getrenntes Reich der Ideen annahm, sondern Geistiges und Form mit jedem Dinge in wesentliche Verbindung setzt, so war seine Lehre kein bloßer Materialismus und konnte, richtig aufgefaßt, nicht dazu führen.

624. Die strenge Nothwendigkeit mechanischer Gesetze, welche der Weltbau zeigt, schließt unnütze Wunder aus innerhalb ihrer geregelten Wirksamkeit; nicht aber den Gott, welcher jene Gesetze gab und jene Ordnung schuf.

625. Verwunderung ist die Tochter der Unwissenheit, Bewunderung die Tochter der Erkenntniß.

626. Menschliches Glauben und menschliches Wissen, beides gibt nur eine Abschattung des Göttlichen.

627. Man kommt zum Geistigen, zu Ideen und zu Gott nicht blos durch Fühlen, sondern auch durch Denken.

628. Der todte, kalte Buchstabe falscher Wissenschaft, und das Strohfeuer schwebelnder Gefühle sind gleich wenig werth. Echtes Wissen und Fühlen hingegen haben gleichen Rang, gehören zueinander und bedingen sich untereinander.

629. Wenn manche philosophische Schulen ihre Weisheit lediglich darein setzen, den Menschen zu seciren, zu amputiren, zu maceriren, zu präpariren und alle einzelnen Theile todt in Spiritus aufzubewahren, so ist es weit besser, man lebt mit dem gesunden Menschenverstande begnügt und vergnügt weiter fort.

630. Viele Griechen würden es leichter finden an ihre Mythologie, als an den Gesammtinhalt der christlichen Dogmatik zu glauben. Jene gibt kleine, leichte, verzuckerte Portionen; wogegen Trinität, Brotverwandlung, Gnadenwahl, Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. so schwer zu verschlucken sind, als Adam's Apfel. Selbst die raffinirteste theologische Kochkunst kann jene harten Bissen nicht für Jeden mundrecht zubereiten. — Der Werth der Dogmatik würde steigen, wenn man sie behandelte wie die sybillinischen Bücher.

631. Es gibt Menschen und Bücher, welche nicht sowol Gedanken mittheilen, als dieselben erregen und hervorrufen. Sie sind nicht die Reichsten; aber Wünschelruthen vergleichbar, welche

zu Reichthum verhelfen und im hinzukommenden Gefühle eigener Thätigkeit vielleicht am meisten interessiren.

632. Wenn Alles das nichts taugte, was getadelt wird, so gäbe es nichts Taugliches und Untadelhaftes auf Erden.

633. Erst censiren und dann dennoch confisciren, heißt Jemand mit doppelten Ruthen peitschen. Nichtcensiren, aber Jemand nachher Jahre lang einsperren, heißt ihn mit Skorpionen züchtigen.

634. Ich habe Leute mit den ernstesten und heiligsten Mienen versichern hören: Niemand sei ein evangelischer Christ, der nicht das apostolische und athanasische Glaubensbekenntniß annehme. Und doch wußten jene Zionswächter weder etwas über die Entstehung des ersten, noch wußten sie, wer Athanasius sei und was in seinem Bekenntnisse stehe.

635. Geistige Krankheiten sind ebenso ansteckend wie leibliche, und für die schlimmsten, z. B. religiösen Fanatismus, ist noch kein Heilmittel aufgefunden. Gewiß haben die großen und bitteren Mittel allopathischer Theologen und Staatsmänner um so weniger etwas geholfen, da sie in der Regel selbst angesteckt waren, ohne es zu wissen oder einzugestehen.

636. Es läßt sich die Möglichkeit nicht leugnen, daß ein König besser regieren könne, als 1000 Aristokraten und 100,000 Demokraten. Niemals aber kann die Monarchie als solche und als staatsrechtliche Form, das ganze Volk so in Thätigkeit setzen und erziehen, wie die Demokratie. Ein König mit seinem Volke wird (so bedeutend er auch selbst sein mag) in Hinsicht auf politische Einsicht und öffentliches Leben weniger wiegen und leisten, als ein gleich zahlreiches demokratisch organisirtes Volk. Schlägt aber durch Unfähigkeit und Unsittlichkeit desselben Alles in Despotie um; — nun so hat eben die Form und das Leben der Demokratie ein Ende.

637. In jedem edeln Gemüthe findet sich ein Bestandtheil von Melancholie. Mit diesem durch das ganze Leben sich hindurchziehenden schwarzen Faden soll man aber den rothen echter Heiterkeit verflechten, sonst entsteht dort unfruchtbarer Trübsinn, hier flacher Leichtsinn.

638. Wenn man die Acta sanctorum lieset, so kann man nicht umhin, eine große Zahl dieser Thaten zu bezweifeln; man kann nicht begreifen, wie der Papst und die Kirche so Viele in den Stand der Heiligen und Märtyrer erheben konnten. Sieht man aber, wie viele ganz kleine Leute unsere Polizei oder unser

Publicum jetzt in Märtyrer verwandelt, so wird jenes Verfahren erklärlicher.

639. Die Menschen verstehen eher Ernst als Scherz; oder stellen sich doch so an, weil sie jenen für vornehm, diesen für gering halten.

640. Der Einzelne kann hülflos und unverdient sein ganzes Leben lang durch Tyrannei leiden; aber ein Volk, das lange in Sklaverei lebt, ist durch eigene Schuld der Freiheit nicht werth.

641. Unter angeborenen Ideen kann man vernünftigerweise nicht solche verstehen, die das Kind aus dem Mutterleibe mitbringt, sondern die wesentlich zur Natur des Menschen gehören, aus ihm hervorwachsen und ihn mit der Außenwelt verständigen.

642. Wenn die Natur einen Willen besäße, hätte sie sich längst gegen die Martern empört, welche Physiker und Chemiker ihr anthun. Gegen die platonisch-idealistische Zuneigung der Astronomen würde sie hingegen nichts einwenden können.

643. Es gibt Sünden des Wissens und Erkennens, wie des Glaubens und Thuns. Das Streben nach Erkenntniß ist aber an sich so wenig Sünde, als das Streben nach sittlicher Gottähnlichkeit.

644. Das Ich ohne Du kann so wenig geistige Kinder erzeugen, als der Mann leibliche Kinder ohne die Frau.

645. Mich führt meine Vernunft ebenso zu Gott, wie mein Glaube; eine ungläubige Vernunft und ein abergläubiger Glaube sind in gleicher Verkehrtheit befangen.

646. Man sagt: der Verstand soll Alles von außen empfangen, die Vernunft alles Aeußere vernichten; und aus dieser Zerstückelung des Menschen, aus diesem unbedingten Gegensatze und Kriege der einzelnen Theile, gehe die höchste Weisheit und Zufriedenheit hervor. Credat Judaeus Apella!

647. Allerdings geht das Verstehen des Menschen nicht über sein inneres, eigenes Hervorbringen hinaus; allein diesem zweiten Hervorbringen, diesem Nacherschaffen, geht ein erstes voraus, und nach Maßgabe des von außen Dargebotenen steigt oder sinkt auch das eigene, innere Hervorbringen. Der Mensch erschafft nicht aus Nichts, aber ebenso wenig ist das, was er in jener Weise nacherschafft, ein bloßes Nichts. Die Vorstellung und der Begriff haben ebenso gut Inhalt und Wahrheit, als der Gegenstand.

648. Wenn ich die Dinge (laut Kant) nicht erkenne, wie sie sind, sondern wie sie mir erscheinen, so gilt dies auch von meiner Person. Mehr als irgendwo würde hiefür die mangelhafte Selbsterkenntniß sprechen. Hiemit ist jedoch keineswegs alle Wahrheit und Erkenntniß aufgehoben.

649. Unsere Politik, Philosophie, Kritik ist zersetzend, nicht einigend; secirend, nicht organisirend: daher nichts als Stückwerk, und trotz des Hochmuths überall Unzufriedenheit mit dem Stückwerk.

650[a]. Ohne Christi Auferstehung (sagen edle Theologen) fällt das ganze Christenthum zu Boden: denn sie ist die Bekräftigung seiner Göttlichkeit, erweiset ein höheres Verhältniß zu Gott und eröffnet für die Menschheit eine ganz neue Zeit ihres Daseins und ihrer Entwickelung. Hiebei fragt sich: erstens, geht für den, welcher sich nach redlicher Prüfung von der Thatsache nicht überzeugen kann, wirklich das ganze Christenthum verloren? Oder zweitens: wenn auf irgend eine Weise die Erzählungen von der Auferstehung untergegangen wären, fehlte dann dem Christenthume wirklich alle Haltung und jeder Zusammenhang? Drittens: folgt aus Christi Auferstehung die Nothwendigkeit der Auferstehung aller gewöhnlichen Menschen? Viertens: glaubt man an die Auferstehung um des Christenthums willen, oder an dieses um jener willen?

650[b]. Manche freuen sich in jener Welt mit den ausgezeichnetsten Geistern aller Zeiten in nähere Verhältnisse zu treten. Wie aber wenn diese unterdeß so weit vorgerückt waren, daß jene später Versetzten sie niemals einholen, oder zu einem rechten Verständniß mit ihnen kommen könnten?

651. Kant sagt: Eigenschaften vererben nicht und Rang (Adel), der dem Verdienste vorhergeht, ist ein Gedankending ohne Realität. Dies ist gerade so wahr, wie der umgekehrte Satz: ein Adel, der sich unbedingt nach Verdienst ordnen soll, ist ein Gedankending ohne Realität.

652. Die Aristokratie der sogenannten Talente ist oft die ärgerlichste und unerträglichste, und der Lehrsatz vom Verdienste (capacité) wird, aufs Aeußerste getrieben, ganz revolutionair, wie der St. Simonismus erweiset.

653. Es ist ein großer Irrthum, alle irdischen Mängel lediglich durch irdische Mittel abstellen zu wollen.

654. Die gegebenen Verhältnisse, über welche der Mensch nichts zu entscheiden hat, sind für ihn die wichtigsten, z. B. Ge-

schlecht, Zeit und Ort der Geburt, Aeltern, Geschwister u. s. w. Man soll diese Wichtigkeit anerkennen und das Unabänderliche nicht ändern, aber auch das der freien Bewegung Ueberlassene nicht in Unabänderliches verwandeln wollen; — also keine Kasten, keine aufgezwungene Lebensart, Ehelosigkeit u. s. w.

655. Nichts beweiset mehr Dasein und Herrschaft des Teufels, als was fanatische Theologen in Gottes Namen thun.

656. Was für den Einen Unglauben oder Aberglauben ist, ist es nicht für den Andern. Die Persönlichkeit modificirt Gefühl und Begriff. Der einzelne Mensch gibt aber dann nie das unbedingte Maß des Rechten, und ebenso wenig darf man seine Persönlichkeit ganz vernichten wollen.

657. Es ist gleich wahr, daß sich unsere Erkenntniß nach den Gegenständen und daß diese (so weit sie in unsern Bereich kommen) sich nach unserer Erkenntniß richten. Die Alleinherrschaft liegt nicht auf einer Seite.

658. Atomistik herrscht auch in der Geschichte vor. Wer ein früher noch nicht gesehenes Atom findet, macht ein selbstgefälliges Gekakel (wie, wenn die Henne ein Ei gelegt hat), meint, die Welt erweitert und vergrößert zu haben, und sieht verächtlich auf die großen Meister herab, bei welchen die Atome in dem lebendigen Organismus verschwinden.

659. Nach Platon ist Gott selbst das Maß und der gottähnliche Mensch der, welcher Maß hält, gibt und anerkennt. Die Propheten unserer Tage sehen hingegen das Göttliche fast nur in dem Maßlosen und Ungemäßigten.

660. Mit der wahren Erkenntniß sinnlicher Dinge wächst auch die Erkenntniß des Göttlichen, und umgekehrt. So ist Kopernikus einer der größten Theologen und ein Hauptprediger der Demuth.

661. Es ist richtig, daß die Geschichte der Menschheit die Geschichte des Christenthums als einen Theil in sich begreift; es ist aber auch wahr, daß von Christus aus die ganze Geschichte der Menschheit vorwärts und rückwärts auf eine neue Weise erleuchtet wird.

662. Wenn die Natur so geistlos und gottlos wäre, wie Manche behaupten, so könnte man sie weder geistvoll behandeln, noch Gott in ihr finden und erkennen.

663. Es ist viel gewisser, daß Gott ist, als daß ich bin.

664. Ich habe mir nicht Gott erschaffen, sondern er hat

mich erschaffen und seine Offenbarung kommt mir von innen und von außen.

665. Wozu unchristlicher Hader über die Friede bringende Persönlichkeit Christi? Genügt es nicht daß alle Parteien anerkennen, diese Persönlichkeit sei die erste und stehe einzig da in der Weltgeschichte?

666. Wer das Evangelium hätte erdichten können, hätte es in Wahrheit auch gehabt und erschaffen.

667[a]. In jedem Menschen spiegelt sich das Irdische und Göttliche verschieden ab; — so hat auch Jeder sein eigenes Spiegelbild von Christus. Es ist aber thöricht zu meinen, der Spiegel mache die Bilder selbst ohne Gegenstände. Stellt man den geschichtlichen Christus ganz zur Seite, so verschwinden auch die Abbilder, und jeder malt sich seinen eigenen Götzen auf den Spiegel.

667[b]. Die paulinischen Briefe sind nach Form und Inhalt sehr schwierig. Paulus kämpft mit der Sprache (mehr noch als Thucydides und Platon) und kann ihrer oft nicht bis zu voller Verklärung Herr werden. Hiezu Sprünge der Gedanken, auszufüllende Lücken, große unbearbeitete Felsen von Ansichten, Wahrheiten die durch einseitige Uebertreibungen leicht in unduldsame Irrthümer hineinführen können; und die wiederum in Gefahr kommen durch Abschwächung ihre tieffsinnige Bedeutung zu verlieren *).

668. Wenn die Griechen den olympischen Zeus verehrten, so sahen sie in ihm nicht sowol ein Werk des Künstlers, als eine Offenbarung des Göttlichen durch Vermittelung des Künstlers.

669. Jede Liebe gibt mehr, als sie schuldig ist.

670. Wir sollten uns nicht wundern, daß die Griechen im Homer Alles suchten und fanden, da ja viele Christen die Bibel auch für ein Lehrbuch der Physik und Sternkunde hielten und diejenigen als ungläubige Ketzer straften, welche (wie Galilei und Kopernikus) neue und wahre Wissenschaft entdeckten.

671. Manche Geschichtschreiber kehren ihren Lesern (wie der Mond) immer nur eine, die helle, oder die dunkele Seite zu: — Folge der Unfähigkeit, des Trübsinns, oder der Schmeichelei.

672. Es ist gleich langweilig, wenn Philosophen endlos reden von dem menschlichen Vielwissen, oder dem menschlichen Nichtwissen.

---

*) 2 Petri 3, 16.

673. Niemand verlangt, daß Jemand seiner leiblichen Länge eine Elle zusetzen oder sich umgestalten solle; täglich aber ergehen gleich unmögliche geistige Forderungen der Art in Bezug auf Philosophie, Religion, Wissen, Glauben u. s. w.

674. So wie der Zergliederer Herz, Lunge, Leber u. s. w. unterscheidet, muß auch der Philosoph Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Glauben unterscheiden. Beide aber sollen bedenken, daß man kein einzelnes Organ herausschneiden, mit ihm getrennt operiren und etwas zu Stande bringen kann. Das Leben besteht in ihrer ungetrennten Totalität und Wechselwirkung.

675. Es ist eine gewöhnliche Annahme, daß die Beweisgründe höher sind, als das Erwiesene und sich deshalb z. B. das Dasein Gottes nicht erweisen lasse. In Wahrheit aber führen Beweisgründe nur das zerlegt dem Geiste vorüber, was in der That und im Ganzen schon da war und in dem angeblich Erwiesenen lag. Wenn man z. B. erweiset: daß die Quadrate der beiden Katheten gleich sind dem Quadrate der Hypothenuse, so sind ja die Beweisgründe nicht das Höhere, sondern Alles lag schon im Wesen der Dreiecke und Vierecke; diese lieferten die Beweisgründe, und erlangten nicht durch dieselben ihr Dasein. So wäre es auch sinnlos, durch angeblich höhere Beweisgründe Gott erschaffen und ins Dasein rufen zu wollen; aus ihm fließen jene Gründe aus und wir ergreifen sie für unser Bewußtsein: er ist das Höhere und von seinem Lichte bringen wir einzelne Strahlen in unser Auge.

676. Jacobi sagt (III, 463): „Religion ist überall Quelle der Bildung gewesen, nirgend aber Quelle der Freiheit." Jede Bildung schließt aber eine wesentliche Art der mit Gesetzen verträglichen Freiheit in sich, und Demokratie, im allgemeinsten und höchsten Sinne, ist durch das Christenthum erst möglich geworden.

677. Es ist unwahr, daß die Wissenschaft und die Natur gott—los sei. Der Forscher will nur seine Bahn nicht durch beanspruchte Wunder (die dann meist nur Wunderlichkeiten, ja Dummheiten sind) stören und verunreinigen lassen. Je mehr sich die Größe und Unwandelbarkeit der Naturgesetze offenbart, je mehr Willkür, Unordnung und Zufall entweicht, je mehr Ordnung und Regel hervortritt, je weniger man Gottes veränderlichen Einfluß zur Erklärung der Ereignisse gebraucht, je mehr man (wie La Place sagte) der Hypothese eines Gottes nicht bedarf; desto mehr nähert man sich ihm, desto tiefer wird man von dem Dasein, der Macht und Weisheit eines schaffenden, erhaltenden, nach Zwecken mit höchster Vernunft wirkenden Gottes überzeugt.

678. Echte Duldung entsteht nicht aus geistloser Gleichgültigkeit, sondern weil man den Werth einer eigenen Ueberzeugung anerkennt und dieselbe besitzt.

679. Aeußere, innere und geschichtlich positive Offenbarung bilden eine echte, verständliche Dreieinheit.

680. Es ist verkehrt, den in der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt unentbehrlichen Gehorsam, den man ohne Widerbellen leistet, einen blinden Gehorsam zu nennen. Blind ist nur der Gehorsam, welcher von vorn herein auf Willen und Erkenntniß verzichtet.

681. Gott, sagt man, hat Alles auf einmal geschaffen und ruht seitdem. Täglich entstehen aber neue Körper, Leiber, Geister, Seelen u. s. w.; Alles dies etwa nur durch untergeordnete Kräfte, oder Beamte und Demiurgen? Man meint (nach menschlichem Bequemlichkeitsgefühle) Gott einen Gefallen zu thun, wenn man ihn zur Ruhe setzt, gleichsam pensionirt und auf den Aussterbeetat bringt.

682. Nicht selten tauchen mir in der Seele Gedanken, Erinnerungen auf, die ich innerhalb des jetzigen Lebens nicht unterzubringen weiß und einem früheren zuweisen möchte. In dem Augenblicke aber, wo ich sie recht festhalten will und zu einem sicheren Abschluß zu kommen suche, verschwinden sie und sinken wieder in eine unergründliche Tiefe.

683. Wer Wahrheit aufrichtig sucht, ist nie ohne Ahnung über das Ergebniß, nie ohne Theilnahme für das Ergebniß. Eine inhaltslose oder verderbliche *wahre* Wahrheit ist ein Unsinn.

684. Wer in der Natur Gott entbehrt, lebt nur auf der Nachtseite, mag (wie die Kehrseite des Mondes) allerhand im Widerscheine mühsam entdecken, sieht aber niemals die Sonne, von welcher zuletzt doch auch der Widerschein ausgeht.

685. Will man nun einmal verzweifeln, so ist dazu mehr Veranlassung in der Menschengeschichte, als in der Naturgeschichte.

686. Die Natur vergöttern und Gott in der Natur suchen und erkennen, ist etwas ganz Verschiedenes.

687. Schon die Sprache erlaubt nicht, Gott in ein Neutrum zu verwandeln und zu sagen: *das* Gott.

688. Es ist einseitig und ungerecht, zu behaupten, die Religion der Heiden vertilge Gewissen und Sittlichkeit. Beides

lebte in ihnen durch Gottes Anerschaffen und trotz religiöser, allerdings erschwerender und störender Irrthümer.

689. Manche meinen: es sei ein Fortschritt in der Philosophie, daß man Gott nur in der Ethik (zur Ausgleichung von Freuden und Leiden) zu Hülfe rufe; mit dem Denken, der Logik und Dialektik habe er nichts zu schaffen, und bei der Physik sei er nur hinderlich und im Wege! In dem Maße, als die Philosophen so Gottes bankerott werden, setzen sich die Theologen mit ihrer Weisheit und Thorheit auf die erledigten Lehr- und Zwangsstühle.

690. Sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Weltkörpern verhältnißmäßig größer als die zwischen sich bewegenden Infusorien?

691. Die theologischen und philosophischen Schulformeln sind Kleider, welche Leute machen.

692. Wir lassen Gott, nach menschlichem Thun, auch denken und urtheilen, sehen und hören u. s. w. Wollen wir dies als unwürdig ganz vermeiden, so sinken wir nur zu leicht unter das Menschliche, Lebendige hinab und kommen an bei einem kalten Begriff und einer theilnahmlosen Substanz.

693. Wenn Gott vor der Schöpfung allein und nur ein Geist war, woher hat er denn die Materie genommen, und warum ist seine Schöpfung nicht rein geistig?

694. Es ist nicht folgerecht zu erklären: das Uebel sei, selbst in der besten Welt, unvermeidlich und nothwendig; und es doch als eine Hauptaufgabe hinzustellen, dasselbe hinwegzuschaffen.

695. Wer immer dasselbe denkt, denkt (alle Bewegungen ausschließend) eigentlich gar nicht; oder seine Gedanken sind doch verholzt und versteint. — Eine Uhr, welche immer dasselbe zeigt, ist nicht aufgezogen, oder abgelaufen; — gewiß unbrauchbar.

696. Man sagt: „fliehe die Lust, denn sie ist vergänglich!" Aber die Unlust wäre ja dann aus demselben Grunde, und außerdem noch aus anderen Gründen zu fliehen? So kehrt die Lustlehre und Praxis unüberwindlich zurück, wenn die Dauer allein den Maßstab der Würdigung abgeben soll.

697. Es ist leicht gesagt: „thut Alles zur Ehre Gottes!" — Aber was gereicht denn zur Ehre Gottes? Länder erobern, Hexen und Ketzer verbrennen, protestantische Kinder stehlen u. s. w.?

698. Manches verliert, wird hinabgezogen oder hinabgedrückt, wenn ich es in Worte fassen will; Anderes wird dadurch in eine höhere Region erhoben.

699. Man ist so freigebig mit dem Worte System; vielleicht, weil manche Menschen (selbst Philosophen) deren eher viele, als eines haben. Im höchsten Sinne des Wortes hatten vielleicht nur Aristoteles und Kant ein System.

700. Gewiß laufen immerdar verschiedene, sich untereinander widersprechende Meinungen nebeneinander her; weshalb es unumgänglich nothwendig wird, durch Reinigung und Steigerung der Meinungen, zu einer wohlbegründeten Ueberzeugung zu gelangen.

701. Es ist ein Beweis von Hochmuth, die öffentliche Meinung gar nicht zu berücksichtigen; von Knechtssinn, sich ihr jedesmal und kurzweg zu unterwerfen.

702. Die Griechen hatten keineswegs eine Naturreligion mit Verehrung bloßer Kräfte; sie erhoben vielmehr Alles und jedes zu Persönlichkeiten. Phidias und Michel Angelo stellten auch den höchsten Gott, aber eben als Person dar; nicht als Begriff, der sich jeder Gestaltung entzieht.

703. Die Griechen standen viel höher, die Christen stehen viel niedriger als ihre Religionslehre.

704. Es gehört zu den größten, unheilbringenden Irrthümern, das Privatrecht ganz dem Staatsrechte, oder dieses unbedingt jenem unterzuordnen.

705. Das Eigenthum hat nicht blos Rechte, es hat auch Pflichten. Das hat man z. B. in Irland und Galizien vergessen.

706. Ich habe keinen Begriff davon, wie ich glauben soll, ohne zu denken, und denken ohne zu glauben. Das Prachtgewebe in einzelne Fäden auflösen und Aufzug oder Einschlag allein vorzeigen und anpreisen, — heißt Vielen Philosophie oder Theologie!

707. Die Athener haben Anaxagoras verwiesen, Sokrates (jedoch mehr aus politischen als religiösen Gründen) vergiftet, über die Hermen einen verkehrten Rechtsstreit gegen Alcibiades angefangen, Aristoteles misverstanden, an allerhand Aberglauben Gefallen gefunden, bei den Festen des Dionysos zu viel getrunken u. s. w. u. s. w. Fasse ich Dies und Anderes ins Auge, so erscheint es einzeln, zerstreut (sporadisch), unbedeutend, gewichtlos im Vergleiche mit dem Entsetzlichen, was die christ-

liche Kirchengeschichte darbietet. Von den ältesten bis zu den neuesten Ketzerverfolgungen, Ausrottung der Albigenser, schändliche Religionskriege, Dragonaden, Inquisition, Hexenprocesse, eine zahllose Menge von falschen Wundern, Aberglauben der thörichtsten Art u. s. w.; und trotz dem Allem keine Demuth, kein: Herr, sei mir armen Sünder gnädig! sondern Hochmuth der anmaßendsten, Selbstgefälligkeit der widerwärtigsten Art. Hätte das Christenthum keinen höheren und tieferen Grund, als was fanatische Eiferer daraus gemacht haben, so müßte man sich zurücksehnen nach dem heiteren, milden, duldsamen, menschenfreundlichen Heidenthume der Griechen.

708. Manche Prinzen bekümmern sich um Alles; — nur nicht um das, was ihr eigenster Beruf erfordert. Sie verkehren mit Malern, Bildhauern und Musikern, lassen sich erzählen von Polypen, Infusorien, Korallen, Elephanten und Seehunden, besehen Kunstausstellungen und Naturausstellungen, haben ihre Freude an Hasen und Hirschen, gehen abwechselnd auf die Jagd und in die Kirche: — aber Geist und Sinn der Völker, Weisheit und Thorheit der Könige, Kunst des Vermittelns und Herrschens, Reinigung von herkömmlichen Vorurtheilen, falscher Hoffnung und falscher Besorgniß; das Alles bleibt ihnen in der Regel fern, und sie haben eine Scheu vor denen, welche hierüber weissagen könnten.

709. Es ist lächerlich zu hören, mit welcher Würde und tiefsinnigem Ernste gewisse Leute von der Reinheit der Abstammung, Legitimität der Geburt, Schrecklichkeit der Misheirathen u. s. w. sprechen; während es doch stadt- und landkundig geworden ist, welche confusion de génération in den meisten regierenden Familien seit langer Zeit vorhanden ist.

710. Soll ich einmal in Hinsicht auf Glauben blind gehorchen, soll ich mich ins Schlepptau nehmen lassen, so will ich lieber der altehrwürdigen Reihe der Päpste folgen, als mich aus der Kirche hinausweisen lassen von Generalen, Ministern, Bürgermeistern, Geheimenräthen und ähnlichen religiösen Dilettanten.

711. Wo Schönheit nichts gilt, hat entweder der Geist einen einseitigen, oder das Thierische einen vollständigen Sieg davongetragen.

712. Nicht der ist ein Atheist, welcher viele Fragen über Gott und göttliche Dinge für unlösbar hält, sondern der sich, mitten aus dieser Unfähigkeit heraus, dennoch selbst vergöttert. — Sogenannte Atheisten sind oft nur Götzenleugner, nicht Gottesleugner.

713. Die zwölf Apostel sind lange nicht so scharf individualisirt, personificirt und künstlerisch charakterisirt, als die zwölf großen Götter und Göttinnen. Und wo bei jenen irgend eine Eigenthümlichkeit hervorzutreten scheint, wird sie oft mit theologischen Pinseln überstrichen, weil der abstracte Begriff der Wahrheit angeblich keine Mannichfaltigkeit der Entwickelung dulde. Von den zwölf Aposteln könnten die Hauptrichtungen christlicher Ueberzeugungen ausgehen und sich symbolisiren. Die einzelnen Heiligen sind zu ähnlich und einseitig; sie ersetzen die fehlenden Repräsentanten nicht, welche das Heidenthum in seiner Weise an jenen Göttern und Göttinnen hatte.

714. Der tadelnswerthe Stolz des Wissens beruht wenigstens auf Arbeit; der des Glaubens hingegen in der Regel auf Faulheit, die als verdienstlich in die Wagschale geworfen wird.

715. Wer Gott nicht in dem Nächsten fühlt und erkennt (in Morgen- und Abendroth, Pflanzen und Blumen), der wird ihn auch mit philosophischen Fernröhren nicht auffinden, und aus den metaphysischen Destillationsanstalten zwar einen Spiritus rector, aber keinen lebendigen Gott der Liebe mitbringen. Glücklich, wer das Nächste und Fernste, Anschauung und Begriff, Gefühl und Erkenntniß, Glauben und Wissen in Uebereinstimmung gebracht hat und sich nicht thöricht einbildet, die Hälfte sei mehr als das Ganze.

716. Tadelsüchtige Menschen musiciren zu ihrem und Anderer Leidwesen in bloßen Dissonanzen, ohne Auflösung.

717. Christus ist der einfachste, verständlichste, liebevollste, erhabenste Charakter in der ganzen Weltgeschichte; die Theologen haben ihn aber so ausstaffirt, behangen und verhangen, daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden dem beschränkten Menschengeiste noch begreiflicher ist, als dieser Mittler.

718. Meiner Natur ist nichts mehr zuwider, als das ausschließliche Wesen, welches um einer Ansicht, Lehre, Ueberzeugung, Philosophie, Religion willen alle anderen verdammt und über sie den Stab bricht. Ich gehe mit Theilnahme, Anerkenntniß und Belehrung durch alle hindurch und finde mich doch immer wieder nach Hause. Warum soll ich mein Auge verschließen gegen die Erhabenheit der Aegypter, den schroffen Ernst der Juden, die bewundernswürdige Mannichfaltigkeit der Griechen, die Herrscherkraft der Römer? Ich habe meine Freude an den Göttern und Göttinnen der alten Dichter und Künstler, finde mich angezogen von Aristoteles wie von Platon, vertiefe mich in den Pantheismus des Spinoza, erbaue mich an der

Einfachheit puritanischer, an der Pracht katholischer Kirchen, bewundere Könige wie Heinrich IV und Friedrich II, und Republiken wie Athen und Nordamerika, erfreue mich am Sophokles wie am Shakespeare, denke und fühle mich hinein in alle Bekenntnisse u. s. w. u. s. w. — Mag man mich deshalb einen oberflächlichen, einsichts- und gefühllosen Hans in allen Gassen nennen; — Vorwürfe solcher Art werden mich niemals dahin bringen, meine Freiheit aufzugeben und irgend Einem auf dem angeblich allein zur Weisheit führenden schmalen Gänsepfade zu folgen.

719. Die Rede: „des Menschen Aufgabe übersteigt seine Kräfte," beweiset nur, daß die Aufgabe nicht richtig gestellt war, oder die Kräfte nicht gehörig angewandt wurden.

720. Der Grieche fand die Aufgabe seines Lebens weder zu hoch, noch zu gering: er freute sich des schönen Lebens, das ihm die Götter vergönnt; er verachtete die Erde nicht, diesen natürlichen Schauplatz seiner Wirksamkeit; er wollte nie durch einen salto mortale Zeit und Raum überspringen; er vergaß keineswegs das Recht der Gegenwart um der Zukunft willen, und hielt sich für keinen bloßen Züchtling in einer Anstalt des Jammers und des Elends! — Ist nun das Gegentheil von dem Allem eine wahrhaft christliche Betrachtungsweise?

721. Mit jedem Jahre steigt das Gewicht und die Summe der neuern Zeit. Es ist aber unbillig, um deswillen das Alterthum immer leichter und unbedeutender zu finden. Man vergleiche Gleiches mit Gleichem und da wird eine Stadt wie Athen und ein Jahrhundert wie das des Perikles, viele große Reiche und Jahrhunderte überwiegen.

722. Wenn es auch Jemand gelänge, alle chronologischen und genealogischen Schwierigkeiten in der Bibel aufzulösen und zu beseitigen, so würde daraus für die wahre Religion doch nur wenig oder nichts folgen.

723. Hätte die katholische Kirche, statt praktischer Unduldsamkeit und wilden Verfolgens, in stiller Erhabenheit keinen Hinausgehenden gestört und keinen Zurückkehrenden visitirt, die Meisten hätten ihre Privatwohnungen wieder verlassen und sich zur großen Peterskirche wieder eingefunden.

724. Der Mantel Christi umfaßt die ganze Erde. Diese Weite erscheint aber den Eiferern unter seinen Bekennern zu form- und gestaltlos. Sie schneidern daran, damit er zu ihren Idealen besser passe und fester anliege, bis er so eng wird, daß

kein geschnürter Puppenbalg mehr darin Platz hat; sie nennen dies Werk kleinlicher, engherziger Sektirerei: un abrégé des merveilles des cieux.

725. Jede Zeit hat ihre eigenthümlichen Krankheiten, welche sie überstehen, ausleben und ausschreiben muß. Goethe's Werther und seine Wahlverwandtschaften, sowie Jacobi's Woldemar handeln von derlei Krankheiten, welche indeß manche Leser (nicht ganz ohne Schuld der Verfasser) für empfohlene und nachahmungswerthe Gesundheitszustände angenommen und irrig betrachtet haben. Zu derlei Irrthum hat die Gräfin Hahn in ihrem geistreichen, ja oft psychologisch tiefsinnigen Romane Sybilla keine Veranlassung gegeben. Dennoch ist ihre Heldin (trotz ihres Egoismus) nirgends widerwärtig, da die Strafe nicht ausbleibt und Selbsterkenntniß dadurch aufgezwungen wird.

726. Die Dialektik (Erkenntnißlehre) führt mich zu einem allweisen Gott, die Physik zu einem allmächtigen, die Ethik zu einem allgütigen. — Auch eine Dreieinheit.

727. Die Stufenfolge der Geschöpfe, welche tiefer stehen als der Mensch, und die unabweisliche Gewißheit von seiner geistigen und sittlichen Unvollkommenheit überzeugt mich, daß der Mensch nicht das vollkommenste Geschöpf in der Schöpfung sei. Den Teufeln aller Art (höhere Wesen böser Richtung) verstattet nun einmal verbreiteter Glaube (oder Aberglaube) eine vielfache störende Einwirkung in die menschlichen Kreise, während die Thätigkeit der Engel fast ganz verschollen ist. Haben jene Teufeleien nur deshalb so viele Breite und Anklang gefunden, um die sittliche Verschuldung ihnen aufzuwälzen, während Beistand der Engel das eigene Verdienst zu verkleinern schien?

728. Wenn Gott ganz außerhalb der Welt ist, so ist Gott und (plus) die Welt mehr, als Gott ohne (minus) die Welt. Wenn er ganz in der Welt aufgeht, so ist er nichts für sich und hat höchstens sich selbst erschaffen.

729. Platon's Ideen beruhen weit mehr auf dialektischem Bedürfnisse, als auf fühlender Mystik. Die Art, wie Aristoteles durch Geist und Form Alles durchdringen und bestimmen läßt, ist in Wahrheit mystischer, erlaubt kein Auseinanderfallen und erhebt das von Platon gering Geachtete auch in höhere Kreise.

730. Ein Gott, an den man blos glaubt (sagt eine Partei), ist kaum ein halber Gott; ein Gott, von dem man weiß, ein gewußter Gott (ruft die andere Partei) ist gar kein Gott! —

Zänkereien auf untergeordneten Standpunkten, vor denen nur schwache Seelen erschrecken!

731. Viele, die sich an den schlechten Speisen des Aberglaubens den Magen verdorben haben, wähnen sich durch die Hungerkur des Unglaubens herzustellen. Umgekehrt fallen durch Unglauben Abgehungerte mit doppelter Begier über die vollen Schüsseln des Aberglaubens her.

732. Die, welche ihr Herz vergöttern und es zum höchsten Gesetze erheben, sollten bei Aristoteles in die Schule gehen und seine Lehre vom Triebe und der Sitte erforschen (πάθος, ἦθος). Jener weiset auf das Allgemeine hin in der menschlichen Natur, diese auf die gemeinsame Vernunft; beides führt hinaus über das persönliche Belieben des Einzelnen.

733. „Alle deine Gedankenspäne (sagt man mir) beweisen, daß du kein philosophischer Kopf bist." — Vollkommen richtig; wenn nur der gewöhnliche Menschenverstand nicht ganz fehlt, so bin ich schon zufrieden und mache keine höheren Ansprüche.

734. Bei einem überconservativen Tischgespräche sagte Niebuhr zu Jacobi: nur was alt ist, hat Dauer! welcher Satz bewundert und erläutert ward, bis ein jüngerer Mann vom anderen Ende des Tisches rief: nur was jung ist, hat Lebenskraft! — Hierauf folgte eine allgemeine Stille und (da man das alte Geleise nicht wieder finden konnte, oder ihm nicht vertraute) — ein anderes Gespräch. — Sätze obiger Art lassen sich stets in ihr Gegentheil umkehren; — ein Beweis ihrer immer nur bedingten Wahrheit.

735. Wer in der Politik nur das Unbedingte sucht, oder an dem vorgeblich Unbedingten festhält, ist immer in der Irre. Alles gestaltet sich auf diesem Boden wesentlich praktisch, nach Maßgabe der Kräfte, Neigungen, Ueberzeugungen, Umstände u. s. w.

736. Der Mensch muß, seiner Natur nach, mindestens die Fähigkeit zur Erkenntniß haben, sonst kann ihm nichts offenbart werden. Für einen Klotz, einen Stein, ein Thier gibt es weder Erkenntniß, noch Glauben, noch Gefühl, noch Gnade, noch Offenbarung.

737[a]. Europa ist alt und krank, und keine Hoffnung auf Besserung vorhanden, so lange man seine Krankheiten wie Erzeugnisse der Weisheit oder doch der Nothwendigkeit betrachtet. Hieher gehören: hohe Schutzzölle und Absperrungen, Besteuerung der nöthigsten Bedürfnisse, Vielregiererei aller Art, stehende Heere, Landeskirchen, leichtsinniges Kinderzeugen u. s. w.

737 b. Eine Lösung der orientalischen Frage zum Nachtheile Europas wäre jedesmal ein unermeßliches Unglück, seit Xerxes bis Nikolaus.

738. Wir sind nach Christi Geburt, trotz besserer Grundsätze und vieler anderen Fortschritte, dem ewigen Frieden praktisch nicht näher als vor Christi Geburt. Argwohn, Betrug, Haß, Ränke herrschen so zwischen Völkern und Höfen, wie ehemals, und die Heiligkeit, womit gewisse Bündnisse und Votivtafeln äußerlich belegt, plattirt wurden, hat das darunterliegende geringe Metall nicht veredelt und umgewandelt.

739. Die christliche Sittenlehre würde Einzelne und Völker schon unendlich weitergeholfen, geheiligt und verklärt haben, wenn nicht die Dogmatik immer zerstörend dazwischen getreten wäre.

740. Warum hat sich so heftiger Widerspruch gegen die tiefsinnigen Geheimnisse des Christenthums gefunden? — Weil man sie den Unvorbereiteten mit Gewalt aufzwingen wollte, und obenein so zerstückelt und auf dem Boden des Verstandes zurechtgelegt, daß sie wie baarer Unsinn erschienen. Nur mögen Die, welche geduldig crude und nude Alles verzehrten, sich nicht einbilden, daß sie höher stehen, als jene Widersprechenden. Die höchste Erkenntniß versöhnt erst mit dem Geheimnisse und bedarf desselben.

741. Leute, deren Freundschaft lediglich auf Uebereinstimmung in gewissen Glaubenslehren gegründet ist, mögen ihr Gebäude nicht auf Sand, sondern auf einem Felsen erbaut haben. Aber dieser Felsen wird sich ihnen zu keinem Garten des Lebens verschönern und keine Blumen und Früchte hervortreiben. Freundschaft bedarf neben dem Gleichartigen auch der Verschiedenheit, ja der Gegensätze und vor Allem einer Thätigkeit, die etwas hervorbringt, mittheilt und austauscht. Ganz Gleichartiges, von außen Gegebenes und Mitgebrachtes, läßt sich nicht mittheilen und austauschen. Wenn Jemand mir seinen Glaubensthaler anbietet und ich ihm den meinen ganz gleichen Gepräges, so werden wir hiedurch beide nicht reicher.

742. So wie die gleiche, ohne eigene Arbeit pure angenommene Glaubenslehre bei Einzelnen keinen entwickelnden Zusammenhang hervorbringt, so hält sie auch nur dem Scheine und Namen nach Staaten zusammen.

743. Das Christenthum ist keine Denkmünze, die Jeder Jahre lang in seinen Geldkasten niederlegen oder in die Erde vergraben kann und soll, sondern ein Samenkorn, das Jeden

zum Wachsen, ein Gährungsstoff, der Jeden zur Entwickelung vorwärts treiben soll.

744. Das Leiden Christi ist das wehmüthigste, herzzerreißendste Trauerspiel in der Weltgeschichte. Muß es ihm aber nicht noch viel größere Leiden und Schmerzen verursachen, wenn er sieht, wie seine beseligende Gottesgabe von angeblichen Bekennern misdeutet, misbraucht, verkannt, übertreten und in ihr Gegentheil verwandelt worden?

745. Welch ein Irrthum, daß die Menschen von einer wohlerkannten, erreichten höheren Stufe nicht wieder in alte Irrthümer und mangelhafte Zustände zurücksinken könnten! Gluck z. B. wandte sich mit großer Selbstverleugnung und großer Selbsterkenntniß von einer falschen Bahn muthig hinweg, ward Schöpfer der echt dramatischen Oper, und die wahrhaft großen Meister hielten (unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit) an seinen Grundsätzen fest. Dennoch (und ungeachtet des besseren Wissens und tagtäglichen Kritisirens) sind wir dahin gekommen, daß kaum Einer nach dem Werthe eines Operntextes fragt, dramatische Behandlung und Festhaltung der Charaktere für unnütze Pedanterie gilt, Virtuosen auf musikalisches Gewäsch umherreisen und das Publicum sich auf abgeschmackte Begeisterung etwas zu gute thut.

746. Unter gesundem Menschenverstande versteht man nicht, oder soll nicht verstehen, das (oft fast gedankenlose) hausbackene Meinen und Belieben jedes Einzelnen, sondern das Gesammtbewußtsein der Menschheit, welches sich aus den mannichfaltigsten Bestrebungen immer mehr und mehr reinigt, verklärt, und beruhigt in sicherer Erkenntniß niederschlägt. So lange die Dinge kochen, wogen und brausen, sind die Schlacken noch nicht ausgeschieden; und das wird erst dauernder Besitz und wahrer Fortschritt, was in jenes Gesammtbewußtsein des Menschenverstandes aufgenommen und von ihm anerkannt ist.

747. Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes soll nicht sein eine Rumpelkammer erbärmlicher Trivialitäten, sondern das Schatzhaus der echten Ergebnisse menschlicher Geistesentwickelung. Daß nur die großen Geister zu diesem Schatze beitragen, und kleine Leute (zu denen ich mich zähle) dankbar daselbst ihr wöchentliches Almosen abholen, versteht sich von selbst.

748. Der Satz: das Ich hat eine unbeschränkte Kraft, die gegebene Welt zu vernichten und nach Belieben wieder herzustellen, ist so noch nicht in die Philosophie des Menschenverstandes aufgenommen worden.

749. Manche Philosophie enthält nichts als Nachrichten von den Katzbalgereien, oder dem Zappeln des in Stücke zerschnittenen Menschengeistes.

750. Alle inhalts- und erfolgreichen Revolutionen haben zuletzt die Geister befreit und republikanischer geendet als begonnen. So die Reformation, die Schweiz, die Niederlande, England, Frankreich, Nordamerika.

751. Kein Volk hat eine solche Ehrfurcht wie das deutsche vor einer nichtswissenden Wissenschaft und einer nichts erzeugenden Gelehrsamkeit.

752. Wer immer das Ueberschwängliche will, bleibt hinter dem Gewöhnlichen zurück.

753. Das Publicum betrachtet einen Schriftsteller wie seinen Lehrknecht, der nichts thun soll, als was dem Herrn gefällt und dieser ihm aufgibt. Sobald jener einmal extra gehen, und treiben will was ihm behagt, wird er getadelt und zurechtgewiesen. Manche Naturen sind für ein solches Umherschauen, Sichgehenlassen, Versuchen gleichsam geschaffen (z. B. Steffens, Herder); und bringen so in verschiedenen Richtungen talentvoll eben das zu Stande, was der Mannichfaltigkeit ihrer natürlichen Richtungen zusagt: andere Männer dagegen (wie Schiller und Goethe) haben wol mit Unrecht ihren eigensten Genius zu gering angeschlagen und Jahre verwendet auf kantische Philosophie, Steine, Farben u. s. w. Kleinere Leute haben das große Vorrecht, daß sie, unbespäht und ungeschoren, thun und lassen was ihnen recht und bequem ist.

754. Ich habe nichts gegen gerechten und ungerechten Tadel. Jener belehrt mich, dieser stählt mich und stellt mich auf meine eigenen Füße.

755. Wenn ich die herben Klagen und die fast ununterbrochene Misstimmung vieler großen Geister betrachte und sie mit der glücklichen Zufriedenheit meines Lebens vergleiche, so bekomme ich eine Art von Zuneigung zu der Mittelmäßigkeit und nehme deren heitere Vorrechte in Schutz, wie mein Eigenthum.

756. Wer nur seine eigene Partei begreift, ist auf einem Auge blind und auf einem Ohre taub.

757. Viele unserer sogenannten Literaten verschneiden ihre eigene Zeugungskraft, um nur desto höher und lauter schreien zu können.

758. Das wahre Lebensprincip der Monarchie liegt nicht in dem objectiven Werthe der Form, sondern in dem subjectiven Verhältniß zu den Personen.

759. Schriftsteller, die gar keine Form, kein Maß gewinnen können, mögen große Verdienste haben, liegen aber außerhalb aller classisch zu nennenden Literatur: so Hamann, so Lenz.

760. Es ist nichts irriger, als daß man durch das zeitkostende Umhertreiben unter gewöhnlichen Menschen, durch zerstreuenden Umgang mit Crethi und Plethi der Gegenwart, große Menschenkenntniß oder gar die reine, klare Weisheit erwerbe. Die großen Verstorbenen, mit denen ich täglich umgehe, sind lebendiger, als jene wandelnden Gespenster und Plaudertaschen.

761. Der höchste Gedanke für die vollkommenste Organisation der menschlichen Angelegenheiten ist der Gedanke einer Theokratie unter dem Statthalter Christi, welche Staat und Kirche vereint und gleichmäßig unter ihre Flügel nimmt. Als die Wirklichkeit sich von dem Ideale trennte und jener höchste Gedanke praktisch in das Gegentheil umschlug, spaltete sich die Welt unter bitterem Schmerze. Die eine Hälfte hält fest an dem Glauben und der Hoffnung, daß jener Kern unverwüstlich sei, zu neuem Leben sich erheben und die edelsten Blüten und Früchte tragen werde. Die zweite Hälfte betrachtet mit scharfem Blicke die unleugbar vorliegende Wirklichkeit und sieht das Höchste nicht in einer Form, welcher der Geist entweichen konnte, sondern (ebenfalls glaubend und hoffend) in einer allgemeinen Ausgießung des heiligen Geistes.

762. Niemand glaubt mehr an die Athene, wol aber an seine eigene Weisheit; Niemand mehr an die Aphrodite, wol aber glaubt Jeder, sein Schätzchen stehe höher, als die gottlose Göttin. Ueberhaupt ist der nach außen gestaltende, etwas über sich erkennende Polytheismus in die Leute selbst hineingezogen, und gestempelte oder sich stempelnde Götter und Göttinnen laufen auf allen Gassen umher.

763. Der abstracte Begriff eines überall entscheidend eingreifenden, allmächtigen Gottes hebt eigentlich alle Geschichte und Poesie auf; es bleibt nur eine gewisse Schule der Philosophie oder Theologie.

764. Was man gewöhnlich Folgerichtigkeit (Consequenz) nennt, bezieht sich in der Regel nur auf die Form oder eine gewisse Methode des Verfahrens, ohne Rücksicht auf den Inhalt und dessen Werth. Die höhere Consequenz, wo Form und Inhalt eins ist, bildet den großen Charakter.

765. Diejenigen, welche sich durch Weiberliebe aus den gewöhnlichen Bahnen menschlicher Thätigkeit herauslocken lassen, verlieren in der Regel gar bald die Schwungkraft und sind alsdann viel übler daran, als diejenigen, welche durch Frauenliebe in ihrer natürlichen, ihren Kräften angemessenen Bahn gestärkt und vorwärts getrieben werden.

766. Jeder Beruf ist besser als gar kein Beruf.

767. Auch das Unangenehmste, was mir im Leben widerfahren ist, hat zuletzt zu meiner Erziehung und Kräftigung beigetragen; daher nehme ich Alles gern hin aus höherer Hand mit heiterer, gläubiger Demuth.

768. Ich bin so davon überzeugt, daß jedem Geschöpfe nur das widerfahre und widerfahren könne, was seiner Natur angemessen ist und zu seinem Frieden dient, daß ich mit gelassener Zufriedenheit an die noch unbekannte Zeitlichkeit und Ewigkeit gedenke und Alles ruhig abwarte; ohne in das Aengstigen hineinzugerathen, womit so Viele sich abquälen, und ohne mich über das Gegebene und über mich selbst künstlich hinaufzuschrauben. In der Klasse, wohin mich Gott gesetzt hat, trachte ich ein fleißiger Schüler zu sein; er allein weiß, ob ich zu einer Versetzung reif bin.

769. Offenbarung Gottes sehe ich überall, von den Infusorien bis zu den Sonnensystemen. Auch in der Menschengeschichte erkenne ich Sterne der verschiedensten Größe. Christus, die Centralsonne, ist von solchem Glanze, daß man kaum ertragen könnte hineinzublicken; weshalb dann die Theologen gar dienstfertig mit Kohlendampf geschwärzte Gläser darbieten, damit jeder seine Augen schone.

770. Um ein guter Gesellschafter zu sein, dazu ist mehr Beweglichkeit erforderlich, als Tiefe.

771. Es ist ein gemeines und widriges Wort: jede Tugend hat ihren Preis. Aber die unermeßliche Liebe zu den Wissenschaften, womit Viele prahlen, kann man mit einigen Gehältern, Orden und Titeln ganz auseinandersprengen und jene Lobredner auf andere falsche Bahnen verlocken.

772. Wer nicht geht, der vertritt sich den Fuß nicht; wer nicht reitet, mit dem geht das Pferd nicht durch; wer nicht fährt, der wird nicht umgeworfen: — darum sollen die lieben und geliebten Völker nicht gehen, nicht reiten, nicht fahren, sondern sich von den angestellten Staatsammen und Bonnen, männlichen Geschlechts, päppeln und gängeln lassen.

773. Die Frau, der ihr Mann die Welt ist, der Mann, welchem die Frau noch mehr ist als die ganze Welt; — beide sind sehr gute Eheleute, — in der Regel aber sonst zu nichts zu gebrauchen.

774. Nicht die französische, sondern die nordamerikanische Revolution ist die Epoche einer inhaltsreichen, wahrhaft neuen politischen Weltentwickelung.

775[a]. Von zwölf Stunden lebe ich elf mit Kopf und Herz begeistert in Anderen; das mehrt mein kleines Pfund und macht mich reich und glücklich.

775[b]. Jede Erziehung, ja jede Sittenlehre, welche die Persönlichkeit unberücksichtigt läßt, ist in der Irre.

776. Vollkommene Liebe schließt in sich Kopf und Herz, Denken und Fühlen, Wissen und Glauben, Hoffen und Schauen.

777. Der Tod ist nicht so furchtbar, wie die Art des Todes; und diese Art nicht so schrecklich für des Leidenden eigene Person, als wenn er mit Besonnenheit sieht, welche Leiden er Anderen verursacht, ohne helfen zu können.

778. Dichter und Geschichtschreiber, die den Zufall zu oft anrufen, oder vorherrschen lassen, zerstückeln ihr eigenes Werk und verlieren den Alles zusammenhaltenden rothen Faden.

779. Alles Sein geht über das bloße Bedeuten hinaus und schließt dies in sich. Symbolisiren und Allegorisiren ohne jene feste Grundlage wird kalt, leer und langweilig.

780. Die höchste Liebe geht nicht aus Bedürfniß, sondern aus Reichthum hervor. — Gott, Christus sind die Liebe selbst.

781. Alle Landschaftsmalerei ist Miniaturmalerei und muß unter der natürlichen Größe bleiben, unbeschadet ihres Werthes.

782. Alle bisherigen Mittel gegen die Armuth können nicht zum Ziele führen, da sie auf Abstellung ihrer Ursachen fast gar nicht einwirken. So lange ein verkehrtes Besteuerungssystem fortdauert, Hunderttausende von faullenzenden Soldaten das Mark des Landes verzehren, auf die leichtsinnigste, unverantwortlichste Weise unzählige Kinder in die Welt gesetzt werden, und entsagende Fürsorge für die Nachkommen fast wie eine Dummheit betrachtet wird, müssen die beklagten Uebel zur gerechten Strafe der Welt unvermindert fortdauern.

783. Könige und Staatsmänner hätscheln so viel an neuen, in den Adelsstand erhobenen Tugenden herum, daß die Staatsklugheit ganz in Miscredit und Verruf gekommen ist.

784. Wir wissen nichts vom tausendjährigen Reiche und was man darüber gefabelt hat, läßt sich ohne vielen Witz lächerlich machen. Wer aber kann bei dem Anblicke riesengroßer Mängel der geselligen Verhältnisse den Glauben und die Hoffnung aufgeben: es werde durch Gottes Gnade und mächtige Einwirkungen eine durchgreifende Wiedergeburt derselben eintreten.

785. Die theologische Trinität ist oft in eine philosophische umgewandelt worden, wo es aber mancherlei Dreien und Dreier gibt: Molossen, Daktylen, Anapästen u. s. w. — — —, — ◡ ◡, ◡ ◡ —, — ◡ —, ◡ ◡ ◡ u. s. w.

786. Es gibt keine Thorheit, die nicht auch ihre Märtyrer hätte.

787. Man kann praktisch nachweisen, wie Quantitäten entstehen (z. B. der Kreis, die Kugel, die Pyramide); die Entstehung der Qualitäten geht über die Grenzen der Mathematik hinaus.

788. Ohne Zweifel besitze ich von der Außenwelt nur das, was ich in mich aufgenommen und gleichsam wieder erschaffen habe. Wüßte ich aber nicht, daß über diesen Besitz hinaus noch ein unendlicher Reichthum vorhanden und zu erobern sei, so würde ich mir bettelarm vorkommen.

789. Erfasse ich den Geist nur als Verneinung des Sinnlichen, so komme ich nicht aus dem Zustande der Armuth, des Pauperismus heraus.

790. Wenn ich alles von mir Verschiedene, alles mir Entgegengesetzte gering achte, leugne, vernichte, so höhle ich mich aus bis zu völliger Leere und gehe mir selbst verloren.

791. Richte ich meine Aufmerksamkeit nur auf den fließenden Wechsel meines Ichs, so scheint es sich fast zu verwandeln in ein blos täuschendes Abbild viel festerer, dauerhafterer Gegenstände, in einen bloßen Spiegel reellerer Dinge.

792. Wir suchen die echte Wirklichkeit an unseren Gedanken zu messen und jene dadurch zu erkennen; aber ebenso oft ist es nöthig, unsere Gedanken an jener Wirklichkeit zu prüfen und durch sie zu berichtigen.

793. Die Philosophie, welche mit dem Verneinen (dem Zweifel) beginnt, steht nicht fester als die mit dem Bejahen anfängt. Beides kann Wahrheit und Irrthum in sich schließen.

794. Wenn sich die Kirche im Mittelalter nicht die Aufgabe stellte, die natürliche Sinnlichkeit mit der Geistigkeit zu

versöhnen, so richtete sie ganz natürlich ihre Angriffe gegen den Mittelpunkt aller Sinnlichkeit, hielt das Gelübde der Keuschheit für die Pforte zu einem höheren geistigen Leben und forderte ganz angemessen die Ehelosigkeit von ihren Geistlichen. Fortpflanzung durch den Beischlaf erschien Vielen als ein stets erneuter Sündenfall, welchen man, wenigstens aus den geheiligteren Kreisen, entfernt halten müsse.

795. In der Persönlichkeit liegt nicht blos das, was von Anderen scheidet, sondern auch das, was mit Anderen verbindet.

796. Philosophen, die nur das Allgemeine suchen, werden leer und langweilig.

797. Die Philosophie der Franzosen und Engländer bestrebt sich das philosophische Wissen mit dem gemeinen zu verständigen; während man jenes in Deutschland scharf absondert und, als das höhere, diesem entgegenstellt.

798[a]. Wir unterscheiden zwar sehr leicht ein ungebornes Kind von einem lebendigen Menschen und diesen von einer Leiche; aber noch Niemand hat erklärt, wie der Geist sich mit der Materie verbindet und von ihr trennt. War einst alle Materie geistiger? Wird sie es dereinst, oder ist sie es immer, nur nicht augenscheinlich für menschliche Beobachtungsweise?

798[b]. Läßt sich der Satz: nur das Geistige in der Materie wirkt auf die Seele, nicht umkehren; oder verschwindet alsdann nicht wenigstens der scharfe Gegensatz zwischen Seele und Leib, zu unbedingtem Spiritualismus, oder Materialismus?

799. Viele Philologen sind kleine Männer, welche die Werke großer Männer reinigen, ohne selbst etwas Erhebliches zu erzeugen.

800. Nur dem Zwange muß man nachgeben und niemals freiwillig etwas opfern! — So reden die Fabrikanten hinsichtlich der Schutzzölle, die Zunftgenossen hinsichtlich der Monopole, die Adeligen und Geistlichen hinsichtlich ihrer Standes- und Steuerrechte, die Universitäten hinsichtlich verjährter Gebräuche.

801. Wer nirgends gehorchen will, muß folgerecht wenigstens allen Ansprüchen auf Befehlen entsagen.

802. Unbeschränkte Monarchien sind ein Zeichen der Unreife, oder des Veraltens.

803. Die absolute Freiheit, welche angeblich im Stande der Natur vorhanden ist, besteht blos darin, Willkür zu üben

und noch mehr — zu erleiden. Sie schließt Gesetzlosigkeit in sich und führt nothwendig zur Sklaverei.

804. Im Aufgeben des sogenannten Naturstandes liegt kein Opfer, sondern der höchste Gewinn.

805. Politische Freiheit ist zweckmäßig ausgebildete, und deshalb erweiterte und vergrößerte natürliche Freiheit. Jene steht mit dieser in gar keinem wahren Widerspruche.

806. Die Unbeschränktheit der sogenannten natürlichen Freiheit gibt weder Inhalt noch Form; sie ist nur eine Verneinung und keineswegs das Höchste alles Positiven. Mit der Begrenzung entsteht erst ein Inhalt, statt des bloßen Verflüchtigens; mit dem Maße erst ein Schutz gegen das Maßlose und Ungemäßigte.

807. Zu wenig und zu viel regieren ist gleich irrig und gefährlich. Für Einzelne und für Völker gibt es aber hiefür kein unbedingt gleiches Maß.

808. Es ist ein tyrannisches Unrecht, einem Volke weniger Freiheit zugestehen, als es seiner Natur nach ausbilden und üben kann; es ist eine große Thorheit, dasselbe plötzlich über das Maß seiner Natur hinaus erheben zu wollen.

809. Eine Niederlage in einer guten Sache trägt mehr und bessere Früchte, als ein Sieg erfochten für zweideutige Zwecke.

810. Man muß die Symbolik aller Religionen von Zeit zu Zeit einer Feuerprobe unterwerfen, damit das Zeitliche und Vergängliche vom Ewigen und Unvergänglichen geschieden werde.

811. Das Wissen ist ebenso persönlich, als das Wollen.

812. Ich weiß oft von Anderen mehr, als von mir; eben weil von ihnen mehr zu wissen ist.

813. Eine Thesis, die man nicht angreifen und tadeln kann, ist deshalb selbst tadelnswerth.

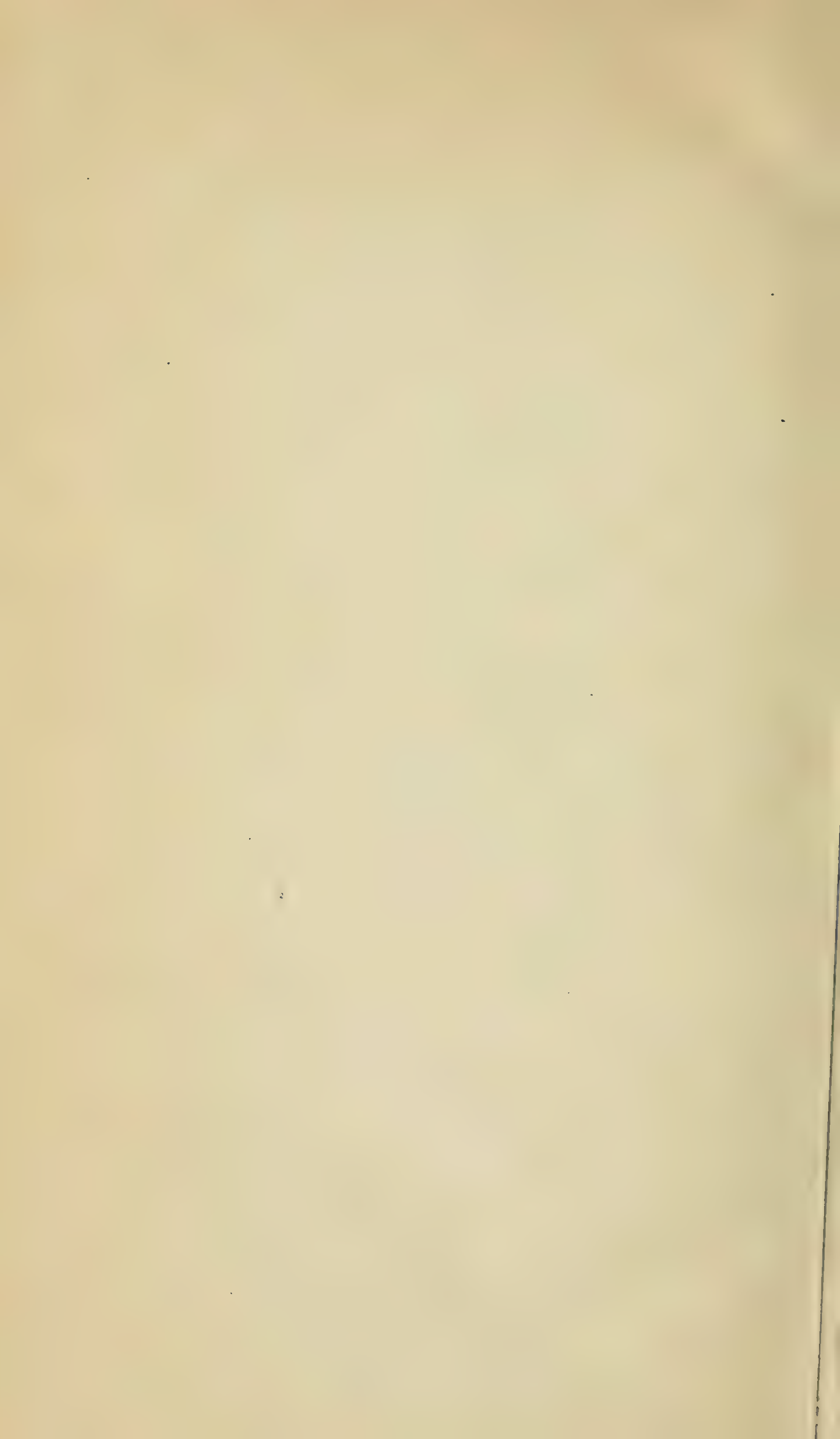
814. Spreu zu worfeln und zu dreschen, ist eine ganz unnütze Beschäftigung und Mühe. Gewichtlos und gehaltlos ihrer Natur nach, findet sie von selbst gar bald ihren Untergang.

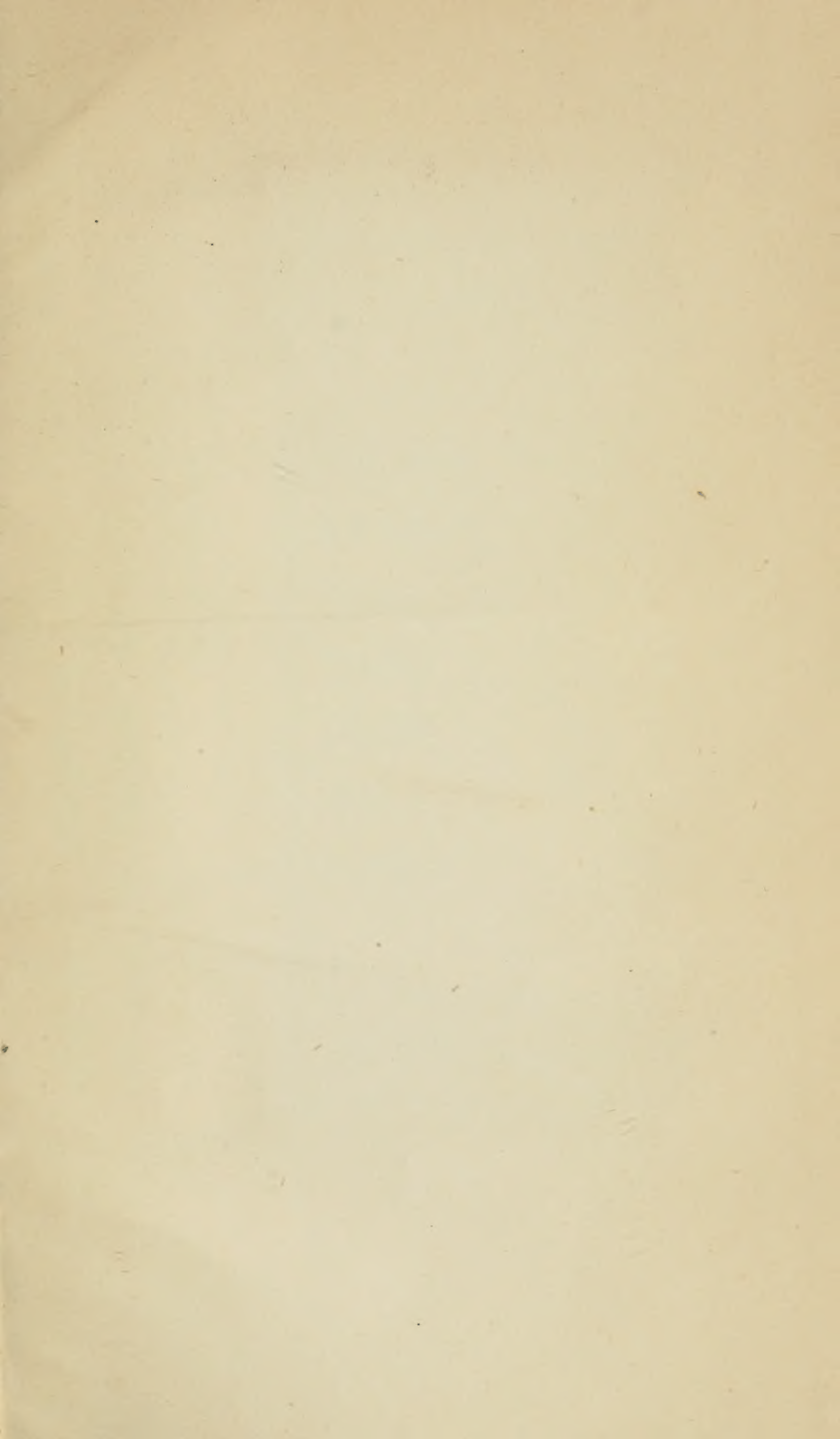
Register.

Druckfehler.

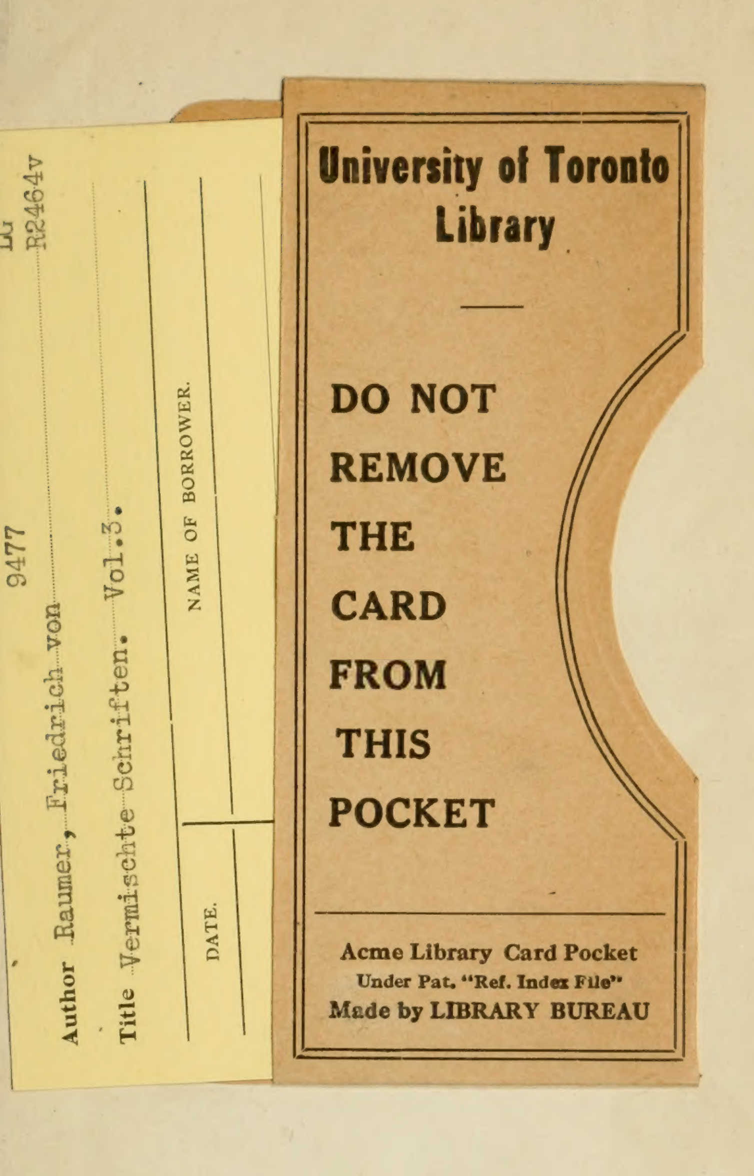
S. 97 Z. 17 von oben lies Bacon

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.








LG
R2464v
9477
Author Raumer, Friedrich von
Title Vermischte Schriften. Vol.3.
NAME OF BORROWER.
DATE.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

